GEGENWELT

Ein Roman von Dian the Saint

Prolog 1

„Jetzt sind wir schon seit drei Tagen zusammen unterwegs, und du hast mir immer noch nicht erzählt, warum du eigentlich desertiert bist.“
Georg Schönbeck griff sich mit klammen, leicht zitternden Fingern ein Ei aus dem Käfig der empört gackernden Hennen, schlug es an der Kante auf und schlürfte es dann ausgehungert herunter.
„Ich hab ne Frau! Meine Jule. Wir sind jetzt seit mehr als fünfzehn Jahren verheiratet.“, erklärte er, während er nervös die Stalltür im Auge behielt.
Dem bärtigen, ausgemergelten Soldaten war nur all zu klar, was die Wehrmacht mit Deserteuren wie ihnen anstellen würde... und dass sie Deserteure waren, daran ließen ihre zerlumpten, feldgrauen Uniformen und ihr ungepflegtes Äußeres keinen Zweifel.
Erst recht nicht, wenn man sie hier beim Eierklauen erwischte.
„Eine Frau, aha. Hat das nicht jeder?“, knurrte sein Begleiter, ein blonder, großer Kerl mit breiter Säufernase, der sich ihm als Oswald Kühnle vorgestellt hatte, als sie sich irgendwo in Polen in einer windschiefen Scheuer wie dieser zufällig über den Weg gelaufen waren.
Schönbeck warf ihm einen eindringlichen Blick zu.
„Ich habe auch noch zwei Kinder! Einen Sohn, und eine Tochter. Gott, ich hätte sie nicht allein lassen dürfen...“
„Kinder?“, kam etwas mürrisch als Antwort zurück. „Auch Kinder hatten in unserem Zug nahezu alle, bis auf den schwulen Lothar. Das ist keine richtige Antwort auf meine Frage, Schorsch!“
„Ach nein?“, erwiderte Schönbeck kopfschüttelnd. „Was willst du denn stattdessen hören? Dass ich einfach nur Schiss hatte? Natürlich hatte ich Schiss, Oswald! Wer hat den heutzutage nicht? Aber feige... richtig feige waren wir doch vor allem damals, als wir mit all den anderen in diesen verfluchten Krieg gezogen sind. Denn damit haben wir weitaus mehr verraten als nur unsere Kameraden und den beschissenen Führer.“
Er fasste beherzt in seinen durchnässten Rucksack und zog sichtlich aufgewühlt einen sorgsam gefalteten Umschlag hervor.
„Siehst du das hier? Das ist ein Brief an meinen Sohn! Ich will, dass er es versteht... und dass er nie die selben Fehler begehen muss, die sein alter Herr begangen hat.“
Neugierig griff Kühnle nach dem Papier, setzte sich eine verbogene Brille auf, und begann dann leise damit, aus dem Brief seines Begleiters vorzulesen.

„Mein lieber Markus,
Dies ist der letzte Brief von der Front, den dir dein Vater schreiben wird.
Vielleicht ist mir das Schicksal gnädig, und ich kann ihn dir schon bald persönlich in die Hand drücken. Vielleicht werde ich auch einfach mitsamt diesem Brief verschwinden, wie schon so viele in diesem Land verschwunden sind. Naja, man hört jedenfalls so einiges, wenn man mit anderen wochenlang den selben Schützengraben teilt... und die meisten Gerüchte haben irgendwo einen wahren Kern. Auch wenn ich in schwachen Stunden immer noch hoffen möchte, dass es nicht so ist…

Erinnerst du dich noch an damals, als du zusammen mit deinem Freund Benja dem Dorflehrer Göbel einen toten Igel auf den Stuhl gelegt hast? Sicher erinnerst du dich! Er hat sich nichtsahnend draufgesetzt, es hat ein gewaltiges Donnerwetter gegeben... und am folgenden Abend, nachdem mir deine Mutter von dem Vorfall berichtet hat, habe ich dir mit väterlicher Strenge klarzumachen versucht, dass ihr Kinder die Erwachsenen stets achten und respektieren müsst, da sie es im Endeffekt ja nur gut mit euch meinen.
Aber ich war im Unrecht, mein Sohn! Ich habe den Fehler begangen, in eurem Lehrer die studierte, gebildete Autoritätsperson zu sehen, die er Kraft seines Amtes zu sein vorgab. Ihr

dagegen, ihr habt in ihm einfach nur das Riesen-Arschloch gesehen, das er wohl tatsächlich war.
Keine Ahnung, ob es dir noch etwas bedeutet, dass dein alter Herr im Nachhinein eure Lausbubenstreiche anerkennt. Aber dieser arrogante Klugscheißer von Göbel hatte es mehr als verdient, dass ihm jemand mal so richtig den Tag versaut hat... und ich wünschte wirklich, ich hätte damals zusammen mit euch darüber gelacht, anstatt euch nur pflichtversessen zu tadeln.
Wer weiß, vielleicht würdet ihr dann heute mit mir gemeinsam über unsere Generäle und Führer lachen, anstatt mich für einen erbärmlichen Feigling zu halten.
Du ahnst nicht, wie viele Menschen von Göbels Schlag es da draußen gibt.
Sie alle erzählen dir was von Verantwortung, von Tugenden und von deinen Pflichten dem Vaterland gegenüber. Doch wenn du aufpasst und ganz genau hinhörst, dann hörst du sie die ganze Zeit nur über sich selbst reden… über ihre Gier nach Macht, ihr unerfülltes Sexualleben, oder ihre verkorkste Kindheit...

Ich will nicht länger um den heißen Brei herumreden, Markus. Du bist ein kluger Junge, und hast sicher längst erkannt, dass dein Vater nicht als stolzer Ritterkreuzträger zu euch zurückkehren wird.
Ich bin ein Deserteur… das Verachtenswerteste, was es in den Augen eines jeden guten Soldaten gibt.
Ich habe mich heimlich davongeschlichen, in der Nacht, als ich eigentlich Wache schieben sollte… habe aus nackter Angst heraus meinen Schwur und meine Kameraden verraten.
Aber es war nicht die Angst vor dem Tod oder davor, in russische Gefangenschaft zu geraten, die mich zu diesem folgenschweren Entschluss getrieben hat.
Nein, mein Junge, ich ängstigte mich am Ende vor allem. Vor meinen Kameraden, vor ihren knatternden Motoren, ihren Uniformen, ihren fröhlichen Saufliedern… sogar vor meinem eigenen Spiegelbild.
Es ist ein furchtbares Gefühl, jeden Morgen zum Rasieren an den Spiegel zu treten und von einer bleichen, verabscheuungswürdigen Fratze angestarrt zu werden, die nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit dem aufrechten deutschen Landser aufweist, als der man sich einst noch am Bahnsteig von seinen Liebsten verabschiedet hatte.

Ihr zu Hause könnt euch gar nicht vorstellen, welch gottlose Dinge sich hier an der Ostfront ereignen.
Wenn die Russen ein Dorf aufgeben müssen, dann stecken sie dort alles in Brand, was sie nicht mitnehmen können. Häuser, Felder, Kirchen, ja selbst das lebendige Vieh. Damit ja nichts übrig bleibt, was wir in irgendeiner Weise für uns nutzen könnten.
Dabei bräuchten sie sich diese Mühe im Grunde gar nicht zu machen, denn schließlich verfahren wir mit ihren Dörfern ganz genauso...
Weißt du, früher dachte ich immer, im Krieg würde die eine Seite angreifen und die andere Seite versuchen, etwas, das ihnen gut und teuer ist, zu beschützen.
Aber hier draußen beschützt niemand mehr irgendwas! Es geht nur noch darum, mehr verbranntes Land zu hinterlassen, höhere Leichenberge zu fabrizieren, und wertvollere Dinge zu zerstören, als es der Gegner tut. Wie zwei riesige Heuschreckenschwärme, die sich im Wettstreit darüber befinden, welcher von beiden mehr kaputtfressen kann. Und das wird den Leuten daheim dann vollmundig als „heldenhafter Dienst am Vaterland“ verkauft... doch wenn du mich fragst, ist es längst nur noch ein Dienst am Teufel, dem sich die Deutschen und die Russen gleichermaßen verpflichtet haben.

Ich schreibe dir diesen Brief in der bangen Hoffnung, dass du wie schon so oft zuvor nicht auf mich gehört hast und noch nicht erwachsen geworden bist. Denn die Erwachsenen ertränken die Erde im Blut!
Am liebsten wäre es mir ehrlich gesagt, du würdest immer noch hin und wieder die Schule schwänzen und die penibel aufgeschichteten Brennholzstapel der Nachbarn umschmeissen... dann könntest du es vielleicht ein bisschen nachvollziehen, wieso dein Vater seinen Treueschwur brach und einfach davongelaufen ist.
Wenn nicht, dann tu ruhig deine Pflicht und reiche diesen Brief an die zuständigen Behörden weiter. Das ist schon in Ordnung so. Ich bin ohnehin nicht mehr in der Position, irgendjemandem außer mir selbst irgendwelche Vorwürfe zu machen.
Du sollst nur wissen, egal, was du denkst, und egal was die anderen sagen: Ich habe mit meiner Tat weder dich, noch Marie oder eure Mutter im Stich gelassen, sondern nur das beschissene Reich!
So lange du diesen Unterschied noch erkennen kannst, hast du es selbst in der Hand, was du aus deinem Leben machst.

Pass gut auf dich auf, mein Sohn, wo immer dich dein Weg in Zukunft auch hinverschlagen mag. Und höre bitte niemals damit auf, wachsam und kritisch zu sein!
In Liebe und dankbarer Erinnerung an unsere gemeinsame Zeit,

Dein Vater Georg.

P.S.: Ich habe noch ein paar Zeilen angefügt, die ich nächtens im schwachen Licht der Taschenlampe geschrieben habe, als unsere Stellung mal wieder stundenlang unter Beschuss stand und ich partout nicht einschlafen konnte. Vielleicht hilft es dir ja, meine Entscheidung wenigstens ein bisschen besser nachvollziehen zu können.

„Wenn du aus dem Fenster blickst,
auf eine Welt, die du nicht verstehst,
und die dir zunehmend irre erscheint...

Wenn du dabei zusehen musst,
wie die Menschen ihren Wahnsinn täglich aufs Neue kultivieren,
anstatt ihn einzudämmen...

Wenn du ihnen sagst, dass dir ihre Welt Angst macht,
und sie dich dafür auslachen,
weil du ja noch ein Kind bist...

Wenn sie dir zu erklären versuchen,
wie ihre kaputte Gesellschaft funktioniert,
obwohl sie das deinem Gefühl nach schon längst nicht mehr tut...

und wenn sie dich dann anheuern wollen,
als Matrose auf ihrem leckgeschlagenen Seelenverkäufer,
damit du deine Pflicht erfüllst und ihnen beim Rudern hilfst...

... lass sie untergehen!

Schließe das Fenster, wende dich ab und vergiss.
Vergiss alles, was sie dir über Vaterland, Opfer und Pflicht erzählt haben.

Denn deine einzige Pflicht ist es,
jenen beizustehen, bei denen dein Herz ist.
Und das einzige Vaterland, das du besitzt, ist tief in dir drin.“

„Das... das sind genau die Worte, nach denen ich immer gesucht habe!“, meinte Oswald Kühnle sichtlich gerührt, und reichte den Brief vorsichtig an Schönbeck zurück. „Die Sache ist die, Schorsch: Ich habe nämlich auch Kinder. Zwei Söhne und eine Tochter, die jetzt gerade mal ein Jahr alt geworden ist. Ich hab sie nur ein einziges Mal gesehen. Meinst du, du könntest mir deinen Brief vielleicht mal ausleihen, damit ich ihn abschreiben kann? Ich bin nämlich nicht so gut im Formulieren von solchen Dingen...“
Schönbeck faltete den Brief sorgfältig, legte ihn zurück in seinen Rucksack und lächelte verständnisvoll.
„Natürlich kann ich ihn dir ausleihen... aber du solltest es wirklich selber versuchen, Oswald! Weißt du, ich denke, wir schulden unseren Kindern keine klugen Worte und keine schön formulierten Erklärungsversuche. Wir schulden ihnen einfach nur Ehrlichkeit.
Wir Väter haben ihnen doch schon viel zu lange vorgegaukelt, die tollen Helden zu sein, die immer die Kontrolle haben und auf alles eine vernünftige Antwort wissen. Und jetzt schau dich um, wo hat es uns letztlich hingeführt? Doch nur...“
Er wollte den Satz zu Ende führen, doch urplötzlich fühlte er einen grellen, schmerzhaften Pfeifton durch seinen Schädel schießen.
Reflexartig hielt sich Schönbeck die Hände vor die Ohren, doch der Ton ging nicht weg. Im Gegenteil, er wurde nur noch lauter und bohrender.
„Was zum Teufel... ist das?“, rief er in Richtung seines Begleiters. Doch der kroch nur panisch rückwärts von ihm weg und starrte dabei mit weit aufgerissenen Augen an die hölzerne Decke des Schuppens.
„Sieh doch nur, Schorsch!“, schrie er dabei so laut, dass er das unheimliche Geräusch gerade noch übertönen konnte. „Der Himmel!“
Jetzt schaute auch Schönbeck nach oben.
„Welcher Himmel? Da ist doch nur... Oh mein Gott, das ist ja...“
Er ließ gebannt seinen Rucksack fallen.
Dort oben bewegte sich etwas. Bilder wie im Kino, von Geisterhand an die hölzerne Decke des Schuppens gezaubert. Bilder von Soldaten, von einer Hochzeit, von einem blau-weißen Sommerhimmel...
Auf einem dieser sich überlagernden und immer vielfältiger werdenden Erscheinungen meinte er sogar kurzzeitig, seine Frau und die beiden Kinder erkennen zu können.
Gleichzeitig begannen sich die Wände des Raumes zu teilen, immer und immer wieder, als würde sich alles wie eine unter dem Mikroskop betrachtete Amöbe reproduzieren.

Der Pfeifton wurde mit jeder Sekunde unerträglicher.
Schönbeck bemerkte schockiert, wie die Erde auf und niederschwankte. Er stolperte unbeholfen zwei Schritte nach hinten... doch sein Körper ging nicht mit ihm mit, sondern blieb einfach dort stehen, ungläubig und mit weit offenem Mund an die immer näherkommende Decke starrend, die sich jetzt wie ein gigantischer Strudel um ihn und seinen Kameraden herum zu drehen begann.
Oben und unten, hinten und vorne, Vergangenheit und Zukunft... alles schien planlos ineinander überzufließen, während Schönbeck immer schneller auf das schwarze Loch zuraste, das im Auge des um ihn herum tosenden Bildersturms entstanden war.
Auf einmal hatte er das Gefühl, ganz klein zu seinen Füßen sich selbst und Kühnle zu sehen, wie sie sich gerade hungrig an den Eiern der Hühner zu schaffen machten.
Das musste noch keine zehn Minuten her sein…

„Passt auf! Geht da sofort raus!“, versuchte er ihnen noch panisch zuzurufen, für den Fall, dass sich dadurch irgendwas an der misslichen Lage, in der sie sich nun befanden, ändern würde… doch da hatte ihn der gierige Sog längst auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt und mitsamt der warnenden Worte in seine alles verschlingende Dunkelheit gezogen.

Prolog 2

Mehrere Wochen später, am 10. Februar des Jahres 1945, fuhr ein schwarzer Wagen durch die von Kratern übersäten Straßen der Reichshauptstadt.
Richard Kreidler, ein ebenso erfahrener wie pflichtbewusster Gestapo-Beamter, saß gedankenversunken auf dem Beifahrersitz und starrte mit trübem Blick aus den dunkel getönten Fensterscheiben nach draußen auf die vorüberziehenden Ruinen, die vor den Luftangriffen einmal eine belebte Häuserzeile im Herzen Berlins gewesen waren.
Mit jedem Tag sah die Stadt verkommener aus.
Wo es früher in den Morgenstunden noch nach frischem Brot und gemahlenem Kaffee geduftet hatte, stieg einem heute ein beißender Gestank in die Nase, der eher an eine Mischung aus Staub, Benzin und verbranntem Fleisch erinnerte. Und dort drüben, am Ufer der Spree, wo man einst so entspannt spazierengehen und die Natur genießen konnte, hatten sie nun überall von Sandsäcken umsäumte Flakgeschütze aufgestellt.
Das war nicht das Berlin, das er kennen und lieben gelernt hatte. Das war es schon lange nicht mehr…
Und auch, wenn Kreidler ganz sicher nicht zu denen gehörte, die hinter vorgehaltener Hand bereits über eine Absetzung Hitlers nachdachten, fragte er sich doch mit zunehmendem Unwohlsein, ob die hohen Herren in der Parteiführung überhaupt noch begreifen wollten, was um sie herum geschah.
Fuhren sie genau wie er in trauriger und wehmütiger Stimmung durch die kaputten Straßen ihrer ausgebombten Metropole, oder hatten sie längst lebensecht wirkende Fototapeten mit Albert Speers Visionen von Germania vor die Scheiben ihrer Dienstfahrzeuge kleben lassen... mit nur einem kleinen Sehschlitz für den Chauffeur, damit der sie nicht völlig blind zu dem ihm angegebenen Bestimmungsort kutschieren musste?
Kreidler konnte nur hoffen, dass es nicht so war.

„Erklären sie dem Professor mal, wieso er besser mit uns kooperieren sollte, Kreidler!“, riss ihn eine diabolische Stimme aus seinen Gedanken.
Der Gestapo-Mann drehte sich langsam nach hinten, schaute erst auf den grauhaarigen Wissenschaftler, der da wie ein Häufchen Elend auf der Rückbank kauerte, und dann zu dem blondhaarigen, arroganten Schnösel nebendran, dem diese unsympathische Stimme wie auf den Leib geschneidert war… ein gewisser Herr Vogt, der kurz vor dem Morgengrauen wie aus dem Nichts bei ihnen in der Zentrale aufgetaucht war und sich seither so aufführte, als ob er gleich nach dem Führer der wichtigste Mann im Reich wäre.
Alle krochen sie vor ihm… Kreidlers Vorgesetzter eingeschlossen, der sich normalerweise nicht so einfach in eine laufende Operation hineinpfuschen ließ.
Doch wie es schien, hatte dieser Herr Vogt Beziehungen bis ganz nach oben.
„Fragen sie besser nicht weiter!“, hatte ihm sein sichtlich eingeschüchterter Chef noch empfohlen, als Kreidler mehr über die Herkunft dieses unerwünschten Besuchers in Erfahrung bringen wollte. „Alles, was ich ihnen sagen kann, ist, dass dieser Kerl einer Organisation angehört, die so geheim ist, dass nicht einmal wir von der Gestapo irgendwelche Aufzeichnungen darüber haben. Sicher ist nur, dass diese Leute existieren... und dass sie mit ihnen besser bedingungslos kooperieren sollten, wenn ihnen ihre Karriere auch nur ein kleines bisschen am Herzen liegt.“

Kopfschüttelnd war Kreidler daraufhin aus dem Büro gegangen, hatte widerwillig vor diesem großgewachsenen Fremden salutiert und ihm seine volle Unterstützung zugesichert.
Doch tief im Inneren ahnte Kreidler vom ersten Moment an, dass dies ein verdammt beschissener Arbeitstag werden würde.

„Na kommen sie, Kreidler! Oder sind sie etwa einer von denen, die nicht darüber reden können?“, fraß sich Vogts penetrante Stimme abermals durch Kreidlers Gehörgang.
Der Gestapo-Mann warf ihm ein gefühlloses Lächeln zu.
„Ich bin einer von denen, die den sanften Weg vorziehen. Den bevorzugen sie doch sicherlich auch, Professor, oder?“, fügte er drohend an den ängstlichen Wissenschaftler gewandt hinzu, der auf Kreidler irgendwie nicht den Eindruck machte, als ob es noch weiterer Einschüchterungstaktiken bedurfte, um das Eis zu brechen und mit dem Alten ein sachdienliches Gespräch führen zu können.
„Natürlich...“, versicherte der Professor hastig.
Vogt gähnte gelangweilt, denn er hätte viel lieber ein paar neue, spannende Foltergeschichten gehört.
Doch im Gegensatz zu ihm gehörte Kreidler nunmal nicht unbedingt zu den Menschen, die übermäßigen Spaß an solchen Dingen hatte.
Kreidler tat einfach nur das, was nötig war, um die erforderlichen Informationen zu erhalten. Und wenn weniger nötig war, dann war ihm das bedeutend lieber, denn es vereinfachte ihm seine Arbeit ungemein… und er musste weniger Überstunden schieben.

„Ich kannte mal einen Gestapo-Beamten, der hat einen alten Rabbiner an dessen Bart aufhängen lassen.“, erzählte Vogt unterdessen grinsend und stieß seinem neben ihm sitzenden Gefangenen aufmunternd in die Rippen. „Dann ließ er sich eine Geige bringen und tanzte damit fiedelnd um den armen Teufel herum. Keine Ahnung, ob der Jude schließlich ausgepackt hat, weil ihm sein Bart so weh tat, oder weil der Kerl von der Gestapo so ein verdammt miserabler Geigenspieler war.
Ich kann ihnen jedenfalls versichern, Professor, dass die Gestapo voll von solch unmusikalischen Witzbolden ist! Auch, wenn mein Begleiter so früh am Morgen vielleicht noch ein wenig verschlafen wirken mag...“
Kreidler biss sich auf die Lippen, um nicht irgendetwas zu sagen, was er hinterher bitter bereuen würde.
Doch er hatte im Lauf seiner langen Karriere gelernt, wann es besser war, den Mund zu halten und seinem Gegenüber das letzte Wort zu überlassen... daher wandte er sich bloß wieder wortlos nach vorne und hoffte, dass ihn der arrogante Emporkömmling für den Rest der Fahrt einfach in Ruhe lassen würde.

„Verraten sie mir nun endlich, wie es dazu kommen konnte, dass in ihrer Nachbarschaft über einhundertfünfzig Menschen einfach so verschwunden sind?“, fuhr Vogt nach einer kurzen Denkpause mit seinem unkonventionellen Verhör fort... sichtlich amüsiert darüber, wie der eingeschüchterte Wissenschaftler an seiner Seite schon bei der kleinsten Bewegung zusammenzuckte, obwohl er doch bislang noch vergleichsweise zuvorkommend behandelt worden war.
„Und was uns mindestens genauso interessieren würde: Wieso haben sie, im Zentrum der von ihnen verursachten… nun ja, nennen wir es mal „Anomalie“… ohne den geringsten Kratzer überlebt?“
Herr Vogt warf dem ihm anvertrauten Mann einen stechenden Blick zu. Nicht, dass es ihn persönlich besonders interessiert hätte, was irgendein verwirrter alter Zausel da in seiner zum Labor umfunktionierten Garage zusammengebastelt hatte.

Doch wenn sich daraus eine Chance bieten würde, dem Regime vielleicht doch noch zum Endsieg zu verhelfen und damit endlich eine stabile Ordnung in ganz Europa zu installieren, dann war für Vogt und seine Hintermänner kein Weg zu weit und kein Plausch zu unbedeutend.
„Ich sagte ihnen doch schon, dass ich mir nicht erklären kann, was genau da passiert ist.“, erwiderte der Wissenschaftler zaghaft. „Eigentlich hätte nicht der geringste Impuls entstehen dürfen. Ich habe doch nur versucht, eine angeblich nicht existente interdimensionäre Strahlung mittels eines von mir entwickelten Verfahrens zur Sichtbarmachung von...“
„Ersparen sie mir die Details, Professor.“, unterbrach ihn Vogt unwirsch. „Es geht mir komplett am Arsch vorbei, ob sie ihre Nachbarn aus Absicht oder purem Unvermögen pulverisiert haben!
Alles, was ich wissen will, ist: Können sie es wiederholen? Vielleicht ein wenig größer? Vielleicht irgendwo in England?“
„Aber... aber wozu denn wiederholen?“, stammelte der Professor erschrocken, der erst jetzt zu begreifen begann, dass die schwarzgekleideten Herren überhaupt nicht daran dachten, ihn für seine aus dem Ruder gelaufenen Experimente juristisch zur Verantwortung zu ziehen.
„Denken sie etwa, ich hätte diese Arbeit von meinem eigenen Vermögen finanziert, wenn ich vorgehabt hätte, eine Wunderwaffe für Adolf Hitler zu entwickeln? Meine Forschung ist allein friedlicher Natur!“
Als Antwort zog sich Vogt demonstrativ seine schwarzen Handschuhe über.
Zwar hatte er keineswegs vor, hier im Auto in irgendeiner Weise gewalttätig zu werden... aber solche Gesten hinterließen bei so zartbesaiteten Gemütern wie seinem verängstigten Nebensitzer nunmal mehr Eindruck als jeder noch so gutgemeinte Ratschlag.
„Auch wir wollen Frieden!“, stellte er sachlich klar, während er dem Alten nur scheinbar kameradschaftlich seinen schweren Arm auf die Schultern legte. „Aber wie könnte es jemals Frieden geben in Europa, diesem unversöhnlichen Vielvölkergemisch, wo jeder nur an sich denkt und auf eine günstige Gelegenheit wartet, seinem Nachbar ein Stück Land wegzunehmen?
Helfen sie uns, in Europa endlich Ordnung zu schaffen!“
„Ordnung? Unter dem Hakenkreuz? Das ist absurd!“, empörte sich der Wissenschaftler, so gut es ihm in seiner bedrängten Lage eben möglich war, denn er wusste nur zu gut, wie das Regime mit Andersdenkenden umzugehen pflegte... und dass eine solche Ordnung alles andere als ein Segen für die Menschheit wäre.
Herr Vogt grinste spöttisch.
„Unter dem Hakenkreuz... unter dem Judenstern... meinetwegen auch unter Hammer und Sichel. Ist es im Grunde nicht völlig irrelevant, in wessen Kleidern das neue Groß-Reich daherkommt? Was zählt, ist doch einzig und allein das, was sich darunter befindet. Schönheit... Funktionalität... die bezaubernde Anmut eines Systems, in dem jeder Mensch von Geburt an weiß, wo er hingehört.
Eine Volksgemeinschaft, in der es keine Sieger oder Verlierer mehr gibt, weil alle gemeinsam an einem Strang ziehen… Führer wie Geführte… Diener wie ihre Herren. So, wie es seit Jahrhunderten vorgesehen war.“
Er deutete mit der anderen Hand nach draußen auf die Straße.
„Sehen sie sich doch nur mal um, mein Guter! Was hat die elende Kleinstaaterei und Demokratie den Menschen denn eingebracht? Doch nur Chaos und Zerstörung.
Was wir jetzt brauchen, ist eine neue, weltumfassende Ordnung. Und dafür benötigen wir sie und ihre Erinnerungen an ihr kleines Missgeschick von letzter Woche.“

Vogt wollte sich gerade wieder seinem sturen Gefangenen zuwenden... aber etwas an den hinter dem Fenster vorbeiziehenden, aschgrauen Häuserfronten irritierte ihn.

„Sagen sie, Kreidler, was ist das?“, fragte er vorwurfsvoll, und deutete auf eine halb eingestürzte Fassade, auf die mit weißer und roter Farbe zahlreiche antideutsche Parolen geschmiert worden waren.
„Ach das? Das ist kein Grund zur Besorgnis!“, wiegelte Kreidler hastig ab. „Nur die Hinterlassenschaft einer Gruppe verwahrloster Halbstarker, die Gerüchten zufolge irgendwo in den Ruinen hausen sollen und sich mit Diebstählen und Plünderungen über Wasser halten. Aber niemand hat sie je gesehen. Angeblich, weil sie nur bei Nacht aus ihren Löchern kommen, und weil sie ihre Körper mit Asche und Schlamm einreiben, um sich in den zerstörten Gebäuden besser vor den Erwachsenen verstecken zu können...
Sie nennen sich selbst „Die Engelskinder“. Pubertärer Unsinn, wenn sie mich fragen.
Es ist ohnehin nur eine Frage der Zeit, bis uns einer von denen in die Falle tappt... und dann haben wir die anderen auch. Genau wie damals bei den Edelweiss-Piraten. Ich meine, es sind schließlich nur Kinder.“
„Mit denen fängt es immer an.“, erwiderte Vogt wenig überzeugt, denn er kannte die Gefahr, die von diesen anfangs als harmlos belächelten Kinderbanden ausgehen konnte. Vielleicht kannte sie keiner so gut wie er...

Der Wagen bog in eine Seitenstraße ein, die nur notdürftig von Schutt und Trümmerteilen befreit worden war, so dass der Fahrer mehrmals im Slalom um einige Hindernisse herumfahren musste.
Da waren noch zahlreiche weitere Schmierereien an den Wänden.
„FÜRCHTET EUCH!“, stand dort mit krakeliger Schrift geschrieben.
„DIE ENGEL SIND DA, DAS ENDE IST NAH!“
„TOD DEM DEUTSCHEN VOLK!“
Und auf der Front eines ehemals prachtvollen Jugendstil-Gebäudes prangte in großen, roten Buchstaben der Schriftzug:
„JANOSCH LEBT!“

„Das... ähm, das hat rein garnichts zu bedeuten. Sicher nur ein komischer Zufall!“, versuchte der auf einmal sichtlich erschrockene Kreidler den Vorwürfen Vogts zuvorzukommen. Denn er wusste nur zu gut, wie sensibel man in der Chefetage auf die bloße Erwähnung des Namens „Janosch“ reagierte... den Namen jenes legendären Partisanenkämpfers, dem mehrere hundert Morde an deutschen Soldaten und Zivilisten zur Last gelegt wurden, und dessen Ruf sich inzwischen wie ein Lauffeuer im ganzen Reich verbreitet zu haben schien.
„Nun machen sie sich nicht gleich ins Hemd, Kreidler.“, beruhigte ihn Vogt. „Als ich Janosch zum letzten Mal gesehen habe, war er mausetot und lag verkohlt auf einem Seziertisch der Gerichtsmedizin. Glauben sie mir, der kommt nicht mehr zurück! Er ist nur noch ein Mythos.“
„Sie waren also dabei?“, fragte Kreidler jetzt fast ein wenig ehrfürchtig, denn er hätte verdammt viel dafür gegeben, den Staatsfeind Nummer Eins eigenhändig zur Strecke zu bringen. „Und haben ihn mit eigenen Augen gesehen? Das wusste ich nicht. Ich bitte um Verzeihung, Herr Vogt! Ich war mir bis zuletzt nicht sicher, ob der Tod Janoschs nicht nur ein Gerücht gewesen ist... ob vielleicht nicht alles, selbst sein Leben, nur ein Gerücht war... eine Geistergeschichte, wie es sie an der Front zu Tausenden gibt.“
Vogt setzte ein selbstgefälliges Lächeln auf und schaute nachdenklich den kleiner werdenden Wandparolen hinterher.
„Nein, keine Geistergeschichte. Janosch war ziemlich real, Kreidler... genau wie die Kinder, die ihm gefolgt sind. Und ich will nicht erleben müssen, dass sich das noch einmal wiederholt. Weder hier in Berlin, noch sonstwo.
Die Ideologie dieser Janosch-Anhänger ist gefährlich! Weitaus gefährlicher, als sie es vielleicht vermuten würden. Also sorgen sie gefälligst dafür, dass diese Schmierereien

umgehend entfernt werden... und machen sie diese Jugendlichen dingfest, die dafür verantwortlich sind! Mein Gott, das kann doch nicht so schwierig sein.“
„Dann geben sie uns mehr Personal!“, klagte Kreidler. „Mit zahnlosen Greisen und fetten Weibsbildern kann man keine flinken Wiesel fangen.“
„Was wollen sie denn?“, ärgerte sich Vogt. „Soll ich vielleicht verfügen, dass ein paar fähige Scharfschützen von der Ostfront abgezogen werden? Denken sie etwa, dass wir irgendwo so gut bestückt wären, dass ich mir so etwas erlauben könnte, ja?“
Er schnaufte erbost, bevor er sich wieder dem an seiner Seite sitzenden Gefangenen zuwandte.
„Was sagen sie dazu, Professor? Herrenlose Kinder, die in Ruinen hausen und Wände beschmieren... Chaos, Anarchie... und das mitten in Berlin! In unser aller Berlin!
Wollen sie, dass so die Zukunft des deutschen Volkes aussieht? Was wäre denn das für ein Leben, ohne eine harte Hand, die den gemeinen Pöbel in seine Schranken weist? Ohne Sicherheit... ohne Hoffnung...“
„Ach, wissen sie...“, erwiderte der Wissenschaftler, mittlerweile ein wenig selbstbewusster, ja fast trotzig. „Wenn ich mit meinen Theorien Recht habe und es mitten unter uns noch unzählige andere Dimensionen gibt... wenn das, was wir als unser einziges Leben betrachten, nur die sichtbare Spitze eines gigantischen Eisberges ist ... dann würde das so einiges relativieren, wofür heute so viele zu kämpfen und zu sterben bereit sind.“
„Kommen sie mir nicht mit anderen Dimensionen.“, reagierte Vogt sichtlich genervt. „Ich lebe im Hier und Jetzt, und das ist beschissen genug! Die deutsche Kultur, unser wunderbares Reich, der Respekt der Menschen vor der Obrigkeit... alles, was ich mein Leben lang hegen und beschützen wollte, scheint langsam aber sicher vor die Hunde zu gehen.
Für jeden Gegner unserer Ordnung, den ich zur Strecke bringe, wachsen scheinbar drei neue nach. Die militärische Lage ist weitaus verheerender, als ihnen das die Wochenschauen weismachen wollen. Und Adolf Hitler hat sich in seinem Bunker verbarrikadiert und geht nicht mal mehr ans Telefon.
Glauben sie mir, da interessiert es mich wirklich nicht im Geringsten, ob ihre abstrusen Fantastereien diese Katastrophe in irgendeiner Weise relativieren können oder nicht!
Alles, was meine Verbündeten und ich wollen, ist, dass sie für uns ein Gerät bauen, das man abschießen kann, und mit dem alle Gegner unseres Systems verdampfen, ohne auch nur die geringste Chance auf Gegenwehr zu haben!
Wenn sie uns das liefern können, werden sie ein Held sein, Professor. Sie werden bis in alle Ewigkeit in einem Zug mit Richard Wagner und dem Führer genannt werden. Doch wenn sie nicht liefern...“
Vogt machte eine kurze Pause, um dem Alten an seiner Seite die Konsequenz dieser Worte deutlich zu machen.
„... dann werden wir sie einfach so behandeln wie der hundertfünfzigfache Mörder, der sie ja zweifellos sind. Und glauben sie mir, in Zeiten wie diesen wird man schon wegen weitaus geringerer Vergehen gehängt.“
Er nahm den Arm vom Rücken des Professors, um ihm aus dem immer griffbereiten Getränkehalter an der Rücklehne des Beifahrersitzes fürsorglich ein Glas Wasser zu reichen... doch mitten in der Bewegung hörte er auf einmal das laute Fluchen seines Fahrers. Im selben Moment legte der Wagen mit quietschenden Reifen eine schroffe Vollbremsung hin, wodurch Vogt mit voller Wucht nach vorne gegen den Sitz geschleudert wurde.
„Der... der Junge ist mir einfach... vor die Kühlerhaube gesprungen...“, stotterte der Fahrer schockiert, kurbelte das Seitenfenster herunter und beugte sich suchend zur Straße hinaus.
Nur mühsam gelang es Vogt, sich trotz seiner blutenden Nase und der schmerzenden Stirn wieder auf die Rückbank hochzuziehen.
„Halten sie nicht an, Hammerschmitt. Um Gottes Willen, fahren sie weiter!“, brüllte er panisch in die unheilvolle Stille hinein. „Das ist eine verdammte Falle!“

Aber seine Warnung kam zu spät.
Urplötzlich ertönte vom Dach her ein dumpfes Aufprallgeräusch... dann wurde der Fahrer auch schon mit einem lauten Schrei vom Sitz gerissen und in Sekundenbruchteilen durch das Fenster hinaus auf die Straße gezerrt.
Der nebenan sitzende Kreidler zuckte geschockt zusammen.
Wie konnte so etwas nur geschehen? Am hellichten Tage, und ausgerechnet jetzt...
Er stieß einen hastigen Fluch aus und griff panisch in seine Manteltasche, um seine Pistole zu ziehen und sich gegen was auch immer zu verteidigen.
Doch da bohrte sich auch schon mit unerbittlicher Wucht eine von oben durch das lederne Verdeck gerammte Eisenstange in seinen Nacken, durchtrennte knirschend die Wirbelsäule und nagelte den Gestapo-Mann regelrecht auf seinem Sitz fest.

Als Vogt das aus dem weit geöffneten Mund seines Begleiters rinnende Blut bemerkte, gab es für ihn kein Halten mehr.
So schnell er konnte, öffnete er die Seitentür und hechtete ins Freie. Gleichzeitig lud er noch im Flug seine Dienstpistole durch… denn er war schließlich ein echter Herrenmensch. Einer, der gelernt hatte, sich in jeder Lebenslage durchzusetzen, und der sich nicht so leicht abmassakrieren lassen würde wie seine beiden unbedarften Begleiter... schon gar nicht jetzt auf der Zielgeraden, wo ihm endlich eine so wertvolle Person wie der Professor in die Hände gefallen war.
Daher richtete er, kaum, dass er mit beiden Beinen wieder einen sicheren Stand hatte, mit tödlicher Präzision seine Waffe auf den Kopf des jugendlichen Angreifers, der oben auf dem Dach des Wagens kniete und noch immer die blutdurchtränkte Eisenstange umklammert hielt.
Vogt wollte schon den Abzug drücken und diese halbnackte, weißgrau angemalte Missgeburt zurück in die Hölle schicken, aus der sie hervorgekrochen war.
Doch etwas hielt ihn jäh zurück… ein Gefühl, so erdrückend und gnadenlos, wie es nur die eisige Vorahnung seines eigenen Todes sein konnte.
Da lauerte etwas Unmenschliches hinter ihm.
Ein auf ihn gerichteter Dolch, eine schattengleiche Gestalt, und der kälteste Zorn, den je ein Wesen auf Erden empfunden hatte...
Vogt drehte sich fröstelnd um.
Und dann, als sich sein Blick der eingefallenen Häuserfront mit der geöffneten Tür näherte, realisierte er, dass dieser Überfall nicht seinem kostbaren Gefangenen gegolten hatte... sondern einzig und alleine ihm.
„Du?“, keuchte er fassungslos, als er dort im dunklen Eingang in eine schemenhafte Fratze aus einem längst verarbeitet geglaubten Alptraum starrte. „Aber... du bist tot! Ich habe dich doch da liegen sehen, in deinem eigenen Blut...“
„Blut... ja.“, zischte die Gestalt verächtlich, und streckte ihm aus dem Schatten heraus ihre Hand entgegen. Sie war genauso mit eingetrocknetem Lehm, Asche und rotem Körpersaft bedeckt wie der Rest der Angreifer, die sich jetzt von allen Seiten näherten und Vogt wie ein Rudel hungriger Wölfe einzukreisen begannen.
„Und das Blut ist bis heute nicht abgegangen, wie du siehst.“
„Wieso sollte es auch? Wir haben schließlich längst Gefallen daran gefunden. Nicht wahr, Jungs?“, hagelte eine zweite Stimme von der Seite auf den zunehmend überfordert wirkenden Vogt ein.
Er blickte zögernd nach links, wo ein weiteres vertrautes Gesicht aus der Vergangenheit auf ihn lauerte. Noch einer dieser unbelehrbaren, jungen Verschwörer, die doch eigentlich längst hunderte Kilometer von hier in einem tiefen Massengrab vor sich hinfaulen sollten.
„Du auch? Wie ist das möglich? Warum zur Hölle seid ihr immer noch hier?“
„Hat es dir denn niemand offenbart?“, antwortete die im Schatten stehende Gestalt mit einer unheimlichen Flüsterstimme. „Weißt du denn nicht, was man sich von den Engeln erzählt?“

Unterdessen hatte der Professor im Wagen seine beim Aufprall zerbrochene Brille wiedergefunden und kletterte, so gut es ihm in seinem Zustand eben möglich war, aus dem Wagen heraus.
Vor seinem verschwommenen Blickfeld sah er mehrere Gestalten, die im Kreis um den mittlerweile am Boden liegenden Vogt herumstanden und mit allem, was sie zur Verfügung hatten, unbarmherzig auf ihr Opfer einprügelten.
„Seid ihr vom Widerstand?“, fragte der Wissenschaftler unsicher, nachdem er sich noch etwas näher herangetastet hatte, ohne dass einer seiner jugendlichen Retter auch nur die geringste Notiz von ihm zu nehmen schien.
„Könnt ihr mir helfen? Ich muss unbedingt das Land verlassen... ich habe Geld! Ich bezahle euch natürlich auch dafür, wenn ihr möchtet... Bitte! Die wollten mich entführen, wisst ihr? Weil sie meinen, dass ich ihnen den Endsieg bringen könnte... Bitte helft mir! Ihr dürft nicht zulassen, dass ich noch einmal in deren Hände falle. Sonst kann ich für nichts garantieren...“
Jetzt erst drehte sich einer aus der wilden Horde mit seinem martialisch geschminktem Gesicht zu ihm um und lächelte… ein unschuldiges, knabenhaftes Lächeln, wie man es nie bei jemandem vermutet hätte, der gerade noch damit beschäftigt gewesen war, einen anderen Menschen totzuschlagen.
„Endsieg? Tatsächlich?“, fragte er mit einem faszinierten Leuchten in den Augen. „Na, wenn das so ist, mein Alterchen… dann herzlich Willkommen beim Widerstand!“

Kapitel 1

Es war ein kühler, verregneter Spätsommerabend im September 1993.
„Genau das richtige Wetter, um es endlich durchzuziehen.“, dachte Nikita Lorenz nach einem skeptischen Blick in den wolkenverhangenen Himmel. „Wenn es überhaupt ein richtiges Wetter für so etwas gibt.“
Der dürre, siebzehnjährige Junge mit den blonden, immer ein wenig in die Stirn hängenden Haaren, dessen Eltern ihn einst nach dem großen sowjetischen Staatsmann Nikita Chruschtschow benannt hatten, ohne zu ahnen, wie sehr ihr Sohn später einmal wegen dieses angeblichen Mädchennamens gehänselt werden würde, zog sich die Kapuze seines dunkelgrünen Pullovers noch ein wenig tiefer ins Gesicht und machte sich dann mit grimmiger Miene auf den Weg... mitten durch die zu dieser fortgeschrittenen Stunde menschenleere, erschreckend seelenlos wirkende Innenstadt.
Er wollte hinunter zu den Gleisen. Dorthin, wo die schnellen Fernzüge vorbeirauschten, die miteinander verbanden, was sich nicht im Geringsten verbunden fühlen wollte. West und Ost... die reichen Wohltäter aus den alten mit den hilfsbedürftigen Jammerlappen aus den fünf neuen Bundesländern... den Rest der Welt mit Nikitas Heimatstadt Bitterwalde, die sich im Grunde nur durch die überregionale Bedeutung der örtlichen Müllverbrennungsanlage und der damit einhergehenden Luftverschmutzung von vergleichbaren ostdeutschen Provinz-Städten unterschied.

Kalt peitschte der Wind über die verlassene Hauptstraße, die aufgrund von längst überfälligen Belagsarbeiten wieder einmal auf nur eine Fahrspur verengt worden war.
Dutzende rhythmisch leuchtende Warnschilder flankierten den holprigen Bürgersteig, und Nikita kam nicht umhin, sich zu fragen, wieso sie immer nur einen kleinen Teil der Straße sanierten, anstatt konsequent zu sein und die harten, quadratischen Kopfsteinpflaster endlich komplett aus dem Stadtbild zu entfernen.
So war die Stadt jedenfalls weder DDR noch BRD, sondern irgendetwas Undefinierbares dazwischen, das wohl keinen Geschmack so richtig zufriedenstellen konnte... es sei denn, man stand auf Baustellen, Absperrungen und hässliche Plattenbauten, die in Ermangelung besserer

Ideen einfach bunt angemalt worden waren, um sie den daran vorübergehenden Menschen ein wenig humaner erscheinen zu lassen.
Hatte nicht einmal ein russischer General am Straßenrand zweidimensionale Häuserfassaden errichten lassen, um seiner Zarin bei deren Besuch eine florierende Stadt vorzugaukeln?
Genau dasselbe geschah derzeit in Bitterwalde... und dabei waren die meisten Russen doch längst abgezogen.
Nach außen hin wurde, sobald ein wenig Geld im Stadtsäckel war, kräftig an der Fassade gefeilt. Doch innen war alles verfault, verkommen, und über kurz oder lang dem Tode geweiht.

Nikita dachte an die unbeschwerteren Tage seiner Kindheit zurück. Damals, als seine Mutter noch bei ihnen wohnte, sein Vater Arbeit hatte und irgendwie noch eine gewisse Ordnung existierte, die das öde Alltagsleben in einem festen Rahmen hielt.
Man wusste zwar, dass die Menschen im Westen die bessere Musik hatten, schickere Klamotten trugen und die Freiheit besaßen, jederzeit reisen zu können, wohin auch immer sie wollten.
Doch genauso ahnte man auch, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis sich das dekadente westliche System selbst zerstörte und der Sozialismus seinen weltweiten Siegeszug über den konsumverblödeten Rest der Welt fortsetzen konnte.
Schließlich lief in der DDR zwar vieles falsch, doch der Grundgedanke einer sozialistischen Gesellschaft war einleuchtend und längst nicht so verkehrt, dass man damals ernsthaft mit einem kompletten Zusammenbruch gerechnet hätte.
Als dann die Mauer fiel und alle Welt von „Wiedervereinigung“ sprach, herrschte in Nikitas gesamtem Viertel ein wahres Gefühlschaos, angesiedelt irgendwo zwischen überschwenglicher Freude und stillem, unterdrücktem Entsetzen.
Nur der kleine Nikita verstand irgendwie noch gar nicht, worüber sich die Erwachsenen alle so erregten. Der Himmel sah doch noch genauso aus wie zuvor, die Menschen auf der Straße verhielten sich wie immer, und auch in der Schule änderte sich nicht all zu viel… außer, dass man auf einmal weniger Lieder sang als früher und das Angebot an Freizeitaktivitäten drastisch eingeschränkt wurde.

Der Verfall begann schleichend.
Für Nikita vielleicht mit dem Tag, an dem es so aufdringlich an der Tür klingelte, als ob es um Leben und Tod ginge.
Nikita öffnete und erblickte einen älteren, bebrillten Mann, der einen schwarzen Aktenordner unterm Arm trug und alles andere als ihr Überleben im Sinn hatte.
„Tach Kleener... Is dein Vati da?“, hatte er den damals vierzehnjährigen Jungen mit deutlich hörbarem Berliner Akzent gefragt.
Nikita schüttelte nur stumm den Kopf, denn sein Vater hatte Schichtdienst und kam für gewöhnlich nie vor Mitternacht nach Hause.
„Dein alter Herr hat noch ne janze Menge Schulden offen.“, meinte der Fremde an der Tür routiniert. „Ick bin bevollmächtigt, eure Bude zu durchsuchen. Na, dann woll’n wer mal.“
Noch bevor Nikita dem Mann die Tür vor der Nase zuschlagen konnte, hatte ihn dieser achtlos zur Seite gedrückt und sich daran gemacht, die gesamte Wohnung auf den Kopf zu stellen.
Er nahm nicht nur den neuen Videorecorder mit, auf den Nikita so stolz war... sondern auch die Schmuckschatulle, die Nikita von seiner Großmutter geerbt hatte, und den nagelneuen CD-Spieler aus dem dicken westdeutschen Versandhauskatalog, der pünktlich alle drei Monate beim gesamten Block in den Briefkästen steckte.
„Wenn dein Vati wiederkommt, sagste ihm, dass er jetzt noch knapp 400 D-Mark zu blechen hat, wa? Und er soll sich beim nächsten Mal jefällichst vorher überlegen, was er sich

anschafft. Sonst sitzt ihr beiden schneller auf der Straße, als ihm lieb ist. Sowas geht in unserem neuen Deutschland nämlich janz fix!“
Nikita antwortete nicht.
Stattdessen wartete er geduldig, bis der unverschämte Eindringling wieder verschwunden war, und verbrachte den Rest des Abends damit, nachdenklich aus dem Fenster zu starren und sich zu fragen, wieso der fremde Mann so dreckige Lügen über seinen Vater verbreitete.
Wie viele Jungs hatte der kleine Nikita seinen Vater immer abgöttisch bewundert.
Papa - das war für ihn ein allwissender Superheld… ein Riese von einem Mann, der der Welt befehlen konnte, stillzustehen oder sich schneller zu drehen, allein durch die unermessliche Kraft seines Willens.
Doch dieser unbesiegbare Riese schrumpfte, mit jedem unbedacht im Zorn ausgesprochenen Wort, mit jedem neuen Mahnbescheid, mit jedem erneuten Zeichen seiner Unvollkommenheit.
Als er wenig später dann auch noch seinen Job verlor und eines Tages mit einem dicken Veilchen und einer blutig geschlagenen Lippe aus der Kneipe nach Hause kam, ahnte Nikita, dass sie sich längst auf Augenhöhe gegenüberstanden.
Nicht mehr lange, und er würde auf seinen Vater herabblicken... ihn verbittert als „Versager“ und „Alki“ bezeichnen, so, wie es die meisten Nachbarn im Block schon seit geraumer Zeit taten.

Nikita ging damals auf die Rosa Luxemburg-Gesamtschule Bitterwalde. Seine Klasse - vor allem ein Auffangbecken für den ganzen gesellschaftlichen Abschaum, dessen Eltern es sich nicht hatten leisten können, das sinkende Schiff „Ostdeutschland“ rechtzeitig hinter sich zu lassen.
Kahlgeschorene Babyskinheads, asoziale Schlägertypen und jede Menge anderer psychisch auffälliger Jugendlicher... verlorengegangenes Strandgut eines Zeitalters, in dem man auf einmal nichts mehr zugeteilt bekam, sondern um jede noch so kleine Zuwendung erbarmungslos kämpfen musste.
Und mittendrin Nikita, der seit der Scheidung seiner Eltern nur noch ein Schatten des fröhlichen Kindes war, das ihm beim Betrachten von alten Fotografien aus glücklicheren Tagen entgegenlachte.
Nikitas ehemalige Freunde trafen sich nachmittags mit alten, pädophilen Nazis in stickigen Eckkneipen, oder prügelten in den kalten Fluren der Schule auf schwächere Mitschüler ein.
Und alle paar Monate wurde in seinem Block eine Wohnung frei, weil wieder jemand vom frei zugänglichen Dach des grauen Wohnkomplexes gesprungen war.
Es schien, als ginge alles den Bach runter. Die ganze beschissene Welt... all das, was Nikita in jüngeren Jahren noch so unbekümmert als seine Heimat bezeichnet hatte.
Kein Wunder also, dass er sich ebenso gehen ließ und in der Schule eher durch mehr oder weniger entschuldigtes Fernbleiben vom Unterricht als durch gute Noten glänzte.
War es nicht auch völlig absurd?
Politiker logen das Blaue vom Himmel herunter, Polizisten ließen Neonazis ungehindert Häuser anzünden, Erich Honecker genoss seinen Lebensabend in Chile... während Frau Stuhlner, der einzigen Lehrerin, zu der Nikita ein gutes Verhältnis gehabt hatte, drei Jahre nach der Wende wegen angeblicher Stasikontakte fristlos gekündigt worden war.
Jeder, aber auch wirklich jeder Erwachsener in seiner Umgebung schien entweder ein fieser Spitzel, ein feiger Mitläufer oder ein charakterloser Wendehals zu sein... und da erwarteten sie von einem entwurzelten Jugendlichen wie Nikita ernsthaft, dass er in der Schule Leistung erbrachte, um später auch mal genauso verkommen und verlogen zu werden wie sie?

Nikita widersetzte sich. Nicht, wie manche seiner Altersgenossen, in dem er zornige Parolen an die Wände schmierte oder mit dem Baseballschläger in der Hand loszog, um vor dem winzigen örtlichen Asylantenheim eine „National Befreite Zone“ auszurufen.
Nein... Nikitas Widerstand war der Widerstand eines verzweifelten Jungen, der niemandem wehtun wollte außer sich selbst.
Schon in der siebten Klasse ritzte er sich mit seinem kleinen Taschenmesser tiefe Linien in den Unterarm... später, mit fünfzehn, drückte er die erste Zigarette an seinem Handgelenk aus. Zunächst half ihm der Schmerz halbwegs, die weitaus größere seelische Pein zu überspielen. Doch auf Dauer wurde dadurch alles nur noch schlimmer.
Immer bohrender wurden die Blicke seiner Lehrer und Mitschüler, wenn Nikita mal wieder trotz hochsommerlicher Temperaturen mit langärmligen Winterklamotten herumlief, um seine zerschnittene Haut zu verbergen... immer häufiger die Auszeiten, die sich der Junge nahm, bis er schließlich sogar die achte Klasse wiederholen musste, weil er in Englisch und Mathe selbst für Asozialen-Verhältnisse hoffnungslos hinterherhinkte.
Nikita erinnerte sich noch gut daran, wie er seinem Vater einst das Zeugnis mit der niederschmetternden Nachricht überbracht hatte.
Da war kein Zorn in den Augen seines Vaters... keinerlei Vorwürfe an seinen Sohn, die Schule oder den Staat, der seine Bürger schon lange, bevor deren individueller Reifungsprozess abgeschlossen war, in „wertvoll“ und „wertlos“ selektierte.
Alles, was Nikita in dem zerfurchten Gesicht erkennen konnte, war tiefe Trauer. So, als ob gerade ein guter Freund gestorben wäre.
Tatsächlich war es die Hoffnung, die an jenem Abend starb… der letzte Funke Hoffnung seines Vaters, dass es irgendwann wieder aufwärts gehen würde und Nikita eines Tages ein besseres Leben führen konnte als er, der arbeitslose, alkoholkranke Maschinenschlosser und einstmals so überzeugte Sozialist.
„Tut mir leid.“, murmelte Nikita nur. „Aber ich kann das einfach nicht...“
„Es braucht dir nicht leid zu tun.“, antwortete sein Vater kalt. „Es ist meine Schuld. Ich hab mein Ding damals nicht rechtzeitig aus Renate rausgezogen.“
Nikita nickte und nahm seinem Vater gleichgültig das Zeugnis aus der Hand.
Der Alte hatte schon wieder gesoffen. Doch was hätte Nikita schon großartig dagegen unternehmen können?
Jeder hatte eben seine eigenen Methoden, mit dieser beschissenen Welt ins Reine zu kommen...

In den folgenden Monaten verschlechterte sich der Zustand seines Vaters zusehends.
Egal, wann Nikita ihre kleine Drei-Zimmer-Wohnung im achten Stock betrat... sein alter Herr war meist schon sturzbetrunken. So betrunken, dass er dann sogar hin und wieder die Internationale sang oder stundenlang lallend mit dem kleinen Bild von Walter Ulbricht sprach, das schon seit vielen Jahren in der Wohnstube über dem Fernseher hing.
„Walter, wenn de des noch erleben müsstest...“, hatte ihn Nikita erst vor ein paar Stunden wieder klagen hören. „Alles ist dreckig auf den Straßen, die Menschen grüßen einen nicht mehr, und die jungen Leute aus der Nachbarschaft scheren sich die Haare kurz und kritzeln Naziparolen an das alte Lenindenkmal in der Allee.“
„Das Denkmal ist schon lange abgerissen, Paps.“, murmelte Nikita kraftlos, der gerade mit geschultertem Rucksack von der Schule heimgekommen war. „Aber falls es dich beruhigt... nicht jeder von uns Jugendlichen ist ein Nazi.“
„Was biste denn dann, hä?“, spottete der Vater benebelt. „Wie ein junger Pionier siehste jedenfalls auch nicht gerade aus, mit deinen schwarzen Klamotten und diesen... diesen schweren Stiefeln da.“
Nikita drückte sich an seinem Vater vorbei und schleuderte genervt seine Schulsachen in die Ecke.

„Mir ist die ganze Politik sowas von egal, verstehste das nicht? Siehst ja, zu was das alles geführt hat. Ich will einfach nur meine Ruhe haben!“

Ohne länger auf die Antwort seines betrunkenen Erzeugers zu warten, schlappte Nikita in sein Zimmer und knallte erschöpft die Tür zu. Dann griff er zu seinem tschechischen Kassettendeck, legte eine seiner alten Kassetten ein und drückte die Playtaste.
Front 242. Die Krupps, And One, Depeche Mode...
Kalte, monotone Computerklänge, die auf mal wütenden, mal wehmütigen Gesang trafen. Der perfekte Soundtrack für eine Welt, in der sich die Menschen immer mehr von den Errungenschaften ihrer eigenen Zivilisation zu Grunde richten ließen.
Zum stampfenden Rhythmus von „Life isn’t easy in Germany“ ließ sich Nikita auf sein Bett fallen und starrte frustriert auf die im Lauf der Jahre angesammelten Poster an seinen Wänden… Poster von Bands, die er wohl niemals live sehen würde, weil die Preise für deren Konzerte mindestens ebenso rasant anstiegen, wie Nikita und sein Vater der Gosse entgegenschlidderten.
Warum tat er sich das alles überhaupt noch an?
Dieses ständige Genörgel, dieser verfluchte graue Kasten, in dem er wohnte, dieses beschissene Gefühl, seinen Träumen beim Sterben zusehen zu müssen und nicht das Geringste dagegen unternehmen zu können…
Hatte er etwa ernsthaft erwartet, dass es irgendwann besser würde?
Es wurde doch immer nur schlimmer.
Und dann, beim Hören von „Blasphemous Rumours“ von Depeche Mode, fiel es Nikita auf einmal wie Schuppen von den Augen:
Seine gesamte Existenz, seine Hoffnungen, genau wie seine Ängste und sein Leid... all das diente womöglich einzig und alleine dazu, den kranken Humor eines sadistischen Gottes zu befriedigen, der irgendwo hoch oben auf einer Wolke herumhockte und diebische Freude daran empfand, den verzweifelten Menschen dabei zuzusehen, wie sie sich da unten abplagten und einer nach dem anderen an diesem scheiß Leben zugrunde ging.
Nikita fragte sich, wieso die Kirchen dennoch immer von Nächstenliebe und Erbarmen predigten, und woher sie ihre Gewissheit nahmen, dass dieses christliche Geschwätz überhaupt Gottes wahrer Natur entsprach.
Wäre Gott wirklich ein Großmeister in Sachen Güte und Mitgefühl, er hätte wohl längst eigenhändig alle Plattenbauten abgerissen und an deren Stelle hübsche Einfamilienhäuser mit großen Gärten und Swimming-Pools errichtet, in denen sich die Kinder gesund entwickeln konnten. Er würde im Bruchteil einer Sekunde alle Ungerechtigkeit abschaffen und Nikita eine Backstage-Karte für Depeche Mode in den Briefkasten legen... genauso selbstverständlich und mühelos, wie er einst aus Adams Rippe eine Frau zusammengeschraubt haben soll.
Doch Gott tat nichts dergleichen.
Wer weiß, vielleicht gab es ihn ja tatsächlich, und er war wirklich so allmächtig und weise, wie die Pfaffen immer behaupteten. Aber gütig war er ganz sicher nicht.

„...I DON’T WANT TO START ANY BLASPHEMOUS RUMOURS, BUT I THINK THAT GOD’S GOT A SICK SENSE OF HUMOUR. AND WHEN I DIE, I EXPECT TO FIND HIM LAUGHING...“

Nikita sprang auf und zog entschlossen den Stecker des Rekorders aus der Dose.
Die Musik verstummte.
Es war doch so einfach! Die Lösung all seiner Probleme. Zieh den Stecker raus, und alles ist vorbei...
Also warum nicht endlich konsequent sein und Lebewohl sagen?

Außerdem, wer würde ihn schon vermissen?
Allerhöchstens sein Vater. Doch der würde über kurz oder lang schon auch noch darauf kommen, dass es so am Besten war.
Eine Weile überlegte Nikita, ob er vielleicht einen Abschiedsbrief schreiben sollte… irgendwas, was er dem verschwindend geringen Teil der Nachwelt, der sich überhaupt für seinen Tod interessieren würde, hinterlassen konnte.
Er nahm ein weißes Blatt Papier zur Hand und setzte sich wieder auf sein Bett, um ein paar unentschlossene Entwürfe anzufertigen.

„Ich, Nikita Lorenz, habe mich entschieden, mein Leben zu beenden. Ich sehe keinen Sinn mehr, in einer Welt zu leben, die...“

„Lieber Vati. Lieber Polizist, dem mein Vati das hier zu lesen gibt. Sonst noch jemand, den ich vergessen habe? Ihr habt keine Ahnung, wie sehr mir in den letzten Jahren...“

„Ich hab mich umgebracht und ihr seid schuld!!!“

„Liebe Nachwelt. Ich kann nicht mehr und ziehe die Notbremse. Ich weiß, dass das niemand verstehen wird. Irgendwie klammert ihr euch ja alle an dieses beschissene Leben. Aber für mich...“

„Fuck you all! Fuck you all! Fuck you all...“

Nikita wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und legte kraftlos den Stift beiseite.
Was für ein beschissener Versager er doch war. Nicht einmal einen vernünftigen Abschiedsbrief bekam er mehr auf die Reihe.
Er dachte daran, dass das Verfassen eines solchen Briefes doch eigentlich eine sinnvolle, praxisnahe Übung für den Deutschunterricht gewesen wäre.
Jetzt saß er hier, vollgestopft mit tausend guten Ratschlägen, wie man eine erfolgsversprechende Bewerbung für eine Ausbildungsstelle gestalten musste... aber ohne einen blassen Schimmer, wie man am Besten zum Ausdruck brachte, was man tief in seinem Innersten fühlte.
„Danke, Schule. Danke für alles!“
Verzweifelt griff Nikita nach der Wodkaflasche, die er unter seinem Bett versteckt hielt, seit er sie vor einigen Wochen aus der innigen Umarmung seines eingeschlafenen Vaters befreit hatte.
Er genehmigte sich einen kräftigen Schluck davon und überlegte dann, was er für sein großes Vorhaben benötigen würde.
Den Alk auf jeden Fall. Und eine Taschenlampe, da er sich irgendwo weiter draußen vor den Zug werfen wollte... nicht unmittelbar am Bahnhof, wo die Züge langsam fuhren und man ihn möglicherweise in letzter Sekunde noch „retten“ würde.
Natürlich hätte er auch einfach vom Dach springen können, wie die anderen. Aber Nikita litt unter ziemlicher Höhenangst, und er fürchtete, dass er es nicht packen würde, da oben dann den entscheidenden Schritt in die Leere zu gehen... selbst, wenn er noch so betrunken war.
Und sonst?
Nikitas Blick schweifte suchend durch das kleine, unaufgeräumte Zimmer.
Vor ein paar Monaten hatte er einmal in einer Fernseh-Doku gesehen, dass die alten Ägypter ihren Toten Dinge mit ins Grab legten, die den Verstorbenen zu Lebzeiten Freude bereitet hatten.
Er nahm die Kassette mit seinen Lieblingsliedern aus dem Rekorder. Sie sollten ihn auf seiner letzten Reise begleiten... zusammen mit dem alten Walkman, der schon etliche Schrammen

abbekommen hatte und mittlerweile weder vor- noch zurückspulen konnte. Doch das war ok. Ein Zurückspulen würde sich in dieser Nacht ohnehin erübrigen.

Nikita steckte alles ein und prüfte zweimal, ob er auch nichts vergessen hatte. Als er sich schon auf dem Weg zur Tür befand, fiel sein Blick noch auf die Schublade an seinem Nachttisch, in der er einige persönliche Dinge deponiert hatte.
Den Personalausweis, auf dem er aussah wie ein Mitglied des Dresdner Knabenchors nach einem üblen Saufgelage, ließ er unbeachtet liegen.
Es soll ja Leute geben, die selbst im Tod noch so korrekt waren, dass sie darauf achteten, sich ausweisen zu können und damit ihre letzte Bürgerpflicht zu erfüllen.
Nikita gehörte nicht zu dieser Sorte Selbstmörder. Er schiss auf seine Bürgerpflichten und hätte es am liebsten gesehen, wenn sich nach seinem Tod die halbe Stadt durch seine Gedärme wühlen musste, um seine Identität herauszufinden.
Wozu es ihnen unnötig leicht machen? Lokführer, Anwohner, Nachbarn... sie alle sollten es mitbekommen, einen Schock erleiden, sich ihr Leben lang Vorwürfe machen!
Das war das mindeste, was sie seiner Meinung nach tun konnten.

Traurig nahm er ein gerahmtes Foto in die Hand, das ihn und seine Eltern beim Klettern in der sächsischen Schweiz zeigte.
Damals schien die Welt tatsächlich noch in Ordnung zu sein. Mutter, Vater, und er in der Mitte. Alle grinsten, als strahle die goldene Sonne über den schroffen Felsen extra nur für sie.
Doch dann, kurz nach der Wende, hatte seine Mutter den Vater und ihn sitzen lassen... für irgend so einen dahergelaufenen Wessi, den sie bei einer beruflichen Fortbildungsmaßnahme kennengelernt hatte.
Einfach so, von heute auf morgen. Aber sicher nicht aus heiterem Himmel.
Also wieviel Prozent des Lächelns in ihrem Gesicht war überhaupt echt?
Lächelte sie vielleicht nur, weil sie an jenem Tag kein Geschirr spülen musste, oder erfreute sie sich wirklich am Zusammensein mit den Menschen, die sie schon wenige Monate später scheinbar völlig gleichgültig im Stich lassen würde?
Und Nikitas Vater - war er in jenem Moment tatsächlich glücklich, obwohl es in der Ehe schon lange kriselte? Oder versuchte er mit seinem breiten Grinsen nur, mit aller Gewalt zusammenzuhalten, was im Grunde schon längst dem Verfall preisgegeben war?
„Das ist keine Familie.“, dachte sich Nikita enttäuscht. „Das ist nie eine Familie gewesen!“
Die Mutter energisch und attraktiv, der Vater eher tapsig und gemütlich, der kleine Nikita ein verwöhnter Bengel, für den harmonische Familienausflüge etwas ganz Selbstverständliches waren...
Im Grunde lächelten ihm von dem Foto doch nur drei Egoisten entgegen, die statt echter, aufrichtiger Liebe bloß ein Geflecht aus Abhängigkeiten, Hoffnungen und Verpflichtungen miteinander verband.
Wütend schleuderte er das Bild in die Schublade zurück.
Doch er empfand weniger Wut auf seine Eltern... eher Wut auf sich selbst, dass er früher tatsächlich so naiv gewesen war, nicht zu bemerken, wie sich alle nur gegenseitig eine heile Welt vorspielten.
Heute sah Nikita klarer... und so ließ er sich schließlich doch noch einmal auf sein Bett fallen, um sich erneut am Formulieren eines Abschiedsbriefs zu versuchen. Diesmal mit deutlich mehr Erfolg. Denn kaum, dass er den Stift wieder zur Hand genommen hatte, sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. Seine ganze Verachtung, sein ganzer Frust über diese Welt und all die verlogenen Kreaturen, die immer krankhaft einen auf Gemeinschaft machen mussten, obwohl es doch letztlich jedem nur um seinen eigenen Arsch ging... alles verdichtete sich wie von unsichtbarer Hand geführt zu Nikitas ganz persönlichem Vermächtnis, das das blinde

Selbstverständnis der Menschen in seiner Umgebung noch einmal aufs Gründlichste erschüttern sollte.

„Hallo Vater, Hallo Mutter, und alle, die das sonst noch lesen werden.

Ich weiß nicht, ob das jetzt noch eine Rolle spielt angesichts der Tatsache, dass ich längst tot sein werde, wenn ihr das hier gefunden habt...
Aber gestern, in Wirtschaftskunde, da hat einer meiner Mitschüler angeeckt und die Frau Gmeling gefragt, warum der Sozialismus denn so schlecht gewesen sein soll... schließlich gab es damals keine Arbeitslosen, und auch deutlich weniger Kriminalität als heute.
„Es gab jedoch keine Meinungsfreiheit!“, belehrte ihn die Lehrerin. „Du durftest nicht sagen, was du denkst... bist gleich zur Rechenschaft gezogen worden, wenn du mal unbequeme Meinungen geäußert hast. Das war eine schlimme Zeit. Also seid nicht immer so undankbar, sondern freut euch doch wenigstens ein bisschen, dass ihr jetzt in einer freiheitlichen Demokratie aufwachsen dürft und sorglos alles aussprechen könnt, was ihr gerade denkt!“
Naja, was soll ich sagen... er hat ihr daraufhin geantwortet, dass sie ne dumme West-Fotze sei und keine Ahnung hätte, was sie da eigentlich von sich gibt. Und Zack, hatte er einen Eintrag im Klassenbuch, wurde des Raumes verwiesen und bekam obendrein noch einen bösen Brief für seine Eltern mit auf den Nachhauseweg.
Das war jedenfalls mal wieder so bezeichnend für eure Welt!

Vielleicht bin ich auch nur übersensibel, aber 98 Prozent der Leute in der Schule sind Lügner. Lehrer wie Schüler. Das macht kaum einen Unterschied.
Wenn sie sich mit ihren Kumpels unterhalten... so laut und überschäumend, wie es gesunde Teenager nunmal tun... dann huschen ihnen häufig so vielversprechende Worte wie „Liebe“ oder „Freundschaft“ über die Lippen. Sie quasseln sich den Mund fusslig über ihre tollen Freizeiterlebnisse und irgendwelche Anekdoten vom letzten Wochenende. Doch alles, was ich aus ihrem Redewulst heraushöre, lässt sich letztlich auf drei kurze Aussagen reduzieren:
„Ich will der Coolste sein! Ich will Spaß haben! Und ich will ficken!“
Oder die Lehrer. Tun so, als würden sie es nur gut mit uns meinen... als wären sie unsere Verbündeten im Kampf mit der Welt.
Dass ich nicht lache! Ich kann es doch tagtäglich in ihren müden Gesichtern lesen:
„Scheiß Job! Scheiß Kinder! Ihr kotzt mich alle an! Würde ich doch nur endlich im Lotto gewinnen... ich wäre hier weg und ihr könntet mich alle mal am Arsch lecken!“
Was ich meine, ist:
Letztlich denkt doch jeder nur an sich selbst.
Und, versteht mich jetzt bitte nicht falsch, das ist im Grunde auch völlig ok. Ich bin auch Einzelgänger. Ich finde es komplett in Ordnung, nen Scheiß auf die anderen zu geben und sich alleine durchs Leben zu schlagen.
Aber ich ertrage es nicht länger, dass sie sich trotzdem alle ständig darum bemühen, sich selbst und allen anderen ein soziales, gutfunktionierendes Gemeinwesen vorzugaukeln… ganz egal, ob sie es dann „Familie“, „Klassengemeinschaft“ oder „Staat“ nennen.
Selbst die Politiker, völlig gleich, ob Erich Honecker oder Helmut Kohl... die wollen doch alle nur Karriere machen und sich einen schönen Lebensabend ermöglichen. Dennoch tun sie ständig so, als täten sie das, was sie tun, für uns. Für die Gesellschaft, die es nicht gibt, weil sie nichts als eine Ansammlung von Egoisten ist, die meistens nicht mal ihre Nachbarn persönlich kennen... geschweige denn die Führer, denen sie ihre Zukunft anvertrauen.

Ich weiß, dass ihr das wahrscheinlich nicht verstehen könnt. Nicht verstehen, wie man aufgrund einiger schlechter Erfahrungen die ganze Menschheit verdammen kann... nicht

verstehen, wieso die Angst vor dem bisschen Leben stärker sein kann als die Angst vor dem Tod.
Ein paar von euch werden vielleicht sogar um mich trauern und bedauern, dass dieses eiernde Zahnrad nie den Weg in eine eurer Maschinen gefunden hat.
Doch wozu traurig sein?
Ich bin nur eine weitere Zahl in der Selbstmordstatistik. Und wenn ihr glaubt, mich gekannt oder gar geliebt zu haben, dann ist das nichts weiter als ein tragischer Irrtum.
Niemand kennt mich. Niemand liebt mich. Ich weiß das... weil keiner von euch oberflächlichen Egoisten jemals so viel Zeit in mich investiert hat, wie man bräuchte, um in das Herz eines verängstigten jungen Menschens vordringen zu können.
Keiner hat auch nur versucht, mir nahe genug zu kommen, um hinter meine Fassade zu blicken. Denn in eurer Welt tut man das nicht... hinter Fassaden blicken...
Fassaden sind in eurer Welt etwas Heiliges, nicht wahr? Etwas, vor dem ihr deutlich mehr Respekt zu haben scheint als vor dem, was sich dahinter befindet.

Egal. Es ist, wie es ist. Ihr könnt nicht richtig mit mir, und ich kann nicht so recht mit euch. Belassen wir's dabei.
Es ist jetzt kurz nach acht.
Draußen wird es langsam dunkel. Irgendwie liebe ich die Nacht. Sie ist vielleicht der einzige Verbündete, den ich habe, denn in der Finsternis muss niemand lächeln, wenn ihm eigentlich viel eher nach Weinen zu Mute ist.
Ich denke, ich werde mir jetzt noch ein paar schöne Stunden machen, zusammen mit dem Genossen Gorbatschow... und dann, wenn morgen früh die ersten Sonnenstrahlen über das Land hereinbrechen und die Nacht ihren schützenden Schleier von der Erde hebt, werdet ihr erkennen, dass sie mich mit sich genommen hat.

Vielleicht sollte ich jetzt an dieser Stelle noch anfügen, dass es mir leid tut, wenn ich euch durch meine Entscheidung Schmerzen zufüge. Aber nein, ich glaube, das wäre auch nur wieder so eine verlogene Höflichkeitsfloskel. Es tut mir nämlich irgendwie kein bisschen leid. Wenn ihr wegen meinem Tod so starke Schmerzen habt, dass ihr am liebsten auch sterben wollt... naja, dann habt ihr wenigstens mal so eine kleine Ahnung davon, wie es mir die ganze Zeit über in eurer Welt ergangen ist. Denn nur eure Kälte hat mich so kalt gemacht.
Aber dass ihr so stark trauern werdet, halte ich ohnehin für eher unwahrscheinlich.
Also lebt euer Leben weiter... oder auch nicht. Ich gehe jetzt!

Euer Nikita."

Kapitel 2

Die billige Armbanduhr an Nikitas Handgelenk zeigte inzwischen 20 Uhr 50.
Er kam sich vor wie ein alter, kranker Indianer, der zu einem heiligen Ort in den Bergen ritt, um sich dort niederzulegen und zu sterben.
Jeder Stein, jeder verdorrte Grashalm, an dem er vorüber zog, schien voll verlorener Erinnerungen zu sein… Erinnerungen an manch schönen Sommertag in der Kindheit, aber auch an die Einsamkeit der sächsischen Prärie und all die Leiden und Schmerzen seiner verkorksten Existenz.
Und doch... vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Nikita darüber erhaben. Es tat einfach unendlich gut, zu wissen, dass das alles nun hinter ihm lag und damit eigentlich ohne jede Bedeutung war.

Bevor er die Wohnung verlassen hatte, war Nikitas Blick gewohnheitsmäßig noch einmal auf die Pinwand gefallen, an der sich die sogenannten „Familienmitglieder“ immer kleine Nachrichten hinterließen, wenn es etwas zu besorgen oder zu besprechen gab.
Da hing ein kleiner, gelber Zettel, von seinem Vater mit krakeliger Handschrift dahingesudelt und ganz offensichtlich für ihn bestimmt, auf dem stand:

„Jemand hat angerufen. Wollte dich sprechen.
Angeblich ein alter Freund. Er hat aber keinen Namen genannt.
Hab gesagt, er soll es später noch mal probieren.“

Pech nur, dass es Nikita an diesem Abend nicht mehr nach einem „später“ zu Mute war. Wer immer ihn da also sprechen wollte, hätte sich das Ganze besser ein paar Tage früher einfallen lassen. So hingegen hatte Nikita den Zettel einfach nur zerknüllt und gleichgültig in den Müll geworfen.
Dennoch machte er sich natürlich so seine Gedanken darüber, während er auf einer kleinen, nur spärlich beleuchteten Seitenstraße in Richtung Stadtrand marschierte.
„Ein alter Freund... Wer das wohl gewesen sein mag?“, rätselte er kopfschüttelnd, denn er hatte eigentlich nie besonders viele Freunde gehabt. Höchstens als Kind. Da hatte er sogar mehrere Male mit Atze „Stasi und Republikflüchtling“ gespielt, der heute Anführer der örtlichen Nazi-Clique war, und allein schon deshalb mit Sicherheit der Letzte, mit dem Nikita an seinem Todestag noch einmal telefonieren wollte.

Nikita dachte an Lars, der vor knapp zwei Jahren mit seinen Eltern in den Westen übergesiedelt war. Ja... Lars käme theoretisch auch in Betracht. Vielleicht war er ja zurückgekehrt, um allen in seiner alten Heimat zu zeigen, zu was für einem tollen Hecht er sich mittlerweile gemausert hatte.
Doch war das wirklich Freundschaft gewesen, was Nikita und Lars damals miteinander verbunden hatte?
Auf dem Hof sitzen, Unmengen an Bier konsumieren, und als Höhepunkt des Tages Steine gegen das blecherne Dach eines verlassenen Industriegebäudes schleudern. Erbärmlich.
Nikita konnte sich ein leicht verächtliches Lächeln nicht verkneifen.
Wer weiß... war ebenso gut möglich, dass Lars mittlerweile längst im Knast saß.
„Der Kerl hat nur Scheiße im Kopf. Sei froh, dass er weg ist!“, hatte ihn sein Vater damals zu trösten versucht, als Nikita traurig zum ersten Mal ohne Lars auf dem Hof saß.
Doch auch, wenn Lars irgendwie asozial war, massig Pickel im Gesicht hatte und immer wieder klarstellte, dass er nur deshalb mit Nikita rumhing, weil ihn Atze und die anderen nicht in ihrer Gang mitmachen lassen wollten... das Bier schmeckte zusammen mit ihm einfach wesentlich besser als alleine.
„Junge, was für ein Loser.“, dachte Nikita kopfschüttelnd. „Wieso ist der damals überhaupt in den Westen gegangen? Hat doch eigentlich prima hierher gepasst...“

Gedankenversunken lief er an dem kleinen Spielplatz hinter dem Kinderhort vorbei und betrachtete lange das schon deutliche Rostspuren tragende Karussell, das im fahlen Licht der Straßenlaterne sogar noch heruntergekommener wirkte als früher.
Die hölzerne Bank unter den kranken, pilzbefallenen Ulmen... noch so ein Ort, an dem sich Nikita eine zeitlang beinahe täglich aufgehalten hatte.
Damals, als er sich noch regelmäßig etwas zu seinem Taschengeld hinzuverdiente, in dem er alte und auf einen Rollstuhl angewiesene Patienten des nahen Reha-Zentrums, in dem seine Mutter lange Zeit als Stationsschwester gearbeitet hatte, gegen ein kleines Entgelt durch die Stadt karrte.

Meistens kam er mit den Leuten hierher, stöpselte sich die Kopfhörer seines Walkmans ins Ohr und ließ die senilen Omas und Opas dann stundenlang von ihren Krankheiten, dem Krieg und den russischen Gefangenenlagern erzählen.
Anfangs hatte Nikita ja noch interessiert zugehört, bis ihm dann irgendwann die Erkenntnis gekommen war, dass im Grunde alle den selben inkonsequenten Stuss laberten.
Ihre Kindheit war hart und voller Entbehrungen, aber trotzdem viel besser als das Leben heute... Adolf Hitler war ihnen zwar von vornherein suspekt, trotzdem haben sie ihm lange die Treue gehalten, weil ja niemand damit rechnen konnte, dass die Nazis solche Unmenschen waren… und später verdammten sie dann ihren Fanatismus von damals und mutierten fast alle zu linientreuen Genossen, die sich bevorzugt darüber aufregten, dass es der heutigen Jugend an politischem Engagement mangelte.
Auf Nikitas gelegentliche Anmerkungen, dass es ohne politisch engagierte Menschen wahrscheinlich schon längst keine Kriege mehr geben würde, gingen die meisten Alten erst gar nicht ein. Schließlich waren sie nicht schon über siebzig Jahre auf der Erde, um sich dann von einem noch nicht einmal vierzehnjährigen Dreikäsehoch, der zuweilen sogar Mühe hatte, ihren Rollstuhl zu schieben, etwas über das Leben erzählen zu lassen.
Vermutlich lag es daher wohl auch an dieser beharrlichen Sturheit der Alten, dass Nikita irgendwann auf Durchzug schaltete und es immer ganz ok fand, wenn hin und wieder mal einer von ihnen abnippelte oder gesundete und so Platz für einen neuen, möglicherweise interessanteren Gesprächspartner freimachte.

Unter all den Patienten, mit denen er zur damaligen Zeit in Kontakt stand, fiel Nikita im Nachhinein allerdings nur ein Einziger ein, der bei ihm einen wirklich bleibenden Eindruck hinterlassen hatte.
Yaominh - ein zwölfjähriger Junge aus Vietnam, der bei der Explosion einer aus dem Krieg zurückgebliebenen amerikanischen Splitterbombe beide Beine und einen Arm verloren hatte, und der danach auf Anordnung von ganz oben in die DDR ausgeflogen wurde, um seine schweren Verletzungen zu versorgen, ihm geeignete Prothesen zu verpassen... und wohl auch, weil er den Genossen als wunderbares Propagandainstrument erschien, um in der in den letzten Zügen liegenden sozialistischen Republik noch einmal kräftig Stimmung gegen den imperialistischen Klassenfeind zu machen.
Aber wo auf dieser Welt bekam man schon etwas ohne Gegenleistung?
Jedenfalls war es fortan Yaominhs Aufgabe, sich seine künstlichen Gliedmaßen zu verdienen, in dem er, sobald sie vor ihm eine Kamera aufstellten, in auswendig gelerntem Deutsch verkündete, wie sehr er sich auf seine neuen Prothesen freue, und wie dankbar er der Deutschen Demokratischen Republik und dem Genossen Erich Honecker für diese Chance war.
Er erzählte allen, was sie hören wollten... doch was wirklich in ihm vorging, wussten nur die Allerwenigsten.
In Wirklichkeit war Yaominhs geschwächter Körper längst abhängig geworden von dem vielen Morphium, das ihm die Ärzte gegen seine Schmerzen verabreicht hatten.
Er litt an unkontrollierten Muskelkrämpfen und konnte nur für kurze Zeit sein Bett verlassen.
Als Nikita ihn zum ersten Mal in seinem Rollstuhl sitzen sah... das bleiche, asiatische Gesicht, das auf der einen Seite von hässlichen Narben übersät war, das verstümmelte Ohr, der rechte Arm, dessen Ansatz gleich unterhalb der Schulter endete, und die Überreste seiner Oberschenkel, die dort, wo eigentlich die Knie sein sollten, in dicke Mull-Verbände übergingen... er hätte am liebsten auf der Stelle kehrt gemacht und sich statt Yaominh einen der vertatterten Alten geholt, die ihm mit leuchtenden Augen vom gnadenlosen Überlebenskampf in Stalingrad berichteten.
Doch irgendetwas veranlasste ihn damals zum Bleiben.

„Ich... ich bin Nikita. Ich soll dich dreimal die Woche spa.. spazieren fahren.“, stammelte er schließlich... unsicher, wie er mit jemandem umgehen sollte, der beinahe genauso alt war wie er, und dem Tod dennoch eindeutig näher zu stehen schien als dem Leben.
Yaominh warf ihm einen versteinerten Blick zu.
„Mein Name ist Yaominh. Ich bin sehr dankbar.“, antwortete er motiviert wie ein Zombie.
Nikita nickte.
„Na dann... lass uns fahren! Ein bisschen frische Luft tut dir sicher gut.“

In der folgenden Zeit entwickelten sich die Ausflüge mit Yaominh für Nikita dann jedoch zunehmend zu den heimlichen Höhepunkten der Woche.
Nicht, weil der behinderte Junge in irgendeiner Weise besonders gesprächig gewesen wäre. Im Gegenteil. Alles, was anfangs von ihm kam, waren irgendwelche auswendig gelernten Floskeln wie „Vielen Dank“ oder „Ich freue mich auf ein Wiedersehen.“
Doch für Nikita war Yaominh schon bald so etwas wie sein engster Vertrauter geworden. Mit ihm konnte er nämlich reden... über seine Sorgen, seine Ängste, den Stress mit seinem Vater... eigentlich über alles. Und im Gegensatz zu Lars, Atze oder den anderen hörte Yaominh einfach nur zu, ohne auch nur ein einziges Mal ungefragt dazwischen zu quatschen oder irgendeine dumme Bemerkung abzugeben.
„Du verstehst kein Wort von dem, was ich sage. Hab ich recht?“, fragte Nikita eines Tages, als sie wieder einmal am Spielplatz saßen und er dem vietnamesischen Jungen von seinen zunehmend schlechter werdenden Noten erzählte.
Der sah ihn mit seinen mandelbraunen Augen an und lächelte. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, und doch... es war das erste Mal, dass er in Nikitas Gegenwart überhaupt so etwas wie eine ehrliche Gefühlsregung zeigte.
„Du nicht gut in Schule. Ich bin sehr dankbar.“
Nikita vergewisserte sich, dass sie keiner beobachtete, und entzündete dann heimlich eine Zigarette.
„Dankbar?“, erwiderte er skeptisch. „Weil ich schlecht in der Schule bin?“
„Weil du haben Zeit.“, meinte Yaominh. „Und für Zigarette.“
Nikita gab ihm die Kippe in die zitternde linke Hand, mit der Yaominh mittlerweile erstaunlich geschickt umgehen konnte.
Er beobachtete den Jungen, wie er gierig an der Zigarette zog, und fragte sich dabei, was zum Teufel er da eigentlich tat... wieso er in Augenblicken wie diesen zuweilen ernsthaft glaubte, dass er und Yaominh so etwas wie beste Freunde waren, die zusammen um die Häuser zogen und Scheiße bauten.
Denn so war es einfach nicht!
Nikita brauchte das Geld, und Yaominh konnte sich sowieso nicht raussuchen, mit wem er rumhängen wollte. Ganz davon abgesehen, dass letztlich allein die Betreuer entschieden, wann sich diese beiden „Freunde“ sehen durften und wann nicht.

Dann, nach etwas mehr als zwei Monaten, verschlechterte sich Yaominhs psychischer Zustand zusehends.
Die Ärzte bekamen seine Abhängigkeit nicht in den Griff... und auch an eine funktionsfähige Arm-Prothese war noch lange nicht zu denken.
Seit sich nämlich herausgestellt hatte, dass Yaominhs Haut die gebrauchten, russischen Modelle, die für ihn vorgesehen waren, nicht vertrug, fühlte sich ganz offensichtlich keiner mehr zuständig.
Mittlerweile war es März geworden. März 1990. Die Mauer war längst gefallen... und an einem trüben Nachmittag teilte man Nikita schließlich ohne großes Bedauern mit, dass dies seine letzte Ausfahrt mit Yaominh sein würde.

„Er wird morgen in eine große Klinik nach Frankfurt am Main verlegt.“, erklärte der zuständige Arzt dem am Boden zerstörten Nikita. „Dort wird er von amerikanischen Spezialisten betreut werden. Die sind unter anderem sehr erfahren im Umgang mit Minenopfern und haben ganz andere Möglichkeiten als wir.“
„Amerikaner?“, empörte sich Nikita. „Werden die ihn auch im amerikanischen Fernsehen vorführen? Muss er dann wieder sagen, wie dankbar er ihnen allen ist, hä? Und die Bombe, die ihm beim Spielen die Beine abgerissen hat... lassen sie mich raten: Die stammt dann auf einmal vom bösen Vietcong, hab ich Recht?“
„Nun reg dich doch nicht so auf, Kleiner.“, antwortete der Arzt gelassen. „Der kalte Krieg ist längst vorbei. Die Amis sind jetzt nicht mehr unsere Feinde.“
„Aber Yaos Beine sind immer noch futsch!“, brüllte Nikita und verließ mit Tränen in den Augen das Arztzimmer... nicht, ohne dermaßen wütend die Tür zuzuschlagen, dass die darin befindliche Glasscheibe einen kräftigen Sprung abbekam.

Während Nikita völlig apathisch durch die langen Gänge des Krankenhauses stolperte, verschwanden die Fratzen der Umherstehenden hinter einem undurchsichtigen Schleier.
Er konnte regelrecht spüren, wie die ohnmächtige Wut auf alles und jeden just in diesem Augenblick ein tiefes, schwarzes Loch in seine Seele brannte.
Kapierten die Erwachsenen überhaupt noch, was sie anrichteten?
Fraßen sich wie mordgierige Heuschrecken durch diese Welt... warfen Bomben auf Dörfer, und entschuldigten sich dann hinterher, wenn sie ein Kind verletzt hatten, damit, dass sie ja eigentlich nur dessen Vater töten wollten...
Und niemand in Nikitas Umgebung schien sich ernsthaft an diesem ganzen Wahnsinn zu stören... auch, wenn sie vor den Kameras noch so sehr von Glasnost, Frieden und Abrüstung schwafelten.
Aber letzten Endes steckten sie alle unter einer Decke! Die Amerikaner, die Russen, die Ärzte, die Eltern, die Lehrer, die Bomberpiloten...

Erst, als Nikita vor Yaominhs Zimmer zum Stehen kam, beruhigte er sich wieder ein wenig und wischte sich notdürftig die Tränen aus dem Gesicht.
Vorsichtig trat er ein.
Yaominh saß bereits in seinem Rollstuhl... ganz am Rand des Zimmers, vor dem Fenster, den Blick sehnsuchtsvoll auf den von dicken, dunkelgrauen Wolken übersäten Himmel gerichtet.
„Ich muss weg.“, murmelte er leise, ohne sich zu Nikita umzudrehen.
„Ja, ich weiß.“
Nikita öffnete den Schrank und kramte ein gelbes Regencape hervor, das er Yaominh vorsichtshalber über die Schulter legte... schließlich fürchtete das Klinikpersonal kaum etwas mehr, als dass sich einer ihrer Patienten bei den Ausflügen mit Nikita erkälten könnte.
„Du kommen nicht mit?“, sprach Yaominh weiter.
„Nein.“, antwortete Nikita knapp. „Nein... das würden die ja doch nicht erlauben.“

Eine knappe halbe Stunde später trottete Nikita mit Yaominh den unkrautüberwucherten Behelfsweg an den Bahngleisen entlang.
Seit sie das Krankenhaus verlassen hatten, hatte Nikita kein einziges Wort mehr gesprochen. Teilnahmslos starrte er auf die leicht eiernden Räder des Rollstuhls. Wie gerne hätte er jetzt mit ihnen getauscht. Sich unablässig drehen, durch schlammige Pfützen fahren, in dunklen Kammern abgestellt werden... und das alles, ohne auch nur ein einziges Mal das Bedürfnis zu haben, nach dem WARUM zu fragen.
Das Leben könnte so wunderbar einfach sein, wenn man nur nicht dazu in der Lage wäre, zu fühlen.

Sie hielten vor einem leicht abschüssigen, unbeschrankten Bahnübergang.
Pedantisch schaute Nikita nach links, nach rechts, und noch einmal nach links, um sich zu vergewissern, dass keiner der an dieser Stelle unbarmherzig schnell fahrenden Züge zu sehen war... denn auch, wenn ihm seine Aufgabe an jenem Tag unglaublich sinn- und nutzlos erschien, nahm er sie und die damit verbundene Verantwortung doch verdammt ernst.
Wie immer stellte er sich hinter Yaominh und schob ihn vorsichtig auf die Gleise.
Doch auf einmal blockierte der Rollstuhl.
Nikita wunderte sich kurz, schaute prüfend auf den Boden, in der Annahme, wieder einmal gegen eine tote Katze gefahren zu sein, wie neulich, als er nach Einbruch der Dämmerung noch mit einer nervigen Oma unterwegs gewesen war. Aber da war nichts, abgesehen von einer kleinen Rille neben den Schienen, in der eines der Räder festzustecken schien.
Er versuchte es noch einmal mit deutlich mehr Schwung, nur um genervt zu registrieren, dass das Gefährt noch immer nicht vom Fleck kam.
Da fiel sein Blick auf Yaominhs linke Hand, die verkrampft die manuelle Bremse nach unten drückte.
„Yao, verdammt, was soll denn das?“, schrie Nikita wütend. „Das hier ist kein geeigneter Ort, um den starken Mann zu spielen!“
Yaominh neigte langsam seinen Kopf nach hinten.
„Ich sterben hier! Dann ich endlich frei, und keine Schmerzen mehr.“

Nikita benötigte ein paar Sekunden, um die Bedeutung dieser Worte zu begreifen.
„Bist du verrückt?“, antwortete er schließlich, während er sich nervös in beide Richtungen der Schienen umsah. „So geht das doch nicht! Außerdem, die geben dir bald deine Prothesen, und dann kannst du wieder laufen und auch wieder auf eine Schule gehen, neue Freunde kennenlernen und...“
„Ich bin sehr dankbar.“, flüsterte Yaominh. „Aber lass... lass mich jetzt sterben...“
Nikita fasste sich panisch an den Kopf. So etwas hatte ihm an diesem Tag gerade noch gefehlt!
Ausgerechnet Yaominh, der doch bisher im Gegensatz zu manch störrischem Alten immer so pflegeleicht und umgänglich gewesen war.
„Hör mir zu... deine Familie...“, versuchte er den Jungen mit zunehmender Verzweiflung zu überzeugen. „Die wollen doch sicher, dass du irgendwann wieder zu ihnen nach Hause kommst.“
Yaominh schüttelte traurig den Kopf.
„Keine Familie.“
„Es gibt aber Menschen, denen du etwas bedeutest!“, behauptete Nikita trotzig. „Die Ärzte, die Leute vom Jugendamt, die Pflegefamilie, bei der du später einmal unterkommen sollst...“
„Keine Familie.“, wiederholte Yaominh. „Alle nur Mitleid... aber keine Familie. Nur Mitleid mit kleinem Yao ohne Beine.“
Nikita schluckte. Er wusste nicht, was er noch sagen sollte, aber ihm war klar, dass er auf keinen Fall wegen so einer Scheiße im Jugendknast landen wollte. Wer würde ihm schon glauben, dass der dankbare Junge aus Vietnam ganz plötzlich nicht mehr dankbar sein wollte?
Er sah schon in Panik die Schlagzeile der BILD-Zeitung vor sich:
„Tödlicher Ausländerhass: Ostdeutscher Jugendlicher wirft behinderten Vietnamesen vor Zug.“
Auf sowas warteten die doch nur... zumal sie in ihrem neuen System für einen wie Yaominh ohnehin keine andere Verwendung mehr haben dürften.

Als Nikita von Weitem die Lichter eines herannahenden Eilzugs bemerkte, hatte er endgültig genug. Er packte Yaominhs Arm und zog ihn so stark, wie er nur konnte, von den Gleisen

runter... mit dem Ergebnis, dass der Rollstuhl zur Seite kippte und mitsamt Nikita und dem vietnamesischen Jungen in einem kleinen Graben am Straßenrand landete.
Yaominh weinte leise vor sich hin. Doch Nikita war jetzt richtig sauer.
„Du bist so ein dämliches Arschloch!“, regte er sich auf. „Weißt du was? Ich bring dich jetzt zurück ins Krankenhaus, und dann kannst du dich meinetwegen gleich morgen aus dem Fenster stürzen. Das ist mir echt scheißegal! Aber zieh mich da bloß nicht mit rein, klar? Ich habe wahrlich schon genug Ärger an der Backe... Echt, dieses ganze Leben! Du... du hast keine Ahnung, wie...“
„Doch, ich hab.“, antwortete Yaominh geknickt und versuchte unbeholfen, sich mit seinem gesunden Arm wieder aufzurichten. „Leben ist scheisse. Tod ich nicht kennen. Also was?“
Nachdem Nikita eine Zeit lang mit einer Mischung aus Hilflosigkeit und Erleichterung dem vorbeirauschenden Zug nachgeschaut hatte, kam er dem vietnamesischen Jungen schließlich trotzdem zur Hilfe.
„Lass nur... ich mach das schon! Und krieg dich endlich wieder ein, ok?“
Yaominhs Gesicht und Kleidung waren mit einer braunen, übelriechenden Schlammschicht bedeckt, und auf seinem Unterarm verlief eine lange, leicht blutende Schürfwunde. Ansonsten schien ihm jedoch nichts weiter passiert zu sein.
Der Rollstuhl eierte jetzt allerdings noch mehr als zuvor. Und Nikita begann zu ahnen, dass dafür wieder mal nur er allein zur Rechenschaft gezogen werden würde... wie schon so oft in seinem Leben. Irgendwie schien er wohl etwas an sich zu haben, was ihn in besonderer Weise für die Rolle des tadelnswerten Sündenbocks prädestinierte.

Tatsächlich gab es im Krankenhaus dann auch ein kräftiges Donnerwetter.
Nikita wurde für Yaominhs verwirrten Zustand verantwortlich gemacht und war kurze Zeit später auch seinen Job los. Weil die für die Arbeit nötige Vertrauensbasis nicht mehr gegeben war, wie es die Oberärztin damals ausgedrückt hatte. Und Yaominh - der hatte sich vor seiner Abreise noch kurz entschuldigt und dann mit einem kraftlosen Händedruck von Nikita verabschiedet.
Zwar hatten sie noch vereinbart, einander regelmäßig zu schreiben... doch da Yaominh große Schwierigkeiten mit dem deutschen Alphabet hatte, und Nikita diese Form der Kommunikation auch nicht gerade als Entspannung empfand, brach der Kontakt nach ein paar belanglosen Briefwechseln endgültig ab.
Dieser eine Gedanke jedoch... den Tod nicht als etwas Beängstigendes, sondern als Erlösung anzusehen... der war Nikita seit Yaominhs Aktion auf den Bahngleisen erhalten geblieben. Genau wie der Entschluss, wenn es einmal für ihn an der Zeit wäre, ebenfalls den Zug zu nehmen.
Ob Yaominh seinen Wunsch, sterben zu dürfen, wohl mittlerweile erfüllt bekommen hatte? Nikita wünschte es ihm. Er wünschte es ihm, weil er den behinderten Jungen im Nachhinein um so vieles besser verstand als damals.
Was für ein Leben war das schon? Immer auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, obwohl einem deren Mitleid eigentlich zuwider war... später einen schlechtbezahlten Idiotenjob in einer Behindertenwerkstatt zugeteilt zu bekommen, mit etwas Glück vielleicht auch mal von einem Boulevard-Magazin im Privatfernsehen als bedauernswerter Alltagsheld vorgeführt zu werden... und doch, wenn du dich nach Kuscheln oder gutem Sex sehnst, bleibt dir nichts anderes übrig, als die Nummer einer auf Behindertendienste spezialisierten Prostituierten anzurufen, denn pubertierende Asiaten ohne Beine und mit nur einem Arm, die noch dazu kaum Deutsch sprachen, waren vermutlich nicht gerade die erfolgreichsten Kandidaten auf dem ohnehin an eindeutigem Männerüberschuss leidenden Single-Markt.

„Ich hätte ihn lassen sollen!“, dachte Nikita mit einem Anflug von Mitleid, was er eigentlich unbedingt vermeiden wollte. „Verdammt, ich bin so ein Egoist! Ich hätte ihn sterben lassen sollen... egal, was man danach mit mir gemacht hätte.“
Überhaupt, war es nicht so ziemlich das Mieseste, was man einem verzweifelten Menschen antun konnte? Ihn zu einem aussichtslosen Leben zu verdammen... ihm selbstgerecht und nur aus purem Eigennutz heraus den Weg in die letzte mögliche Zuflucht zu verwehren?
Schon merkwürdig. Das Ganze lag jetzt schon fast dreieinhalb Jahre zurück, und Nikita hatte auch schon eine Weile nicht mehr an Yaominh denken müssen... doch jetzt, als er sich langsam aber unvermeidlich den Bahngleisen näherte, kamen all die Erinnerungen wieder hoch. So eindringlich und schmerzhaft, als wäre es gestern gewesen.
Nikita begriff: Er konnte noch etliche Stunden über seine Vergangenheit nachdenken... alles, was er dort finden würde, wären doch nur dutzende weitere Gründe, vorzeitig aus diesem verdammten Leben zu scheiden.
Und dann noch dieser schneidende, für diese Jahreszeit deutlich zu kalte Wind...
Nikita kippte sich einen ordentlichen Schluck Wodka hinter die Binde, um sich ein wenig aufzuwärmen, bevor er seine frierenden Hände in die Hosentaschen steckte und entschlossen weitermarschierte.

Kapitel 3

Die letzten Häuser der Stadt lagen mittlerweile hinter ihm. Vor ihm, links und rechts des Weges, lagen jetzt nur noch karge, mit gelben Grashalmen übersäte Felder... und die immer stärker werdende Hoffnung auf ein baldiges Ende.
Halt!
Nikita kam entschlossen zum Stehen.
Eine Sache galt es nämlich noch zu erledigen, bevor er sich endgültig aus dem Staub machte…
Mit einem rachsüchtigen Funkeln in den Augen starrte er auf den alten, ausgemusterten Bauwagen, der unweit des Weges auf einem verwahrlosten Kartoffelacker herumstand, und in dem Atze, Ronny und die ganze hirnamputierte Nazi-Clique immer ihre Saufgelage veranstalteten.
Es brannte kein Licht... offensichtlich schienen die braunen Vögel ausgeflogen zu sein.
Was Atze wohl dazu sagen würde, wenn er statt ihrer gemütlichen Versammlungsstätte am nächsten Morgen nur noch ein Häuflein Asche auf Rädern vorfände?
Nikita griff prüfend in seine Tasche.
Zum Glück hatte er ganz gewohnheitsmäßig sein Feuerzeug eingesteckt...
Er dachte daran, wie Atze ihn einmal die Treppe vor der Schule heruntergestoßen hatte, nur weil Nikita ausnahmsweise eine bessere Note bekommen hatte als er.
Oder daran, wie er von Weitem mit ansehen musste, wie diese Bastarde mit einem Luftgewehr auf wehrlose Katzen schossen.
Kein Zweifel... dagegen galt es etwas zu unternehmen! Und wer konnte es sich eher erlauben, in dieser Nacht den Helden zu spielen, als er, der einen Morgen mit all seinen unschönen Konsequenzen nicht mehr zu fürchten brauchte?

Nikita vergewisserte sich mehrmals, dass ihn niemand beobachtete. Doch obwohl die Sicht durch die grellen Lichter des nahen Industriegebietes recht gut war, konnte er weit und breit keine Menschenseele entdecken.
Dann baute er sich aus einer umliegenden Plane, einigen Holzscheiten und einem trockenen Stück Tuch eine kleine Feuerstelle direkt unter dem Boden des morschen Bauwagens zusammen.

So lange Nikita zurückdenken konnte, hatte er eigentlich immer versucht, durchs Leben zu gehen, ohne auf anderen Menschen herumzutrampeln und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Gebracht hat es ihm am Ende garnichts. Weder Respekt noch Dankbarkeit.
Es war wirklich an der Zeit, einmal etwas zu zerstören, was anderen lieb und teuer war… und sei es nur, um sie niemals vergessen zu lassen, dass es in ihrer Nachbarschaft einmal einen Jungen gab, den sie besser nicht wie ein Stück Dreck behandelt hätten.

Feierlich entzündete er den Stapel mit etwas Zeitungspapier, das offensichtlich zum Verrichten der Notdurft ganz in der Nähe in einem Eimer deponiert worden war.
Während die Flammen höher und höher züngelten und allmählich auf das Holzgestell des Unterschlupfes übersprangen, wärmte sich Nikita ein wenig die klammen Finger daran und beobachtete mit sichtlicher Genugtuung das Gelingen seines letzten Abschiedsgrußes an diese unbarmherzige Welt.
Doch ihm war klar, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis irgendwer das Feuer bemerken würde... ganz abgesehen davon, dass die starke Hitzeentwicklung und der Rauch das Herumstehen bald auch ziemlich unangenehm machten. Daher beschloss Nikita, nachdem er mit einem dicken Ast noch eine kleine Nachricht in den feinen Sandboden gemalt hatte, dem inzwischen lichterloh brennenden Bauwagen den Rücken zuzukehren und seine Heimreise in die ewigen Jagdgründe fortzusetzen... auch, wenn er irgendwie schon ganz gern noch geblieben wäre, um die entsetzten Gesichter von Atzes Clique zu sehen, wenn sie entdeckten, dass ihr kleiner Führerbunker mitsamt des dort gelagerten Jägermeistervorrats und der aus Polen importierten Reichskriegsflagge mindestens genauso brennbar war wie eine baufällige Asylbewerberunterkunft oder eine türkische Imbissbude.

Einen knappen Kilometer weiter, ganz in der Nähe des alten Bahnübergangs von damals, glaubte der mittlerweile schon ordentlich angeheiterte Nikita endlich eine geeignete Stelle für sein Vorhaben gefunden zu haben.
Er krabbelte den steinigen Bahndamm hinauf und schaute oben angekommen als Erstes auf das verschwommene Ziffernblatt seiner Armbanduhr.
22 Uhr 20. Um diese Zeit verkehrte der Regionalexpress längst nicht mehr.
Blieb noch der Schnellzug nach Dresden, Abfahrt 22 Uhr 53, und ein ICE, der irgendwann später in der Nacht vorbeirauschen sollte.
Nikita hatte die Fahrpläne schon oft studiert und darüber nachgedacht, wie es sich wohl anfühlen würde, dort auf den Schienen zu stehen, die Augen zu schließen, und dann einfach nur noch zu warten... warten auf diesen langersehnten Moment der Geistwerdung, in dem er nur noch das verzweifelte Hupen des Lokführers und das vergebliche Quietschen blockierender Bremsen vernehmen würde, bevor der mit 150 Sachen in ihn hineinrammende Stahl der Lokomotive jeden noch so kleinen Fetzen seines Körpers im Bruchteil einer Sekunde auf Warp 9 beschleunigte und der ganzen irdischen Pein ein spektakuläres Ende bereitete.

Nikita spürte, wie der gesamte Bahndamm unter seinen Füßen auf und nieder zu schwanken begann. Er musste sich dringend hinsetzen.
Ein wenig unbeholfen stellte er die inzwischen halbleere Flasche vor sich auf dem Boden ab. Dann ließ er sich erschöpft auf dem kalten Gleis nieder.
Die Schienen verliefen in beide Richtungen kerzengerade, bis sie sich irgendwann in der alles verschlingenden Dunkelheit verloren.
Ein zögernder Blick nach links, einer nach rechts... doch von dem Erlösung versprechenden Scheinwerferstrahl einer herannahenden Lok noch immer keine Spur. Da war nur schwarze Nacht und der jederzeit hörbare, monotone Lärm der nicht all zu weit entfernten

Bundesstraße, der höchstens noch vom gelegentlich aufheulenden Wind und einem unappetitlichen Rumoren in Nikitas Bauch übertönt wurde.
Nikita verfluchte seinen empfindlichen Magen.
Er hatte sich schon immer ein wenig benachteiligt gefühlt, weil er bei weitem nicht so viel Alkohol vertrug wie die meisten seiner Altersgenossen... denn Alkohol war in Zeiten wie diesen überlebenswichtig. Schließlich konnte man sich damit problemlos Menschen schön- und Gespräche geistreichsaufen. Ohne diese Möglichkeit musste man schon ein gehöriger Optimist sein, um trotzdem Anschluss an eine Gruppe Gleichaltriger zu finden und sich dabei nicht unentwegt fragen zu müssen, warum man eigentlich mit solch oberflächlichen Volltrotteln rumhing.

Nikita kroch ein paar Meter zur Seite, um sich zu übergeben.
Der warme, klebrige Rest der Currywurst, die er sich am Nachmittag hastig einverleibt hatte, tropfte langsam über seine Lippen auf die harten Steine des Bahndammes.
Er spürte, wie ausgetrocknet sein Mund war. Dieser verdammte Wodka...
Angewidert wischte sich Nikita mit dem Ärmel den letzten Schleim aus dem Gesicht, bevor er erneut nach der Flasche griff, um sich damit endgültig abzuschießen und den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen.
„Ja, mit Alkohol geht es besser!“, erklang auf einmal eine fremde, und doch seltsam vertraute Stimme hinter ihm. „Wahrscheinlich wirst du vom Aufprall gar nichts mehr mitbekommen. Du musst nur aufpassen, dass du richtig liegst, sonst reißt dir der Zug bloß die Beine ab, und du hast morgen einen ziemlich beschissenen Tag vor dir.“
Nikita blickte schielend hinunter zu dem Feldweg, der am Rand der Gleise entlangführte. Dort stand eine schmale, in Dunkelheit gehüllte Gestalt.
„Na, wenn du das sagst...“, antwortete Nikita, unschlüssig, ob er nun freundlich oder abweisend auf diese unerwünschte Einmischung reagieren sollte. „Hast du noch mehr so kluge Ratschläge auf Lager, Fremder?“
„Schon möglich. Ich bin in gewisser Weise eine Koryphäe auf diesem Gebiet.“
Die Gestalt kam langsam näher. Dann, kurz vor dem Bahndamm, blieb sie schlagartig stehen. Nikita konnte noch immer keine Einzelheiten erkennen... nur, dass die Person ein wenig kleiner war als er, und vermutlich auch nicht all zu viel älter.
„Weißt du, eigentlich wollte ich hier draußen gerne alleine sein.“, formulierte Nikita sein Anliegen jetzt ein wenig deutlicher. „Nur noch eine Weile hier sitzen bleiben. Keine Angst, ich werd schon nicht einschlafen.“
„Ach komm schon, Niki!“, antwortete der Fremde unbeeindruckt. „Wir wissen doch beide, was du hier oben machst. Und dabei warst du früher einmal so ein überzeugter Lebensbejaher...“
Nikita war jetzt doch mächtig angepisst.
War das nicht wieder typisch für diese Welt?
Da gab es unzählige Tage, an denen du stundenlang todtraurig durch die belebte Innenstadt trotten konntest, und keiner der Passanten schien sich auch nur ein klitzekleines Stück für dich und dein Leid zu interessieren. Und dann, eines Nachts, als längst alles gelaufen war und du eigentlich nur noch in aller Stille auf den letzten Zug warten wolltest, tauchte auf einmal so ein Störenfried auf und tat so, als ob ihm dein Schicksal irgendetwas bedeuten würde.
„Verdammt, wer bist du? Und woher kennst du meinen Namen?“, fragte Nikita gereizt.
„Denkst du, du hast auch nur die geringste Ahnung davon, was ich bin oder was ich war??“
„Du warst einmal ein Junge, den ich sehr gemocht habe, Niki.“, antwortete die Gestalt, und machte sich ein wenig unbeholfen daran, den Bahndamm zu erklimmen. „Und jetzt... jetzt bist du...“
Er machte eine längere Pause.
„Was? Was?“, hakte Nikita nach. „Was bin ich jetzt, hä?“

Der Fremde stand nun direkt vor ihm und blickte neugierig auf ihn herab.
„Keine Ahnung. Ich denke, jetzt bist du das irgendwie immer noch."

Nikita musterte ihn eindringlich, von unten nach oben und wieder zurück... so, wie man ansonsten allerhöchstens ein edles, in einer Waldlichtung grasendes Einhorn betrachten würde, um sich von dessen Echtheit zu überzeugen.
„Na, was ist? Erkennst du mich jetzt?"
Kein Zweifel... die Narben im Gesicht, das verkrüppelte Ohr, das asiatische Aussehen... es konnte sich eigentlich nur um Yaominh handeln.
Doch Nikita war viel zu sehr Realist, um diese Möglichkeit ernsthaft in Betracht zu ziehen, zumal der Typ zwar leicht hinkte, aber doch wesentlich mobiler zu sein schien als damals der verkrüppelte Junge aus Vietnam. Außerdem war er elegant gekleidet... das weiße Shirt, die weite, schwarzlederne Jacke.... und lange, gewellte Haare, die auf der einen Seite über sein Gesicht fielen und fast bis zur Schulter reichten.
„Yao? Nein, sorry... du siehst vielleicht ein wenig so aus, aber du kannst unmöglich..."
„Kann ich nicht?", antwortete die Gestalt, und streckte ihm wie zur Bestätigung den leeren rechten Ärmel entgegen.
„Aber... du... du kletterst hier oben auf dem Bahndamm rum!", erwiderte Nikita ungläubig. „Das kannst du unmöglich mit ein paar künstlichen Beinen..."
Der Fremde beugte sich zu Nikita runter und klopfte mit seiner linken Hand mehrmals auf seinen linken Unterschenkel, worauf ein unnatürliches, dumpfes Geräusch ertönte.
„Moderne Prothesen sind wesentlich besser als ihr Ruf.", erklärte er dem noch immer ziemlich baffen Nikita. „Nur beim Skaten machen sie mir manchmal Probleme."

Nikita spürte, wie die trostlose, kalte Nacht ein Stück weit von den Schienen wich, um einem magischen Hauch längst verloren geglaubter Kindheit Platz zu machen.
Da stand tatsächlich Yaominh vor ihm... der vietnamesische Junge aus dem Rollstuhl, der kaum ein Wort Deutsch verstand... der vielleicht einzige Mensch, dem Nikita je aufrichtig von seinen Sorgen und Ängsten erzählt hatte.
„Yao!", staunte er. „Mann, was ist denn mit dir passiert? Du wirkst so anders..."
Yaominh setzte sich langsam neben Nikita auf die Gleise und nahm ihm ungefragt die Wodkaflasche aus der Hand.
„Ich hoffe, das ist ok für dich.", antwortete er, nachdem er sich selbst einen kräftigen Schluck genehmigt hatte. „Oder willst du lieber den kleinen, hilflosen Knilch im Rollstuhl wiederhaben?"
Nikita schüttelte hastig den Kopf.
„Nein. Nein... natürlich nicht! Ich meine, der war ja irgendwie auch ganz nett, aber..."
Er konnte es noch immer kaum fassen.
Der Typ an seiner Seite hatte eindeutig die selben Gesichtszüge wie der Junge von damals... aber er wirkte um so vieles reifer. Das Piercing an der Augenbraue, die edlen Klamotten, die Narben, die wie ein geniales, provozierendes Makeup auf seiner rechten Gesichtshälfte lagen, und dieser funkelnde, wilde Blick...
So sah vielleicht ein junger Popstar aus den 80ern aus, oder der dunkel strahlende Held irgendeines japanischen Endzeitfilms, aber doch kein... nun ja, kein realer Mensch eben.
Nikita beugte sich prüfend nach vorne und studierte sicherheitshalber den Inhalt der Wodkaflasche, die Yaominh noch immer fest umklammert hatte, als ob er sie an diesem Abend nicht mehr herauszurücken gedachte.
Merkwürdig. Auch der Wodka glänzte auf einmal so silbern und rein wie gesegnetes Wasser aus irgendeiner heiligen Quelle.
Es musste definitiv am Alkohol liegen!

Vermutlich sah Yaominh ganz anders aus, oder Nikita befand sich schon längst im Delirium und redete lediglich auf einen der umherstehenden Strommasten ein.
Wenn man diesen einen kritischen Punkt, an dem man sich übergeben musste, erst einmal überwunden hatte und nur fleißig genug weitersoff, war schließlich so gut wie nichts mehr unmöglich.

„Bilde ich mir das nur ein, oder hast du heute ein bisschen über den Durst getrunken?“, meldete sich plötzlich wieder Yaominh zu Wort und tatschte Nikita leicht an die Schulter, um zu sehen, ob dieser noch reagierte.
„Ich vertrag schon was!“, log Nikita, um vor dem cool auftretenden Geist nicht als Weichei dazustehen. „Jetzt mach dir bloß keine Sorgen, ok? Mir geht’s blendend!“
Yaominh schaute skeptisch in Nikitas glasig wirkende Pupillen. Auch der unregelmäßige Atem und die vielen kleinen Schweißperlen auf der Stirn deuteten eher auf eine sich anbahnende Alkoholvergiftung als auf die Auswirkungen eines harmlosen Feierabendbesäufnisses hin.
„Verstehe.“, erwiderte er lakonisch. „Du bist wohl nur zu denen ehrlich, die sich nicht wehren können, was?“
Nikita spürte deutlich, dass er sich jetzt eigentlich provoziert fühlen sollte. Aber er zuckte nur unmotiviert mit den Schultern.
„Und wenn schon. Die können mir wenigstens nicht schaden, wenn sie meine Schwachstellen kennen. Alle anderen dagegen...“
Er schielte angespannt zu Yaominh rüber... vor allen Dingen, um sich zu vergewissern, dass der auch tatsächlich immer noch an seiner Seite saß.
„Alle anderen würden ihr Wissen ja doch früher oder später gegen mich einsetzen. Denn eines ist sicher: Wenn es hart auf hart kommt, denkt doch jeder nur an sich selbst. Das ist einfach so. Und da will ich nicht mit schlechteren Karten dastehen als all die anderen Egoisten... auch wenn es mich ja eigentlich selber ankotzt, dass sich alle hinter ihren fröhlich grinsenden Masken verstecken. Verstehst du das?“
Nikita war klar, dass das im Moment eigentlich überhaupt keine Rolle spielte, da es ihm ja völlig egal sein konnte, ob Yaominh seine Schwachstellen kannte oder nicht. Es war wohl vor allem eine Frage der Gewohnheit, seine verletzliche Seite im Kontakt zu anderen Menschen so gut es eben ging verborgen zu halten.
„Mir geht’s blendend. Wirklich!“, meinte er immer, wenn ihn irgendwer darauf ansprach, warum er manchmal so finster und nachdenklich dreinschaute. Denn wenn man das sagte, waren die meisten zufrieden und ließen einen wieder für eine Weile in Ruhe.
War man dagegen ehrlich zu ihnen, musste man ihnen zur Strafe gelangweilt bei ihren ersten peinlichen Bemühungen zusehen, über Dinge nachzudenken, mit denen man sich selbst schon seit vielen Jahren intensiv auseinandergesetzt hatte.
Im schlimmsten Fall schleppten sie einen sogar zum Psychologen, so wie sein Vater damals, als Nikita nur ein einziges Mal ehrlich gewesen war und ihm beiläufig etwas von seinen Selbstverletzungen erzählt hatte.

„Schon klar. Jeder findet Ehrlichkeit ne gute Sache.“, meinte Yaominh nach einer kurzen Denkpause. „Jeder, Niki! Da kannst du auf der Straße gerne eine Umfrage machen. Vom teuersten Politiker bis zur billigsten Hure wird dir jeder erklären, wie wichtig ihm Ehrlichkeit ist. Und doch, bei sich selbst fangen die wenigsten damit an. Hauptsache, die anderen sind ehrlich. Das meinen die Menschen, wenn sie von „Ehrlichkeit“ sprechen. Immer nur die Ehrlichkeit der anderen...“
Nikita warf Yaominh einen grimmigen Blick zu.
„Also gut, wenn du es unbedingt aus meinem Mund hören willst:“, erwiderte er schließlich leicht genervt. „Ich werd mich heute Nacht umbringen! Und nein, es geht mir nicht gut, es

geht mir beschissen. Seit vier oder fünf Jahren geht es mir jetzt schon beschissen! Und du, du warst derjenige, der mich überhaupt erst auf die Idee gebracht hat, dass Selbstmord tatsächlich eine sinnvolle Lösung sein könnte. Also was hast du jetzt für'n Problem damit?"
„Kein Problem.", antwortete Yaominh knapp.
Er zog mit dem Mund den Ärmel seiner Jacke zurück und zeigte Nikita ein paar weitgehend verheilte Narben auf seinem linken Unterarm, die ganz zweifellos von einem weiteren Selbstmordversuch stammen mussten.
„Siehst du das?", sprach er weiter. „Ich habe noch ein paar nette Erfahrungen mit meinem Körper gesammelt, nachdem wir uns damals aus den Augen verloren hatten. Du hast ganz Recht. Das Leben ist fies und beschissen. Und ich bin wirklich der letzte, der dir das ausreden würde."
„Und doch lebst du noch...", flüsterte Nikita, mehr zu sich selbst als zu seinem alten Bekannten.
Yaominh trank noch einen Schluck und drückte Nikita dann wieder die mittlerweile fast leere Flasche in die Hand.
„Manchmal bin ich mir nicht ganz sicher...", erwiderte Yaominh nachdenklich. „Ich meine, ob ich noch lebe oder nicht.
Wenn ich mir anschaue, was die meisten Menschen da draußen unter Leben verstehen... sich tagtäglich abzustrampeln für einen Platz auf dem Sonnendeck der Titanic... zielstrebig wie gierige Kälber, die sich mit dem anderen Schlachtvieh um den ergiebigsten Futtertrog streiten... hin und her gerissen zwischen der ewig nagenden Existenzangst und der Freude darüber, immer genug zu Fressen zu haben... Fuck, Niki, dann bin ich längst tot! Ein Geist, der durch ihre Reihen schreitet, der ihren Schweiß riecht, ihre Tränen sieht, und um ihr tragisches Ende weiß. Doch wenn sie diesen Geist einfangen wollen, wird ihre Hand ins Leere greifen."

„Ein Geist?", fragte Nikita, und lehnte sich ein wenig zur Seite, um prüfend Yaominhs Arm zu betasten. Seine Haut fühlte sich warm und weich an... lebendiger als alles, was Nikita in den letzten Jahren angefasst hatte.
„Nein, du bist kein Geist!", stellte er fast erleichtert fest. „Aber was zum Teufel bist du dann? Jedenfalls auch kein Mensch, hab ich recht?"
Yaominh lächelte kaum merklich und schaute gedankenverloren in den dunklen Nachthimmel.
„Ich weiß nicht, wie ich dir das beschreiben soll, was ich bin...
Vielleicht bin ich irgendwas dazwischen. Ich meine, es gibt so Momente wie jetzt, da möchte ich wirklich gerne ein Mensch sein. Ein bisschen weinen, ein bisschen lachen, oder einfach einen lauten Freudenschrei ausstoßen, dass ich einen alten Freund wiedergefunden habe... Aber weißt du, ich hab keine besonders guten Erinnerungen an meine Zeit als Mensch. Daher lasse ich es lieber bleiben.
Manchmal kommt es mir so vor, dass ich schon viel zu weit weg von mir selbst bin... so verdammt weit weg von allem. Als wäre ich in Wahrheit bloß der ungestüme Wind, der von hoch oben herunterbläst und diesem toten Körper, der einmal der meine war, seinen Willen aufzwingt wie einem beschissenen Spielzeug.
Ich spiele mit meinem Leben wie mit einer Marionette. Ich lebe es nicht.
Und doch hat mir einmal jemand gesagt, dass ich gerade durch diese Sicht, die ich auf die Welt habe, weitaus mehr von Spiritualität verstünde als die meisten Priester. Irgendwie verrückt, nicht wahr?"
Er schwieg einen Moment, schob aber gleich darauf noch eine Erklärung hinterher, als er Nikitas ratlos auf ihn gerichteten Blick bemerkte.
„Naja, für mich ist es jedenfalls keine Spiritualität, Niki... denn zwischen Gleichgültigkeit und innerem Frieden besteht dann schon noch ein kleiner Unterschied.

Es ist eher ein bisschen so wie in einem Videospiel, wenn du mich fragst. Ich beobachte meinen Körper bei seinem Weg durch den Level. Ich versuche, so zu handeln, wie ich auch in echt handeln würde. Aber wenn ich versage und meine Spielfigur in den Abgrund fällt... drauf geschissen! Dann ist es halt so.
Niemand trauert um Super Mario. Und ich am Allerwenigsten. Denn eigentlich hat er nie gelebt... auch wenn er noch so weit gehüpft wäre. Er ist Teil einer Dimension, in der es überhaupt kein echtes Leben geben kann, sondern nur programmierte Imitationen davon."

„Imitationen..."
Nikita hatte nicht einmal die Hälfte von Yaominhs Worten verstanden. Dennoch war er von den merkwürdigen Ansichten des Jungen und der inneren Ruhe, mit der dieser zu sprechen schien, mächtig beeindruckt.
Was, wenn Yaominh Recht hatte und die ganze Welt tatsächlich nur ein Test oder ein perverses Geschicklichkeitsspiel war, mit dem sich übernatürliche Wesen die Zeit vertrieben? Konnte man dann überhaupt leben? Konnte man sterben?
Oder machte man sich, egal wie man sich entschied, nicht letztlich nur selbst etwas vor... weil alles ganz anders war, und weil es eventuell weitaus mehr Dimensionen gab als die paar, die man als eine im Programmcode gefangene Spielfigur in seine Überlegungen mit einbeziehen konnte?
Die Gedanken überschlugen sich förmlich in Nikitas Gehirn.
Das plötzliche Auftauchen von Yaominh, dessen wundersame Wandlung vom zerbrechlichen Häufchen Elend zum eleganten, wortgewandten Philosophen, seine dunklen, geheimnisvollen Augen, dieses Gerede von Spiritualität... das alles, in Verbindung mit dem Wodka, der jetzt in einem wahren Geschwindigkeitsrausch durch Nikitas Blutbahnen zu jagen schien, ließ ihn kurzzeitig alles andere ausblenden.
Da waren keine Gleise mehr, keine Wolken und kein Schnellzug nach Dresden. Nur noch Nikita und sein Gegenüber... und diese hämmernden Fragen nach dem Sinn des Lebens, die er doch eigentlich schon seit seinem letzten Alkoholabsturz überwunden zu haben glaubte.
„Und was...", fragte Nikita schließlich in das tobende Gedankenchaos hinein. „Was, wenn es alles ganz anders ist? Wenn unser Leben viel mehr ist als ein Spiel, und wir es besser ernst nehmen sollten?"
Yaominh stand auf und wischte sich gemächlich den schwarzen Schienen-Dreck von seiner weiten Jeanshose.
Dann reichte er Nikita hilfsbereit die Hand, um ihn hochzuziehen.
„Na und? Dann hab ich mich eben geirrt und dir Bullshit erzählt. Jetzt komm!", sagte er leise, aber bestimmt, worauf Nikita nach einem kurzen Zögern einschlug und verwundert feststellte, wie standhaft der Junge aus Vietnam trotz seiner Behinderung war. „Lass uns nachher weiterreden. Man sollte die Antwort auf solche Fragen besser erstmal im Leben suchen. Der Tod kommt von ganz alleine..."

Yaominh zog Nikita kraftvoll mit sich von den Schienen... nur Sekundenbruchteile, bevor unmittelbar hinter ihnen mit erbostem Heulen die gigantische dunkelrote Lok des Schnellzugs vorbeidonnerte.
Nikita sprang mit einem entsetzten Schrei vom Bahndamm herunter, rappelte sich mehr schlecht als recht wieder auf... und schielte ungläubig zu Yaominh zurück. Der stand nämlich noch immer nur einen knappen halben Meter von den in ohrenbetäubender Lautstärke vorüberziehenden Wagons entfernt und zeigte dabei nicht die geringste Regung im Gesicht. Nur seine langen schwarzen Haare wehten wild durcheinander, als wollten sie sich mit aller Gewalt von seinem Haupt lösen, um dem Zug hinterherzufliegen.

„Scheiße, das war knapp!“, keuchte Nikita, nachdem das tosende Höllengefährt endlich vorübergezogen war und auf dem Bahndamm langsam wieder die vertraute, nächtliche Ruhe einkehrte
„Ich dachte, du hättest ihn längst kommen sehen.“, murmelte Yaominh mit einem amüsierten Schulterzucken.
„Nein, verdammt, hab ich nicht!“
Nikita musste sich ganz schnell wieder irgendwo festhalten.
Er spürte, wie die ganze Welt in Schräglage geriet. Nur mit Mühe konnte er sich noch über Steine und einen kleinen Graben hinweg auf eine morsche Holzbank am Rand des Feldweges retten.
„Dann habe ich dir jetzt wohl dein nächtliches Rendezvous mit dem Tod versaut, was?“, fragte Yaominh, während er sich bemüht vorsichtig den Bahndamm hinabtastete. Ganz offensichtlich schien ihm das Herunterklettern deutlich mehr Schwierigkeiten zu bereiten als der Aufstieg.
„Aufgehoben ist nicht aufgeschoben...“, faselte Nikita. „Oder doch aufgeschoben, aber nicht für lange, oder wie auch immer. Mann, was für ein scheiß Sprichwort.“
Yaominh war mittlerweile an ihn herangehumpelt und setzte sich, nun doch etwas außer Atem, bedächtig an seine Seite.
„Nein, das macht schon Sinn.“, erklärte er Nikita hilfsbereit. „Du hast es nur falsch herum aufgesagt. Das Sprichwort, meine ich...“
Doch das war Nikita eigentlich herzlich egal.
„In Ordnung! Dann werde ich es in diesem Leben einfach nicht mehr benutzen, ok?“, gelobte er sarkastisch. „Wo hast du eigentlich so gut Deutsch gelernt? Bist ja auf einmal besser als ich...“
Yaominh ließ seinen Blick abwesend über die dunklen Wiesen schweifen.
„Ist doch völlig egal, wo ich es gelernt habe.“, meinte er dann nach einer längeren Pause. „Sagen wir, bei guten Freunden, ok?“
„Ach ja?“, erwiderte Nikita neugierig, in dem auf einmal das brennende Verlangen aufkam, ein bisschen mehr darüber zu erfahren, wie und in wessen Gesellschaft Yaominh die letzten Jahre verbracht hatte. „Und wo hast du diese Freunde kennengelernt, wenn man fragen darf?“
Yaominh seufzte.
Er schaute unschlüssig auf die mittlerweile völlig ausgetrunkene Wodkaflasche, die vor Nikita auf dem Boden lag...
Irgendetwas musste er dem Jungen erzählen, soviel stand fest. Andererseits gab es eine Menge Dinge in seinem Leben, über die er eigentlich nicht so ohne weiteres reden durfte. Auch dann nicht, wenn es sich bei seinem Gegenüber um einen alten Freund wie Nikita handelte.
„Also gut...“, gab er sich nach einigem hin und her überlegen geschlagen. „Welche Version der Geschichte willst du hören? Die kurze oder die lange Fassung?“
„Die ultralange!“, verkündete Nikita entschlossen. „Naja, ich bin ein guter Zuhörer... und der nächste Zug kommt erst irgendwann nach Zwölf.“
„Die ultralange...“
Yaominh schüttelte fast ein wenig verzweifelt den Kopf, denn die ultralange war nun definitiv nicht für Nikitas Ohren bestimmt.
Aber er wusste auch, wenn er Nikita nun mit irgendwelchen schlechten Lügengeschichten oder halbherzigen Erklärungen abspeisen würde, konnte er ihn ebenso gut gleich wieder zurück auf die Schienen legen... und das wollte er eigentlich nicht tun, auch wenn es vermutlich sowieso keinen großen Unterschied mehr machen würde.

„Du möchtest also wirklich alles wissen? Auch, wenn wir dann hier draußen in der Kälte erfrieren sollten?“, fragte er schließlich, obwohl er sich die Antwort ja denken konnte.

„Ich will einfach verstehen, was mit dir passiert ist.“, antwortete Nikita. „Du bist irgendwie ein völlig anderer geworden. Ich möchte es begreifen können, Yao... wirklich!“
Yaominh spuckte vor sich auf den Boden.
Am Horizont, jenseits der kahlen Büsche, bliesen die hohen Schornsteine der städtischen Müllverbrennungsanlage noch immer erbarmungslos ihre massig Wohlstandsabfall enthaltenden Abgase in die Luft. Wenigstens war mittlerweile der Verkehrslärm abgeebbt, so dass zumindest die hörbare Umweltverschmutzung deutlich nachgelassen hatte.
„Ich weiß gar nicht genau, wo ich anfangen soll.“, meinte Yaominh dann nach einer kurzen Pause. „Ich meine, damit du es wirklich verstehen kannst. Um ehrlich zu sein, ich verstehe es nämlich manchmal selbst nicht, wie ich in die ganze Sache hineingeraten konnte. Ausgerechnet ich! Ich hatte zu dem Zeitpunkt längst aufgehört, an Märchen zu glauben. Aber in gewisser Weise glaubte das Märchen an mich.
Es hat von mir Besitz ergriffen wie von einem kranken Kind, dem die Erwachsenen zur Ablenkung eine schaurige Gute-Nacht-Geschichte erzählten... und jetzt fürchtet sich das Kind nicht mehr vor dem Alltag, sondern nur noch vor den bösen Monstern, die unter seinem Bett lauern.“
Er warf Nikita einen eindringlichen Blick zu.
„Da draußen findet ein erbarmungsloser Krieg statt, Niki! Seit vielen hundert Jahren, mit hohen Opfern auf beiden Seiten, und doch nahezu unbemerkt von denen, die nicht hinsehen möchten.
Nicht Ost gegen West, Arm gegen Reich oder Christen gegen Moslems. Nein, keiner dieser herkömmlichen Kriege, von denen sie tagtäglich in den Nachrichten berichten.
Es ist der Krieg derer, die ein Leben in Freiheit führen wollen, gegen jene, die sich vor der Freiheit fürchten... der ultimative Konflikt der Menschheit, wenn du so willst.
Und ich stehe nun seit fast drei Jahren mittendrin.“

Nikita hatte inzwischen die Augen geschlossen, um sich ganz auf Yaominhs Worte konzentrieren zu können… so, wie er es als Kind immer getan hatte, als seine Mama noch da war und ihm vor dem Einschlafen hin und wieder aus diesen wunderbar blutrünstigen Splatter-Märchen der Gebrüder Grimm vorlas.
Darin ging es um böse Wölfe, denen der Schädel weggeballert oder der Bauch aufgeschlitzt wurde, um Hexenverbrennungen und andere grausame Endgültigkeiten, die den kleinen Nikita für eine Weile vergessen ließen, dass er in Wahrheit kein im Märchenland lebender Prinz war, sondern nur eines von Millionen genormten Kindern, die in ihren genormten Bettchen lagen und von ihren genormten Müttern diese abnormalen Geschichten vorgesetzt bekamen.
Wie gern hätte er damals selbst in einer dieser Geschichten mitgespielt... wie gerne ein Leben abseits der erdrückenden Normalität geführt.

„Nein, warte!“, unterbrach sich Yaominh auf einmal selbst. „Ich denke, ich rolle das Ganze besser von einer anderen Seite her auf, dann wird es vielleicht deutlicher für dich.
Sonst glaubst du mir die ganze Sache eh nicht.
Also vergiss das, was ich gerade gesagt habe! Vergiss alles, was du zu wissen glaubst, über dich, über mich, und über deine Welt.
Stell dir einfach nur vor, dass plötzlich wieder 1943 wäre. Irgendwo im Dritten Reich. Du weißt schon... Hakenkreuze, Konzentrationslager und gleichgeschaltete Volksmassen. Der übliche menschliche Schwachsinn eben, nur ziemlich ekelhaft auf die Spitze getrieben.
In jenen Tagen trug sich ein blutiges Drama zu, das bis heute zu einem der bestgehütetsten Geheimnissen der Geschichte gehört. Jeder, der damals dabei war, ist heute entweder zu vorsichtig oder schlicht und ergreifend zu tot, um noch in irgendeiner Fernsehdoku darüber aussagen zu können.

Das heißt, alles, was ich dir jetzt erzähle, wissen außer dir und mir nur ganz wenige Eingeweihte... und dabei muss es auf jeden Fall auch bleiben! Du darfst darüber mit niemandem sprechen, außer mit mir. Mit niemandem! Verstehst du das?“
Nikita gab durch eine deutliche Kopfbewegung sein Einverständnis.
„Geht klar, Yao! Weißt du, ich rede generell nicht mehr viel mit anderen Menschen. Die hören ohnehin bloß das, was sie hören wollen, und nicht das, was ich ihnen eigentlich sagen möchte.“
„Was erwartest du?“, erwiderte Yaominh wenig überrascht. „Schau dir die Welt doch nur mal an. Eine Welt, in der die Menschen einander zuhören könnten, würde jedenfalls anders aussehen...“
„Allerdings.“, erwiderte Nikita mit dem Anflug eines Lächelns im Gesicht.
Da war irgendetwas ungeheuer Aufmunterndes in Yaominhs Stimme... ein vertrautes, wärmendes Feuer, das Nikita behutsam dazu verführte, die Kälte der Nacht zu vergessen und sich ganz dieser angekündigten Reise in die geheimnisvolle Vergangenheit hinzugeben.
Noch hatte er nicht die geringste Ahnung, dass es für ihn eine Reise ohne Rückfahrschein werden sollte...

Kapitel 4

„Vielleicht sollte ich erst mal ein paar erklärende Worte zur damaligen Situation loswerden.“, fuhr Yaominh mit seiner Erzählung fort. „Wie ich dich kenne, warst du mit deinen Gedanken ohnehin ganz woanders, als es im Geschichtsunterricht um die Zeit vor 1933 ging.
Bevor nämlich die Nationalsozialisten die Macht an sich gerissen hatten, herrschte in weiten Teilen der Welt eine schlimme Wirtschaftskrise.
Auch die Deutschen waren davon betroffen. Vielleicht gar nicht mal so viel mehr als andere Nationen, doch in ihrem von chronischen Minderwertigkeitskomplexen geprägten Volksempfinden kam es ihnen so vor, als ob sie die alleinigen Opfer einer perfide ausgeklügelten, internationalen Verschwörung geworden waren.
Noch wenige Jahrzehnte zuvor hatte man im Deutschen Reich allenthalben von einem Platz an der Sonne geträumt… wollte mit der Flotte die Meere beherrschen, halb Afrika und Asien kolonialisieren, und am liebsten auch in Europa die uneingeschränkte Herrschaft an sich reißen.
Die Deutschen glaubten an ihren Kaiser, an ihre Tugenden und ihre Armee… doch entgegen aller Erwartungen ging der Erste Weltkrieg verloren. Die ach so glorreiche Armee kapitulierte… und statt am deutschen Wesen die Welt genesen zu lassen, mussten sie auf einmal ihre Truppen entwaffnen, fremde Besatzungssoldaten im eigenen Land erdulden und hohe Reparationszahlungen an die Siegermächte leisten.

In den Augen vieler Deutscher war die Lage nahezu hoffnungslos.
Arbeitslosigkeit, Rezession, Verschwörungstheorien, Zukunftsangst... eigentlich ja nichts, was nicht auch heute noch Millionen von Menschen den Schlaf rauben würde. Doch im Gegensatz zu heute fehlten den Leuten damals schlicht und ergreifend die Ablenkungsmöglichkeiten.
Es gab keine Gameshows in der Glotze, keine Billigflüge nach Mallorca, im Volksempfänger hatte man nur die Wahl zwischen Scheißprogramm und dem Ausschaltknopf, und auch in Sachen Sexualität war man zu der damaligen Zeit noch wesentlich prüder als heute.
Das heißt, entweder du hattest mit der Arbeit und der Versorgung deiner Familie genug zu tun, oder du fingst über kurz oder lang an, die Wände hochzukrabbeln und dir vor lauter Langeweile und Frust aus den wenigen Informationen, die dir in der damaligen Gesellschaft zur Verfügung standen, ein völlig schiefes Weltbild zusammenzuzimmern.

So kam es, dass schließlich ein paar von der Öffentlichkeit bislang nur wenig ernstgenommene Möchtegern-Persönlichkeiten auf die Idee kamen, sich als Herrenmenschen auszurufen, ein von den Hindus geklautes Zeichen auf ihre Fahnen zu pinseln und damit stolz durch die Straßen zu marschieren.
Und dieser arrogante Stolz steckte an... verbreitete sich wie ein rasendes Strohfeuer in den ausgedörrten Köpfen der Menschen.
Endlich wieder etwas, woran sie glauben konnten! Endlich ein Führer, der ihnen die Richtung zeigte und für sie Verantwortung übernahm. Endlich eine Gemeinschaft, wo vorher nur jeder für sich selbst ums tägliche Überleben kämpfen musste... und eine ganz konkrete Hoffnung auf etwas Größeres, wo es bislang nur trostlosen Alltag im undankbaren Schatten der Weltgeschichte gab.
So wuchs die Zahl ihrer Anhänger mit jedem Tag.
Bald schon war über die Hälfte der Bevölkerung von dem braunen Virus infiziert… zumindest weit über die Hälfte derer, die in diesem Land noch etwas zu melden hatten.
Die einfachen Leute lebten unterdessen ihr Leben, wie sie es immer taten. Sie passten sich mal mehr, mal weniger zähneknirschend an, arrangierten sich mit der neuen Situation und den vielen unerfreulichen Nebenwirkungen, die das Nazi-Regime, wie eine jede andere Diktatur auch, nun einmal mit sich brachte.
Immer unbarmherziger werdende Gesetze, Diskriminierung und Abtransport der Nachbarn, hirnlose Propagandasendungen in Rundfunk und Wochenschauen... selbst, als die Gunst des Krieges sich gegen das Deutsche Reich wandte und immer öfter Alarmsirenen und Bombenexplosionen die deutschen Großstädte erschütterten, verharrten die Menschen in ihrem gewohnheitsmäßigen Trott und dem verhängnisvollen Irrglauben, dass Gesetze nun einmal Gesetze waren und man sich als ordentlicher Staatsbürger dem Willen der Obrigkeit zu beugen hatte.
Revolution gehörte ohnehin noch nie zu den beliebtesten Volkssportarten der Deutschen.

Auch Markus war damals weit davon entfernt, ein Rebell zu sein.
Der Junge mit den kurzen, blonden Stoppelhaaren war eigentlich ein ganz normaler Fünfzehnjähriger, der sich hauptsächlich für Mädchen, Fußball und feuchtfröhliche Festveranstaltungen interessierte.
Dass er dennoch nicht so tief in dem braunen Einheitsbrei drinsteckte wie viele andere in seinem Alter, hatte er vor allem seinem besten Freund Benjamin zu verdanken. Denn Benjamin, den alle nur Benja nannten, war einer jener seltenen Menschen, die nichts so sehr liebten wie ihre Freiheit, und die sich schon aus Prinzip gegen alles auflehnen mussten, was ihnen von anderen, insbesondere der Erwachsenenwelt, aufgezwungen wurde.
Natürlich waren auch Markus und er in der Hitlerjugend, zu der es zu diesem Zeitpunkt schon lange keine wirklich erstrebenswerte Alternative mehr gab... erst recht nicht draußen auf dem Land, wo jeder jeden kannte und der leicht debile Bruder des Gauleiters quasi direkt nebenan wohnte.
Doch wann immer die beiden Freunde alleine waren, machte Benja keinen Hehl daraus, wie sehr ihm das patriotische, diensteifrige Geschwätz der Braunhemden am Allerwertesten vorbeiging. Und da Markus seit der ersten Klasse beinahe jede freie Minute mit dem einen halben Kopf kleineren, aber alles andere als auf den Mund gefallenen Jungen aus der Nachbarschaft verbrachte, hatte Benjas aufmüpfiges Verhalten natürlich längst auch in ihm seine Spuren hinterlassen.

Es war der 14. Juni 1943.
Eigentlich hätten Markus und Benja an jenem brütend heißen Sommertag einer Sportveranstaltung der Hitlerjugend beiwohnen sollen. Ein germanisches Turnfest mit völkischen Gesängen, schweißtreibenden Wettläufen und jeder Menge Fahnen und Parolen.

Nicht, dass Markus ein solches Treiben damals völlig abgelehnt hätte... schließlich verhieß es zumindest eine willkommene Abwechslung zum öden, erlebnisarmen Schulalltag, außerdem verband er mit der HJ auch eine ganze Menge schöner Erinnerungen.
Doch an jenem Tag lockte die beiden Freunde bereits eine andere Feierlichkeit, deren Ruf weitaus eindringlicher in ihren jugendlichen Herzen widerhallte... denn in Lehenburg, der nicht besonders spektakulären Provinzmetropole, die für die Jungs damals nichtsdestotrotz so etwas wie ein weltoffener Zufluchtsort vor dem miefigen Dreihundert-Seelen-Kaff darstellte, in dem sie aufwachsen mussten, war an jenem Wochenende großer Jahrmarkt.
Kunterbunte Festzelte, Bier vom Fass und ein großes, ungewöhnlich schnelles Karussell... da konnte das bei allen Erlebnisangeboten doch recht geordnete, disziplinierte Hitlerjungendasein einfach nicht mithalten.
Also kletterten die beiden, nachdem sie sich, um keinen Verdacht zu erregen, anständig gekämmt und in voller Uniform von zuhause verabschiedet hatten, auf ihre hinter der Scheune bereitgestellten Fahrräder, und machten sich dann frohen Mutes auf den Weg in die gut fünfzehn Kilometer entfernte Kleinstadt.

Kurze Zeit später rauschten sie auf ihren Rädern durch den schattigen Wald, der ihnen zumindest vorübergehend Schutz vor der schon am Vormittag erstaunlich heiß aufs Land knallenden Sonne verhieß.
Benjas hellbraune Haare flatterten im Wind, und Markus stieß einen leichten Fluch aus, weil es ihm sichtlich Mühe bereitete, mit dem rasanten Fahrstil seines Freundes mitzuhalten.
„Denkst du wirklich, das mit dem Jahrmarkt war ne gute Idee?“, rief er ihm hinterher, während er angestrengt versuchte, einigen spitzen Steinen auszuweichen, die scheinbar aus purer Boshaftigkeit der Natur auf dem schmalen Waldweg herumlagen. „Wenn unsere Kameraden rauskriegen, dass wir geschwänzt haben, werden wir morgen eine Menge Ärger bekommen!“
„Und wenn schon...“, kam prompt als Antwort zurück. „Dafür kriegen wir heute ne Menge Spaß!“
Benja warf einen neckischen Blick nach hinten und lachte... und da wusste Markus, dass sie das Richtige taten.

Benja war wie ein Bruder für ihn… ein Bruder, mit dem man sich auch mal prima in die Wolle kriegen konnte, der aber, sobald es brenzlig wurde, immer bedingungslos zu einem stand.
Markus wollte sich gar nicht erst vorstellen, wie trostlos sein Leben ohne den aufgedrehten Jungen mit den frechen Sommersprossen verlaufen würde. Schon der Gedanke daran war für ihn Grund genug, jeden Blödsinn, den Benja ausheckte, mit mal mehr, mal weniger großer Begeisterung mitzumachen. Außerdem hatte sich bislang am Ende fast immer herausgestellt, dass Markus’ Befürchtungen völlig unbegründet gewesen waren... und angesichts des wunderbaren Wetters und der Hoffnung auf einen Tag voller Bier und sinnloser Dummer-Jungen-Streiche war sich Markus an diesem Morgen eigentlich ziemlich sicher, dass es auch dieses Mal wieder darauf hinauslaufen würde.
„Was ist, du olle Schnarchsau? Bist wohl in Gedanken noch im warmen Federbett, was?“, spottete Benja, als er nach einem weiteren Blick zurück bemerkte, dass der Abstand zwischen ihm und seinem Freund immer größer wurde.
Markus schnaufte tief durch und trat noch stärker in die Pedale.
„Wart’s nur ab! Ich werd dir schon zeigen, wer hier eine Schnarchsau ist. Du weißt doch: Die Letzten werden die Ersten sein.“
„Vielleicht im Himmelreich.“, antwortete Benja, der grundsätzlich immer das letzte Wort haben musste. „Aber nicht am Ausschank vom Festzelt. Da sind die Letzten einfach nur die Letzten.“

„Unsinn! Wäre mir neu, dass die jetzt auch schon das Bier rationalisieren.“, meinte Markus und lächelte siegesgewiss, weil er mittlerweile bis auf einige Meter zu Benja aufschließen konnte.
„Darauf möchte ich es lieber nicht ankommen lassen, wenn es der gnädige Herr gestattet.“, grinste Benja und wischte sich bemüht unauffällig den angesammelten Schweiß von der Stirn.

Als die beiden nach einer knappen dreiviertel Stunde sichtlich erschöpft an dem kleinen Festplatz am Rande der Stadt ankamen, herrschte dort bereits geschäftiges Treiben. Übermütige Kinder mit Blumen in den Haaren tollten ungestüm zwischen ihren Beinen hindurch, während aus allen Richtungen ausgelassenes Stimmengewirr, das verlockende Werben der Budenbesitzer und schräge Drehorgelklänge auf sie einprasselten.
Für einen Moment überkam Markus das eigenartige Gefühl, schon einmal hiergewesen zu sein... genau an diesem Tag, unter genau denselben Menschen...
Es war wohl das, was man heute als Deja-Vu-Erlebnis bezeichnen würde. Doch da dieses Gefühl ebenso schnell wieder verschwand, wie es entstanden war, maß Markus der ganzen Angelegenheit keine größere Bedeutung bei. Zumal ihm seine Wahrnehmung nicht zum ersten Mal einen solchen Streich gespielt hatte. Er neigte eben dazu, etwas intensiver zu träumen als andere... und da konnte es schon einmal vorkommen, dass die Erinnerung an ein Traum-Erlebnis und das reale Geschehen ein und den selben Platz in seinem Gehirn beanspruchten.

„Riechst du das auch?“, riss Benja seinen Freund aus dessen abgelenkten Gedanken.
„Was denn?“
Markus reckte prüfend die Nase in die Höhe, konnte aber außer dem typischen Rummelplatzgeruch nichts Besonderes wahrnehmen.
„Na, Glück!“, erklärte Benja nachsichtig. „Wenn so viele Menschen gleichzeitig ausgelassen und fröhlich sind, kann man das förmlich riechen. Es liegt dann einfach eine ungeheure Glücksstrahlung in der Luft.“
Markus verstand.
„Du meinst, so wie neulich bei der Parade, als wir alle zusammen durch die Straßen marschierten und unsere neuen Fahnen weihten?“
Doch Benja verzog nur angewidert das Gesicht.
„Also, wenn du mich fragst... da roch es nicht nach Glück. Da stank es vielmehr nach Hochmut!“
Er gab Markus einen neckischen Klaps auf die Wange, bevor er seine Schritte beschleunigte und beinahe völlig im Gedränge verschwand.
„Wenn das Hochmut war, dann ist unser ganzes Land hochmütig...“, murmelte Markus leise, ohne dass ihn irgendjemand hätte hören können. Dann verdrängte er diesen Gedanken wieder und eilte Benja, so schnell es ihm bei dem enormen Menschenandrang eben möglich war, hinterher.

Erst vor einem dunkelroten, ein wenig unheimlich wirkenden Zelt am anderen Ende des Festplatzes kamen sie schließlich staunend zum Stehen.
Vor dem Eingang hingen mehrere tote Schlangen, die ganz zweifellos nicht gerade zu den kleinsten Vertretern ihrer Gattung gehörten. Darüber war ein seltsam dunkel leuchtendes Schild befestigt.
„Madame Elise kennt die Zukunft“, stand darauf mit verschnörkelter Schrift geschrieben.
Benja wollte vermutlich gerade einen abwertenden Kommentar über diesen Hokuspokus machen, verkniff es sich aber, als er überrascht bemerkte, wie Markus in seiner Hosentasche nach ihren letzten Groschen kramte.

„Was denn?“, fragte er wenig motiviert. „Du willst da rein? Sag bloß, dir ist deine Zukunft wichtiger als ein bis zum Anschlag gefüllter Bierkrug?“
Im Gegensatz zu seinem skeptischen Freund erschien Markus die Vorstellung, schon in jungen Jahren zu wissen, was das Leben später für einen bereithalten würde, jedoch reizvoll und vor allem auch ungemein praktisch, so dass er sich schon ein paar gute Argumente zurecht legte, um Benja von dem Sinn dieser Investition zu überzeugen... doch dann wurde er urplötzlich brutal nach hinten gerissen.
Er spürte eine schmerzhafte Umklammerung an seinem Hals. Stämmige, nach Bier und Schweiß stinkende Arme, die ihn gnadenlos in den Schwitzkasten nahmen.
Obwohl sich Markus angestrengt zu wehren versuchte, hatte er gegen den kräftigen und weitaus größeren Angreifer keine Chance.
Erst, als ihn der Unbekannte losließ und unsanft auf den mit geballter Faust danebenstehenden Benja schubste, konnte Markus erkennen, wem er diese rabiate Begrüßung zu verdanken hatte.
Vor den beiden Freunden stand Heinz Stauffer, der bullige, siebzehnjährige Scharführer ihres HJ-Verbandes, der eigentlich eher wie einundzwanzig wirkte und ein wunderbares Beispiel dafür abgab, dass sich die Intelligenz eines Menschen nicht selten antiproportional zu dessen vorhandener Muskelmasse verhielt.
Markus fand jedenfalls immer, dass es dem blonden Kraftpaket nichts geschadet hätte, hin und wieder statt dem Sportplatz auch mal eine Bibliothek aufzusuchen.
Dass Stauffer diesmal nicht mit der kurzen HJ-Uniform, die seine Bizeps bedrohlich zur Geltung brachte, sondern in biederer Sonntagskleidung durch die Gegend lief, machte ihn in Markus’ Augen auch nicht unbedingt sympathischer.

„Was machen sie denn hier, Herr Scharführer?“, fragte Benja überrascht, aber wie gewohnt nicht auf den Mund gefallen. „Müssten sie denn um diese Zeit nicht bei unserem Turnwettbewerb sein?“
„Markus und Benjamin, sieh mal einer an.“, entgegnete Stauffer grimmig. „Das sollte ich wohl eher euch fragen!“
Er warf den beiden einen strengen Blick zu, worauf Markus nichts Besseres einfiel, als schuldbewusst zu Boden zu starren. Denn Stauffer war zwar nicht gerade der Hellste, aber dennoch so etwas wie eine kleine Autorität in ihrem Dorf... wenn auch weniger aufgrund seiner persönlichen Leistungen, sondern eher, weil sein älterer Stiefbruder, Gustav Stauffer, als junger Gauleiter und Ritterkreuzträger eines der großen Vorbilder von jedem war, der in der Nähe von Lehenburg aufwuchs und auch nur ein kleines bisschen den Traum von einer Karriere im Kreis der Mächtigen träumte.
„Aber falls es euch interessiert, ihr Schandstücke der HJ...“, grummelte der großgewachsene Blondschopf weiter. „Ich bin hier, weil ich meine Pflicht dem Reich gegenüber erfüllen will! Ich halte nämlich Ausschau nach Juden und Zigeunerpack, die sich hier versteckt halten. Bekanntlich gibt es davon im Schaustellergewerbe noch immer mehr als genug. Erst vorhin habe ich so einen langhaarigen Burschen verfolgt, der auf mich ziemlich verdächtig gewirkt hat. Er muss dann aber irgendwo in einem der Zelte verschwunden sein, als er euch in euren Uniformen herumrennen sah...“
Stauffer verschnaufte kurz, dann starrte er Markus und Benja feindselig in die Augen.
„Und jetzt rückt auf der Stelle damit raus, was in unseres heiligen Führers Namen ihr hier verloren habt!“
Angesichts dieser Standpauke war Markus schon fast so weit, den Widerling um Entschuldigung zu bitten und Besserung für ihr unrühmliches Verhalten zu geloben. Doch Benja kam ihm zuvor.
„Verzeihen sie, Herr Scharführer.“, begann er ganz abgebrüht zu erklären. „Aber wir sind auch dem Reich zuliebe hier!“

„Ach ja?“
Markus hatte nicht den Eindruck, dass sich Stauffer so leicht bequatschen lassen würde… doch dann trat Benja ganz dicht an den wesentlich größeren Scharführer heran und legte vertraut seinen Arm um dessen kräftige Schultern. Wie er sich dann sogar noch auf seine Zehenspitzen stellte, um mit Stauffer in etwa auf Augenhöhe zu kommen... das fand Markus schon ziemlich bewundernswert.
Und dann legte sein Freund erst richtig los.
„Jetzt mal ganz im Vertrauen, Heinz... Hast du schon mal Bier getrunken, das von gewissenlosen Untermenschen gebraut worden ist? Die verstoßen nämlich skrupellos gegen jegliches Reinheitsgebot, zum Schaden von allen Volksdeutschen, die arglos von der dreckigen Brühe kosten. Erst letztes Jahr hat es den Vereinskollegen von meinem Cousin erwischt. Üble Sache, das mit dem Hannes. War jahrelang Schützenkönig, drüben in Holzkirchen... doch dann, als er bloß ein paar Schluck von einem Bier trank, das irgend so ein polnischer Strauchdieb aus dem Pipi seiner Ziege zusammengebraut hatte, konnte er auf einmal nicht mal mehr selbständig seine Flinte laden.
Tja, und um sowas in diesem Jahr zu verhindern, haben wir uns vorgenommen, das Bier eines jeden Ausschanks zu testen und fachmännisch auszuwerten. Die Ergebnisse werden wir dann notieren und gleich morgen früh dem Bürgermeister überreichen.“
„Das Bier, hä?“, murmelte Stauffer überrascht. Er steckte sich den haarigen Finger ins Ohr und schien eine Weile allen Ernstes sein Gehirn zu benutzen. Dann klopfte er Benja begeistert auf den Rücken und grinste.
„Da habt ihr aber eine ziemlich gute Idee gehabt, Jungs! Also dann macht mal weiter. Aber haltet etwas Abstand zu mir. Ihr vergrault mir mit eurer Uniform sonst noch die ganzen Zigeuner!“
Er nickte ihnen noch einmal zu, bevor er sich abwandte und mit selbstgefälliger Miene von dannen schritt... ob allerdings wirklich, wie er Markus und Benja erzählt hatte, um nach Volksfeinden Ausschau zu halten, oder nicht vielleicht doch eher, um sich schon so früh am Tag den letzten Rest seiner Birne wegzusaufen, vermochten die beiden nur zu erahnen.
„Keine Sorge.“, flüsterte Markus angewidert, nachdem der Scharführer endlich wieder in der Menge verschwunden war. „Wir werden garantiert Abstand halten.“
„Darauf kann er einen lassen!“, versicherte Benja, und lachte Markus mit seinen unschuldigen, blau-grünen Augen an. Einmal mehr konnte Markus nur bewundernd den Kopf über das enorme Selbstbewusstsein seines Freundes schütteln.
„Benja, du wirst dich mit deiner vorlauten Art noch mal gewaltig in Schwierigkeiten bringen!“, meinte er, vielleicht fast ein wenig zu vorwurfsvoll.
Daraufhin schien Benja kurz ernst zu werden, grinste dann aber gleich wieder und entgegnete: „Kann schon sein. Aber dann wirst du mich sicher wieder raushauen! Hab ich nicht Recht?“
„Natürlich!“, bestätigte Markus entschlossen. „Oder denkst du, ich würde jemals zulassen, dass meinem besten Freund etwas geschieht?“
Das dachte Benja natürlich nicht, weshalb sie auch nicht weiter auf dieses Thema einzugehen brauchten.

Sehnsuchtsvoll schaute Markus zurück zum Eingang des Wahrsagerzeltes.
„Komm schon, lass uns doch wenigstens mal reingehen. Wenn man keine Fragen an die Zukunft stellt, wird man auch nie eine Antwort erhalten!“
„Du wirst sowieso nur das hören, was du hören möchtest.“, antwortete Benja besserwisserisch. „Glaub mir, wenn diese Madame Elise wirklich in die Zukunft sehen könnte, denn säße sie nicht da drin in so einem komischen Zelt, sondern würde gleich gegenüber bei der Tombola mitmachen und dort alle Preise abräumen.“

„Aber vielleicht... vielleicht macht sie ja gerade deshalb nicht bei der Tombola mit, weil sie schon vorher gesehen hat, dass sie nichts gewinnen wird?“, mutmaßte Markus.
Benja schüttelte nur grinsend den Kopf.
„Ja, genau, Mark. Dafür musst du auch wirklich kein Wahrsager sein. Das kann ich dir auch so vorhersagen.“
Schließlich einigte man sich allerdings darauf, zumindest einmal in das Zelt hineinzuschauen und zu hören, was die Hellseherin zu erzählen hatte.
„Wir geben ihr aber nichts, bevor sie uns nicht auch was geboten hat!“, mahnte Benja. „Und wenn sie nur Stuss redet, veralbern wir sie ein bisschen und rennen dann einfach davon, ohne was zu bezahlen. In Ordnung?“
„Natürlich! Was dachtest du denn?“

Drinnen im Zelt war es ziemlich dunkel, und es roch nach einer äußerst gewöhnungsbedürftigen Mischung aus Lavendel und Pferdemist. Vor einem kleinen Tischlein saß eine alte, verschrumpelte Großmutter. Sie trug ein blaues Kopftuch, auf das eine Vielzahl goldener Sterne gestickt waren, und an jedem Ohr zwei große, golden schimmernde Kreolen. Als sie Markus und Benja bemerkte, stand sie zuerst überrascht auf, setzte sich dann aber wieder und starrte die beiden gleichgültig an.
„Wollt ihr, dass ich für euch die Karten lese?“, fragte sie in einer monotonen, desinteressierten Tonlage, die die Vermutung nahelegte, dass sie offensichtlich nicht besonders gut auf ihre Uniformen zu sprechen war.
„Ja, bitte!“, erwiderte Benja ungeniert, als hätte er ihre Aversion überhaupt nicht bemerkt.
Daraufhin kramte die Alte mürrisch einen Stapel Karten hervor und begann, sie in einem komplizierten Muster auf dem Tisch auszubreiten. Die Karten trugen seltsame, fremdländische Symbole... und es hatte den Anschein, als würde die alte Wahrsagerin, je länger sie darauf starrte, mehr und mehr in einer anderen Welt versinken.
Während sie einige der Karten immer wieder umordnete und neue Karten aus dem Stapel hinzugab, summte sie wie in Trance eine leise Melodie vor sich her. Hin und wieder unterbrach sie den Gesang und flüsterte auch ein paar Worte, die allerdings weder für Benja noch für Markus zu verstehen waren.
Es dauerte noch eine ganze Weile, bis die Wahrsagerin endlich fertig war und prüfend zu den beiden Freunden aufschaute. Dann lächelte sie auf einmal und nickte ihnen gutmütig zu.
„Ihr seid gute Menschen!“, meinte sie sichtlich erleichtert.
„Das steht da drin?“
Benja musste natürlich gleich mal wieder seine Skepsis zum Ausdruck bringen.
„Nein.“, erwiderte die Alte, die jetzt um einiges warmherziger wirkte als zuvor. „Das habe ich in euren Augen gesehen.“
„Und was steht in den Karten?“, hakte Markus ungeduldig nach.
Die Alte schien zu zögern.
„Wird einer von uns bald ein schönes Mädchen kennenlernen?“, platzte schließlich die Frage aus ihm heraus, die wohl der eigentliche Grund für sein Interesse an jenem düsteren Zelt gewesen sein dürfte.
„Ja, ihr werdet ein hübsches Mädchen treffen! Sehr bald sogar.“, prophezeite die Wahrsagerin. „Sie wird euch an einem traurigen Tag entgegenlachen. Ihr Antlitz ist umgeben von Tod und Gefahr... doch ihr seht nur ihre wunderbaren Augen. Und dann werdet ihr dem Mädchen folgen. Weiter, als ihr es euch jemals vorstellen könnt...“
Markus grinste halb verlegen, halb glücklich zu Benja rüber.
„Folgen? Wohin denn folgen?“
„In eine Welt hinter der Welt. Etwas, das nicht offenbart werden darf, wird sich euch offenbaren.

Und ich sehe... einen Schatz! Verborgener Reichtum, der wertvoller ist als alles Gold dieser Welt. Ihr haltet ihn in euren Händen, und dann... “
Benja schüttelte amüsiert den Kopf.
„Ich wette, das erzählen sie jedem, stimmt’s? Und nachher kommt dann noch, dass wir einmal viele Kinder haben werden und unser Leben lang und erfüllt sein wird... bla bla bla...“
„Nein!“, herrschte ihn die Alte urplötzlich an, mit einem Blick, der so dermaßen eindringlich war, dass er Markus eine Heidenangst einjagte.
„Sein Leben wird lang und erfüllt sein!“
Sie deutete mit ihrer zitternden, verschrumpelten Hand auf Markus. Dann blickte sie fast ein wenig trotzig zurück zu Benja.
„Dein Leben hingegen wird auch erfüllt sein... aber viel zu kurz... viel zu kurz...“
Ihre Lippen bewegten sich, ohne irgendein weiteres Wort hervorzubringen. Nur ihr röchelnder, ungesund klingender Atem war noch zu hören.
Das Ganze wirkte so dermaßen gespenstisch, dass Markus trotz der enormen Hitze im Zelt unwillkürlich zu frieren begann.
Benja dagegen schien sich von der Alten nicht so schnell beeindrucken zu lassen.
„Ach ja? Wenn die Karten so viel wissen, dann verraten sie uns doch mal, ob Deutschland den Krieg gewinnen wird!“
Markus versetzte Benja einen empörten Hieb in die Seite, denn ihm war völlig schleierhaft, was der mit solch einer provozierenden Frage bezwecken wollte. Auch die Wahrsagerin schien nicht gerade begeistert davon zu sein.
„Dafür brauche ich nicht in die Karten zu sehen.“, murrte sie leise. „Kriege kann man allerhöchstens überleben, aber niemals gewinnen. Erst recht nicht diesen.“
„Werde ich im Krieg fallen?“, wollte Benja wissen, der nun doch für einen Moment leicht verunsichert wirkte.
Die Wahrsagerin schloss noch einmal die Augen, als ob sie auch diese Information ganz geschwind aus der Dunkelheit zu fischen vermochte. Dann stieß sie einen leisen Seufzer aus und begann, kaum merklich auf ihrem Hocker hin und her zu schwanken.
„Ihr... ihr armen Kinder habt noch überhaupt keine Ahnung, nicht wahr? Der Krieg, der euch bevorsteht, ist ein völlig anderer! Ein Krieg, der seit vielen Jahrhunderten auf der Erde tobt. Vor den Menschen verborgen, und doch für jedermann zu erkennen, der sich traut, hinter die vertrauten Fassaden des Alltags zu blicken.
Dieser Krieg wird euch verändern... Er wird alles verändern!“
Sie riss die Augen wieder auf und starrte voll grimmiger Entschlossenheit in die ratlosen Gesichter ihrer jungen Kunden.
„Mehr kann ich euch nicht verraten. Glaubt mir, es ist nicht immer gut, so viel über sein Schicksal zu wissen. Manchmal ist es klüger, dumm zu bleiben und dafür noch hoffen zu können...
Ich denke, ihr solltet jetzt wirklich gehen!“
Ihre letzten Worte klangen so bestimmt, dass Markus seinen Freund an der Schulter packte und ihn unsanft zum Verlassen des Zeltes aufforderte.
„Danke, gute Frau!“, meinte er noch hastig, bevor er ihr einige der Groschen, die sich in seiner Hosentasche befanden, auf den Tisch kippte, und Benja mit sich nach draußen zog.

„Die alte Krähe hat dich ziemlich beeindruckt, was?“, amüsierte sich Benja, als er vor dem Zelt Markus’ ziemlich blass gewordenes Gesicht erblickte.
„Ja, und? Dich etwa nicht? Die ist ja wohl total schräg...“
Benja lachte.
„Wundert dich das? Das ist schließlich ihr Job! Wenn man naiv und gutgläubig ist, erzählt sie dir, was du hören willst. Wenn man aber zweifelt, so wie ich, dann versucht sie, dich in Angst und Schrecken zu versetzen. Eigentlich das selbe Prinzip wie in der Kirche, verstehst du?

Naja, was soll ich dazu noch sagen? Sie hat uns ‘ne gute Schau geliefert, und wir haben ihr dafür unsere Kohle gegeben. Ich denke, in etwa genau das hat sie damit auch erreichen wollen.“
„Wenn du meinst...“
Gut möglich, dass Benja Recht hatte, und die Alte nur auf ihre Ersparnisse aus war. Vielleicht wollte sie Benja auch wegen seiner vorlauten Zunge eine Lektion erteilen.
Nichtsdestotrotz hatte sie Markus mit der geheimnisvollen Vorstellung in ihren Bann gezogen. Ihr Geld war sie jedenfalls eindeutig wert gewesen.

„Sieh mal da!“, entfuhr es Benja urplötzlich.
Er deutete auf eine mit schweren Kisten und Planen beladene Pferdekutsche, die am Hintereingang des großen Bierzeltes parkte.
Markus warf einen prüfenden Blick auf das Gefährt, und erblickte zu seiner Überraschung Heinz Stauffer, der geduckt auf der hinteren Ladefläche kauerte und sich nervös am Schloss einer darauf abgestellten Kiste zu schaffen machte.
„Was zum Teufel tut der da?“, fragte Markus überrascht. „Sag bloß, der will hier was mitgehen lassen?“
„Nein, ich glaube nicht.“, antwortete Benja. „Schau weiter nach links!“
Markus’ Blick wanderte an der Kutsche vorbei zu einer kleinen Holzbude.
Dort standen zwei Männer... Einer mit bäuerlicher Kleidung, weißem Hemd, Hosenträgern, und einem tief ins Gesicht gezogenen Strohhut, der andere deutlich jünger, mit einem grauen Mantel und etwas längeren, nach hinten gegelten rotbraunen Haaren. Sie schienen sehr in ihr Gespräch vertieft zu sein, von dem Markus und Benja auf diese Distanz jedoch kein einziges Wort verstehen konnten.
„Zwei Bauern aus der Umgebung.“, vermutete Markus gelangweilt. „Die beliefern wahrscheinlich einen der Wirte. Na und?“
„Schau genauer hin!“, mahnte Benja. „Achte auf ihre Gesten... oder besser noch auf ihre Gesichter.“
Markus bemühte sich angestrengt, außer den üblichen Dingen wie Mund, Nase und Augen irgendetwas zwischen ihren Ohren entdecken zu können, was dort nicht hingehörte.
„Sind vielleicht ein bisschen groß, und ungewöhnlich gut rasiert...“, meinte er ein wenig ratlos.
Doch Benja legte ihm vertrauensvoll die Hände auf die Schulter.
„Jetzt hör mal gut zu!“, flüsterte er, während er immer wieder unauffällig zu den beiden Gestalten hinüber schielte. „Weißt du noch, dieser eine Film, den wir uns letzten Sommer im Kino angesehen haben? In dem Walter Hirschel diesen armen Bauern gespielt hat, der sich in die Tochter vom Förster verliebt?“
„Ja, klar.“, antwortete Markus. „Die Liesel vom Odenwald. Werd ich so schnell nicht vergessen, den Mist.“
„Und, was haben wir danach auf dem Nachhauseweg festgestellt? Dass die Bauern in den Filmen immer ganz anders aussehen als die, die bei uns auf dem Feld ackern, richtig? Nur Filmbauern haben so schöne, gleichmäßige Gesichter. Echte Bauern sehen dagegen oft ein bisschen inzuchtgeschädigt aus. Klobig, ungelenk, mit dicken Säufernasen und schlechten Zähnen. Naja, natürlich nicht alle, aber die meisten, die wir kennen, ja irgendwie schon...“
Jetzt endlich dämmerte es Markus, worauf sein Freund hinauswollte.
„Und du meinst, die Typen da drüben sind Schauspieler? Oder vielleicht... russische Agenten?“
„Keine Ahnung.“, meinte Benja. „Jedenfalls glaube ich nicht, dass Stauffer denen das Bier klauen möchte. Wahrscheinlich hält er sie für Zigeuner. Kann ja sein, dass die sich nur gut getarnt haben, oder? Ich meine, wenn die wissen, dass Stauffer weiß, dass sie sich hier

rumtreiben, sind sie ihm vielleicht zuvorgekommen und haben sich als Einheimische verkleidet."
„Doch Stauffer hat trotzdem ihre Fährte aufgenommen...", erahnte Markus.
Benja blickte seinem Freund grimmig in die Augen.
„Ja, sieht so aus."
„Was ist denn?", wunderte sich Markus. „Gönnst du ihm den Erfolg etwa nicht?"
Benja spuckte verächtlich auf den Boden.
„Ehrlich gesagt, nein. Ich hätte lieber etwas mehr Zigeuner in unserer Stadt, und dafür ein paar weniger von seiner Sorte."

Der Typ mit den vornehm zurückgekämmten Haaren klopfte seinem älteren Kollegen auffordernd auf die Schulter, dann marschierten die beiden entschlossen auf die abfahrbereite Kutsche zu.
Markus bemerkte, dass der Kerl mit dem Hut leicht hinkte.
„Komm, lass uns noch etwas näher rangehen.", flüsterte Benja und stieß Markus ohne auf eine Antwort zu warten vor sich her.
Mittlerweile waren die beiden mutmaßlichen Zigeuner fast an ihrem Wagen angelangt. Als der noch immer mit der Kiste beschäftigte Stauffer aus den Augenwinkeln heraus ihr Kommen bemerkte, ließ er sich geistesgegenwärtig auf den Boden des Anhängers fallen und zog sich einen Teil der dunkelgrünen Plane über den Kopf.
„Was zum Teufel hat der vor?", murmelte Markus. „Der will doch wohl nicht etwa..."
„Doch, sieht ganz so aus.", bestätigte Benja und hielt Markus am Ärmel fest. „Warte... nicht, dass uns noch jemand sieht!"
Sie traten einen Schritt zur Seite und bemühten sich, möglichst unbeteiligt über das Festgelände zu schauen.
Irgendwo weiter hinten lärmte eine Gruppe junger Mädchen, ein Clown auf Stelzen verteilte vor dem Haupteingang des Bierzelts Zuckerwatte, während zwei ältere, grobschlächtige Männer geschäftig ein großes Fass an ihm vorbei rollten.
„Oh Mann, was stehen wir hier eigentlich rum?", dachte Markus, denn es gab an einem solchen Ort zweifellos interessantere Dinge zu beobachten als die peinlichen Gestapo-Spielchen ihres übereifrigen Vorgesetzten.
Aus dem Zelt ertönte ein verheißungsvolles Prosit... dann fuhr die Kutsche mit Stauffer an Bord langsam an Markus und Benja vorbei.
Die beiden „Zigeuner" saßen vorne. Ihren angespannten Gesichtszügen nach zu urteilen schienen sie den Besuch auf dem Festplatz eher als harte Arbeit denn als Vergnügen zu empfinden.

Markus glaubte bei genauerem Hinsehen, den Typ mit den rotbraunen Haaren vor einiger Zeit schon einmal in der Stadt getroffen zu haben. Er war ihm aufgefallen, weil der Kerl eines Abends, als es schon dunkel war, mit einer Flasche in der Hand an einer Häuserwand lehnte und Markus' Vorübergehen mit einem spöttisch klingenden Hitlergruß kommentiert hatte.
„Ja, Heil Hitler.", hatte Markus damals nur geantwortet, sich jedoch schon ein wenig über den frechen Tonfall des fremden jungen Mannes gewundert… denn normalerweise wurde man in dieser bäuerlichen, obrigkeitsergebenen Gegend nicht dumm angelabert, wenn man in der Stadt mit der HJ-Uniform unterwegs war.
Wie ein Zigeuner war ihm der Typ angesichts der noblen Sonntags-Kleidung und seinem deutlich heraushörbarem Dialekt allerdings nicht gerade vorgekommen.
„Der wird sich kräftig blamieren.", meinte Markus mit Blick auf die Kutsche, die in diesem Moment in eine am Rand des Festplatzes gelegene Straße einbog und wenig später hinter den alten Häusern der Stadt verschwand. „Unser cleverer Scharführer hat sich wahrscheinlich nur auf die Fährte zweier harmloser Bauern geheftet."

„Bist du dir sicher?“, hakte Benja zweifelnd nach.
„Zu neunzig Prozent. Der Kerl mit der schnieken Frisur ist jedenfalls ein Einheimischer!“
Benja schien fast ein wenig erleichtert zu sein.
„Gut. Und der Typ mit dem Hut? Ehrlich gesagt, ich glaube, so tief, wie der seine Kopfbedeckung im Gesicht trägt, hat der schon irgendwas zu verbergen...“
„Vielleicht einer von den Schaustellern, der sich was dazuverdienen will und ein bisschen von dem Bier mitgehen lässt.“, mutmaßte Markus. „Was weiß denn ich. Ist doch auch völlig egal. Stauffer ist jetzt jedenfalls weg... und wir sind noch hier!“
Er bewegte seinen Kopf demonstrativ erst zu dem sich allmählich füllenden Bierzelt, und dann wieder zurück zu Benja.
„Also, was ist nun? Saufen gehen?“
„Saufen gehen.“, bestätigte Benja, der auf einmal ungewohnt still wirkte.
„Was ist denn? Ist dir ne Laus über die Leber gelaufen?“, wollte Markus neugierig wissen, denn so unmotiviert kannte er seinen Freund eigentlich gar nicht. „Wegen der Sache mit Stauffer? Wegen der Wahrsagerin, oder was?“
Benja schüttelte beschwichtigend den Kopf.
„Nein... nein, Mark. Ich habe mir nur schon ein paar Mal vorgestellt, wie das wäre, ein Zigeuner zu sein... auf keine Schule zu müssen, ne große Familie zu haben, jede Nacht feiern zu können... du weißt schon.“
„Ach so.“, antwortete Markus. „Lustig ist das Zigeunerleben, ja. Aber wahrscheinlich nicht, wenn dir so ein Muskelpaket wie Stauffer auf den Fersen ist. Und jetzt komm, lass uns endlich was trinken, du olle Schnarchsau!“

Kapitel 5

Den Rest des Tages verbrachten die beiden Freunde größtenteils damit, auf dem Festgelände herumzutollen, beim Ausschank des örtlichen Fußballvereins, an dem einer von Benjas Cousins bediente, das eine oder andere Maß Bier zu schnorren, und zunehmend angeheitert der lauten Blasmusik im Bierzelt zu lauschen.
Erst weit nach neun, als es draußen allmählich dunkel zu werden begann, rangen sie sich schweren Herzens dazu durch, sich von der ihnen im Rausch so vertraut gewordenen, ungezwungenen Anonymität des Jahrmarkts zu trennen und den beschwerlichen Heimweg in ihr Dorf anzutreten.
Da beide aufgrund des Alkohols jedoch schon sichtliche Probleme mit der Motorik hatten, beschlossen sie nach ein paar vergeblichen Fahrversuchen und mehreren unglücklichen Zusammenstößen einstimmig, dass sie ihre Räder wohl besser schieben sollten... obwohl, oder vielleicht auch gerade weil es dann noch einmal deutlich länger dauern würde, bis sie wieder zurück zu Hause bei ihren Alltagsproblemen waren.

Markus versuchte, lieber gar nicht an die aufkommende Müdigkeit und seine verschwommene Optik zu denken, oder daran, dass sie am nächsten Tag gleich morgens in der Früh zu einer Vollversammlung ihrer Ortsgruppe mussten.
Benja dagegen dachte sehr wohl an diese ungeliebte Verpflichtung und fluchte laut.
„Dieser verdammte Scheißverein nervt mich total, weißt du das? Am liebsten würde ich ja gar nicht mehr hingehen! Echt Mann, das ist nicht fair! Eigentlich könnte jeder Tag so genial sein wie der heutige. Aber nein... wir müssen zu den braunen Jungs. Und wenn ich’s nicht mache, bekomme ich wieder Prügel. Von Otto und Hans... von Stauffer... eigentlich von allen.“
„Von mir nicht.“, erwiderte Markus mit einem leichten Lächeln, um seinen Freund wieder ein wenig zu beruhigen. „Trotzdem, Benja, wir Deutschen sind nunmal so etwas wie eine große Familie. Und wie in einer echten Familie hat eben ein jeder nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten...“

„Verflucht!“, schrie Benja unbeherrscht, als ob es dadurch besser werden würde. „Das weiß ich ja selbst. Aber in der Familie, in der ich leben möchte, läuft das so wie bei mir und meinem Cousin ab. Wenn ich ihm auf dem Feld helfe, bekomme ich hin und wieder eine Flasche Most von ihm. Wenn ich ihm dagegen nicht helfe, bekomme ich eben keine Flasche Most. Aber er verprügelt mich deshalb nicht oder sperrt mich irgendwo ein. Verstehst du den Unterschied?“
Markus nickte.
„Schon klar. Du meinst, dass das alles auf einer freiwilligen Basis geschehen sollte. Und da hast du ja auch meine volle Zustimmung. Aber sei mal ehrlich, in welcher Familie geht es schon völlig ohne Zwang zu? Dein Vater haut dich doch schließlich auch manchmal, wenn du Mist gebaut hast...“
„Der ist ja auch nicht besser als Hitler!“, fauchte Benja zurück. „Aber Mark, hör mir gut zu: Eines Tages werde ich mich nicht mehr schlagen lassen... von niemandem mehr! Dann werde ich nämlich groß und stark sein, mich aufrecht vor sie hinstellen und einem jeden ins Gesicht spucken, der mich zu irgendwas zwingen will.“
„Du würdest sogar auf Hitler spucken?“, fragte Markus fasziniert, obwohl er sich die Antwort schon denken konnte.
„Ich, mein lieber allerbester Freund...“, antwortete Benja pathetisch. „Ich werde eines Tages stark genug sein, um sogar einem neunköpfigen Drachen ins Gesicht spucken zu können!“
„Und wenn er dich dann frisst?“
Benja sah ihn mit einem todernsten Ausdruck in den Augen an.
„Dann soll er daran ersticken!“
Daraufhin mussten beide laut loslachen. Markus, weil es ihn immer wieder aufs Neue amüsierte, was für einen Blödsinn man reden konnte, wenn man betrunken war, und Benja... nun ja, irgendwie schien es, als lachte er aus einem gänzlich anderen Grund.

Mit einem Mal war es auf dem kleinen Waldweg tropisch heiß geworden. Zumindest, sofern Markus’ Körper ihm nicht bloß eine Quittung für seinen übermäßigen Alkoholkonsum ausstellen wollte.
Er bemerkte, wie der Schweiß auf seiner Stirn perlte und seine Beine immer schwerer und schwerer wurden.
Erschöpft hielt er schließlich inne, zog sein nassgeschwitztes Hemd aus und hing es über die Lenkstange seines Fahrrads.
„Ich glaube, ich brauch ne Pause.“, stöhnte er in Richtung von Benja, der ihm verständnisvoll zulächelte.
„War wohl etwas viel für dich, Kleiner. Am besten, wir setzen uns mal ein Weilchen irgendwo hin!“
Er ging auf Markus zu, um ihm ein wenig unter die Arme zu greifen. Doch Markus schien es eher so, als würde sein Freund wie ein besoffener Indianer im Kreis um ihn herumtanzen. Markus wollte gerne mittanzen... aber dann spürte er auf einmal, wie er sich mit seinem linken Schuh in etwas Weichem verfing. Es waren die Ausläufer eines Ameisenhügels, der sich am Rand des von hohen Tannen umsäumten Waldwegs befand.
„Pass auf!“, rief Benja erschrocken, der den Sturz seines Freundes in letzter Sekunde verhindern konnte, indem er ihn reaktionsschnell an der Schulter packte.
„Oh, hoppla.“, lallte Markus, und bemühte sich angestrengt, wieder einen festen Stand zu bekommen. Irgendetwas rumorte gewaltig in ihm... und es schien sich nicht mehr all zu lange zurückhalten zu lassen.
„Benja, du wartest hier!“, verkündete er bemüht um Fassung ringend. “Ich muss mich da... noch einer Sache... entledigen...“
Dann riss er sich von seinem breit grinsenden Freund los und verschwand hastig hinter einigen kleinen Laubbüschen im undurchsichtigen Dunkel des nächtlichen Waldes.

„Björk! Bjööörk... Uuuahgmm...“
Markus krallte sich mit den Händen im trockenen Laub fest und erbrach sich die Seele aus dem Leib.
Eine hellbraune, nach Bier riechende Flüssigkeit, in der noch der Rest eines gegrillten Hähnchenschlegels schwamm, ergoss sich über den dunklen, ausgetrockneten Waldboden.
Vom Weg her konnte Markus deutlich das Gelächter seines in diesen Dingen nicht besonders einfühlsamen Freundes vernehmen.
Wie gut, dass er wenigstens auf Benjas Verschwiegenheit vertrauen konnte. Nicht auszudenken, wie die Kameraden der Hitlerjugend gespottet hätten, wenn irgendetwas davon zu ihnen durchgesickert wäre.
„Oh je. So ein Gesöff. Nie wieder... nie wieder Bier!“, schwor Markus leise zu sich selbst.
Dann zog er sich vorsichtig an dem unmittelbar vor ihm stehenden Baumstamm nach oben.
Der Baum wirkte ungewohnt weich und geschmeidig... und er roch nach Schnaps.
„Was zum...?!“, murmelte Markus erschrocken, doch weiter kam er nicht.
Aus dem Stamm des Baumes funkelte ihm urplötzlich ein menschliches Auge entgegen. Dann lösten sich aus der Dunkelheit die Konturen einer alles andere als freundlich wirkenden, großgewachsenen Gestalt.
Markus bemerkte einen schwarzen, ledernen Arm, verfolgte ihn mit kritischem Blick bis zu dessen Ende... einer im fahlen Mondlicht blitzenden Klinge, die noch im selben Moment schmerzhaft an seinen Hals stieß.
„Eine Bewegung, und du bist tot!“, hörte Markus den ihm gegenüberstehenden Schatten flüstern.
„T...t.. tot?“
Markus sah sich gar nicht in der Lage, in diesen wenigen Sekunden die ganze Tragweite einer solch ungeheuerlichen Drohung zu begreifen. Doch er verstand instinktiv, dass sie im Gegensatz zu manchen Aggressionsausbrüchen seiner pubertierenden Klassenkameraden verdammt ernst gemeint war, und gehorchte mit schlotternden Knien.

Nur mit Mühe konnte er in dem fahlen, durch die Äste schimmernden Mondlicht genauere Details ausmachen.
Die Gestalt, deren Gesicht größtenteils im Dunkeln lag, hatte pechschwarze, bis knapp unters Kinn reichende Haare und trug eine schwarze Augenklappe, in der Art, wie man sie von alten Seeräuberfilmen her kannte, über dem rechten Auge. Unter dem ledernen Mantel seines Gegenübers erspähte Markus ein helles Hemd und zwei bäuerlich anmutende Hosenträger.
Kein Zweifel... das musste einer der beiden Typen von der Kutsche sein! Vermutlich der mit dem Strohhut.
„Was... was wollen sie?“, stammelte Markus ängstlich. „Ich habe kein Ge…Geld mehr bei mir. Wir haben alles ausgegeben!“
„Dein Geld interessiert mich nicht im Geringsten, Hitlerjunge.“, flüsterte die Gestalt heiser, und fuhr dabei mit seinem Messer drohend über Markus’ entblößten Oberkörper. „Ehrlich gesagt... wenn es nach mir ginge, würde ich dich jetzt in Scheiben schneiden, so lange dein Fleisch noch zart und leicht zerlegbar ist. Später, in ein paar Jahren, wirst du hart wie Kruppstahl sein. Da macht das Schneiden immer solche Mühe...“
Die Klinge kratzte bedrohlich an Markus’ Haut, der verkrampft die Augen geschlossen hatte und sich in diesem Moment nichts sehnlicher wünschte, als mit einer Fackel in der Hand vor einem heißen Feuer zu stehen, der Rede eines sich ständig wiederholenden Parteifunktionärs zu lauschen und sich vor lauter Muskelkater kaum noch auf den Beinen halten zu können.
Alles war besser, als irgendwo im Wald von einem fiesen Zigeuner mit dem Messer getriezt zu werden.

„Beherrsch dich bitte!“, mahnte auf einmal eine leise, aber entschlossen klingende Stimme hinter Markus’ Rücken. „Du kennst unsere Regeln: Keine Kinder! Wir haben wahrlich schon genug Ärger am Hals.“
Markus wollte sich hilfesuchend umdrehen, um erkennen zu können, wer sich da so unerwartet für sein Leben eingesetzt hatte... doch ein krachend auf seinen Schädel donnernder Ast riss ihn noch im selben Augenblick aus der lebensgefährlichen Umgebung des Waldes in eine ferne, friedliche Traumwelt.

Eine Welt wie ein Sommertag. Kinder, die lachend am Ufer eines steinübersäten Baches spielten, zwitschernde Vögel, und der anregende Duft von frisch geerntetem Heu.
Irgendwo im Hintergrund sangen sie mit glockenhellen Stimmen ein Volkslied. „Kein schöner Land“, um genau zu sein. Und über dieser Bilderbuch-Idylle erstreckte sich ein strahlend blauer Himmel mit einigen sporadischen Schäfchenwolken, die sich ganz allmählich zu einem gigantischen Hakenkreuz zu formieren schienen.
Markus erkannte Adolf Hitler. Gütig lächelnd, sich zu ihm herunterbeugend, ihm neckisch über die kurzen Haare streichelnd. Genau so, wie er ihn schon mehrmals in den Wochenschauen gesehen hatte.
„Du bist ein guter Deutscher!“, sprach der Führer in seinem bekannt zackigen Dialekt. „Hast dem Feind ins Auge gesehen, und dir dabei nicht einmal in die Hose gemacht. Dafür bekommst du ein Ritterkreuz von mir.“
Markus spürte, wie ihm Hitler etwas Schweres, Stechendes an die Brust heftete. Doch dann schien es auf einmal aus heiterem Himmel zu regnen zu beginnen.
Ein dicker Tropfen fiel zuerst auf Markus’ Ohr, bevor auch Hitler von dieser zähen, klebrigen Flüssigkeit direkt auf die Nase getroffen wurde.
Wie konnte das nur geschehen?
Keiner hätte doch an so einem schönen Tag mit Regen gerechnet...
Markus sah überrascht nach oben. Da war ein großer roter Heißluftballon, der mehrere Meter über ihren Köpfen vorüber zog... und Benja war an Bord!
Zumindest sah der Junge aus wie Benja, auch wenn er die zerlumpte, mittelalterliche Kleidung eines Zigeuners anhatte und über dem rechten Auge eine schwarze Augenklappe trug.
Er lehnte sich weit über den Korb zu ihnen herunter... und er spuckte! Spuckte wie ein Weltmeister auf alles, was sich in seiner Reichweite befand.
„Benja... Benja, nicht! Was machst du denn da?“, rief Markus erschrocken. „Sie werden dich bestrafen, hörst du? Spätestens, wenn du wieder gelandet bist...“
Doch als Antwort kam nur ein weiterer Schwall dicker Tropfen auf ihn und seinen Führer herabgeregnet.
„So eine Sauerei!“, schimpfte Hitler und kratzte sich grimmig die Spucke aus dem Bart. Dann streckte er dem immer noch über ihnen kreisenden Benja die geballte Faust entgegen.
„Willst du den totalen Krieg?“
Markus suchte unterdessen verzweifelt nach einem Regenschirm, um den Führer nicht noch weiter zu verärgern... oder besser noch nach einer Leiter, um hoch zu seinem Freund klettern und mit ihm davonfliegen zu können. Doch ehe er irgendwas dergleichen unternehmen konnte, begann sich Hitler mit einem ohrenbetäubenden Fauchen in ein mehrköpfiges Drachenungeheuer zu verwandeln, das immer größer und größer wurde und dem über ihnen kreisenden Ballon schon bald bedrohlich nahekam.
Ohne weiter zu überlegen, warf sich Markus gegen das schuppige Bein des jetzt auf über zehn Meter angewachsenen Führers, um ihn notfalls mit Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen.
Doch das einzige, was ihm sein beherztes Eingreifen einbrachte, war eine schallende Ohrfeige.

„Was machst du? Komm zu dir!“, rief Benja wütend. „Komm zu dir, verdammt noch mal!“

Eine weitere Ohrfeige schleuderte Markus endlich in die Realität zurück.
Er lag noch immer auf dem harten Waldboden. Die Bäume, der dunkle Himmel... alles schien exakt so wie vor seiner Ohnmacht zu sein. Nur von den beiden Zigeunern war weit und breit nichts mehr zu sehen.
Dafür erkannte er Benja, der besorgt über ihn gebeugt war und ihn ängstlich am Kragen gepackt hatte.
„Mark! Dem Himmel sei Dank… Du lebst!“
Er umarmte Markus freudestrahlend.
„Was ist, kannst du aufstehen?“
Markus fasste sich vorsichtig an die schmerzende Beule auf seinem Hinterkopf.
„Ich weiß nicht... aber ich glaube ja.“, murmelte er noch ein wenig benommen. „Was ist denn passiert?“
„Das wollte ich eigentlich dich fragen!“, erwiderte Benja.
„Da... da waren diese zwei Typen von heute Mittag.“, keuchte Markus, als er gestützt von Benja an dichtstehenden Tannen vorbei in Richtung Straße humpelte. „Und der eine hatte ein Messer... und drückte es mir an den Hals!“
Gleich darauf fragte er sich allerdings, ob das alles nicht doch nur Teil seines bizarren Traums gewesen war. Vielleicht war er einfach aus Erschöpfung zusammengebrochen und hatte sich dann beim Sturz die Verletzung am Kopf zugezogen...
Wie auch immer, er war sich jedenfalls sicher, dass ihm Benja diese Geschichte ohnehin nicht abnehmen würde.
Doch Benja reagierte überraschenderweise völlig anders als erwartet. Ja, er schien Markus’ Worten sogar auf Anhieb Glauben zu schenken.
„Die Zigeuner? Irgendwie dachte ich mir das schon. Scheint so, als haben wir sie gerade mitten bei der Arbeit gestört. Scheiße, Mark... einen Moment lang dachte ich echt, du wärst auch tot.“
„Nein... nein.“, beschwichtigte Markus. „Die haben mir nur ordentlich eins übergebraten.“
Dann blieb er zögernd stehen und schaute Benja mit einem ganz unguten Gefühl in die Augen.
„Wieso auch tot? Verdammt, wieso sagst du „auch tot“, Benja?“
Benja antwortete nicht. Stattdessen deutete er nur wortlos auf eine sich unmittelbar vor ihnen im Waldboden auftuende, knapp zwei Meter breite Grube.
Markus beugte sich langsam nach vorne.
Er sah mehrere provisorisch aufgeschüttete Erdhaufen, den Stiel einer schweren Schaufel... und eine starre, menschliche Hand, die bis zur Hälfte von der dunklen Erde bedeckt war.
Dann erkannte er direkt darüber das blutverschmierte, von zahllosen Blutergüssen überzogene Gesicht ihres Scharführers.

„Stauffer!“, entfuhr es Markus, aufgrund des Schrecks viel lauter, als er es eigentlich vor hatte. „Ist er tot?“
„Nein, der hält da unten nur seinen Winterschlaf.“, erklärte Benja kaltschnäuzig.
„Ach so.“, erwiderte Markus beruhigt... begriff aber noch im selben Moment, dass das nur eine von Benjas zynischen Bemerkungen war, und dass vor ihnen sehr wohl die Leiche ihres HJ-Vorgesetzten lag.
Er stieß Benja wütend in die Seite.
„Das ist nicht witzig, Benja! Verdammt, die haben ihn... haben ihn einfach umgebracht...“
Scheinbar seelenruhig griff Benja nach einem längeren Ast und drückte damit den eingeschlagenen Schädel ihres Gruppenleiters prüfend von der einen Seite auf die andere.

Oberhalb der Stirn klaffte ein tiefes Loch, das von einigen verklebten blonden Haarresten nur notdürftig überdeckt wurde.
„Ja, sieht ganz danach aus. Aber irgendwie ist er mir so fast lieber...“
Natürlich konnte Markus das nicht einfach unkommentiert stehen lassen.
„Mann, Benja. Ich hätte nicht gedacht, dass du so ein Arschloch sein kannst!“, empörte er sich. „Das ist unser Scharführer, der da liegt... und nicht irgendein überfahrener Igel!“
Benja reagierte nicht auf den Vorwurf seines Freundes und stieg vorsichtig in die gerade mal hüfttiefe Grube hinab, um Stauffers Leichnam noch ein wenig genauer unter die Lupe zu nehmen.
Markus stand der kalte Schweiß auf der Stirn.
„Komm, lass uns hier verschwinden!“, flehte er verunsichert, während er sich ängstlich in alle möglichen Himmelsrichtungen umblickte. „Was, wenn die noch irgendwo hier sind, oder wenn sie mit Verstärkung zurückkommen?“
Doch Benja hörte nicht. Stattdessen wischte er etwas von der Erde beiseite und begann dann wie ein neugierig im Sandkasten buddelndes Kleinkind, die Taschen von Stauffers verdrecktem Sonntagsanzug abzutasten.
„Warte doch mal, Mark. Vielleicht finden wir irgendeinen Hinweis, wer die Typen waren, die ihn ins Jenseits befördert haben. Ist das nicht unsere Pflicht als treue Volksgenossen?“
„Du scherst dich doch sonst einen Scheiß um deine Pflichten!“, erwiderte Markus zunehmend aggressiv. Ihm war klar, dass es Benja einzig und allein um den Nervenkitzel ging... genau wie vor zwei Jahren, als sie in ein angeblich leerstehendes Haus eingebrochen waren, weil Benja dort einen herumspukenden Geist vermutet hatte. Und Markus erinnerte sich noch gut daran, wie ihm das Herz in die Hose gerutscht war, als auf einmal der Besitzer mit einer Flinte in der Tür stand.
Die beiden Freunde hasteten dann panisch durch das Treppenhaus nach oben, wo sie durch ein offenes Fenster in die zwar lebensrettenden, aber dummerweise auch äußerst stacheligen Büsche sprangen.
Niemals wieder, hatte sich Markus damals geschworen, wollte er sich auf eines von Benjas schwachsinnigen Vorhaben einlassen.
„In Ordnung, mach was du willst.“, fluchte er schließlich. „Aber ohne mich! Ich geh jetzt nämlich nach Hause, nur damit du’s weißt!“
Benja schielte ein wenig ratlos zu Markus hoch.
„Was soll das denn, hä? Wir sind Freunde! Wir machen doch immer alles zusammen. Oder hast du das vergessen?“
„Nein.“, antwortete Markus gereizt. „Aber vielleicht hast du es ja vergessen...“
„Hab ich nicht.“
Benja lächelte und legte seinem Freund zuliebe einen Gang zu.

„Schau dir das hier mal an!“
Er zog triumphierend eine lederne Geldbörse aus Stauffers Hosentasche.
„Da ist ja noch die ganze Kohle drin... Ist ziemlich merkwürdig, dass Zigeuner so was einfach links liegen lassen. Meinst du nicht auch?“
Doch statt einer Antwort vernahm Benja nur ein laut knackendes Geräusch aus dem dunklen Unterholz.
Als er sich umsah, aber außer dem vom aufkommenden Wind bewegten Geäst und den raschelnden Blättern über sich nichts Genaues erkennen konnte, steckte er hastig die Brieftasche ein und kletterte aus der Leichengrube zurück zu Markus.
„Gut, du Angsthase. Gehen wir!“, flüsterte er nun doch ein wenig irritiert.
Das ließ sich Markus nicht zweimal sagen.

So schnell er konnte, eilte er an den dicht stehenden Bäumen vorbei zu dem hell hindurchschimmernden Waldweg. Dabei hinterließen die unangenehm kratzenden Äste zahllose rote Striemen auf seiner Haut.
Erst jetzt fiel Markus wieder ein, dass er sich ja vor geraumer Zeit seines Hemdes entledigt hatte.
„Was für ein beschissener Tag.“, dachte er. „Halbnackt und kotzend im Wald von zwei Zigeunern überfallen...“
Er war sich sicher, dass er diesen Abend so schnell nicht vergessen würde.

Kurz vor ihren Rädern machte er Halt, um auf Benja zu warten. Der war allerdings dicht hinter ihm. Offenbar schien er jetzt auch so schnell wie möglich aus diesem verdammten Wald rauskommen zu wollen.
„Mach schon, mach schon!“, murmelte Benja. „Uns darf hier keiner sehen. Sonst verdächtigen die am Ende noch uns, dass wir was mit Stauffers Verschwinden zu tun haben.“
Markus warf seinem Freund einen kritischen Blick zu.
„Moment mal... heißt das etwa, du willst nichts melden? Einfach so tun, als ob nichts gewesen wäre?“
„Was willst du denn melden?“, erwiderte Benja. „Dass wir uns unerlaubterweise auf dem Jahrmarkt herumgetrieben haben und dann auf dem Nachhauseweg über die Leiche unseres Scharführers gestolpert sind?“
Er warf Markus auffordernd dessen Hemd zu, da es ihm deutlich zu kühl erschien, um weiter oben ohne herumzulaufen.
„Hier, zieh dich erstmal wieder an, bevor dich noch jemand sieht. Bleich, verschwitzt und verkratzt... Siehst ja aus wie nach ‘ner Vergewaltigung.“
„Danke.“, murmelte Markus, ohne näher auf Benjas spöttische Bemerkung einzugehen. Er war es längst gewohnt, dass Benja nicht einmal etwas Nettes tun konnte, ohne noch im selben Moment gleich wieder den frechen Bengel raushängen zu lassen.
„Aber meinst du nicht, dass wir uns erst recht verdächtig machen, wenn wir nichts sagen? Ich meine, falls jemand durch Zufall rauskriegt, dass wir die Leiche doch gesehen haben...“
„Ich bitte dich.“, erwiderte Benja kopfschüttelnd. „Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Hast du denn noch nie einen Kriminalroman gelesen?
Es hat noch nie zu was Gutem geführt, eine Leiche im Wald zu finden und dies dann der Polizei zu melden. Du bist immer der erste, den sie verdächtigen werden. Ganz egal, wie unschuldig du auch aussehen magst.“
Er tätschelte Markus respektlos auf die Wangen, was dieser mit einer genervten Handbewegung quittierte.
„Lass das! Mir ist gerade nicht zum Scherzen zumute, kapierst du das nicht?“
Markus wischte sich mit dem HJ-Hemd über den nassen Körper und schlüpfte dann angewidert hinein.
„Vielleicht hast du Recht. Vielleicht sollten wir das alles schnell vergessen und...“
Er schielte mit einem komischen Gefühl im Bauch zu Benja rüber, der in seiner Hosentasche ungeduldig mit Stauffers Geldbörse zu spielen schien.
Markus ahnte, dass diese Sache noch lange nicht ausgestanden war, denn er kannte Benja gut genug, um zu wissen, dass man ihn durch gute Argumente allein nicht mehr umstimmen konnte, wenn er sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Und er kannte sich selbst gut genug, um zu wissen, dass er seinem Freund im Zweifelsfall überall hin folgen würde.
Selbst in den Schlund eines neunköpfigen Drachens...“

Kapitel 6

Während Yaominh die Geschichte unbeirrt weitererzählte, dämmerte Nikita längst friedlich in einer Art Wachkoma-Zustand vor sich hin, in den ihn dieses merkwürdige Gemisch aus Alkohol, dem ausgeschütteten Adrenalin und Yaominhs beruhigender Stimme versetzt hatte. Und obwohl er den Klang der einzelnen Worte, die da aus der Dunkelheit in sein Unterbewusstsein rieselten, kaum mehr auseinanderhalten konnte, spielten sich doch erstaunlich reale Szenen vor seinem inneren Auge ab.
Nikita hatte das Gefühl, live dabei zu sein, als Markus und Benja dem Geheimnis der mutmaßlichen Zigeuner auf die Spur kamen und dadurch in tödliche Gefahr gerieten.
Ja, er bildete sich sogar ein, ihre Schritte zu hören, beinahe so, als würden sie gerade eben den schmalen Feldweg entlangmarschiert kommen...
Es war genau wie damals, als seine Mutter ihm vor dem Einschlafen diese Märchen vorgelesen hatte. Auch da vermischte sich Wahrnehmung und Fantasie in dem kleinen Nikita oft zu einem untrennbaren Ganzen.
Kinder waren wohl einfach noch nicht so sehr von der rationalen Sichtweise der Erwachsenen verdorben. Sie sahen oft mehrere Welten nebeneinander, und ließen sich nicht so ohne weiteres vorschreiben, welche ihrer Sinneseindrücke nun real zu sein hatten und welche nicht. Denn für sie war beides real... die Stimme der Mutter ebenso wie das Magenknurren des hungrigen Wolfes aus der Geschichte. Und irgendwie fand es Nikita ziemlich traurig, dass man sich als Erwachsener anscheinend immer erst hemmungslos betrinken musste, um diese seit der Kindheit brachliegenden Fähigkeiten auch nur annähernd noch einmal reaktivieren zu können.

„Na wen haben wir denn da? Das ist doch Nikita Chruschtschow, die alte Kommunistensau!“
Nikita schreckte mit einer bösen Vorahnung aus seinen Gedanken auf, öffnete noch ein wenig orientierungslos die Augen... und starrte direkt in das fiese Grinsen von Atze, Ronny und drei ihrer nahezu identisch aussehenden Skinheadkollegen.
Die dunkelblauen Lonsdale-Jacken, die schlagbereiten Baseballschläger, die mit weißen Schnürsenkeln versehenen Springerstiefel... alles wie aus einem neonazistischen Bilderbuch.
Die fünf standen mehrere Meter von Nikita entfernt auf dem Feldweg. Und sie waren ganz eindeutig ziemlich geladen.
„Hast du etwa geglaubt, du könntest einfach so unseren Kommandostand abfackeln und damit ungeschoren davonkommen?“, regte sich einer der Skinheads zu Atzes Rechten auf, dessen Name Nikita beim besten Willen nicht mehr einfallen wollte.
„Da drin waren drei Reichskriegs-Flaggen und einige seltene Kassetten!“, giftete ein anderer.
„Hast du ne Ahnung, was so eine komplette Skrewdriver-Sammlung Wert ist, du dreckiger Volksverräter?“
Atze klatschte mehrmals mit seinem Baseballschläger in die Hand, bevor er drohend näher an Nikita und Yaominh herantrat.
„Und was sollte dieser scheiß Spruch im Sand? „Construction time again!“? Hast wohl geglaubt, wir hätten nicht auch so gecheckt, dass das nur auf deinen Mist gewachsen sein kann, du schwuler Depeche Mode-Freak?
Aber jetzt bist du dran! Und den scheiß Fidschi an deiner Seite machen wir gleich mit platt. Dem sieht man ja schon von Weitem an, dass er in unserem neuen Deutschland nichts verloren hat.“
„Shit, die hatte ich komplett vergessen.“, fluchte Nikita und warf seinem Banknachbar einen entschuldigenden Blick zu. „Ich hab ihren Bauwagen abgefackelt. Aber naja, eigentlich wollte ich um diese Zeit ja auch längst tot sein...“
Nikitas Herz raste, denn durch seinen nur zur Hälfte vollendeten Racheplan an dieser Welt war nun genau das eingetreten, was er so viele Jahre lang angestrengt zu vermeiden versucht hatte:
Die Welt war mächtig sauer auf ihn.

Vielleicht nicht die ganze Welt... aber doch zumindest jener Teil von ihr, der dazu in der Lage war, ihm in den nächsten paar Minuten beachtliche Schmerzen zuzufügen. Und die einzige Verstärkung an Nikitas Seite war ein Invalide, der sich vermutlich schon genug darauf konzentrieren musste, beim etwas schnelleren Vorwärtsgehen nicht aus seinen Prothesen zu rutschen.
Doch Yaominh blieb ganz cool.
„Vielleicht hättest du mit dem Feuer legen noch ein wenig warten sollen, bis sie alle in dem Wagen gewesen wären.“, meinte er mit einem kalten Lächeln. Dann stand er auf und zog lässig einen silber glänzenden Teleskopstab aus seiner Tasche.
„Aber gut. Bin mal gespannt, was die Jungs so drauf haben...“
Er fuhr den Stab auf das dreifache seiner normalen Länge aus, fast so elegant, wie ein Jedi-Ritter sein Lichtschwert zu handhaben pflegte, bevor er sich in eine an Bruce Lee erinnernde Kampfstellung begab und die Skinheads per lässiger Handbewegung zum Näherkommen aufforderte.

Atze und die anderen schauten sich verwundert in die überquellenden Schweins-Augen.
„Scheiße, das ist ja ein Krüppel!“, rief der neben Atze stehende Glatzkopf überrascht, als er den lose herunterhängenden Ärmel an Yaominhs Jacke bemerkte.
„Schlitzauge, Krüppel, und noch dazu Freund von einem schwulen Kommunisten...“, überlegte Atze. „Na, da klatschen wir ja heute drei Fliegen mit einer Keule!“
Er schaute grinsend auf seinen bedrohlichen Baseballschläger.
„Ich glaube sogar, den brauch ich heute garnicht, Kameraden.“, meinte er siegessicher. „Jetzt passt mal auf, wie ehrliche deutsche Handarbeit aussieht!“
Der Skinhead warf den Schläger verächtlich ins Gras, dann stapfte er mit geballter Faust und bulligem Gang auf Nikita und Yaominh zu.
Doch kurz, bevor er zu einem alles vernichtenden Schlag ausholen konnte, traf ihn Yaominhs urplötzlich mit irrer Geschwindigkeit heransausender Stab am Handgelenk.
Atze stieß einen merkwürdigen Laut aus, der sich wohl zu gleichen Teilen aus Überraschung und Schmerz zusammensetzte.
Und damit nicht genug. Noch ehe der Skinhead in irgendeiner Weise Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, wirbelte Yaominhs Waffe abermals durch die Luft und schlug ihm erst von rechts, dann von links auf die Nase... dermaßen heftig, dass sich der Muskelprotz einmal um die eigene Achse drehte, bis er von einem weiteren Hieb wie ein vom Lastwagen angefahrener Pitbull in die Büsche geschleudert wurde und dort regungslos liegen blieb.

„Verflucht.“, bemerkte der dicke Ronny in Richtung seiner Kameraden. „Der Kerl ist stärker, als er aussieht. Auf geht’s, Jungs. Machen wir ihn platt!“
Jetzt stürmte die ganze Meute auf Yaominh zu.
Unter dem ersten Keulenschlag duckte er sich geschickt hinweg... den zweiten blockte er routiniert mit seinem Stab. Dann schoss seine Hand blitzartig nach vorne, packte das muskulöse Handgelenk seines glatzköpfigen Gegenübers und drehte es so brutal herum, dass ein lautes Knacksen zu vernehmen war und der Skinhead entwaffnet und schreiend wie ein kleines Mädchen zu Boden ging.
Yaominh tauschte seinen Stab daraufhin geschwind gegen den soeben herrenlos gewordenen Baseballschläger ein, den er dem nächsten nach vorne stürmenden Nazi noch in der selben Sekunde zielgenau zwischen die Beine warf, bevor er den strauchelnden Halunken mit einem konzentrierten Handkantenhieb auf den Hinterkopf endgültig in die Knie zwang.

Nikita hatte unterdessen, beflügelt von der Wehrhaftigkeit seines alten Freundes, vom nahen Bahndamm ein paar dicke Steine aufgehoben und damit begonnen, diese mit dem Mut der Verzweiflung auf die jetzt sichtlich irritierten Angreifer zu schleudern.

Schon der dritte Wurf war ein Volltreffer. Einer der Nazis fasste sich an die blutende Platzwunde auf seiner Stirn und taumelte einen kurzen Moment völlig orientierungslos durch die Gegend.
Zufrieden ging Nikita in die Hocke, um weitere Munition aufzunehmen. So wie es aussah, würden sie heute vielleicht doch nicht aufgemischt werden...
„Nicht so hastig, Kleiner!“, hörte er auf einmal die keuchende Stimme von Atze neben sich, der sich mittlerweile wieder aufgerappelt hatte und Nikita einen wütenden Tritt in die Eingeweide verpasste.
Nikita flog nach hinten und krachte benommen in den matschigen Untergrund, während einer der anderen Schläger, die Yaominh inzwischen von allen Seiten eingekreist hatten, in seine Tasche griff und ein schwarzes, tschechisches Elektroschockgerät hervorzog.
„Yao, pass auf!“, schrie Nikita noch, so laut es ihm seine schmerzenden Rippen eben erlaubten... doch da war es auch schon zu spät. Die illegale, Stromstöße-verteilende Waffe traf Yaominh genau in den Nacken und jagte funkensprühend mehrere tausend Volt durch seinen Körper.
Der Junge stolperte zitternd mehrere Schritte nach vorne, so dass für den Bruchteil einer Sekunde der Eindruck entstand, als wäre er in der Lage, dem durch seine angespannten Muskeln schießenden Strom durch bloße Willenskraft trotzen zu können... dann brach er unmittelbar vor den Augen seiner respektvoll zurückweichenden Gegnerschar zusammen.
Nikita bemühte sich unterdessen verzweifelt, die Sterne von seinem verschwommenen Sichtfeld zu wischen und endlich wieder auf die Beine zu kommen.
„Das lässt du schön bleiben, Jude!“, unterbrach ihn eine schroffe Stimme von oben.
Nikita blickte entgeistert auf die Gleise, wo sich noch ein weiterer Skinhead aufbaute, den sie bislang völlig übersehen hatten... ein Berg von einem Mann, mit einem weit ausholenden Baseballschläger in der Hand, der just in diesem Moment nach unten schnellte und Nikita mit schmerzhafter Präzision in eine tiefe, alles verschlingende Finsternis katapultierte.

„So eine Scheiße. Der Kerl hat mir zwei Zähne ausgeschlagen...“

„Stell dich nicht so an, Ulf. Hilf lieber deinem Kameraden. Der scheint sich was gebrochen zu haben.“

„Auuu.. ohweh... meine Hand. Meine verdammte Hand...“

„Und, Atze? Was machen wir denn jetzt mit diesen Judenschweinen?“

„Ich will sie tot sehen. Tot!“

„Spinnst du? Ich will nicht in den Bau, Atze. Nicht wegen diesem wertlosen Abschaum.“

„Hmm... vielleicht sollten wir es so drehen, dass uns niemand damit in Verbindung bringen kann? Pass auf, Ronny, mir kommt da gerade eine Idee...“

„Das ist endsiegmäßig genial, Atze! Und du meinst, das funktioniert?“

„Kannst mir vertrauen. Ich hab das mal auf Video gesehen. Da wird nicht genug übrig bleiben, um uns etwas nachzuweisen.“

„Du bist so ein weißer Teufel, Atze! Ich will dich wirklich nicht zum Feind haben.“

„Hast du ja nicht, Kamerad. Los, bringt mir das Klebeband aus dem Auto, bevor die beiden wieder zu sich kommen. Macht schon! Nicht, dass uns hier noch irgendwer rumstehen sieht.“

„Ich glaube, der eine wacht gleich wieder auf. Los, verschwinden wir!“

„Aua, wartet auf mich... ich kann nicht so schnell...“

Nikita hatte Stimmen gehört. Stimmen, die durcheinander sprachen und Böses planten.
Doch erst jetzt, als er allmählich wieder zu Bewusstsein kam, begriff er, dass es dabei um ihn gegangen war… um ihn und seinen alten Freund.
„Yao! Yao, wach auf!“
Nikita spürte, dass seine Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Auch seine Beine ließen sich trotz mehrerer angestrengter Versuche nicht bewegen. Sein Nacken lag auf einem ziemlich harten Balken.
Allmählich bekam er auch wieder ein Bild vor Augen. Er sah Yaominhs vernarbtes Gesicht, direkt über sich.
„Yao!“
Langsam wurde auch Yaominh wach.
Er blinzelte verwirrt, und merkte gleich darauf, dass es ihm unmöglich war, seinen Arm zu bewegen oder auch nur seinen Kopf zur Seite zu neigen.
„Niki…? Verdammt, was ist passiert?“
„Die haben uns... haben uns fertig gemacht, Yao.“, antwortete Nikita angestrengt, denn durch die unbequeme Lage schmerzte ihn jedes einzelne Wort.
„Und dann haben sie uns aneinandergefesselt...“
Nikita starrte auf das dicke, graue Klebeband, das um ihn und seinen Freund herumgewickelt war. Sie beide, Bauch an Bauch übereinandergestapelt und zugeschnürt, wie ein beschissenes Fress-Paket… zur totalen Bewegungslosigkeit verdammt.

„Wir liegen auf den verdammten Schienen.“, stellte Yaominh trocken fest, was Nikita bis zu diesem Zeitpunkt noch erfolgreich verdrängt hatte.
„Diese... diese feigen Wichser!“, schimpfte Nikita.
Er versuchte, den Kopf so weit zu drehen, wie es die unnachgiebigen Fesseln eben zuließen. Noch lagen die Gleise vor ihm komplett im Dunkeln. Aber Nikita wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sich die grellen Scheinwerfer des Nachtexpresses durch die Finsternis schneiden würde.
Wahrscheinlich würde es im Führerhaus nur kurz rumpeln, bevor der Lokführer, inständig hoffend, dass es nur ein streunender Hund gewesen war, die Notbremsung einleitete. Und wenn der Zug dann mehrere hundert Meter später zum Stehen käme, lägen auf den Gleisen nur noch kleine Fleischstückchen, ein paar Klamottenreste und massig Klebeband.
Nach den Beinen von Yaominh würde man wahrscheinlich noch am folgenden Morgen suchen.
Das ganze hässliche Szenario kam Nikita nur all zu vertraut vor… schließlich hatte er sich schon seit einer ganzen Weile Gedanken darüber gemacht, inwieweit diese Todesart auch wirklich sicher war, und ob man dabei eventuell noch irgendwelche Schmerzen verspüren würde.
Und doch hatte er jetzt, als er endlich dort angekommen war, wo er doch eigentlich den ganzen Abend über hinwollte, gewaltigen Schiss vor dem drohenden Ende.

„Schon merkwürdig...“, murmelte Yaominh. „So ähnlich habe ich mich damals auch gefühlt, als ich im Krankenhaus in meinem kleinen Zimmer lag. Bewegungsunfähig, hilflos, amputiert. Ich dachte allerdings, ich wäre mittlerweile darüber hinweg.“

Nikita spannte abermals seine Muskeln an und versuchte, seine Beine zu befreien, oder sich und Yaominh wenigstens irgendwie von den Gleisen zu rollen... doch wieder ohne den geringsten Erfolg. Die Skinheads hatten ganze Arbeit geleistet.
„Das ist ein scheiß Gefühl.“, meinte Nikita verbittert, während ihm langsam eine Träne die Wange herunterlief, ohne dass er sie sich hätte wegwischen können.
„Was hast du denn? Du wolltest doch heute Nacht sterben, oder etwa nicht?“, fragte Yaominh, der die Situation anscheinend deutlich gelassener zu nehmen schien als der unter ihm liegende Nikita.
„Aber doch nicht so!“, antwortete der empört. „Nicht gefesselt... und vor allem nicht mit dir. Nicht zusammen mit dem einzigen Menschen, dem ich ein gutes, glückliches Leben wirklich gegönnt hätte. Verdammt, Yao, warum bist du nur zurückgekommen in diese scheiß Stadt? Warum?“
Yaominh schaute leicht mitleidig in Nikitas angstverzerrtes Gesicht.
„Wer weiß... vielleicht wollte ich dir einfach nochmal Danke sagen. Dafür, dass du mich damals von den Gleisen gezogen hast. Dafür, dass ich zu dem werden konnte, was ich heute bin...“
„Ein menschliches Sandwich, das darauf wartet, zermatscht zu werden.“, erwiderte Nikita zynisch. „Ja, Yao, dafür kannste mir wirklich voll dankbar sein. Ich hab dich damals gerettet, damit du jetzt genau den selben beschissenen Tod sterben kannst.“
Yaominh schüttelte den Kopf, so weit es das um ihn gewickelte graue Band zuließ.
„Nein, Niki. Nein, sag das nicht. Weißt du, das Leben ist ein bisschen wie eine Leinwand. Du kannst dir darauf unterhaltsame Filme ansehen, du kannst sie wunderbar bunt und kreativ bemalen, du kannst sie auch schwarz färben und dich dann darüber beklagen, wie eintönig alles ist. Aber was die wenigsten wissen: Du kannst aus deiner Wut auch ein Messer formen und diese Leinwand durchtrennen.
Auf einmal schaust du hinter die Kulissen... spazierst an den Reihen der anderen vorbei, und kannst sie dabei beobachten, wie sie mehr oder weniger begeistert dasitzen und ihre Leinwand bemalen.
Ich bin seit bald drei Jahren auf der anderen Seite, Niki. Und das verdanke ich unter anderem dir! Wenn ich jetzt sterbe, dann nicht als naiver Krüppel, sondern als ein Wissender, der die Welt hinter der Welt gesehen hat... genau wie Markus und Benja in der Geschichte.
Ich wünschte nur, ich hätte diese Erfahrung noch an dich weiterreichen können.“

Nikita bildete sich ein, eine schwache Vibration unter seinem Rücken zu spüren.
Was immer Yaominh auch an ihn weiterreichen wollte... es war leider längst zu spät dafür. Eine kranke Ironie des Schicksals würde dafür sorgen, dass zwei Jungs miteinander in den Tod gingen, die sich doch eigentlich nur gegenseitig davon abhalten wollten.
„Verrate mir eins, Nikita: Wovor hast du mehr Angst? Vor dem Tod oder vor dem Leben?“, fragte Yaominh interessiert, während es Nikita irgendwie überhaupt nicht danach zumute war, jetzt philosophisch zu werden.
„Im Moment vor dem Tod!“, platzte es verzweifelt aus ihm heraus.
Yaominh, dessen schwarze Haare tief in das Gesicht seines unten liegenden Freundes hingen, blickte Nikita tief in die Augen. So eindringlich, dass sich Nikita am liebsten weggedreht hätte. Aber er wusste, dass er diesem Blick nicht entrinnen konnte... genausowenig wie Yaominhs stark nach Knoblauch riechendem Atem.
„Und doch werden die meisten Menschen nicht vom Tod dahingerafft, sondern vom Leben.“, sinnierte Yaominh weiter. „Sie verwandeln sich früher oder später in angepasste Zombies. Und ihre Seelen werden nie so frei sein wie es die unseren jetzt in diesem Moment sind. Falls dich das in irgendeiner Weise tröstet...“

„Nein, tut es nicht.“, regte sich Nikita auf. „Verdammter Scheiß, Yao! Kannst du mir nicht einfach irgendwas Beruhigendes sagen wie „Hey, das wird schon wieder. Wir schaffen das!“ oder sowas in der Art?“

Das Vibrieren wurde stärker.
Nikita drückte sich, so weit es eben ging, zur Seite... nur, um am Horizont voller Schrecken den immer größer werdenden Lichtkegel eines hellen Scheinwerfers zu erkennen.
„Es ist vorbei, Yao!“, schrie Nikita panisch. „Tut mir echt leid, dass ich dich da mit reingezogen habe. Das ist alles nur meine Schuld...“
„Hey, das wird schon wieder. Wir schaffen das!“, versicherte ihm Yaominh mit einem Augenzwinkern. „Denk einfach nur an die Geschichte, die ich dir erzählt habe. Denk an die Worte von Natalie. „Wenn du einmal hinter die Kulissen der Welt geblickt hast, ist nichts mehr unmöglich! Was unerreichbar scheint, wird dir zu Füßen liegen… und wo du das sichere Ende vermutest, werden sich neue Wege auftun.“
„Du musst es einfach nur geschehen lassen…. Ja, schon klar.“, ergänzte Nikita kreidebleich.
Er vernahm deutlich das Geräusch der in die Schienen greifenden Räder, konnte geblendet vom grellen Licht der Lok jedoch nichts weiter sehen außer den Gleisen und Yaominhs hell erleuchtetem Gesicht.
Vielleicht noch hundertfünfzig Meter. Selbst, wenn der Lokführer sie jetzt schon bemerken würde, wäre es wohl bereits zu spät, denn die vorderen Wagen würden garantiert erst weit hinter den beiden gefesselten Freunden zum Stehen kommen.
„Denk an die Geschichte!“, stammelte Nikita zu sich selbst. „Denk nicht an die beschissene Lok. Denk an die Geschichte! Das Ende ist nicht das Ende! Es werden sich neue Wege auftun… Nichts ist unmöglich… nichts ist unmöglich… nichts ist unmögl..“

Kapitel 7

Markus hatte die ganze Nacht über kein Auge zugetan.
Die unheimliche Wahrsagerin, der fiese Fremde mit dem Strohhut, der ihn beinahe abgestochen hatte, die blutverschmierte Leiche von Stauffer... und dann auch noch Benja, sein allerbester Freund, der irgendwie so tat, als wäre das alles das Normalste auf der ganzen Welt.
Kein Wunder, dass sich Markus daher nur stundenlang unruhig in seinem Bett hin und her wälzte, um den vergangenen Tag immer wieder vor seinem inneren Auge Revue passieren zu lassen und sich dabei ständig die selben hilflosen Fragen zu stellen:
Wieso konnte Benja nur so kalt sein?
War es wirklich das Richtige, den Fund der Leiche nicht zu melden?
Was, wenn sie irgendjemand zusammen mit Stauffer auf dem Fest gesehen hatte? Würde dann nicht erst recht über kurz oder lang die Polizei an ihre Tür klopfen?

Am nächsten Morgen saß Markus dann auch völlig übermüdet mit seiner Mutter, Marie, seiner kleinen, neunjährigen Schwester, und seinem alten Großvater am Frühstückstisch.
Zwar bemühte er sich, sich nichts von seinem Kummer anmerken zu lassen, doch besonders gut gelang ihm das zweifellos nicht. Missmutig stocherte er in seinem Spiegelei herum und starrte nur abwesend aus dem Küchenfenster.
Sein Vater war im Krieg, irgendwo im Osten. Seit vier Monaten hatte die Familie nun schon kein Brief mehr von ihm erreicht, und so war das Klima zu Hause natürlich entsprechend angespannt.
„Jetzt zerbrich dir nicht unnötig den Kopf!“, meinte Markus’ Großvater, der gerade in eine lebhafte Diskussion mit seiner Tochter vertieft war. „Dass dir der Georg fehlt, ist doch ganz normal. Glaub mir, ich vermisse ihn auch. Aber im Krieg läuft nunmal nicht immer alles so, wie sich das die Herren Generäle in ihren Planungen vorgestellt haben. Manchmal müssen

sich ganze Armeen zurückziehen. Einheiten gehen verloren, und tauchen irgendwann an ganz anderer Stelle wieder auf.
Ich kenne das noch von Verdun. Krieg ist ein ewiges Auf und Ab.
Außerdem, du hast den Führer letzte Woche ja selbst gehört! Er sprach von einem geordneten Rückzug, mit dem Ziel, den Feind in Sicherheit zu wiegen und dann gnadenlos auflaufen zu lassen. Hab doch einfach mal ein bisschen mehr Vertrauen in den Mann, gottverdammt noch mal! Hitler hat uns bisher nicht enttäuscht, und er wird das auch weiterhin nicht tun. Was ist, hab ich nicht Recht?“
Markus’ Mutter schüttelte skeptisch den Kopf
„Es ist nicht nur der Krieg, Franz! Da draußen stimmt was nicht. Ich spüre es einfach! Die Tiere, die Luft, die Menschen in der Umgebung... alles hat irgendwie an Unbeschwertheit verloren. Manchmal erscheint mir das ganze Land so unnatürlich, so hoffnungslos, wie wenn sich der Herrgott längst von unserem Volk abgewandt hat. Selbst die Vögel singen andere Lieder als noch vor ein paar Jahren...“
„Pah. Als ob deine Vögel eine Ahnung von Politik hätten!“, erwiderte der Großvater spöttisch. „So lange wir noch täglich eine warme Mahlzeit auf dem Tisch haben, sollten wir die Lage nicht überdramatisieren. Denk doch bloß mal an die Kinder... die wissen doch gar nicht mehr, was es heißt, hungern zu müssen. Und das ist für mich erstmal das Wichtigste. Dafür können wir dem Führer gar nicht genug danken. Denn dafür hat allein er gesorgt! Ohne einen Mann wie ihn an der Spitze würden wir heute doch alle am Hungertuch nagen, während sich der Russe ungehindert die halbe Welt einverleibt...“

„Ich geh dann mal.“, meinte Markus beiläufig, als er durchs Fenster Benja auf seinem grünen Fahrrad die Straße hochbiegen sah.
Seine Mutter stand auf und gab ihm zum Abschied einen feuchten Schmatzer auf die Wange.
„Ist gut, Schatz. Pass auf dich auf!“
Markus hasste es, wenn sie das tat... fühlte er sich dann doch immer wie der kleine Junge, der er zu diesem Zeitpunkt längst nicht mehr sein wollte. Demonstrativ verärgert wischte er sich den Lippenstift aus dem Gesicht... auch, wenn er abgesehen von solchen Kleinigkeiten eigentlich kaum einen Grund hatte, sich über seine Eltern zu beklagen. Ganz im Gegensatz zu Benja...
„Hat er dich wieder gehauen?“, fragte Markus draußen, als er Benjas geschwollene Backe bemerkte, der sich daraufhin wütend von seinem Fahrrad hinunterschwang.
„Ich lasse mir doch nicht einfach den Mund verbieten!“, fluchte er. „So ein verdammter Tyrann... Manchmal habe ich echt den Eindruck, dass ich meinem Vater mehr Freude bereiten würde, wenn ich taubstumm und blind wäre.“
„Mir aber nicht. Ich mag dich so, wie du bist.“, versuchte Markus, ihn ein wenig zu trösten.
„Eltern sind das Letzte, Mark. Das Hinterletzte! Außer deinen natürlich. Die sind schwer in Ordnung...“
Markus lächelte, und bedauerte es fast ein wenig, den Lippenstift seiner Mutter gerade eben noch so undankbar abgewischt zu haben.

Benja lehnte sein Rad an die Hecke vor dem Haus. Dann packte er seinen Freund hastig an der Schulter und zog ihn mit sich in den kleinen Schuppen, in dem die Gartengeräte von Markus’ Großvater untergebracht waren.
„Was ist denn los, Benja? Was hast du?“, fragte Markus, um den Grund für Benjas Geheimniskrämerei zu erfahren.
„Was los ist? Erinnerst du dich an Natalie? Natalie Brünneisen?“
Ein vielsagendes Grinsen huschte über Markus’ Gesicht. Wie hätte er auch Natalie vergessen können? Das hübscheste Mädchen, das wohl jemals in ihrem Kuhkaff gezeugt worden war.

Er lehnte sich an die hölzerne Scheunenwand und dachte verträumt daran zurück, wie sie als zwölfjährige Knirpse immer Stielaugen bekommen hatten, wenn die brünette Schönheit in ihren für eine Pfarrerstochter provozierend kurzen Kleidern an ihnen vorbeiradelte.
Ja, Natalie war ohne Zweifel etwas ganz Besonderes.
Ihr offenherziges Wesen, ihr Lachen, das weiche, so gar nicht in diese bäuerliche Gegend passende Gesicht... in der Dorfschule konnte sich jedenfalls kaum ein pubertierender Schüler ihrem Charme entziehen.
Natalie wohnte mit ihrem verwitweten Vater im alten Pfarrhaus direkt neben der Kirche, und begleitete schon mit fünfzehn die Predigten ihres Vaters auf der Orgel. Gerüchten zufolge war sie der wahre Grund, warum die Kirche in ihrem Ort beim allsonntäglichen Gottesdienst förmlich aus allen Nähten platzte.
Wie sie dort vorne neben der Kanzel saß, selbst schwierige Kantaten von Bach mit einer engelsgleichen Leichtigkeit vortrug, und sich hin und wieder mit einem fast sehnsüchtigen Blick in den Augen zur versammelten Gemeinde umdrehte, so, als würde sie dort in den Reihen nach irgendeinem geheimnisvollen Prinzen Ausschau halten, der sie endlich aus dem engen Korsett ihres strenggläubigen Elternhauses befreite... das brachte nicht nur die männlichen Jugendlichen des Ortes, sondern selbst manch überzeugten Nazi dazu, in andächtiger Freude dem ansonsten höchst unerotischen Wort Gottes zu lauschen.
Sogar Heinz Stauffer war damals regelmäßig in der Kirche anzutreffen.

Markus wollte in diesem Moment eigentlich nicht an Stauffer denken. Doch Natalies Geschichte war in gewisser Weise untrennbar mit der von Stauffer verbunden.
Denn Stauffer begehrte das schöne Mädchen… und obwohl der zwar gutaussehende, aber eigentlich strunzdumme Scharführer alles andere als ein edler Traumprinz war, waren im Dorf bald hartnäckige Gerüchte im Umlauf, dass er und Natalie irgendetwas miteinander laufen hatten. Vielleicht handelte es sich nur um dummes Gerede, vielleicht sah Natalie in ihm aber auch tatsächlich die Chance auf ein anderes, größeres Leben jenseits von Kirchenorgel und dörflichem Alltagstrott.
Irgendwann hieß es jedenfalls hinter vorgehaltener Hand, die schöne, knapp sechzehnjährige Tochter des Pfarrers sei schwanger und erwarte in Kürze ein uneheliches Kind.
Selbstverständlich ein ungeheurer Skandal in einem solch kleinen, spießigen Bauernkaff wie dem ihren.
Von diesem Zeitpunkt an sah man Stauffer nie wieder in der Kirche. Viele andere, weitaus gläubigere Menschen blieben dem Gottesdienst dagegen aus Protest fern. Und dann, eines Tages, bekam die Gemeinde überraschend einen neuen Pfarrer vorgesetzt.
Natalie zog in einen Vorort von Lehenburg, wo ihr Vater den soeben freigewordenen Posten eines verstorbenen Pastors übernahm. Das Gerede verstummte allmählich, und Markus und Benja hatten einen Grund weniger, sich auf den sonntäglichen Kirchgang zu freuen.

„Die schöne Natalie...“, murmelte Markus gedankenversunken. „Ob sie wohl immer noch so gut aussieht wie in unserer Erinnerung?“
Benja grinste schelmisch.
„Ich weiß es!“, antwortete er, und hielt seinem Freund stolz ein kleines Foto vor die Nase, das er wie einen kostbaren Schatz in ein blaues, samtweiches Tuch eingewickelt hatte.
Markus musste sich setzen. Das Bild zeigte eine wunderhübsche junge Frau. Lange, dunkle Haare, die um ihr Gesicht herum förmlich zu tanzen schienen... ein niedliches Näschen, und grüne Augen, in denen man sich wie in einem tiefen Ozean verlieren konnte.
„Die ist ja der Wahnsinn!“, entfuhr es ihm ungläubig. „Ist sie das etwa? Wo hast du das Foto her?“

Benja zögerte... und Markus begriff sofort, dass er die Antwort eigentlich gar nicht wissen wollte, denn das Foto hatte sich vermutlich nirgendwo anders als in der Brieftasche ihres ermordeten Scharführers befunden.
„Stauffer?“, fragte Markus daher nur knapp, da jedes weitere Wort ohnehin überflüssig gewesen wäre.
„Ja, Stauffer.“, erwiderte Benja, und legte Markus beschwörend seine Hand auf die Schulter. „Aber vor dem brauchen wir doch keine Angst mehr zu haben, Mark. Begreifst du denn nicht? Die Worte der Wahrsagerin? „Sie wird euch an einem traurigen Tag entgegenlachen...“ Der traurige Tag war gestern. Als ich endlich zu Hause war und mir von meinem Vater eine ordentliche Tracht Prügel eingefangen hatte, ließ ich mich heulend auf mein Bett fallen, griff nach der Brieftasche... und da sah ich sie. Mit Tränen in den Augen, und sie lachte mich an. Das ist Schicksal, Mark! Unser Schicksal...“
Markus gefiel das alles nicht. Um ehrlich zu sein, konnte er auf einmal prima darauf verzichten, dass sich auch nur eine einzige der Prophezeiungen erfüllte… denn auf große Abenteuer, Geheimnisse und tödliche Gefahren hatte er nach den schockierenden Erlebnissen der letzten Nacht irgendwie so gar keine Lust mehr.
„Das ist Hokuspokus. Das Geschwätz einer geldgeilen Hexe!“, regte er sich lautstark auf. „Das hast du gestern selbst gesagt, Benja. Also lass uns das jetzt bloß nicht überbewerten.“
Benja antwortete nicht. Stattdessen hielt er seinem Freund das Foto von Natalie nur noch demonstrativer unter die Nase. Dann zwinkerte er ihm grinsend zu, mit diesem entwaffnenden, hoffnungsvollen Ausdruck im Gesicht, dem Markus noch nie etwas auch nur annähernd Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte.
„Gut, ich gebe zu, sie lacht uns ganz eindeutig an.“, gab er sich schließlich wie so oft geschlagen. „Und gestern war irgendwie ein trauriger, beschissener Tag...“

Markus war längst klar, dass er sich einmal mehr von Benjas Tatendrang anstecken lassen würde, was immer der auch wieder im Schilde führen mochte.
Und als ob Benja in den Gedanken seines Freundes lesen konnte, setzte er gleich noch einen drauf.
„Ich frag dich das nur ein einziges Mal, Mark: Wenn wir herausfinden könnten, wo Natalie heute lebt, würdest du dann mit mir dort hingehen?“
„Was für ne Frage. Das weißt du doch! Ich gehe dahin, wo du hingehst. Und wenn da ein schönes Mädchen auf uns wartet, um so besser.“, erwiderte Markus leise... nichtsahnend, dass er diese Zusage gleich darauf bitter bereuen sollte.
„Geht klar, das ist ein Wort!“, freute sich Benja, bevor er mit einem Handstreich das um das Foto herumgewickelte Tuch entfernte.
Das Bild war in Wahrheit doppelt so groß. Benja hatte seinem Freund nur einen Ausschnitt präsentiert, während der Rest unter dem blauen Tuch verborgen geblieben war.
Und dort, auf der anderen Hälfte des Fotos, neben der lächelnden Pfarrerstochter, erkannte Markus einen etwas bemüht grinsenden jungen Mann, bei dem es sich zu seinem sichtlichen Entsetzen eindeutig um den Zigeuner mit den rotbraunen Haaren handelte. Einer der Mörder ihres Scharführers! Vermutlich der selbe, der im Wald hinter Markus gestanden war und ihn mit einem harten Schlag ins Reich der Träume geschickt hatte.
„Ihr Antlitz ist umgeben vom Tod.“, kamen Markus abermals die Worte der Wahrsagerin in den Sinn.
„Nein...“, flüsterte er kopfschüttelnd. „Nein, Benja! Das ist doch völlig bescheuert!“
„Aber sie ist hübsch, oder? Und außerdem hast du es bereits versprochen.“
Markus stieß mit seinem Schuh genervt einen großen Weidekorb um, der gerade zufällig vor ihm auf dem Boden stand. Eine Absage kam jetzt nicht mehr in Frage, soviel war klar... denn er kannte Benja gut genug, um zu wissen, dass der ihn dann Tag und Nacht nicht mehr ruhig schlafen lassen würde.

Das hatte er schon einmal getan... hatte die halbe Nacht hindurch auf dem Balkon stehend an sein Fenster geklopft, der verrückte Kerl. Nur, um Markus zu zeigen, dass es absolut keinen Zweck hatte, seinem besten und irgendwie auch einzigen Freund etwas abzuschlagen.
„Ja, sie ist hübsch.“, bestätigte Markus schließlich zähneknirschend. „In Ordnung, ich gehe mit. Irgendjemand muss ja auf dich aufpassen. Aber danach hab ich was gut bei dir, klar?“
„Natürlich.“, antwortete Benja freudestrahlend. „Du hast bei mir doch immer was gut!“

Gegen 17 Uhr, nach mehr oder weniger ordentlicher Erfüllung ihrer morgendlichen Verpflichtungen und zweier geschwänzter Nachmittags-Stunden, standen sie schließlich vor der Kirche in Weitersbach... einem kleinen Vorort von Lehenburg, in den Pfarrer Brünneisen dem Gerede der Leute zufolge damals versetzt worden war.
Die hohen Wolkenfronten am Himmel kündeten ein baldiges Gewitter an. Doch Markus und Benja war das in jenem Moment, wo sie vielleicht nur noch eine schmale Wand von dem Objekt ihrer Begierde trennte, völlig gleichgültig.
Sie läuteten die silberne Glocke, die an der hölzernen Tür des kleinen Pfarrhauses befestigt war, das direkt an das Kirchengebäude angrenzte.
Von drinnen waren gemächliche Schritte zu hören.
Benja zwinkerte seinem Freund aufmunternd zu, als wollte er sagen: „Wirst schon sehen, das wird das reinste Kinderspiel!“
Markus grinste angespannt zurück. Er hatte nämlich ehrlich gesagt mal wieder überhaupt keinen Plan, worüber sie mit dem schönen Mädchen eigentlich reden wollten... aber er ahnte, dass auf Benjas Schlagfertigkeit wie immer Verlass sein würde.

Endlich öffnete sich die massive Eingangstür, und ein alter Mann mit faltiger Haut, Halbglatze und einer Nickelbrille blickte den beiden fragend in die Augen.
„Ja?“
„Herr Brünneisen?“, begann Benja zurückhaltend, auch wenn er natürlich längst wusste, dass da ihr alter Dorfpfarrer vor ihnen stand.
Der Alte rückte seine Brille zurecht und schien eine Weile zu überlegen. Dann deutete er überrascht mit dem Finger auf die beiden Freunde.
„Markus und Benjamin!“, entfuhr es ihm schließlich, sichtlich stolz, dass er die Namen der beiden über die Jahre behalten hatte. „Dass ich euch noch einmal wiedersehe, hätte ich mir auch nicht träumen lassen...“
„Sie sind doch nicht mehr sauer wegen dem Pferdeapfel im Beichtstuhl?“, fragte Benja in seiner gewohnt schelmischen Art.
„Paperlapapp! Das ist Schnee von gestern.“, wiegelte der Pfarrer ab. „Wenn ihr wüsstet, was ich in eurem Alter so alles ausgefressen habe... Aber jetzt erzählt mal, was macht ihr hier in der Gegend? Seid ihr mit der Schule da?“
„Nein... nein, Herr Pfarrer. Um ehrlich zu sein, wir sind hier, weil wir Natalie suchen. Wir haben etwas, das ihr gehört, und würden es ihr gerne zurückgeben.“
Die Augen des Pfarrers wurden glasig.
„Natalie ist nicht hier.“, wiegelte er hastig ab. „Schon lange nicht mehr.“
Aber er merkte schnell, dass sich Markus und Benja mit dieser Aussage nicht zufriedengeben würden.
„Also gut...“, meinte er nach einer kurzen Pause. „Wenn ihr etwas habt, was ihr gehört, könnt ihr es ja hierlassen. Ich werde es dann für sie... aufbewahren...“
Benja antwortete nicht. Stattdessen zog er wortlos das Foto von Natalie und dem Zigeuner aus der Jacke und wedelte damit auffordernd vor dem Alten herum.
Markus stöhnte innerlich, denn er war sich nicht sicher, ob eine etwas sensiblere Taktik in diesem Fall nicht vielleicht doch angebrachter gewesen wäre.

„Wo... woher habt ihr das? Gebt mir das sofort zurück!“, ereiferte sich der alte Pfarrer, dessen anfänglich gute Laune sich schlagartig verflüchtigt zu haben schien. Unbeholfen fischte er nach dem Bild, doch Benja zog es ihm immer wieder knapp vor der Nase weg.
Markus stieß Benja mahnend in die Seite, denn er fand es nicht in Ordnung, so respektlos mit dem eigentlich doch immer ganz nett gewesenen Gottesmann umzuspringen. Dann drängte er sich ein Stück vor seinen Freund und versuchte, dem Pfarrer die Informationen auf seine Art zu entlocken.
„Hören sie, Herr Brünneisen, sie brauchen keine Angst zu haben. Wir wollen nichts von ihrer Tochter! Wir möchten ihr wirklich nur dieses Foto zurückgeben. Persönlich.“
Benja schüttelte gelangweilt den Kopf. Es war mehr als offensichtlich, dass der Alte irgendetwas zu verbergen hatte.
„Komm schon, Mark, lass uns gehen! Du hast den Herrn Pfarrer doch gehört... er weiß nicht, wo seine Tochter ist. Gehen wir doch einfach zur HJ und zeigen das Foto dort einmal herum. Vielleicht wird sich ja da jemand finden lassen, der weiß, wo sie...“
„Nein!“, antwortete der Pfarrer auf einmal, dermaßen bestimmt, dass Benja sofort still war und instinktiv einen Schritt zurückwich. „Nein! Ihr habt ja keine Ahnung... Ihr spielt mit dem Feuer! Ich flehe euch an, gebt mir dieses Foto... Na los!“
Markus und Benja sahen sich kurz in die Augen, dann nickten sie einander zu und taten nahezu gleichzeitig so, als würden sie nun entschlossen den Rückweg nach Hause antreten wollen... auch wenn sie natürlich nie auf die Idee gekommen wären, ihre Drohung mit der HJ ernsthaft in die Tat umzusetzen.
Der Pfarrer packte Benja kräftig am Ärmel.
„Halt, wartet! Wartet... Na gut... ich werde euch alles sagen, was ihr wissen wollt.“
Er schien sich allmählich wieder etwas zu beruhigen.
„Aber nur, wenn ihr versprecht, dass ihr niemandem davon erzählt. Also, was ist... könnt ihr ein Geheimnis bewahren?“
„Natürlich, Herr Brünneisen.“, versicherte ihm Markus glaubwürdig. „Wir dürften eigentlich heute gar nicht hier sein, geschweige denn dieses Bild besitzen... also warum sollten wir jemandem davon erzählen? Jetzt sagen sie uns schon, wo wir ihre Tochter finden können... bitte! Es ist wirklich sehr wichtig für uns.“

Der Pfarrer trat seufzend vor die Tür und forderte die zwei Freunde durch eine Geste auf, ihm auf einem kleinen Spaziergang durch den Kirchgarten zu folgen.
Die beiden gehorchten und trotteten schweigend hinter ihm her, bis er nach einigen Schritten abrupt stehen blieb und nachdenklich in den Himmel starrte.
„Natalie... Natalie hat schon vor langer Zeit den Glauben verloren.“, begann er leise zu erzählen. „Den Glauben daran, dass der Herr seinen schützenden Stab über uns hält... Vielleicht ist es ja das Vorrecht der Jugend, die Zweifel auszusprechen, die wir Alten uns nicht auszusprechen getrauen in diesen dunklen Zeiten. Ich habe ihr gesagt, dass Gottes Wege unergründlich seien, und dass es uns nicht zustünde, darüber zu urteilen. Doch Natalie... sie meinte nur, wenn Gott uns nichts geben würde außer der vagen Hoffnung auf ein besseres Leben im Jenseits, dann sei es vielleicht sogar sein Wille, dass die Menschen an ihm zu zweifeln begannen.
Sie ging fort, jeden Abend, und meist kam sie erst am frühen Morgen wieder nach Hause. Irgendwann kam sie dann nur noch einmal die Woche. Wann immer ich mit ihr reden wollte, lächelte sie nur still vor sich hin. Ich verzweifelte zusehends. Es... es war einfach nicht mehr meine Tochter, die mir da gegenübersaß. Es war eine Fremde.“
„Wo ist sie hingegangen?“, wollte Benja neugierig in Erfahrung bringen. „Die Zeit, in der sie nicht zu Hause war... wo hat sie die Nächte verbracht? Bei Stauffer?“
Der Pfarrer lachte grimmig.

„Heinz Stauffer? Nein, mein Junge. Sie hätte Stauffer vermutlich lieber ein Messer in den Bauch gerammt, als mit ihm die Nacht zu verbringen! Das war doch alles nur dummes Gerede, oder das Wunschdenken eines jugendlichen Aufschneiders... Was weiß ich."
„Ist sie zu ihm gegangen?", hakte Markus nach und deutete auf das Foto mit dem Zigeuner an ihrer Seite. „Hat sie sich bei denen herumgetrieben?"
„Dieser Kerl auf dem Foto ist... ist niemand.", antwortete der Pfarrer wortkarg. „Ein Cousin ihrer besten Freundin. Nur eine kurze Liebelei."
Er ging betrübt weiter, bis sie vor einem kleinen, schmucklosen Grabstein zu stehen kamen.
„Nein, meine neugierigen jungen Freunde... Natalie hat sich in Welten geflüchtet, die man als Mann Gottes besser nicht näher beschreiben sollte. Sie... ach, was rede ich lange um den heißen Brei herum. Sie ist hier. Hier, direkt vor euch!"
Er deutete auf den Stein, auf dem mit weißer Schrift geschrieben stand:

„Richtet nicht, wenn ihr noch liebt
Verurteilt nicht, was noch ein Kind
Lasst den Toten ihren Schlaf
So lang es nicht zu viele sind

Hier ruht unser Schmerz und unsere letzte Hoffnung...
so Gott will bis in alle Ewigkeit."

Markus und Benja warfen sich einen erschrockenen Blick zu. Eine Weile konnte keiner von ihnen ein vernünftiges Wort herausbringen.
„Das... das tut mir leid.", meinte Markus schließlich mit einem dicken Kloß im Hals. Er begriff, dass ihr Weg völlig umsonst gewesen war.
Benja betrachtete kopfschüttelnd das Foto und strich dem Abbild des Mädchens zärtlich mit dem Finger über die Wangen.
„Ein anonymes Grab?", fragte er leise. „Wieso ein anonymes Grab?"
„Was spielt das jetzt noch für eine Rolle?", erwiderte der Pfarrer verbittert. „Was spielt es für eine Rolle, Benjamin?"
Der Pfarrer wischte sich eine einzelne Träne aus dem Gesicht.
„Natalie war am Ende nicht mehr das freundliche, lebenslustige Mädchen, das ihr jeden Sonntag an der Orgel sitzen saht. Sie hatte großen Weltschmerz, verirrte sich immer mehr in dem Gedanken, dass Gott sie und alle anderen Menschen hassen würde. Eines Abends ging sie in den Wald... und kam nicht mehr zurück. Sie... hat sich dort... das Leben genommen."
Zärtlich berührte der Pfarrer den schlichten Stein, bevor er wieder aufstand und Markus und Benja sichtbar verzweifelt in die Augen schaute.
„Wisst ihr, was das bedeutet? Für einen Vater... für einen Diener Gottes... für jemanden, der jegliches Leben als heilig betrachtet? Wir verheimlichten alles. Ich selbst habe meine Tochter verleugnet... habe einigen Leuten aus dem Dorf erzählt, dass sie in Kur sei. Doch diese Gerüchte... diese verdammten Gerüchte... mir war klar, dass wir eine Lösung finden mussten. Wir sind dann schließlich aus eurem Dorf weggezogen, und haben ihr hier, an diesem Ort, eine letzte Ruhestätte gegeben. Damit sie endlich Frieden findet..."
Es war dem Pfarrer deutlich anzusehen, wie offen diese Wunde noch sein musste. Wortlos fasste Markus Benja an die Schulter.
„Wir werden es niemandem erzählen, Herr Brünneisen. Darauf haben sie unser Wort!"
Der Pfarrer nickte erleichtert und gab ihnen zum Abschied einen schwachen Händedruck.
„Das Foto... darf ich das Foto behalten? Ich habe zwar einige Bilder von ihr... aber dieses eine Foto, wie sie darauf lächelt... so glücklich und unbeschwert wie früher..."
„Natürlich!"

Markus nahm seinem Freund das Foto aus der Hand und reichte es dem Pfarrer, der es ehrfurchtsvoll wie eine Reliquie in Empfang nahm.
„Habt vielen Dank, Jungs. Habt vielen Dank. Und wenn ihr einmal Hilfe braucht, zögert nicht, hier her zu kommen. Ich werde euch das niemals vergessen. Niemals!“
Die beiden nickten wortlos, dann machten sie sich niedergeschlagen auf den Heimweg.
Sie waren gekommen, um die große Liebe zu finden. Doch sie fanden nichts als das Grab einer von Gott und den Menschen verstoßenen Selbstmörderin.
Viel zu wenig, um den Ärger wieder wett zu machen, der sie zu Hause wegen ihres erneuten Schulschwänzens erwarten würde.

Kapitel 8

Auf dem Rückweg radelte Benja ungewohnt langsam neben Markus her. Es war ihm anzusehen, dass ihm die Sache mit Natalie ziemlich nahe ging.
„Ich frage mich, ob sie nicht vielleicht doch Recht hatte... damit, dass Gott will, dass wir zu zweifeln beginnen an ihm und der Welt...“
Markus zuckte mit den Schultern, da ihm der Gedanke daran irgendwie nicht ganz geheuer war.
„Und was soll das bringen? Meinst du wirklich, dass wir in Gottes Sinne handeln, wenn wir das Leben ablehnen, das er uns gegeben hat?“
„Nein.“, überlegte Benja. „Nein... aber vielleicht... vielleicht hat er für uns Menschen ja ein ganz anderes Leben vorgesehen gehabt als das, das wir heute alle führen? Ein Leben im Einklang mit der Natur, ein Leben ohne Zäune, ohne Partei-Organisationen und all diesen Mist.
Vielleicht sah sein Plan vor, dass nur wenige Menschen auf der Welt leben und sie alle satt werden können, ohne sich dafür kaputtschuften oder gegenseitig totschießen zu müssen.
Und unsere Väter haben diesen Plan dann eigenmächtig durchkreuzt. Durch ihre Gier, ihren Kontrollwahn, oder weil sie ganz einfach zu viel gepimpert haben, was weiß ich... und jetzt ist das Einzige, was uns auf der Suche nach Gottes Willen noch bleibt, unseren Vätern davonzulaufen und...“
„Und was?“, fragte Markus, dem der revolutionäre Unterton von Benjas neuerlichen Gedanken überhaupt nicht gefiel. „So enden wie Natalie? Allein und unverstanden, dem Wahnsinn verfallen, verscharrt in einem anonymen Sündergrab? Es bringt nichts, Benja!“
Doch das wollte Benja nicht wahrhaben.
„Warum glauben eigentlich alle zu wissen, dass es nichts bringt, anders zu leben, wenn es doch nie jemand ernsthaft versucht? Warum lassen wir uns alles gefallen, was die Erwachsenen mit uns machen?“
Markus musste lachen, weil er es erheiternd fand, wie sein bester Freund immer wieder mit dem Kopf durch die Wand wollte.
„Ja, Benja...“, meinte er beschwichtigend. „Warum schreiben wir nicht gleich noch einen Brief an den Führer, dass seine Jugendorganisation scheiße ist und er doch bitte endlich meinen Vater aus dem Krieg heimschicken soll?
Wach endlich auf, du Träumer: Es gibt seit je her nur zwei Sorten von Rebellen. Die einen, die man belächelt, weil sie zu schwach sind, um wirklich etwas ändern zu können... und die anderen... die, die man einsperrt und umbringt.“
„Na dann habe ich ja richtiges Glück, dass ich zu der Sorte gehöre, die man nur auslacht, was?“, empörte sich Benja, und da schwang mehr als nur ein kleiner Vorwurf in seiner Stimme mit.
Er trat wütend auf die Bremse, worauf hinter ihm eine trockene Staubwolke vom Boden aufstieg.

„Aber wer weiß...“, ergänzte er nach einem skeptischen Blick in die fliegenübersäte Abendlandschaft. „Vielleicht gibt es ja auch noch eine dritte Sorte Rebellen...“
„Was meinst du?“, fragte Markus verwundert, nachdem er sein Rad ebenfalls gestoppt hatte.
Benja deutete auf den dichten, urwüchsigen Wald am Rand des Weges.
„Diejenigen, von deren Existenz niemand weiß. Die, die im Verborgenen leben... die unerkannt auf der Straße an uns vorübergehen, uns beobachten. Die Welt hinter der Welt, falls du dich an die Worte der Wahrsagerin erinnerst...“
„Du meinst die Zigeuner?“, überlegte Markus.
„Vielleicht sehen sie aus wie Zigeuner.“, antwortete Benja sichtlich fasziniert. „Vielleicht wie kaum wahrnehmbare Schatten, die nachts durch den dunklen Wald streifen... oder wie ein harmloser alter Pfarrer...“
Er sah Markus eindringlich in die Augen.
„Was, wenn ihnen Stauffer auf die Spur gekommen ist, weil seine Angebetete, Natalie, mit einem von ihnen liiert war? Was, wenn sie ihn deshalb getötet haben? Vielleicht ist Natalie sogar noch am Leben?
Der Zigeuner auf dem Foto... diese Hast, mit der Brünneisen anfangs danach gegriffen hat... die merkwürdige Inschrift auf dem Grabstein... Hast du nicht auch das Gefühl, dass er uns irgendetwas verheimlichen wollte?“
„Ich habe das Gefühl, dass du heute ganz schön merkwürdig drauf bist!“, antwortete Markus kopfschüttelnd.
Er wollte die ganze Angelegenheit am liebsten so schnell wie möglich abhaken... und er wollte, dass Benja dies ebenso sah, und sich nicht noch tiefer in irgendwelchen abstrusen Gedankenkonstrukten verlor.
Außerdem war die Sonne über ihnen längst hinter dicken, dunkelblauen Wolken verschwunden. Markus ahnte, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sich ein ungemütlicher Platzregen über ihren rauchenden Köpfen entladen würde.
„Sieh mal, Benja...“, versuchte er seinen Freund zurück auf den Boden der Tatsachen zu holen. „Wir sind doch irgendwie fast noch Kinder, wenn du es mal realistisch betrachtest. Wir besaufen uns, machen irgendwelchen Scheiß, fluchen über die Schule... und das ist im Grunde auch gut so. Meinst du nicht auch, dass es besser wäre, es dabei zu belassen, und Mördern, Zigeunern und lebensmüden Pfarrerstöchtern in Zukunft einfach aus dem Weg zu gehen? Denn alles, was wir dort finden können, wird Ärger sein. Und zwar richtig großer Ärger. Ärger, wie ihn Erwachsene bekommen... kein harmloser Klaps auf die Wange wie von deinem Vater.“
Benja antwortete nicht. Stattdessen rümpfte er nur beleidigt die Nase und schwang sich wieder auf seinen Drahtesel. Dann rauschte er in einem Höllentempo davon.

Markus hatte Mühe, ihm auf dem geschotterten Waldweg auf den Fersen zu bleiben.
„Benja! Benja, jetzt warte doch mal!“, rief er ihm entschuldigend hinterher. „So hab ich das nicht gemeint...“
„Du hast es genau so gemeint!“, brüllte Benja mit sich überschlagender Stimme zurück.
„Erzähl mir nichts. Du bist doch im Grunde auch nicht besser als die Erwachsenen. Und in spätestens fünf Jahren wirst du genauso sein wie sie!“
Markus keuchte und versuchte angestrengt, nicht den Anschluss zu verlieren.
„Und du nicht, oder was?“, fragte er sichtlich erregt. Obwohl es ihm schon wieder leid tat, dass er Benja so heftig angegangen hatte, wollte er sich nicht so schnell für seine wenig einfühlsamen Worte entschuldigen.
„Glaubst du, mir gefällt es, dass mein Vater irgendwo in einem dreckigen Schützengraben in Russland liegen muss? Dass du von deinen Eltern Prügel beziehst? Nein, Benja. Ich versteh dich ja. Aber du drehst seit Tagen völlig durch, redest wirres Zeug und jagst irgendwelchen verrückten Phantasien hinterher. Das ist nicht der Benja, den ich kannte...“

„Dann bin ich jetzt also auch ein Fremder, was? Wie Natalie...“, entgegnete Benja zornig, bevor er noch heftiger in die Pedale trat.
Fluchend schlug Markus auf seine Lenkstange. Entweder, er hatte sich schon wieder missverständlich ausgedrückt, oder Benja wollte ihn einfach nicht mehr verstehen.
„Du bist kein Fremder für mich und wirst es nie sein, hörst du? Ich mach mir Sorgen um dich, das ist alles! Ich... ich will doch einfach nur, dass wir wieder normale Dinge tun, so wie früher. Nicht mehr diese Extrem-Scheiße, von der ich nachts Alpträume bekomme...“

Endlich hatte Benja angehalten.
Markus beobachtete ihn, wie er sein Fahrrad achtlos auf den Boden warf und dann eilig hinter einem der Büsche verschwand.
Die großen verkrüppelten Tannen, die Wegbiegung, der Ameisenhügel am Waldesrand... Markus ahnte, wo sie sich befanden. Es musste die Stelle sein, an der die Zigeuner Stauffer verbuddelt hatten.
Markus wartete einige Minuten, in denen er auf eine baldige Rückkehr Benjas hoffte... doch da es bereits dämmerte und von der Ferne auch noch ein leises, aber deutliches Donnergrollen zu hören war, verließ ihn schließlich die Geduld, und er schlappte seinem Freund missmutig hinterher.
Die Zweige, die ihn beim letzten Mal so gekratzt hatten, wischte er jetzt unbeschadet beiseite. Vorsichtig stieg er über dicke Wurzeln und abgesägte Baumstämme hinweg, bis er schließlich zu der Stelle kam, an der sich Stauffers Grab befinden musste.
„Benja! Verdammt, was tust du da?“
Markus traute seinen Augen nicht, als er den vor sich knienden Benja sah, wie er zitternd und dreckverschmiert mit bloßen Händen in dem aufgeweichten Waldboden wühlte. Es war mehr als offensichtlich, dass er geheult hatte... und er schien nichts um sich herum mehr wahrzunehmen.

„Da draußen stimmt was nicht. Ich spüre es einfach! Die Tiere, die Luft, die Menschen in der Umgebung... alles hat irgendwie an Unbeschwertheit verloren. Manchmal erscheint mir das ganze Land so unnatürlich, so hoffnungslos, wie wenn sich der Herrgott längst von unserem Volk abgewandt hat. Selbst die Vögel singen andere Lieder als noch vor ein paar Jahren...“

Markus hörte die Worte seiner Mutter in seinem Ohr widerhallen.
Und irgendwie hatte sie ja Recht. Das alles war völlig unnatürlich! Die Wahrsagerin, die fiesen Zigeuner, die Geschichte von Natalie... und sein bester Freund, der auf einmal wie ein liebeskrankes Eichhörnchen im Boden wühlte, um eine Leiche auszugraben, die besser für immer verborgen geblieben wäre.
Irgendwie schien Markus’ kleine Welt zunehmend dem Wahnsinn zu verfallen.
So, wie die große Welt um sie herum?
Oder war das nur ein Streich, den ihnen ihre Gefühle spielten? Der blinde Rausch der Jugend, vor dem sie Markus’ Vater mehr als einmal eindringlich gewarnt hatte?
„Wenn du jung bist, siehst du Dinge, die nicht da sind.“, hatte er Markus und Benja erzählt. Lange vor dem Krieg, als die ganze Familie zusammen beim Abendessen saß. „Du glaubst, da ist eine Tür, aber da ist keine. Du rennst gegen die Wand, nur, weil du es nicht wahrhaben willst, dass andere mehr Ahnung vom Leben haben als du. Hinterher bist du dann klüger und versuchst, deine Kinder davon abzuhalten, gegen diese Wand zu rennen... weil du weißt, dass es ungeheuer wehtun kann. Ich war mal wie ihr, und ihr werdet irgendwann so sein wie ich. Also erzählt mir jetzt nicht, dass ich euch nicht verstehen könnte.
Wenn ich sage, dass mein Sohn sobald es dunkel wird zu Hause zu sein hat, dann liegt das daran, dass ich euch viel besser verstehe als ihr vielleicht glaubt. Ich weiß nämlich aus eigener Erfahrung, was man in eurem Alter für Unsinn anstellt, wenn es dunkel ist.“

„Mark, sieh nur!“, holte ihn Benjas aufgeregte Stimme in die Gegenwart zurück. „Der Stauffer... er ist weg!“
Markus schaute skeptisch auf das von Benja ausgebuddelte Loch, das zweifellos eine große Ähnlichkeit mit dem hatte, das sie in der vorigen Nacht gesehen hatten. Aber war es auch wirklich das selbe?
„Er ist weg... er ist weg...“, murmelte Markus. „Na und? Vielleicht liegt er ja einfach ein paar Meter tiefer, oder ein paar Meter weiter rechts. Es war dunkel. Und du kannst davon ausgehen, dass die Zigeuner nochmal zurückgekommen sind, um ihre Arbeit zu vollenden.“
„Ja, oder um ihn wieder rauszuwuchten und woanders zu verscharren.“, vermutete Benja erschöpft, und wischte sich mit dem Ärmel die Reste des feuchten Waldbodens aus dem Gesicht. „Stimmt ja! Die konnten schließlich nicht ahnen, dass wir niemandem davon erzählen würden. Wahrscheinlich haben sie gewartet, bis wir weg waren, und dann haben sie gründlich alle Spuren beseitigt. Stauffer liegt sicher längst in irgendeinem tiefen See...“
„Na ist doch prima, wenn du mich fragst!“, antwortete Markus, nachdem er mit einem dicken Ast auch ein wenig in der Grube herumgestochert hatte. „Das ist fast so, als hätten wir ihn nie gefunden. Viel besser, als wenn wir jedesmal, wenn wir hier vorbeifahren, daran denken müssten, dass es allein unsere Schuld ist, wenn er nie ein ordentliches Begräbnis bekommt.“
Benja stand auf und putzte sich frustriert den Lehm von der Hose.
„Tut mir leid. Ich hatte einfach gehofft, dass es irgendwo noch einen Hinweis gibt, den wir übersehen haben... eine Adresse, eine Notiz... irgendeinen Hinweis auf den Zigeuner, auf die Herkunft der Kutsche... ich weiß es nicht...“
Markus legte vorsichtig den Arm auf Benjas Schulter. Vielleicht war es ja auch einfach nur der Schock... vielleicht hatte der Anblick des Toten weitaus mehr in Benja angerichtet, als dessen coole Sprüche vermuten ließen.
„Ist schon gut.“, murmelte Markus tröstend. „Die ganze Sache war wohl ein bisschen zu viel für uns...“

Ein unheimliches Klicken ließ die beiden erschrocken zusammenzucken.
Sie schielten mit einem unguten Gefühl zur Seite... direkt in den Lauf eines schussbereiten Wehrmachtskarabiners. Der Hahn war gespannt, und durch das im Wald herrschende Dämmerlicht wirkte die dahinterstehende Gestalt nur noch bedrohlicher.
Es war der mutmaßliche Zigeuner von dem Foto... diesmal allerdings in einer der grün-braunen Umgebung perfekt angepassten Tarnkleidung und einer grauen Wehrmachtsmütze über seinem jungen, gepflegten Schauspielergesicht.
„Wollt ihr einen Golem erschaffen? Aus Lehm euren toten Scharführer nachmodellieren?“, spottete der Fremde mit einem mehr als arroganten Lächeln auf den Lippen. „Oder was ist das hier? Haben wir euch letzte Nacht etwa nicht deutlich klar gemacht, dass Pimpfe wie ihr besser bei ihren Müttern bleiben sollten?“
Markus schloss flehend die Augen und hoffte inständig darauf, dass Benja wieder rechtzeitig zu Sinnen kam und seinen gewohnten Charme spielen ließ. Doch der schien noch immer nicht ganz in der Realität angekommen zu sein, denn er starrte nur gedankenverloren in das unergründliche Dickicht des Waldes.
„Ihr habt jetzt noch genau zwei Chancen, mir zu sagen, was zum Teufel ihr hier im Wald verloren habt!“, herrschte der bewaffnete Zigeuner die beiden ihm schutzlos ausgelieferten Freunde an.
„Wir... wir sind auf der Suche nach einem Mädchen!“, platzte es aus dem dermaßen bedrängten Markus heraus. „Natalie. Natalie Brünneisen! Um ehrlich zu sein, wir haben uns in sie verliebt.“
Der Zigeuner ließ die Worte zunächst still auf sich einwirken. Dann prustete er auf einmal los, als habe er eine Flasche Lachgas auf Ex inhaliert.

„Der war gut. Verdammt Jungs, der war gut! Ihr habt euch in Natalie verliebt... Köstlich!“, lachte er, bevor er schlagartig wieder ernst wurde. „Gut, das war jetzt also die obligatorische Lüge.“
Er richtete den Lauf seiner Waffe drohend auf Markus’ Kopf.
„Und jetzt sag die Wahrheit! Warum seid ihr wirklich hier?“
Markus konnte nicht fassen, in was für eine Scheiße sie sich diesmal wieder bugsiert hatten. Hilflos ballte er die Hand zur Faust und blickte sich hektisch um, als ob er insgeheim ahnte, dass dies der letzte Moment seines langen, erfüllten Lebens sein würde.
„Ich sage doch die Wahrheit, verflucht noch mal! Wir sind hier wegen Natalie. Weil wir uns in sie verguckt haben, weil Stauffer mit ihr angeblich was laufen hatte... und weil sie zusammen mit ihnen auf diesem einen Foto abgebildet war, das wir in seiner Tasche fanden...“
Der Zigeuner wirkte nicht gerade überzeugt.
„Ja, genau.“, murrte er. „Ihr stoßt also auf die Leiche eures Chefs und habt nichts Besseres zu tun, als ihm die Brieftasche zu klauen und euch in das Bild des nächstbesten Mädchens zu verlieben, das ihr dort findet...“
„Aber genau so war es!“, meldete sich endlich Benja zu Wort, und drängte sich schützend vor seinen Freund. „Eine Wahrsagerin hat es uns prophezeit. Wir verlieben uns in ein hübsches Mädchen und folgen ihr. Deswegen sind wir hier. Weil wir uns in sie verliebt haben!“
„Verliebt?“, murmelte der Zigeuner zweifelnd. „Entweder, ihr seid wirklich so naiv... oder ihr seid zwei ganz gerissene Schurken. Vielleicht seid ihr ja hier, um Informationen für die Gestapo zu sammeln...“
„Lass nur! Ich glaube, die sind wirklich so naiv.“, ertönte auf einmal eine schroffe weibliche Stimme aus dem Hintergrund.
„Natalie!“
Markus begriff sofort, dass es sich nur um die schöne Tochter des Pfarrers handeln konnte. Erfreut lächelte er ihr entgegen, in der Hoffnung, dass sich nun alles aufklären würde. Sie kannte die beiden schließlich... sie wusste, dass sie keine Spione waren.

Langsam kam Natalie näher und gesellte sich schließlich an die Seite des Zigeuners... fast in der selben Weise, wie sie auf dem Foto beisammen waren.
Erst jetzt erkannte Markus, wie sehr sie sich mittlerweile verändert hatte. Sie trug das Haar offen, wild durcheinander gestrubbelt, hatte eine braune Arbeiterhose an, und dazu einen Ledermantel, der wohl ursprünglich eher für deutlich größere Männer angefertigt worden war.
„Und, kennst du die beiden?“, fragte der Zigeuner amüsiert.
„Flüchtig.“, antwortete Natalie, die Markus’ zuversichtlichen Gesichtsausdruck mit einem eiskalten Blick erwiderte. „Hab sie früher ein paar mal im Dorf gesehen. Sind wahrscheinlich wirklich nur zwei schwanzgesteuerte Bauernlümmel.“
„Was?!“
Benja konnte nicht glauben, was er da hörte.
„Natalie... komm schon, du hast meiner Mutter doch öfters mal Kirschen gebracht! Erinnerst du dich nicht? Und einmal, da haben wir zusammen auf der Kirmes Eierlikör getrunken. Du warst damals mit Sieglinde und Heidi dort...“
„Tja, hast wohl keinen bleibenden Eindruck hinterlassen, Kleiner.“, entgegnete sie ohne jede Regung. „Ich weiß zwar schon noch, wer ihr seid... aber ich kann mich nicht erinnern, dass zwischen uns mal irgendwas mit Liebe und so gewesen wäre.“
Der Zigeuner mit dem Gewehr grinste dreckig. Er schien von allen Beteiligten an dieser seltsamen Zusammenkunft noch den meisten Spaß zu haben.
„Da war auch nichts!“, beeilte sich Benja mit der Antwort. „Jedenfalls bis jetzt...“
Natalie warf ihrem Gefährten einen vielsagenden Blick zu.
Schließlich senkte der seine Waffe und griff kopfschüttelnd vor sich auf den Boden.

„Hier.“, meinte er, und reichte Natalie ein etwas abgenutzt wirkendes Seil. „Ist wohl besser, wir legen deinen Verehrern erstmal Fesseln an. Und dann...“
„Dann bringen wir sie zu den anderen!“, fiel ihm Natalie entschlossen ins Wort. „Wir können das nicht alleine entscheiden, Valerian!“
„Natürlich nicht.“, kam fast ein wenig enttäuscht als Antwort zurück… und gleich darauf noch, zu den beiden wieder vorsichtig Hoffnung schöpfenden Jungs gewandt: „Keine Mätzchen, nur dass das klar ist! Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger. Und hakenschlagende Hitlerjungen schieße ich am allerliebsten.“
Benja wiegelte beschwichtigend ab.
„Nur keine Panik. Wir wollen keinen Ärger. Wir machen genau das, was sie sagen!“
„Und was wird dann? Wohin bringt ihr uns, wenn man fragen darf?“, fügte Markus hastig hinzu, während ihm die eiskalte Natalie wortlos die Handgelenke auf dem Rücken zusammenband.
„Wir bringen euch in unsere Welt.“, flüsterte Valerian mit unheilvoller Stimme. „In die Gegenwelt. An den Ort, der Unseresgleichen vor Euresgleichen schützen soll...“
„Die... die Gegenwelt?“, rätselte Markus. „Was zur Hölle ist das denn?“
„Das Letzte, was ihr jemals sehen werdet.“, antwortete Natalie und zog den Strick um seine Hände noch ein wenig enger. „Es sei denn, wir finden noch eine andere Lösung für unser gemeinsames Problem.“
Dann stießen sie die beiden Freunde unsanft vor sich her durch die Büsche, zu einer nicht weit entfernt wartenden Pferdekutsche, deren Ladefläche durch eine Plane abgedeckt war.
„Hier, aufziehen!“, befahl Valerian, und kramte von hinten zwei leere Kartoffelsäcke hervor.
„Über den Kopf damit. Nicht, dass ihr noch irgendwas seht, was ihr nicht sehen solltet.“
„Und wenn wir darunter ersticken?“, fragte Markus besorgt.
Valerian zuckte ratlos mit den Achseln.
„Dann wäre zumindest das schon mal erledigt.“, murmelte er mit einem fiesen Grinsen auf den Lippen.
Natalie stieß ihm mahnend in die Rippen.
„Keine Angst.“, tröstete sie die beiden Freunde mit einer jetzt doch etwas herzlicher klingenden Stimme. „Die Poren sind weit genug, damit ihr atmen könnt. Das haben wir schon mehrmals getestet.“
„An Stauffer?“, hakte Benja provozierend nach, bevor er von Natalie für seine vorwitzige Bemerkung einen strammen Klaps auf den Hinterkopf bekam.
„Los, steigt jetzt ein! Sonst finde ich noch Gefallen an euch.“, erwiderte sie schmunzelnd.
Dann schubste Valerian die beiden Freunde grob auf die enge Ladefläche.

Die Fahrt war äußerst ungemütlich… offensichtlich, weil sie über viele schlecht befestigte Waldwege fuhren. Mehrmals wurden Markus und Benja ohne Vorwarnung durch ein Schlagloch in die Luft katapultiert, nur um gleich darauf wieder hart mit dem Gesäß auf der unbequemen Pritsche aufzuschlagen.
Markus hatte längst die Orientierung verloren. Um ihn herum war es stockfinster, und alles, was er hören konnte, war das gelegentliche Ächzen der Räder und das monotone Huftraben der Pferde.
Wieder fuhr die Kutsche in eine Kurve, und Markus’ Kopf prallte schmerzhaft gegen irgendetwas Hartes... vielleicht der kalte Lauf des Gewehres, das die ebenfalls hinten eingestiegene Natalie zur Sicherheit mit an Bord genommen hatte.
An was für komische Leute waren sie da nur geraten?
Was wollten die?
Markus konnte nur vage Vermutungen anstellen.

Vielleicht Räuber, die irgendwo im Wald hausten, vielleicht kommunistische Spione, oder eine Gruppe Verschwörer. Jedenfalls garantiert niemand, der all zu große Sympathien für zwei neugierige Hitlerjungen hegte.
„Schon komisch.“, dachte Markus gequält. „Eigentlich sind wir doch bloß deshalb in die HJ, damit uns niemand was anhaben kann... und jetzt sitzen wir vielleicht nur wegen diesen Klamotten so tief in der Scheiße wie nie zuvor...“
Das hätte ihm garantiert noch mehr zu denken gegeben, wenn die Fahrt länger gedauert hätte und die Beule an seinem Hinterkopf nur halb so schmerzhaft gewesen wäre. So aber hatte er die meiste Zeit über ängstlich die Augen geschlossen und betete zu Gott und seiner verstorbenen Großmutter, dass sie noch einmal halbwegs ungeschoren aus der ganzen Sache herauskommen würden.
Noch ein letztes Mal bangen... und dann würde er nie wieder auf Benja hören! Niemals wieder. Davon war Markus einmal mehr felsenfest überzeugt.

Kapitel 9

Schließlich kam die Kutsche mit einem unerwarteten Ruck zum Stehen.
Den deutlich frischeren Temperaturen nach zu urteilen musste sich erst vor kurzem irgendwo ein kühlendes Gewitter entladen haben.
Markus und Benja wurden unsanft von der Ladefläche gestoßen. Man führte sie erst einige Schritte über unbefestigten Boden, dann irgendeine engstufige Treppe hinab.
Markus hörte Stimmengewirr... mehrere, zumeist noch sehr junge Stimmen. Drei oder vier Kinder vielleicht. Irgendwo hinter ihnen knallte eine Tür ins Schloss.
„Bitte setzt euch!“, vernahmen sie eine weitere Stimme, bevor sie freundlich, aber bestimmt von mehreren Händen nach unten gedrückt wurden.
Endlich nahm man ihnen auch die heftig an der Haut kratzenden Säcke vom Kopf.

Da war ein Raum... niedrig, wie eine alte Bauernstube, die Wände aber scheinbar frisch verputzt. Keinerlei Einrichtungsgegenstände, abgesehen von einem kargen Holztisch, zwei Hockern, auf die man Markus und Benja gesetzt hatte, und eine alte Holzkiste auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers.
In der Tür stand ein etwas älterer Mann, den Markus auf etwa Mitte vierzig schätzte. Er trug eine Baskenmütze, unter der an den Seiten gewelltes, in Ansätzen graues Haar zum Vorschein kam, und musterte die beiden Freunde nachdenklich von oben bis unten, bevor er nach der Kiste griff und sich wortlos zu ihnen an den Tisch setzte.
Seine stechenden blauen Augen hatten nun vor allem Markus ins Visier genommen, der diesen Kontakt als ziemlich unangenehm empfand und ausweichend nach unten schaute.
„Verdammt, wo sind wir hier? Was wollen sie von uns?“, platzte es auf einmal aus Benja heraus, der sich noch nie dadurch ausgezeichnet hatte, besonders lange schweigend an einem Tisch sitzen zu können.
Ihr Gegenüber griff seelenruhig in seine Hosentasche, aus der er das Markus und Benja wohlbekannte Foto von Natalie entnahm und es demonstrativ vor ihnen auf die Tischfläche legte.
„Woher haben sie das?“, wollte Benja verwundert wissen.
„Von Pfarrer Brünneisen natürlich.“, antwortete der Alte mürrisch. Seine Stimme klang leicht heißer, aber nichtsdestotrotz sehr bestimmt und kraftvoll. „Ihr habt uns eine Menge Ärger bereitet, wisst ihr das eigentlich? Dieses Foto in falschen Händen, und... nicht auszudenken...“
Er steckte das Bild wieder ein.
„Aber so wie ihr ausseht, habt ihr von all dem überhaupt keine Ahnung, nicht wahr? Ihr seid einfach nur zwei naseweise Jungs, die durch Zufall auf etwas gestoßen sind, was niemals, zu

keinem Zeitpunkt, für sie bestimmt war. Wenn ihr klug gewesen wärd, hättet ihr rechtzeitig erkannt, dass diese Geschichte eine Nummer zu groß für euch ist.“
„Und wenn sie klug gewesen wären, hätten sie ein bisschen besser auf ihr wertvolles Foto aufgepasst!“, konterte Benja ohne das geringste Anzeichen von Respekt.
Markus fürchtete schon, dass sich sein Freund für diese Antwort eine schallende Ohrfeige einhandeln würde... doch ganz im Gegenteil. Auf einmal wirkte ihr Gegenüber deutlich freundlicher und rang sich sogar ein leichtes Lächeln ab.
„Du gefällst mir, Kleiner. Doch, wirklich! Natalie hat schon Recht mit dem, was sie über euch gesagt hat...“
Mit diesen Worten streckte er den beiden seine rauhe, wettergegerbte Hand entgegen.
„Übrigens, man nennt mich Nemo. Ich bin hier der Spezialist für unvorhergesehene Zwischenfälle.“
„Mich nennt man Benja. Ich bin hier der Gefangene.“, antwortete Benja sarkastisch. „Und das ist mein bester Freund Markus. Auch Gefangener.“
Nemo drückte auch Markus’ Hand, bevor er sich wieder reserviert zurücklehnte und eine Weile gedankenversunken an die Decke starrte.
„Sieh an, sieh an... Benja und Markus... zwei sympathische Hitlerjungen. Wahrscheinlich würden eure Eltern manch bittere Träne vergießen, wenn ein Wanderer eines Tages beim Pilzesammeln eure nackten, halbverwesten Leichen findet...“, sinnierte er, ohne weiter auf die Reaktion der beiden Freunde zu achten. „Ich nehme nicht an, dass ihr diese ganze Sache für euch behalten könnt, wenn wir euch jetzt so einfach wieder gehen lassen... hab ich Recht?“
Markus schüttelte energisch den Kopf, während der neben ihm sitzende Benja nur grinste und Nemo herausfordernd mit den Augen fixierte.
„Was wollen sie eigentlich? Wir haben niemandem von Stauffers Leiche erzählt, und auch ihr ach so wichtiges Foto hat außer dem Pfarrer und uns beiden niemand zu Gesicht bekommen! Es gibt also eigentlich überhaupt keinen Grund, uns hier länger festzuhalten.“
„Das entscheiden wir.“, erwiderte Nemo ernst. „Ihr seid für meinen Geschmack ein wenig zu hartnäckig. Außerdem... dieses Foto... Ihr sagt, ihr habt es in Stauffers Jackentasche gefunden. Das ist äußerst merkwürdig.“
„Wieso ist das merkwürdig?“, fragte Benja ungläubig. „Er hat seiner geheimen Flamme nachspioniert, hat irgendwo dieses Bild mitgehen lassen... also ich finde das ist eine ziemlich plausible Erklärung, finden sie nicht?“
Ihr Gegenüber schien sichtlich besorgt zu sein.
„Ein Nazi auf der Suche nach der unerwiderten Liebe seines Lebens - da glaube ich irgendwie nicht dran. Nein, da steckt mehr dahinter! Der Kerl muss irgendwas geahnt haben...“
Markus und Benja zuckten ratlos mit den Schultern.
„Vielleicht haben sie ja einen Verräter in ihrer Bande.“, mutmaßte Benja.
„Unvorstellbar!“, entgegnete Nemo brüskiert. „Das hier ist keine Räuberbande, auch, wenn ihr diesen Eindruck vielleicht bekommen haben mögt. Nein… niemand in unseren Reihen kann ein Verräter sein. Ausgeschlossen!“
„Na, wenn sie das sagen...“

Mit einem unterdrückten Seufzer stand Nemo auf und ging nachdenklich ein paar Schritte im Raum auf und ab. Dabei konnten ihm Markus und Benja förmlich ansehen, dass er just in diesen Sekunden über ihr weiteres Schicksal entschied.
„Was soll ich nur mit euch machen...“, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu den beiden Freunden gewandt. „Ihr seid ohne Schuld. Zumindest, sofern man das heutzutage noch von irgendjemandem behaupten kann. In gewisser Weise müssten wir euch sogar dafür danken, dass ihr dieses Foto in Sicherheit gebracht habt. Andererseits tragt ihr die Kleidung unseres Feindes...“
Er blickte den beiden scharf in die Augen.

„Wir können sie ausziehen, wenn sie es möchten!“, versicherte Markus hastig. „Nicht wahr, Benja, das können wir doch?“
Benja nickte.
„Natürlich... wenn sie für uns ein paar hübschere Klamotten haben, tauschen wir gern.“
Nemo verzog missmutig das Gesicht.
„Ihr tauscht? Habt ihr überhaupt eine Ahnung, was es bedeutet, eine Uniform zu tragen? Das bedeutet, dass ihr euch und euer Leben denjenigen unterordnet, die diese Uniformen für euch ausgewählt haben!“
„Und es bedeutet, im Sommer in die Ferien fahren zu dürfen. In der Schule nicht zusammengeschlagen zu werden. Im Zeltlager mit Mädels zu flirten...“, ergänzte Benja schlagfertig.
„Du musst wohl immer widersprechen, was?“, fragte Nemo mit fast schon väterlich anmutenden Sorgenfalten auf der Stirn. „Na, wie dem auch sei… besser, wir treiben euch die Kindereien aus, als dass es später ein anderer tut.
Weißt du, wer nur wenige Meter von hier entfernt an einer Schleifmaschine sitzt und sein Messer wetzt? Ein gewisser Herr Janosch... ihr habt im Wald schon Bekanntschaft mit ihm gemacht. Janosch hat im Krieg viele schlimme Dinge erlebt. Er hat gesehen, wie eben jene Leute, deren Uniform ihr beiden so unbekümmert mit euch herumtragt, unschuldige Menschen, Frauen und Kinder ermordet haben. Und seitdem... nun ja, seitdem ist er nicht mehr der selbe. Er tötet jeden, der auch nur ansatzweise den Anschein erweckt, ein Nazi zu sein.
Wie wäre es, wenn ich ihn einfach mal zu uns rein bitte? Ihr könnt ihm ja dann ein paar lustige Anekdoten aus euren letzten Sommerferien erzählen...“
Ohne weiter auf Markus und Benja zu achten, ging Nemo zur Tür und öffnete sie einen Spalt weit.
„Halt, warten sie!“
Markus hielt es nicht länger auf seinem Sitz. Ihm lief bei dem Gedanken an den Typen aus dem Wald noch immer ein frostiger Schauer über den Rücken.
„Sie haben ja Recht. Wir tun alles, was sie verlangen!“, gelobte er. „Aber lassen sie bloß ihren Hund an der Kette, ja?“
Fast zeitgleich zog Benja sein Hemd über die Schulter und warf es ihrem wartenden Gegenüber demonstrativ vor die Füße.
„Hier, sehen sie? Wir laufen zur Not auch nackt hier rum, wenn sie es wünschen. Und überzeugte Nazis sind wir ganz sicher auch nicht.“
„Nein, ihr macht nur mit.“, bestätigte Nemo.
Er griff beinahe angewidert nach Benjas Oberteil und schleuderte es dann frustriert hinaus auf den Gang.
„Ihr wartet hier! Ich hole euch ein paar menschenwürdigere Anziehsachen, und dann sehen wir weiter.“

Kurze Zeit später war Nemo zurück, mit zwei feinen Kordhosen und sauberen Hemden... und in Begleitung von Natalie, die ihm nach einem kritischen Blick auf Markus und Benja etwas ins Ohr flüsterte, eine heiße Tasse Tee reichte, und dann sofort wieder hinter der Tür verschwand.
„Das weißt du doch nicht!“, rief ihr Nemo grinsend hinterher. Dann wandte er sich wieder den beiden Freunden zu.
„Also... Ich habe mich mit den anderen noch einmal kurz beraten.“, erklärte er schließlich etwas ernster als zuvor. „So, wie es aussieht, haben wir jetzt nur noch drei Möglichkeiten. Erstens: Wir töten euch, haben kein Problem mehr, aber dafür unschuldiges Blut vergossen.“
„Davon würde ich abraten!“, warf Benja hastig ein, merkte aber an Nemos strengem Blick schnell, dass er in dieser Situation besser geschwiegen hätte.

„Zweitens...“, fuhr Nemo deutlich energischer fort. „Wir lassen euch frei und vertrauen darauf, dass ihr nicht zur Polizei geht, keine weiteren Nachforschungen anstellt und alles vergesst, was sich in den letzten Tagen zugetragen hat. Ehrlich gesagt, ich hätte diese Variante bevorzugt. Aber einige von uns hielten das für ein zu großes Risiko... euch mit genau der gleichen kindlichen Naivität, mit der ihr hier rein gestolpert seid, wieder in die große, weite Welt zu entlassen.
Drittens... und das ist die Variante, für die wir uns letztlich entschieden haben: Ich werde euch eine Geschichte erzählen. Ihr hört aufmerksam zu...“
Bei diesen Worten schaute er besonders Benja mahnend in die Augen.
„Und damit meine ich: Aufmerksam! Denn die Geschichte handelt von uns. Von diesem Ort, von denen, die euch hier gefangen halten. Danach werdet ihr verstehen, warum Stauffer sterben musste... ihr werdet verstehen, was mit Natalie geschehen ist... und weshalb ihr niemandem von diesem Ort erzählen dürft. Ihr werdet all die Fragen beantwortet bekommen, die euch hierher an diesen Tisch gebracht haben.
Und dann, wenn ich mit der Geschichte fertig bin, entscheidet ihr ganz frei, ob ihr weiterleben oder lieber sterben wollt. Na, ist das ein Angebot?“
Markus dachte daran, dass sich seine Mutter bestimmt schon Sorgen machte, weil sie trotz der angebrochenen Nacht noch nicht zu Hause waren. Es würde am nächsten Morgen ein höllisches Donnerwetter geben. Andererseits... er bemerkte auch Benjas Blick, diesen störrischen „Ich will alles ganz genau wissen!“-Ausdruck in seinen Augen...
Davon abgesehen schien ihnen dieser Nemo ja ohnehin keine große Wahl zu lassen.
„In Ordnung, abgemacht.“, antwortete Markus schließlich emotionslos. Sehr zur Freude von Benja, der sich gleich darauf ebenfalls einverstanden erklärte.
Nemo nippte an seinem Tee und schaute einen Moment gedankenversunken auf die nun wie elegante junge Männer gekleideten Freunde. Dann setzte er sich wieder zu ihnen an den Tisch und begann langsam und eindringlich zu erzählen...

Kapitel 10

„Es war zu Beginn des 18. Jahrhunderts, da lebte im heutigen Belgien, das damals noch unter dem konservativen Einfluss der spanischen Krone stand, ein junger Edelmann namens Cyrus van Ganten.
Cyrus entstammte einem traditionsreichen flämischen Adelsgeschlecht, das zwar nicht über besonders großen Einfluss bei Hofe, dafür jedoch über zahlreiche Ländereien in der Provinz verfügte.
Sein Vater, Graf Jos van Ganten, hatte auf dem Sterbebett die beiden älteren Brüder von Cyrus mit der Verwaltung der Besitzgüter beauftragt, so dass sich Cyrus als Drittgeborener notgedrungenerweise schon früh der Kunst und Philosophie zuwandte.
Er studierte die Natur und das Wesen des Menschen, malte Aquarelle, schrieb zahllose Gedichte und korrespondierte mit einigen der bekanntesten Religionskritikern und Philosophen seines Landes.
Eigentlich ein sorgloses, unbekümmertes Leben, das der damals zweiundzwanzigjährige Cyrus da führte. Eigentlich... denn in dem idealistischen Adligen gärte seit langem eine tiefe Unzufriedenheit.

„Ein Künstler sollte sich nicht in die Angelegenheiten des Staates einmischen!“, hatte ihn sein ältester Bruder Hendrik einmal unter vier Augen ermahnt, nachdem Cyrus auf einem von dessen zahllosen Empfängen wieder mal vergeblich versucht hatte, den einflussreichen Gästen die Vorzüge einer toleranteren, freieren Gesellschaftsordnung schmackhaft zu machen. „Wenn Gott gewollt hätte, dass wir den Bauern mehr Mitbestimmungsrechte

einräumen und die Besitztümer der Kirche unter den Armen aufteilen, dann hätte er dich ganz sicher als Sohn des Königs zur Welt kommen lassen.
Aber so, wie es aussieht, hat er das wohl für keine besonders gute Idee gehalten, Bruderherz.“
„Nein. Er hat mir nur Augen gegeben, um zu sehen, Ohren, um zu hören, und eine scharfe Zunge, um das, was ich gesehen und gehört habe, nicht unkommentiert stehen zu lassen!“, entgegnete ihm Cyrus widerspenstig. „Müsstest du dann nicht in dem selben Maße, wie du die Herrschaft des Königs durch Gottes Willen legitimierst, auch mein jugendliches Lästermaul als ein Geschenk unseres Schöpfers preisen?“
Hendrik van Ganten zupfte seine Perücke zurecht und warf einen skeptischen Blick in den Spiegel. Er war es allmählich leid, wegen seinem unkonventionellen Bruder ständig ins Gerede der Leute zu geraten.
„Dann soll ich wohl auch noch für die Pest dankbar sein, und dafür, dass die Sonne die Ernte vertrocknet, was?“
„Konsequenterweise müsstest du das als gläubiger Christenmensch tatsächlich.“, konterte der schlagfertige Cyrus, die zunehmende Gereiztheit seines Bruders komplett ignorierend. „Es sei denn, du möchtest Gott hier und jetzt wissen lassen, dass du nicht all seine Entscheidungen gleichermaßen zu schätzen weißt, und dass du an seiner Stelle manches anders machen würdest. Obwohl... wenn Gott wirklich gewollt hätte, dass du dir solche Gedanken machst, hätte er dir vermutlich seinen Thron im Himmel überlassen. Doch so, wie es aussieht, hat er das ja für keine besonders gute Idee gehalten, Bruderherz...
Also lästere nicht, in dem du weiterhin versuchst, mir in seinem Namen seinen Willen zu erklären, obwohl du ihn nicht einmal selbst verstehst!“
„Du spinnst doch total!“, kam von dem brüskierten Hendrik als Antwort zurück. „Es ist jedesmal das Gleiche, wenn du hier auftauchst und so tust, als ob du jetzt endlich erwachsen geworden wärst.
Warum trittst du mir nicht einfach aus den Augen? Geh nach Hause, schreib ein schönes Gedicht über die prachtvollen Apfelbäume, die da unten am Fluss stehen, und überlass das logische Denken denjenigen, die sich mit so etwas auskennen.“
„Ja, du hast Recht, Bruder.“, verabschiedete sich Cyrus resigniert. „Ich bin immer noch nicht erwachsen geworden... und ich hoffe, dass das auch niemals passieren wird! Und jetzt entschuldige mich bitte, mir ist nämlich gerade in der Tat eine wunderbare Idee für ein Gedicht gekommen. Nur wird es darin ganz sicher nicht um deine gottverfluchten Apfelbäume gehen!“

Cyrus hatte ein Idealbild vom Menschen.
Rebellisch und trotzig sollte er sein, offenherzig und geradeaus... so wie ein ungezogenes Kind. Eben der genaue Gegenentwurf zu den immer auf den äußeren Schein und die Einhaltung der strengen Etikette bedachten Aristokraten, die er mit jedem ablehnenden Kopfschütteln, das er von ihnen für seine unorthodoxen Gedanken erntete, ein Stück mehr zu verachten lernte.
Er fühlte sich unter ihnen so fremd und unverstanden. Selbst unter den Gleichaltrigen, mit denen er einst aufgewachsen war, und die inzwischen ungleich grober und erwachsener wirkten als der leicht feminin erscheinende, bartlose Grafensohn.
Cyrus hatte früher gemeinsam mit ihnen Fangen und Verstecken gespielt. Man hat zusammen gelacht, gezankt und auch mal geweint, wenn die Zeit zum Abschiednehmen gekommen war, weil die strenge Gouvernante im Auftrag der Eltern zum Aufbruch drängte.
„Wenn ich einmal erwachsen bin, werde ich mit meinen Freunden im Park herumtoben, so lange ich will!“, hatte sich der kleine Cyrus mehr als nur einmal geschworen. „Dann wird uns niemand mehr vorschreiben können, dass wir unsere Kleidung nicht beflecken dürfen, oder wann und auf welche Weise wir unser Abendbrot einzunehmen haben.“

Nun war Cyrus erwachsen, zumindest auf dem Papier. Und Papier war schließlich das, was in seiner Welt zählte. Er hätte all seine Vorhaben von damals also endlich in die Tat umsetzen können...
Doch während die Zeit an seinem kindlichen, aufmüpfigen Gemüt nahezu unbemerkt vorübergezogen war, hatten sich die Menschen in seiner Umgebung scheinbar längst in das komplette Gegenteil dessen gewandelt, was Cyrus an ihnen einst so geschätzt hatte.
Seine alten Freunde aus Kindertagen zwirbelten sich plötzlich unnatürliche Schnurrbärte ins Gesicht, nur um krampfhaft älter und potenter zu wirken als ihre Mitmenschen. Sie schickten dreimal die Woche nach dem Friseur und achteten penibel darauf, stets den elegantesten Gang und die saubersten Gewänder von allen zu haben.
Selbst untereinander gaben sie sich unglaublich distanziert, blieben immer mindestens zwei Meter auf Abstand zueinander, und hätten wohl am liebsten neben ihren weißen Handschuhen noch einen Mundschutz getragen, um sich durch die Anwesenheit eines anderen menschlichen Wesens in ihrer Domäne nicht mit irgendeiner schlimmen Krankheit wie „Lebenslust“ oder „Mitgefühl“ anzustecken.
Über ihre Träume von damals, wie etwa den kindlichen Wunsch, beim Essen die Finger statt des Bestecks zu benutzen, oder einmal eine Nacht auf einem wohlduftenden Heustapel in einer Scheune zu verbringen, sprachen sie ohnehin schon lange nicht mehr. Die einzigen Themen, denen sie in einem Gespräch noch aufrichtiges Interesse entgegenbrachten, bezogen sich entweder auf ihren Besitz, den Besitz von anderen, oder darauf, wie man den Besitz von anderen am Geschicktesten zu seinem eigenen machen konnte.
Und wenn sie dann doch einmal aus ihrem erstickend engen Alltagskorsett ausbrechen wollten, ließen sie sich in eines der vielen noblen Spielkasinos kutschieren, wo statt der Freude am gemeinsamen Spiel ebenfalls vor allem die Freude am eigenen Gewinn und dem Verlust des anderen regierte.
Für einen gebildeten Romantiker wie Cyrus, der sich nach Verbundenheit mit der Natur und seinen Mitmenschen sehnte, und der ideellen Werten weitaus höhere Bedeutung zumaß als allen materiellen Schätzen und Ländereien dieser Welt, war deren oberflächlicher, protziger Lebenswandel jedenfalls ein einziger Alptraum.

„Unnatürliche Wesen...“, schrieb er zu jener Zeit enttäuscht in sein Tagebuch. „Rings um mich herum nur noch mechanische Kunstfiguren, angetrieben von einem präzisen Uhrwerk, das auf den ersten Blick fasziniert und erstaunt, einen jeden intelligenten Beobachter allerdings spätestens ab dem dritten Tage fürchterlich zu langweilen beginnt, weil sich zu jeder vollen Stunde immer wieder die selben Vorgänge wiederholen.“
Cyrus hätte sich nie damit abfinden können, Teil dieser ausgeklügelten Maschinerie zu sein. Die Vorstellung, sich irgendwann aus geschäftlichen Erwägungen heraus mit einer hässlichen ungarischen Fürstin zu vermählen, die er nicht im Geringsten liebte, so wie es sein ältester Bruder einst getan hatte... dieses ganze Geschwätz von „Vernunft“ und „an später denken“, mit dem sich die allermeisten Erwachsenen durch ein überraschungsarmes Leben voller fauler Kompromisse logen, verursachte bei ihm nichts als Übelkeit.
Und falls es doch eines Tages dazu kommen sollte, dass seine Seele in die Fänge ihres sterbenslangweiligen Gesellschafts-Apparates geriet, so wollte er zuvor zumindest noch eine befriedigende Antwort gefunden haben. Eine Antwort auf die Frage, weshalb sich die Menschen im Lauf der Zeit so radikal veränderten... wieso sie in jungen Jahren Schule, Pflicht und gesellschaftliche Zwänge regelrecht verabscheuten, nur um wenig später als Erwachsene genau diese einstmals so ungeliebten Dinge mit ihrem Leben zu verteidigen... und warum er, der Drittgeborene der van Gantens, nicht einmal annähernd das Bedürfnis verspürte, es ihnen gleich zu tun.

Mit Papier und Schreibzeug bewaffnet ritt er daher eines Morgens hinaus zu den Feldern, um die jungen, wilden Bauernburschen nach ihren Träumen und Gewohnheiten zu befragen, und um ihre Antworten dann mit denen ihrer Väter abzugleichen.
Die ersten Unterhaltungen waren allerdings nicht gerade zufriedenstellend für Cyrus.
„Ich möchte später das Feld meines Vaters bewirtschaften!“, sagten die einen, nach ihrem innigsten Wunsch gefragt.
„Ich träume von einem großen Festessen für mich und meine Nachbarn.“, erwiderten die anderen.
„Ich will ein neues Pferd!“
Entweder, die Bauern waren tatsächlich so mundfaul, oder sie trauten sich einfach nicht, vor einem ihrer Herren offen und frei über ihre Gefühle zu sprechen.
Alles, was sie ihm erzählten, schien dem gebildeten Cyrus so schnöde, so gewöhnlich zu sein. Auf den Gedanken, dass arme Bauern gerne reichlich essen, hätte er schließlich auch ganz ohne eine solch zeitaufwändige Befragung kommen können.

Frustriert und schon ein wenig gereizt machte er sich gegen Nachmittag auf den Heimweg. Doch während er noch darüber nachdachte, wie ihn die Antworten in seiner Forschung weiterbringen konnten, fiel ihm am Wegesrand ein junger Hirte auf.
Er mochte vielleicht sechzehn Jahre alt sein und schnitzte verträumt an einem langen Holzstock herum.
„He, Hirtenjunge!“, sprach ihn Cyrus an, ohne dafür von seinem Pferd herabzusteigen. „Hast du einen Moment Zeit für mich? Ich würde dir gern ein paar Fragen stellen.“
Der Junge blinzelte verwundert in das Licht der grellen Nachmittagssonne, die direkt hinter Cyrus am Himmel brannte.
„Ich glaube kaum, dass es da irgendetwas gibt, was ihr mich fragen könntet, Herr.“, antwortete der junge Hirte schließlich. „Weil seht, ich kenne nur dieses eine Dorf hier. Ihr dagegen kennt bestimmt die große weite Welt.“
Cyrus überlegte einen Moment, ob es sich lohnen könnte. Dann schwang er sich elegant von seinem Schimmel herab und ging ein paar Schritte auf den Jungen zu.
„Glaub mir, die große weite Welt kann manchmal sehr klein sein.“, erklärte er. „Wie ist dein Name, mein Bester?“
„Ich bin Rutger.“, antwortete der Hirte mit einem offenherzigen Lächeln. „Und ist es in Ordnung zu fragen, wie ihr heißt?“
„Natürlich.“, erwiderte Cyrus erfreut darüber, endlich auf einen etwas gesprächigeren Kandidaten gestoßen zu sein. „Ich bin Cyrus. Cyrus van Ganten, der Bruder von Hendrik van Ganten.“
„Oh.“
Der junge Rutger schien sichtlich irritiert zu sein... zumal sich der fremde Adlige jetzt auch noch direkt an seine Seite auf die kurzgeschorene Wiese setzte.
„Ihr macht eure teuren Kleider schmutzig, mein Herr!“
Cyrus grinste.
„Ja, das habe ich in letzter Zeit sehr oft hören müssen. Aber weißt du, ich bin heute nicht auf der Suche nach einem sauberen Rock. Ich suche Antworten. Antworten auf Fragen, die man sich wahrscheinlich kaum jemals stellen wird, wenn man zwölf Stunden am Tag das Feld pflügen oder die Tiere versorgen muss...“
Der Junge schwieg, weshalb Cyrus erst einmal ein Blatt Papier vorbereitete und gewissenhaft seinen Kohlestift anspitzte.
„Name: Rutger. Beruf: Hirte“, notierte der Adlige sorgfältig. „So, Rutger... dann verrate mir jetzt doch mal, was du dir wünschen würdest, wenn du einen einzigen Wunsch frei hättest. Du hast mein Ehrenwort, dass ich dir die Antwort nicht übel nehmen werde, egal, wie sie auch lauten mag. Das alles hier dient einzig und allein der Wissenschaft.“

„Einen Wunsch...“, überlegte Rutger. „Ich glaube, ich würde mir wünschen, auf einem weißen Pferd über die Felder zu reiten und alle Hirten nach ihren Wünschen zu befragen. Das wäre sicher sehr interessant.“
Cyrus nickte dem Jungen angenehm überrascht zu.
„Eine gute Antwort, Rutger. Eine ausgezeichnete Antwort...“, sinnierte er. „Du würdest dir also wünschen, das zu tun, was ich gerade tue. Aber wenn ich dir jetzt sagen würde, dass selbst ich meiner Familie gegenüber verpflichtet bin, und dass ich das nicht für immer tun kann... dass auch meine Freiheit und mein ungezwungenes Leben irgendwann ein Ende haben werden?“
„Dann würde ich an eurer Stelle davonreiten. Ganz weit weg, und nie mehr zurückkehren!“, antwortete der Hirte. „Mit so einem Pferd komme ich doch überall hin, wo ich möchte, nicht wahr?“

Ausbüchsen... all der steifen Eitelkeit zuhause für immer den Pferdehintern zuwenden... ja, davon hatte Cyrus schon oft geträumt. Zumeist im Absinth-Rausch, wenn seine Gefühle wieder einmal seinem Verstand nach dem Leben trachteten.
„Aber jeder wird irgendwann erwachsen, Rutger. Oder etwa nicht? Jeder muss irgendwann sesshaft werden, eine Familie gründen, ein Haus bauen...“
Rutger prüfte sorgsam den kunstvollen Griff seines Stocks, an dem er schon seit längerem zu arbeiten schien.
„Ja.“, antwortete er schließlich. „Aber einige von uns können sich aussuchen, was für eine Familie und was für ein Haus sie haben wollen, und wo sie sich niederlassen möchten... während andere das nehmen müssen, was ihnen der liebe Gott übrig gelassen hat.“
Cyrus spürte deutlich, dass da jemand sprach, der mit der existierenden Weltordnung nicht so recht einverstanden war. Und irgendwie konnte er das dem Jungen auch kaum verübeln.
„Meinst du, ich kann mir meine Familie wirklich aussuchen?“, seufzte er. „Wenn ich jetzt beispielsweise sagen würde, du, der junge, kluge, aber vermutlich bettelarme Hirte Rutger soll von nun an mein neuer Bruder sein... was meinst du, was die zu Hause mit mir anstellen würden?“
Rutger lachte.
„Die würden euch sicher für verrückt erklären, edler Herr! Ich meine, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, aber ich wäre ganz sicher kein ebenbürtiger Gesprächspartner für euch. Also was wolltet ihr mit mir anfangen, außer gemeinsam auf einer Wiese zu sitzen und Ziegen zu hüten?“
„Mit dir könnte ich so etwas wenigstens.“, antwortete Cyrus verbittert. „Mit denen zu Hause kann ich nicht einmal das. Weil... irgendwie ist dort niemand wirklich ehrlich, verstehst du? Sie tragen alle Masken. Teure, edle Masken. Im Grunde sind sie zwar auch nur ein Teil der Natur, und doch verachten sie all jene wie dich, die sich in den Dreck setzen und lebende Tiere anfassen.
Warte... ich kann dir ja mal etwas vorlesen, das ich neulich erst zu diesem Thema geschrieben habe...“
Er blätterte ein paar Seiten in seinem Notizblock zurück und fing an, mit nachdenklicher Stimme eines seiner Gedichte vorzutragen.

Maskenball

Dein wahres Ich verborgen
in enggeschnürtem Nobelkleid
hast du dein ganzes Leben
den Lügen deiner Zeit geweiht

Du gibst dich wie die Welt sich gibt
singst fleißig ihre Lieder
reichst jedem artig deine Hand
und lächelst hin und wieder

Hast schon als kleines Kind kapiert
völlig gleich, ob du ein Schwein
oder ein edler Denker bist
was zählt, ist nur der äuß're Schein

Das, was man durch seine Maske
anderen zu sein verspricht
denn im Maskenball des Lebens
hat die Wahrheit kein Gewicht

Die Diener heucheln ihren Herrn
dass sie sie achten und verehr'n
die Herren tun dafür, als ob
sie väterliche Freunde wär'n

Die alles nur zum Wohl des Volkes
und für ihre Diener tun
sich quälen hinter Marmormauern
ohne einmal auszuruhn

Keiner glaubt dem andern dies
und doch lebt man im selben Land
dort wo man Lügen honoriert
und Wahrheitsliebende verbannt

Damit bist du aufgewachsen
hast schnell gelernt, den Held zu spielen
für alle, die wie du verschlagen
auf and'rer Leute Masken schielen

Um darin Risse zu entdecken
die man für sich nutzen kann
An dir wird man sich neidisch suchen
denn du bist der perfekte Mann

Doch unter deinem Tarngewand
unmerklich für der Neider Schar
verarmt trotz Gold und Talertand
was einmal deine Seele war

Deiner Maske Glanz verschrieben
der es gilt Tribut zu zollen
hast du verlernt, vor lauter Pflicht
das, was du wirklich willst zu wollen

Niemals darfst du ehrlich sein

noch nicht mal weinen kannst du laut
weil um dich rum ein Haufen Geier
sofort auf jede Schwäche schaut

Der dir, sobald du einmal liebst
das Gold entreißt, das unbewacht
und während du beim Golde weilst
mit deiner Liebsten Liebe macht

Keine Freunde, die dich warnen
niemand da, der zu dir hält
so wirst du schließlich selbst zum Opfer
der unmenschlichen Lügenwelt

Für die du dich hast aufgerieben
und den letzten Traum verraten
der dir noch geblieben war
aus unbeschwerten Kindertagen

Doch Verrat wird nicht belohnt
auch wenn man nur sich selbst verrät
wird da am Ende jemand sein
der dafür in die Hölle geht

So suchst du hilflos und verloren
in enggeschnürtem Nobelkleid
nach deinem Ich, das dort verborgen
und zitterst vor der Ewigkeit

„Das ist wirklich großartig!“, lobte Rutger den jungen Edelmann. „Ihr müsst furchtbar klug sein, wenn ihr so etwas schreibt...“
Cyrus wiegelte ab.
„Nein, ich bin nur verzweifelt und habe zu viel Zeit, darüber nachzudenken. Das ist alles.“
„Ach so...“, antwortete Rutger. „Wisst ihr, verzweifelt bin ich ehrlich gesagt auch.“
Daraufhin erzählte er Cyrus davon, wie vor sieben Jahren seine Eltern von den Pocken dahingerafft wurden, und dass er jetzt bei seinem Onkel lebte, der ihn jedoch denkbar schlecht behandelte und immer nur im Stall bei den Ziegen schlafen ließ.
Cyrus begutachtete den jungen Hirten nachdenklich und nicht ohne Mitleid.
Im Grunde war er ihm ziemlich ähnlich. Vielleicht trug er ärmliche Kleidung und hatte einen miserablen Haarschnitt, aber seine Sehnsucht nach Freiheit, der ungebrochene Lebenswille, die Wut auf jene, die ihn nicht ernstnahmen und nur als lästiges fünftes Rad am Wagen ansahen... das alles schien nahezu identisch zu sein.
„Was habt ihr?“, wollte Rutger wissen, als er das ungewöhnlich lange Schweigen seines adligen Gegenübers bemerkte. „Habe ich etwas Unschickliches gesagt?“
„Nein, nein, ganz im Gegenteil...“, versicherte ihm Cyrus. „Ich habe nur gerade versucht, mir dich frisch gewaschen und in edlen Gewändern vorzustellen. Ich glaube, wir beide könnten gemeinsam eine Menge jahrhundertealten Staub aufwirbeln, dort wo ich herkomme...“
„Ist das euer Ernst?“, fragte Rutger überrascht. „Verzeiht, aber ihr müsst ein bisschen neben der Spur sein, edler Herr Cyrus! Ich bin nur ein gewöhnlicher Hirte, und ich werde auch in zwanzig Jahren noch ein gewöhnlicher Hirte sein, wenn Gott will, dass ich so lange am Leben bleibe. Nichts, was ihr nicht auch anderswo finden könntet.“

Mit dieser ihm viel zu bescheiden erscheinenden Antwort wollte sich Cyrus jedoch nicht zufrieden geben.
„Nun, du bist zumindest intelligent... und das, ohne dass bislang irgendwer versucht hätte, deinen Verstand für seine Zwecke einzuspannen. Du kannst dich artikulieren, bist aufgeschlossen für neue Gedanken, und du scheinst mir ehrlich zu sein. Wie es aussieht, hat bei dir diese unselige Mutation noch nicht eingesetzt, die aus offenen, freigeistigen Kindern früher oder später verbohrte, unzugängliche Erwachsene macht. Dein Wesen ist noch unverfälscht. So, wie es eigentlich bei allen Menschen sein sollte..."
„Na ja...", versuchte sich Rutger einen Reim darauf zu machen. „Wenn ich den lieben langen Tag immer nur hier rumsitze und meine Ziegen hüte, wie könnte sich dann auch mein Wesen verändern? Bräuchte es dazu nicht neuer Eindrücke, neuer Erlebnisse... oder zumindest irgendeines Erwachsenen, der wenigstens so tut, als ob er sich für das interessieren würde, was später einmal aus mir wird?"
„Ja, da hast du völlig Recht, Junge!", lobte ihn Cyrus. „Ich glaube, wir kommen der Sache näher. Vielleicht hat es was mit der Einsamkeit zu tun, die unser beider Wesen bislang so vorzüglich konserviert hat... und glaub mir, in einem Saal voller steifer Emporkömmlinge und deren noch steiferen Dienern kann man sich manchmal einsamer fühlen als auf der abgelegensten Viehweide.
Allerdings frage ich mich, wenn ich mir manch tumben Bauern anschaue: Kann einen nicht auch die Einsamkeit verändern? Indem einen der täglich gleiche Trott abstumpfen lässt oder gar des Verstandes beraubt?"
Cyrus war regelrecht besessen von diesem Thema... so sehr, dass er längst vergessen hatte, dass er mitten auf einer kotübersäten Weide saß und mit einem ungebildeten Ziegenhirten philosophierte. Für ihn war es, als spräche er mit einem der großen Denker seiner Zeit, der nun kurz davor war, ihn in irgendeine jahrhundertealte Geheimwissenschaft einzuweihen.

„Also ich...", antwortete Rutger schließlich zögerlich. „Ich sitze beispielsweise oft hier und wünsche mir, dass eine Prinzessin vorbeikommt und sich in mich verliebt. Oder dass ein König kommt und mich zum Ritter schlägt, damit ich meinem Onkel ordentlich in den Arsch treten kann. Ja, ich sitze oft hier und träume einfach nur irgendwas vor mich hin... während die Älteren im Dorf das kaum noch zu tun scheinen. Jedenfalls nicht solche Träume, von denen sie wissen, dass sie sich sowieso niemals erfüllen werden.
Kann es vielleicht etwas damit zu tun haben? Dass uns die Kraft unserer Träume davor bewahrt, uns selbst zu vergessen?"
„Ja, da ist schon was dran. Ich träume tagsüber auch viel.", überlegte Cyrus. „Mehr als ich eigentlich sollte. Hmm... denkst du, man könnte die Menschen eventuell vom Erwachsenwerden, vom Aufsetzen dieser verfluchten Maske, fernhalten, wenn man nur dafür sorgen würde, dass sie immer genug Zeit zum Träumen hätten?"
Rutger verzog kritisch das Gesicht.
„Das wäre gewiss ein Anfang, Herr Cyrus, ja. Aber wichtiger als die Zeit wäre erstmal, dass man von irgendjemandem überhaupt dazu ermutigt wird. Wenn ich zu viel träume, bekomme ich dagegen bloß von meinem Onkel eine gescheuert."
„Ja, so erschaffen sie die Erwachsenen...", schlussfolgerte Cyrus. „Das heißt aber, es könnte durchaus eine Möglichkeit geben, das alles aufzuhalten! Und zwar, indem man jungen Menschen Zeit und Raum zum Träumen schafft. Indem man sie dazu ermutigt, mit ihnen darüber spricht..."
Er legte feierlich seine Hand auf Rutgers schmale Schulter.
„Ich danke dir für deine Inspiration. Endlich weiß ich, was ich zu tun habe! Und ganz gleich, was der Rest der Welt auch davon halten mag: Es wäre mir eine große Ehre, dich fortan als meinen Bruder bezeichnen zu dürfen."

Noch vor Einbruch der Dunkelheit stand Cyrus zusammen mit Rutger vor dem Bauernhof von dessen Onkel.
„Edler Herr, hat der Bastard etwa Ärger gemacht?“, kam sofort ein alter Bauer aus der Scheune gelaufen.
„Nein...“, grinste Cyrus. „Nein, er hat nur geträumt.“
„Das ist mal wieder typisch! Ich werde ihn bestrafen, mein Herr, darauf könnt ihr euch verlassen.“
„Unsinn!“, widersprach Cyrus streng und warf dem Bauer einen Beutel Silberstücke zu. „Hier, die sind für euch. Und ihr überlasst mir dafür den Jungen und ein Pferd seiner Wahl.“
„Geh in den Stall und such dir eins aus!“, ermutigte er Rutger, der sofort begeistert davonstürmte.
„Das ist... überaus großzügig, mein Herr...“, stammelte der Bauer sichtlich aufgewühlt. „Aber, was wollt ihr denn bloß mit dem Jungen? Der hat Läuse, und ist doch faul, dass es kracht...“
„Ihr werdet schon noch sehen, zu was euer ungeliebter Neffe zu gebrauchen ist.“, antwortete Cyrus entschlossen. „Er und ich, wir werden nämlich die ersten sein. Die ersten einer neuen Brut. Wir werden alles verändern. Alles!“
„Na, wenn ihr meint...“, murmelte der Bauer kopfschüttelnd, und schaute skeptisch auf den jungen Rutger, der mit einem kräftigen braunen Schecken breit grinsend aus dem Stall zurück kam. „Du brauchst aber gar nicht erst wieder herkommen, das sag ich dir!“, giftete er ihn an. „Wenn du gehst, ist dieses Haus für dich keine Heimat mehr.“
„Das ist es nie gewesen!“, antwortete Rutger und spuckte vor seinem Onkel auf den Boden. Dann griff er nach den Zügeln und ritt mit seinem neuen Bruder in den Sonnenuntergang... einer gleichermaßen ungewissen wie aufregenden Zukunft entgegen.

Seitdem waren sieben Jahre vergangen.
Im marmorgefließten Salon des Regierungspalastes knallte der Innenminister wütend ein Flugblatt auf den Tisch.
„Dieses Pamphlet...“, schimpfte er vor der versammelten Elite des Landes. „Dieses Pamphlet ist überall im Umlauf. An unzähligen Marktplätzen, Gotteshäusern und Schulen haben es meine Diener schon hängen sehen. Und es ist bekanntlich nicht das Erste seiner Art...“
Skeptisch beäugte der Stellvertreter des Königs das Papier.
„Graf van Gantens Bruder. Schon wieder.“, seufzte er, und blickte vorwurfsvoll in die Reihen der anderen. „Wird der denn nie erwachsen?“
„Mir scheint, ihr nehmt diese Sache nicht ernst genug, eure Herzoglichkeit!“, mahnte der Minister daraufhin eindringlich. „Am Anfang ist es vielleicht nur ein harmloser Lausbubenstreich. Doch wenn die Lausbuben immer zahlreicher werden, wird irgendwann die Ernte verkommen. Wir müssen die Steuern erhöhen, es wird Unruhe geben, und schließlich...“, er machte eine eindeutige Handbewegung an seinen Hals. „Revolution! Ich kann sie nur eindringlich warnen, meine edlen Herren: Diese „Gegenwelt“, wie sie van Ganten nennt, fördert den Geist der Aufsässigkeit. Und seine Texte sind einfach unerhört. Unter den Bauern rumort es bereits, weil sie sich fragen, wieso sich unser Staat dermaßen auf der Nase herumtanzen lässt.“
Er nahm das Flugblatt und ging damit langsam an den neugierigen Gesichtern der anderen vorbei, damit ein jeder deutlich lesen konnte, was darauf geschrieben stand.
„Das, meine Herren, ist mehr als Gotteslästerung! Es ist Majestätsbeleidigung, es beleidigt die Adligen, die braven Bürger unserer Städte, ja selbst die Bauern. Es ist ein Schlag ins Gesicht für jeden, der sich um unsere bestehende Ordnung verdient gemacht hat!“
Er machte eine kurze Gedankenpause, bevor er laut und eindringlich vorzulesen begann.

Gegenwelt

Herangeblüht im Schoß der Alten
im sturen Trott von Tag und Jahr
gestillt von Dummheit, Gier und Angst
und etwas Liebe, die da war

Betrachtest du dein Antlitz nun
fragst dich, ob du das wirklich bist
und nicht nur ein Spiegelbild
der Welt, die dir verordnet ist

Ein Kind, von Wölfen großgezogen
heult den Mond an in der Nacht
nicht wissend, dass viel mehr als das
einem Menschen zugedacht

Beißt und läuft auf allen Vieren
obwohl es aufrecht gehen kann
genau wie du dein Ich verleugnest
gefangen in der Alten Bann

Zu Besserem wärst du bestimmt
doch nichts, was dir ein Vorbild gibt
so wirst du schließlich zur Kopie
und liebst das, was dein Nächster liebt

Doch etwas in dir drin rumort noch
etwas schreit: Ich will das nicht!
Du suchst und findest deine Grenzen
bevor man dir das Rückgrat bricht

Zurechtgestutzt und wieder nüchtern
schluckst du schließlich ihre Welt
reihst dich ein in ihre Reihen
auch wenn nicht alles dir gefällt

Damit du nicht ins Zweifeln kommst
ob diese Welt nicht doch verkehrt
wird Brot und Spiele dir gereicht
und Arbeit, die an Kräften zehrt

Zum Träumen fehlt dir bald die Zeit
dann bloß noch, wenn du trunken bist
du manchmal den Gedanken hegst
dass vieles hier nicht richtig ist

Doch die Chance, dass da was dran
erscheint dir gar erschreckend klein
Wie könntest einzig du im Recht
und Tausende im Irrtum sein?

Die Tausenden jedoch, bedenke

hatten einst so Recht wie du
wurden dafür nur geprügelt
und wandten sich der Lüge zu

Sie schworen ab dem Trotz der Jugend
und legten an ein edles Kleid
marschierten wie dressierte Affen
in diese Welt voll Frust und Neid

Da stehn sie jetzt und drohen dir:
„Du musst schnell erwachsen werden
sonst wirst du in der Gosse landen
von niemandem geliebt auf Erden“

Wer weiß schon, ob es wirklich stimmt
dass da ein Gott ist, der uns hold
doch wenn, dann ist es nur zu klar
Gott hat das alles nicht gewollt

Er verzweifelt an den Menschen
und immer, wenn wie du ein Kind
das Träumen sein lässt, um zu werden
wie die Erwachsenen es sind

Weint dein Gott gar bitt’re Tränen
ist vor Trauer blass und still
denn er ist auch nur so ein Träumer
den kaum einer verstehen will

Doch damit ist jetzt Schluss, wir werden
jetzt, wo es an uns’rer Zeit
eine Gegenwelt errichten
den Träumen und der Wut geweiht

Aus Wut auf Dummheiten und Lügen
auf dieses graue, kalte Leben
werden wir uns Hand in Hand
in einer Trutzburg Schutz begeben

Aufklärung soll uns’re Sonne
Liebe unser Leuchtturm sein
und die, die dieses Licht verdunkeln
die lasst in ihrer Nacht allein

Schluss mit tausend Jahren Lügen
Schluss mit der Alten Ketzerei
in ihren Fängen wirst du bluten
in uns’rer Zuflucht bist du frei

Drum schließ dich an dem neuen Bunde
wenn dir unser Traum gefällt

als Freund' und Brüder lass uns fechten
für eine neue, bess're Welt

„Das genügt!", regte sich der königliche Statthalter auf. „Mein Gott, das ist ja ein grauenvolles Lästertraktat. Und ihr seid sicher, dass das wirklich der junge van Ganten verbrochen hat? Hmm… ich kannte ihn schon, als er noch ein kleiner Bengel war. Mir scheint, da hat jemand gründlich bei der Erziehung versagt."
Ein spöttisches, arrogantes Gelächter ging durch den Saal.
„Was genau soll diese Gegenwelt denn nun eigentlich sein, werter Herr Minister?", forschte einer der Anwesenden sichtlich amüsiert nach.
„In der Residenz des jungen van Gantens, da haben sie eine Art Hauptquartier eingerichtet. Junge Bauern, Gesindel und einige verwirrte Angehörige der Oberschicht. Sie bestellen dort ein paar kleine Felder, schreiben Bücher und Gedichte, musizieren, leben in den Tag hinein... finanziert vom Vermögen des Grafen, der all dem scheinbar tatenlos zusieht..."
„Aber der Graf zahlt artig seine Steuern.", mischte sich nun der ebenfalls anwesende Schatzmeister ein. „Und trotz des zahlreich dort versammelten Gesindels gab es nie irgendwelche Ausschreitungen..."
„Das ist doch nur eine Frage der Zeit.", konterte der Minister unwirsch. „Ich sage, wir sollten ein Exempel statuieren, bevor uns die Sache über den Kopf wächst! Bedenken sie: Die Bibel bestand einst auch nur aus ein paar wenigen Zeilen, über die die Staatsmacht nur geschmunzelt hat. Und was ist im Lauf der Jahre daraus geworden? Unsere heilige Mutter Kirche! Gott bewahre, wenn wir einmal einen wie van Ganten als Jesus verehren müssen..."
Der Tumult im Saal wurde immer größer, und dem zufriedenen Lächeln des Ministers war nur all zu deutlich anzusehen, dass er diese wichtige Schlacht als sicheren Erfolg verbuchen konnte.

Besorgt blickte Cyrus aus dem Fenster seines Anwesens.
Ihm war klar, dass sich die Schlinge um ihren Hals immer enger zog. Es war der falsche Zeitpunkt, ja, das falsche Jahrhundert gewesen, um mit Vorstellungen, wie die Gegenweltler sie hatten, an die Öffentlichkeit zu gehen.
„Dieses Pack! Diese verfluchten Ignoranten! Sie glauben jede noch so schlechte Lüge, die ihnen die Pfaffen und der Adel vorsetzen.", regte er sich vor einigen seiner Mitstreitern auf. „Aber wenn mal jemand kommt und einfach nur die Wahrheit spricht, bezeichnen sie ihn als Spinner und Verrückten..."
Rutger, der inzwischen zur mäßigenden Kraft der Gruppe geworden war, legte seinem Bruder beruhigend die Hand auf die Schulter.
„Lass gut sein, Cyrus! Sie prügeln ihren Nachwuchs, sie rauben sich gegenseitig aus und sind voller Harm aufeinander. Sie verstehen doch noch nicht einmal die einfachsten Selbstverständlichkeiten, die selbst Tiere begreifen. Wie willst du dann erwarten, dass sie es verstehen, wenn jemand ihren Gott als Erfindung der Kirche bezeichnet... wenn jemand sagt, dass alle Menschen gleich viel wert sind... wenn jemand hinterfragt, warum man überhaupt einen König haben muss? Sie sind einfach noch nicht so weit, und sie werden es in den nächsten dreihundert Jahre voraussichtlich auch nicht werden."
Cyrus drehte sich langsam um und blickte nachdenklich in die Gesichter seiner Freunde.
Es waren gute Menschen... nein, es waren die besten! Es war die Elite, auch wenn sie, als sie ankamen, arm an Bildung und arm an Geld gewesen sein mochten.
Innerhalb von sieben Jahren waren die Gegenweltler von zwei auf fünfunddreißig Männer und Frauen herangewachsen. Und jeder Einzelne von ihnen blühte auf, wie es Cyrus selbst in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte.
Aus Rutger, dem schmutzigen Hirtenjungen, war ein kluger Diplomat geworden, ein treffsicherer Schütze und gutaussehender Charmeur. Er schrieb mittlerweile bessere Gedichte,

als Cyrus es tat, und entwickelte zusammen mit den anderen Philosophieinteressierten geradezu atemberaubende Theorien.
Cyrus fragte sich oft, ob es jemals einen edleren Menschen, einen in sich ruhenderen Charakter in diesem Land gegeben hatte... und doch war er sich ziemlich sicher, dass ein jeder Mensch mit halbwegs funktionierendem Verstand zu solch einer Entwicklung fähig sein musste.
Wenn nur die verdammten Rahmenbedingungen stimmen würden, dann könnte diese Welt eine Welt voller echter Könige sein. Eine Welt voll Edelmut und Reinheit, wie keine Legende sie sich bislang zu verkünden traute.
Um so mehr enttäuschte ihn das Unverständnis der Bauern, die Drohungen des Adels, und die stillschweigende Verachtung, die ihnen von seiner eigenen Familie entgegengebracht wurde.

„Aber was sollen wir tun, Rutger? Sie über uns richten lassen? Zulassen, dass sie uns auseinanderreißen, dass sie uns anklagen und wie Vieh durch die Straßen treiben? Sollten wir nicht besser über sie richten, so lange es noch möglich ist?“
„Und wie?“, fragte Jaqueline, ein wildes, rothaariges Mädchen, ratlos. „Wir sind nur fünfunddreißig... und selbst wenn ein jeder Schuss sitzen würde, könnten wir nicht einmal so viel Munition mit uns führen, um jeden Ignoranten da draußen zur Strecke zu bringen. Außerdem, es wäre der falsche Weg. Wir wären nicht besser als die, vor denen wir Reißaus genommen haben!“
Cyrus ballte hilflos die Hand zur Faust.
„Ja, das weiß ich ja alles... und ihr wisst, ich will keinen Krieg. Aber wenn sie uns den Krieg doch schon längst erklärt haben, was für eine Wahlmöglichkeit haben wir dann noch?“
„Dann lasst uns fliehen!“, verkündete Rutger entschlossen. „Weiter in den Osten... immer weiter! Irgendwo hin, wo es viel freies Land gibt, und Fürsten, die andere Sorgen haben als sich mit ein paar friedlichen Sektierern anzulegen. Wir werden im Verborgenen bleiben... in der tiefsten Dunkelheit der Nacht, wenn es sein muss. Aber wir werden überleben, Cyrus! Wir werden überleben!“
„Und unser Wissen und unsere Ideale weiterreichen, an jeden, der davon erfahren möchte.“, ergänzte Jaqueline feierlich und legte ihre Hand auf Cyrus’ andere Schulter. „Was ist... willst du hier als Märtyrer sterben, oder willst du gemeinsam mit uns leben?“
„Leben!“, antwortete Cyrus ohne lang zu überlegen, und griff nach den Händen seiner Freunde. „Ich will leben mit euch. Gut... wenn ihr euch alle einig seid, dann brechen wir noch heute unsere Zelte hier ab. Wir nehmen allen Schmuck und alles Geld mit, das sich im Besitz der van Gantens befindet... auf dass wir in der Fremde lange davon zehren können! Und dann, eines Tages, wenn die Zeit dafür reif ist und wir stark genug sind, sollen sich unsere Enkel und Urenkel der Welt zu erkennen geben.“

Als kurz vor Mitternacht ein Trupp bewaffneter Gardisten vor dem Anwesen aufmarschierte, war von den Gegenweltlern keine Spur mehr zu finden.
Nur ein letztes Gedicht, das gleich in mehrfacher Anfertigung an die Tore der Stadt und den Familiensitz der van Gantens geheftet worden war, konnte dem Minister und seinen Beratern als Beute vorgeführt werden.
Ein letzter Abschiedsgruß an eine Welt, die sich für die Ideen und Vorstellungen der Gegenweltler als unwürdig erwiesen hatte.

Abschiedsgruß

Ein Ort mit anderen Gesetzen
ein Hort der Edelmütigkeit
verflucht, verdammt und angespiehn

nur weil ihr noch nicht mündig seid

Gewachsen ist aus vielen Kindern
die für euch nur Diener waren
eine Gruppe stolzer Krieger
die sich um ihren Kriegsgott scharen

Unser Gott, das ist die Freiheit
und Liebe, frei von bösen Taten
und niemals werdet ihr erleben
dass wir diesen Gott verraten

Wir kämpfen für die neue Zeit
nicht mit eurer Waffen Macht
wir führen Krieg auf uns're Weise
auf Opferlosigkeit bedacht

Es ist ein Kampf der freien Geister
den ihr nicht gewinnen könnt
denn kein Mensch wird uns mehr finden
so lang sein Geist noch Grenzen kennt

Wir sind die Saat der neuen Zeit
die aufgehn wird, wenn ihr längst tot
Ihr mögt euch jetzt als Sieger fühlen
doch seht ihr nicht das Morgenrot

Das schlechtes Wetter euch verheißt?
Denn wer auf Unterdrückung baut
wird sich manch blutig Nase holen
sobald mal einer schneller haut

So wird es immer weiter gehn
Narren hau'n Narren auf die Fresse
wir woll'n euch zusehn, dann und wann
und halten eure Totenmesse

Wenn eure Waffen gar zu tödlich
und eure Zahl zu viel zum Leben
dann werdet ihr vielleicht begreifen
wozu euch ward Verstand gegeben

Zum ändern, was nicht bestens ist
zum denken, wie es friedlich geht
doch ihr habt mit ihm nur gerafft
und rafft noch, wenn ihr untergeht

In dunklen Wäldern fremder Länder
werden wir des nachts erwachen
werden eurer Höll' gedenken
und uns ein schönes Leben machen

Wir werden leben im Versteck
und doch Grenzen überschreiten
dem Spaß, der Kunst und Liebe frönen
und vordringen in neue Weiten

Und dann, wenn eure Welt so krank
dass selbst der Blindeste es sieht
werdet ihr vielleicht versteh'n
wo eure letzte Chance liegt

Ihr werdet eure Klügsten fragen
selbst euren Knecht und eure Magd
doch jene, die die Antwort wussten
die habt ihr leider längst verjagt

Drum wünschen wir als Abschiedsgruß
euch eine Welt, die ihr versteht
die Gegenwelt wird warten können
bis euch der Wind der Zeit verweht"

Kapitel 11

Nemo rührte stumm mit einem Löffel in seiner Tasse umher und beobachtete die beiden Freunde, die noch sichtlich damit zu tun hatten, ihre sich überschlagenden Eindrücke zu verarbeiten.
Zunächst sprach keiner von ihnen ein Wort. Zu verwirrt waren sie von der Geschichte des fremden Mannes. Noch nie zuvor hatte ihnen jemand etwas Vergleichbares erzählt.
Zwar kannte Markus vom Hörensagen Berichte von Straftätern, die sich ein oder zwei Jahre im Wald vor der Polizei versteckt hatten... aber wie konnte es möglich sein, dass sich eine ganze Gruppe von Menschen über Generationen hinweg im Verborgenen hielt? Und das anscheinend bis zum heutigen Tag...

„Ihr seid deren Nachkommen, hab ich recht?", nannte Benja schließlich als erster das längst offensichtlich Gewordene beim Namen. „Also ist das hier..."
„Die Gegenwelt.", ergänzte Nemo und schlürfte ohne große Anzeichen von Rührung den Rest seines Tees hinunter. „Hoffnung und Lebenselixier für die einen... Ein Hort von Verbrechern, Ketzern und Landesverrätern für die anderen."
„Und niemand weiß, dass es euch gibt?", hakte Benja fasziniert nach.
„Zumindest weiß niemand, dass wir hier sind. Außer denen, die hier leben, einigen Verbündeten in der Außenwelt... und euch.", bestätigte Nemo mit einem durchdringenden, fast schon vorwurfsvollen Blick. „Wir leben seit über zweihundert Jahren im Exil, und seit nunmehr vierundsiebzig Jahren hier an diesem Ort. Perfekt getarnt als ganz normale Bauern, für die sich bis vor kurzem kaum jemand interessiert hat. Vielleicht versteht ihr ja jetzt, warum wir euch unmöglich weiterforschen lassen konnten."
Seit vierundsiebzig Jahren unentdeckt...
Markus dachte an Stauffer, und daran, dass es wohl einzig ihr jugendliches Alter gewesen war, das ihm und Benja ein ähnliches Schicksal wie das ihres übereifrigen Scharführers erspart hatte. Zumindest vorerst... denn ein Geheimnis, das man so lange gehütet hatte, würde man wegen ihnen ganz sicher nicht preisgeben wollen. Viel eher, so befürchtete Markus,

würde man ihnen wohl trotz einiger moralischer Bedenken im Zweifelsfall einfach ihre jungen Kehlen durchschneiden.
„Und wenn sich doch einmal jemand für euch interessiert?“, fragte Benja skeptisch. „Ein zufällig durch den Wald kommender Wandersmann, eine Behörde, oder die Bewohner der benachbarten Dörfer? Wie konntet ihr euch so lange vor Entdeckung schützen? Ich meine, das ist ne ländliche Gegend hier... aber wir können unmöglich weiter als fünfzig Kilometer von unserem Wohnort entfernt sein.“
Ihr „Gastgeber“ lächelte süffisant.
„Wisst ihr, in hunderten von Jahren im Versteck lernt man einfach gewisse Taktiken, sich solche unerwünschten Besucher vom Hals zu halten. Egal ob Ausweise, Bescheinigungen oder Urkunden... niemand fälscht sie so gut und glaubwürdig wie wir. Wir zeigen bei Bedarf jedem das Formular, das er gerne von uns sehen möchte.
Und für Nachbarn oder zufällig vorbeikommende Wandersleute sind wir nichts als ein unbedeutender Weiler mitten im Nirgendwo, voller langweiliger Bauern, Bäuerinnen und ungewaschener Kinder, wie es sie im deutschen Reich zu Tausenden gibt.“
Mit diesen Worten erhob er sich und deutete auffordernd in Richtung Tür.
„Na los, kommt, lasst uns ein wenig nach draußen gehen, dann zeig ich euch alles! Ihr habt sicher noch eine Menge Fragen. Mal sehen, ob ich ein paar davon beantworten kann. Und danach dürft ihr mit uns an einem unserer legendären Festmahle teilhaben.“

Benja sprang auf und schloss sich dem vorausgehenden Nemo an, während Markus deutlich weniger euphorisch hinterhertrottete. Er hatte in der Tat viele Fragen. Ganz besonders hätte ihn interessiert, ob sie jetzt entführt oder bloß eingeladen waren, und ob es sich bei dem angebotenen Essen um pure Gastfreundschaft oder um ihre ganz persönliche Henkersmahlzeit handelte.
„Was machst du für ein Gesicht?“, flüsterte Benja nach hinten, während sie durch den nur spärlich beleuchteten Kellergang gingen. „Die Leute hier scheinen doch mal echt in Ordnung zu sein...“
„Das hast du über Stauffer auch mal gesagt, als du betrunken warst.“, erinnerte ihn Markus mahnend.
„Nein.“, korrigierte Benja leicht empört. „Ich habe gesagt, dass es verdammt in Ordnung von ihm war, uns damals in der Jägerstube einen Schnaps zu spendieren, anstatt uns hochkantig auf die Straße zu werfen. Das ist ja wohl ein ziemlicher Unterschied!“
„Wenn du meinst. Jedenfalls sollten wir wachsam bleiben. Im Grunde sind das hier Geächtete, Benja... Gesetzlose! Egal, wie romantisch sich das in seiner Erzählung auch angehört haben mag.“
„Ja, ist ja gut.“, erwiderte Benja, darauf bedacht, dass ihn der vorauslaufende Nemo nicht hören konnte. „Aber wir können ja wohl wachsam sein und trotzdem ein bisschen Spaß haben, oder?“
Markus nickte geduldig… schließlich kannte er seinen Freund und dessen schier unstillbaren Freiheitsdurst gut genug, um zu wissen, wie sehr ihn die abenteuerliche Geschichte von Cyrus van Ganten und den Gegenweltlern fasziniert haben musste.

Sie stiegen die steinerne Treppe hinauf, die sie bei ihrer Ankunft so unsanft hinuntergestoßen worden waren. Dann ging es durch einen schmalen, notdürftig verputzten Flur und eine niedrige Holztür hinaus ins Freie.
Markus zählte im fahlen Dämmerlicht sechs oder sieben Bauernhäuser, die in einer Art Kreis um das Gebäude, aus dem Markus und Benja kamen, angeordnet waren.
Schräg gegenüber wuchteten ein paar Kinder gerade übereifrig mehrere Heuballen von einem dort abgestellten Anhänger... amüsiert beobachtet von einem alten Mann mit langen, grauen

Haaren, der nur wenige Meter daneben an einer Scheunenwand lehnte und in aller Seelenruhe die Klinge seiner großen Sense polierte.
Tatsächlich... da war nichts, was diesen Ort auf den ersten Blick von den vielen anderen kleinen Ansiedlungen, die es in dieser Gegend gab, unterschieden hätte. Abgesehen höchstens von einem etwa zwölf oder dreizehn Jahre alten Jungen, der neben einem kleinen Tomatenbeet auf einem Stuhl saß und gedankenversunken Geige spielte, was irgendwie so gar nicht in diese klischeehafte Bauernkulisse passen wollte.
„Seht ihr den da?“, meinte Nemo und zeigte auf den jungen Musiker mit den glatten blonden Haaren, der die drei noch immer nicht bemerkt zu haben schien. „Das ist D’Artagnan. Noch vor etwas mehr als einem Jahr hieß er Otto und war auf einer strengen Militärakademie, in die ihn seine adligen Eltern abgegeben hatten. Mit Stockschlägen und harten Strafmaßnahmen sollte aus ihm ein ordentlicher Preuße gemacht werden.
Aber das wollte er nie sein. Er wollte einfach nur Abenteuer erleben, wie in den Geschichten der drei Musketiere. Ja, er wollte ein Freund und ein Held sein. Doch das hat keinen der Erwachsenen interessiert.
Eines Nachts fasste er daher den Entschluss, wegzulaufen... einfach nur weg, egal wo hin. Denn er wäre lieber verhungert, als sich von irgendjemandem die Seele rauben zu lassen.
Er hat sich dann eine Weile als Bettler in der anonymen Großstadt herumgeschlagen, bis er schließlich einem von uns begegnet ist. Nun, und seitdem ist er hier.
Niemand erzählt ihm mehr Märchen über den Sinn seines Lebens, niemand bestimmt mehr, wann er schlafen zu gehen hat und wem er für was dankbar sein muss. Er ist auf dem besten Weg, eine richtig starke, unbeugsame Persönlichkeit zu werden... ein edler Held, wie er Cyrus van Ganten im Kopf herumgespukt haben muss, als er damals alle Zelte hinter sich abbrach, um von dieser Welt zu retten, was noch zu retten war.“

Während sie weitergingen, schauten Benja und Markus mehrmals fasziniert zu dem Jungen zurück.
Ein edler Held zu sein, eine große Familie zu haben, die einen so akzeptierte, wie man ist, seine geheimsten Träume ausleben zu können... von dieser Vorstellung war keineswegs nur Benja begeistert. Auch Markus konnte sich dem Eindruck, den die berührenden Geigenklänge und Nemos vor väterlichem Stolz leuchtende Augen auf ihn machten, kaum entziehen.
„D’Artagnan, Nemo...“, wunderte sich Benja. „Seid ihr hier zufällig alle Jules Verne-Fans?“
Nemo verzog das Gesicht zu einem leichten Grinsen.
„Also „Die Drei Musketiere“ ist immer noch von Alexandre Dumas, so weit ich weiß... Aber natürlich mögen einige von uns Jules Verne. Vielleicht auch deshalb, weil einer meiner Vorfahren ihm mal in einem Cafe begegnet ist und ihm den entscheidenden Tipp für sein neues Buch geliefert hat. 20.000 Meilen unter dem Meer...“
Benja, der schon seit jeher ein Faible für Abenteuerbücher jeglicher Art hatte, hielt das mehr oder weniger für einen schlechten Scherz.
„Heißt das etwa, die Idee dazu ist von euch?“
„Eine Idee...“, erwiderte Nemo nachdenklich. „Eine Idee gehört niemandem, mein junger Freund. Man kann sich höchstens daran erfreuen und sie weiterreichen. Aber soetwas wie Urheberrechte kennen wir hier nicht.“
„Ihr könntet aber möglicherweise viel Geld verdienen, wenn ihr das einklagen würdet.“, antwortete Benja durchaus ernstgemeint, während sie an dem alten Mann mit der Sense vorbeigingen.
Der nickte ihnen freundlich zu, und Nemo und die beiden Jungs erwiderten seinen Gruß.
„In eurer Welt vielleicht.“, murmelte Nemo. „Hier bei uns sind Ideen nicht zum Geldverdienen da, sondern um ihrer selbst willen. Das ist etwas, was die Menschen außerhalb unseres Dorfes schon vor langer Zeit verlernt haben. Nicht zuletzt deshalb werden ihre Ideen auch immer unsinniger...“

„Wer war denn der Alte gerade?“, schaltete sich Markus wieder ins Gespräch ein, denn der Typ strahlte trotz seiner bäuerlichen Kleidung und dem zotteligen grauen Bart irgendetwas ungeheuer Würdevolles aus. In etwa so hatte sich Markus immer einen edlen König in den alten Rittersagen vorgestellt.
„Das ist Odessa.“, erklärte Nemo bereitwillig. „Er ist hier in der Gegenwelt aufgewachsen. Einen besseren Schwertkämpfer und Bogenschützen werdet ihr im ganzen deutschen Reich nicht mehr finden. Und darüberhinaus ist er einer unserer klügsten Köpfe. Also wenn ihr mal irgendein Problem habt und nicht mehr weiterwisst, geht einfach zu Odessa und bittet ihn um Rat. Er wird euch mit Sicherheit weiterhelfen.“
Markus schaute noch einmal unauffällig zu ihm zurück, wie er da im Zwielicht stand und sich wieder gewissenhaft seinem Werkzeug widmete.
„Und diesen Namen, Odessa... hat er sich den auch selbst gegeben?“
„Oh, Odessa hatte schon viele Namen.“, antwortete Nemo. „Du kennst das ja sicher auch... manchmal hat man einfach das Bedürfnis, etwas an sich zu verändern. Einen neuen Haarschnitt, ein neues Aussehen... oder eben ein neuer Name.“
„Aber wenn das jeder so machen würde, bräche vermutlich das totale Chaos aus, oder nicht?“, fragte Markus neugierig weiter.
Doch Nemo lächelte nur und deutete mit einer Geste über die kleine Ansiedlung.
„Siehst du hier irgendwo Chaos? Ich könnte meinen Namen in dieser Nacht fünfzig mal wechseln... und trotzdem würde morgen noch jedes einzelne Haus an seinem Platz stehen, und niemand würde verhungern oder über seinen Nächsten herfallen.
Eine Ordnung, die wegen soetwas simplem wie geänderten Namen im Chaos versinken würde, wäre es nicht wert, bestehen zu bleiben. Findest du nicht auch?“
„Ich weiß nicht...“, antwortete Markus. „Ich glaube, das würde mich total verwirren, wenn ich mir ständig neue Namen merken müsste.“
Nemo nickte verständnisvoll.
„Natürlich. Es ist ja auch nicht so, dass wir uns ständig umbenennen würden. Aber es tut gut, die Gewissheit zu haben, dass wir es jederzeit könnten.
In eurer Welt hingegen, da bist du doch von Geburt an dazu verdammt, das zu sein, was auf einem Stück Papier über dich geschrieben steht... und im Zweifelsfall wird einem seelenlosen Ausweis mehr Macht und Aussagekraft eingeräumt als dem Willen eines lebendigen Menschen.
Daran seht ihr doch schon, wie da draußen die Prioritäten verteilt sind. Das Wichtigste ist erstmal die Ordnung, und dass alles seine bürokratische Legitimation erhält. Der Einzelne und dessen individuelle Wünsche kommen erst ganz zum Schluss.
Und so lange Kinder in einer solchen Welt aufwachsen müssen, wo staatliche Kontrolle über die eigene Identität als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wird, braucht man sich wahrlich nicht zu wundern, wenn dann eines Tages soetwas wie der Nationalsozialismus dabei rauskommt.“

Einen Moment lang überlegte Markus, wie er gerne genannt werden würde... natürlich rein hypothetisch, denn es wäre ihm ganz sicher nicht in den Sinn gekommen, sich den Gegenweltlern anzuschließen oder auch nur länger als unbedingt nötig in ihren Reihen zu verweilen.
Trotzdem konnte er nicht leugnen, dass ihm die seltsame Ungezwungenheit dieser Leute gefiel.
Und wenn er ganz ehrlich war, hätte er auch gerne mal Nemo heißen wollen... oder vielleicht D’Artagnan. Aber ihm war klar, wenn er morgen zu seinen Eltern ginge, zu seinen Freunden und den Kameraden aus der HJ, um ihnen mitzuteilen, dass sie ihn von nun an „Nemo“ nennen sollten... man würde ihn doch bloß auslachen. Alle würden ihn für einen Irren halten.

Mit Ausnahme von Benja natürlich. Benja könnte das sicher verstehen. Er würde ihn Nemo nennen, wenn Markus es wollte.
Beste Freunde verstanden so was.
Und der Umkehrschluss... dass diejenigen, die das nicht verstehen wollten, dann auch nicht seine Freunde waren?
„Jetzt lass dich bloß nicht von denen einlullen!“, besann sich Markus dann allerdings rechtzeitig wieder, bevor er noch weiter in die befremdliche Gedankenwelt der Gegenweltler hineingezogen wurde. „Du bist hier die verdammte Geisel! Und das Einzigste, worüber du in dieser Situation nachdenken solltest, ist, wie du zusammen mit Benja so schnell wie möglich von hier verduften kannst.“

Während das Geigenspiel hinter ihnen zunehmend leiser wurde, erzählte Nemo Benja von den Bewohnern eines bestimmten Hauses, das sich schräg gegenüber am Waldrand befand. Zwei Schwestern, die einander liebten... die sich ewige Treue geschworen hatten und nun wie Mann und Frau zusammenlebten.
„Das ist ganz normal bei uns.“, fügte er erklärend hinzu. „Hier bei uns liebt jeder, wen und wie viele er will, und keiner zwingt dem anderen dabei irgendwas auf. Und ich muss sagen, das Einzige, was mich jedesmal verwundert, wenn ich darüber nachdenke, ist die Tatsache, dass das so viele Menschen da draußen anders sehen und nichtsdestotrotz davon überzeugt sind, in einer freien und glücklichen Welt zu leben.“
Markus wunderte inzwischen ja überhaupt nichts mehr... nicht einmal, dass Benja daraufhin sogar noch zu Nemo sagte, wie toll und aufregend er das alles fände, und wie gerne er noch mehr von der Gegenwelt und deren Bräuchen erfahren wollte.
Wieder musste Markus nur daran denken, wie man wohl draußen im Reich auf diese „Bräuche“ reagieren würde. Galt eine Frau, die eine andere Frau liebte, dort nicht als geisteskrank? War es nicht so, dass Menschen, die sich mit ihren Geschwistern auf eine sexuelle Beziehung einließen, ins Zuchthaus oder an den Galgen kamen?
Dennoch behauptete dieser Nemo nun, dass das alles falsch war... und dass sie, die Bewohner der Gegenwelt, einen anderen, einen besseren Weg kannten.
Was würde er wohl als Nächstes erzählen? Dass die Menschen fliegen konnten, wenn sie nur heftig genug mit den Armen ruderten?

„Aber... aber in der Bibel steht doch, dass Gott das nicht gewollt hat, nicht wahr?“, versuchte Markus, Nemo wenigstens ein Stück von der Sicherheit zu nehmen, mit der er ihnen die Ideen der Gegenwelt verkündete. „Und es leuchtet doch auch ein, irgendwie. Frauen können untereinander kein Kind machen, und sie haben doch auch nicht die anatomischen Voraussetzungen, um den... naja, den Geschlechtsvorgang miteinander richtig ausleben zu können...“
Nemo lachte herzhaft, und Markus konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass er über ihn und seine Frage lachte.
„Die Bibel, mein skeptischer junger Freund, ist nun wirklich nicht der richtige Ratgeber für solche Fragen. Ohne dieses Buch... ohne diesen Glauben, dass da ein Gott ist, dessen Willen nur die Pfaffen und eine bestimmte Kirche wirklich kennen, wäre die Menschheit in ihrer geistigen Entwicklung schon mindestens eineinhalbtausend Jahre weiter.
Vieles, was bei den alten Griechen und Römern selbstverständlich war, mussten die Menschen unzählige Generationen später erst wieder mühsam erlernen... unter anderem ein gesundes Verhältnis zum eigenen Körper und zur eigenen Sexualität.
Also begründe besser nie wieder etwas mit dieser lausigen Märchensammlung! Glaub mir, Cyrus hat wesentlich bessere Bücher geschrieben. Aber weil er zu wenige seiner Kritiker und Konkurrenten erschlagen hat, wurden seine Bücher eben nie so populär wie die der Kirche.“

„Tschuldigung.“, murmelte Markus kleinlaut. Er hätte sich ja eigentlich denken können, dass die Kirche bei den Gegenweltlern genauso unbeliebt war wie das meiste andere aus der Welt, in der er und Benja aufgewachsen waren.
„Versteh mich nicht falsch: Ich habe nichts gegen Jesus.“, schob Nemo erklärend hinterher. „Nichts gegen „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“... nichts gegen das revolutionäre Potential in seinen Aussagen. Ganz im Gegenteil.
Um ehrlich zu sein, ich glaube sogar, Jesus von Nazareth war nichts anderes als ein früher Gegenweltler! Überleg es dir: Eine Gruppe Männer und Frauen, die wie eine Familie durch die Lande zogen, die die Menschen aufklären wollten, die von Frieden sprachen und davon, dass jedem Gerechtigkeit widerfahren solle. Sie ließen sich taufen, legten sich also andere Namen zu. Sie waren zum größten Teil Ausgestoßene, die in der Gesellschaft keine Zukunft mehr gehabt hätten... arme Bauern, Fischer, Verbrecher, Huren... und ja, ich wette mit dir, auch Schwule und Lesben! Und später, als sie es sich mit der Staatsgewalt verscherzt hatten, verschwanden sie in den Untergrund, um von dort aus weiter ihre Lehren zu verbreiten...
Das alles kommt mir irgendwie ziemlich bekannt vor.“
Benja kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf.
„Das heißt also, es ist eurer Meinung nach keine Sünde, jemanden vom eigenen Geschlecht zu lieben?“
„Sünde, Sünde...“, murmelte Nemo kopfschüttelnd. „Die größte Sünde der Menschheit war es vielleicht, dieses Wort überhaupt erst erfunden zu haben. Es wirkt so endgültig... und das soll es ja auch. Damit sich keiner mehr traut, es zu hinterfragen.“
Er blickte sich kurz suchend um und deutete dann auf einen faul in der Wiese liegenden schwarzen Kater.
„Habt ihr beiden euch schonmal überlegt, wieso die alten Ägypter Katzen als heilig verehrt haben, während sie bei uns als gewöhnliche Haustiere gelten, und man sie in China ohne jegliche Gewissensbisse häutet und in die Suppe wirft?
Ich verrate es euch: Weil die Entscheidung darüber, was heilig ist und was nicht, was normal ist und was pervers, in der Regel der jeweilige Kulturkreis für uns übernimmt, in dem wir heranwachsen... die Vorfahren, der Staat, unsere Sittenwächter. Viel zu selten bestimmen wir das durch den Gebrauch unseres eigenen Verstandes.
Irgendwer hat sich vor ein paar tausend Jahren einfach mal die Freiheit herausgenommen, das so festzulegen, und heute leben alle wie selbstverständlich danach, anstatt dass sie sich die selbe Freiheit, die sich ihr Vorfahre damals genommen hat, auch zu nehmen trauen... nämlich ganz für sich selbst zu definieren, was richtig und was falsch ist.“
„Ich weiß nicht.“, warf Markus kritisch ein. „Gibt es nicht gute Gründe dafür, dass sich nur Männer und Frauen lieben dürfen? Ich meine, zu viele Schwule könnten schließlich der deutschen Rasse schaden, weil es dann zu wenig Nachwuchs gibt...“
„Und?“, fragte Nemo wenig begeistert.
„Na, dann würde unser Volk irgendwann nicht mehr konkurrenzfähig sein, nicht wahr?“
„Und?“, erwiderte Nemo.
„Und...“, überlegte Markus angestrengt. „Na, dann würde eventuell ein anderes Volk, bei dem Homosexualität verboten ist und das daher mehr Nachkommen zeugen kann, unser Volk besiegen. Das deutsche Volk würde aussterben.“
Nemo blieb kalt.
„Und?“, fragte er erneut.
„Dann... dann gäbe es eines Tages unser Volk nicht mehr!“, argumentierte Markus.
„Und?“, übernahm plötzlich völlig unerwartet Benja den Part von Nemo und starrte Markus mit einem merkwürdig angriffslustigen Blick in die Augen. „Wenn unsere Knochen schon lang in der Erde verrotten, kann es uns doch scheißegal sein, ob jetzt die Juden, die Russen oder die Deutschen die Sonne dieser Welt genießen! Oder findest du, das Überleben einer Rasse unter vielen ist es wert, dafür zu morden und anderer Menschen Leben zu zerstören?“

„Ich finde einfach, dass es keinen Sinn machen würde, Homosexualität zu erlauben, wenn dies letzten Endes doch nur zur Folge hätte, dass diejenigen Völker, die nicht schwul sind, unser Volk ausrotten und die Homosexualität dann wieder verbieten.“, versuchte Markus, die anderen mit einem Gedankengang zu überzeugen, den er in jenem Moment eigentlich als ziemlich einleuchtend empfand.
„Du argumentierst wie ein Nazi!“, empörte sich Benja daraufhin wesentlich heftiger als erwartet. „Kannst ja nachher mal fragen, ob sie dir deine Uniform zurückgeben.“
Markus konnte kaum fassen, dass Benja auf einmal auf Nemos Seite zu stehen schien, denn bislang war sein Freund eigentlich immer hundertprozentig hinter ihm gestanden, wenn sie mit Dritten über irgendetwas Strittiges diskutiert hatten.
„Bist du jetzt zu ihnen übergelaufen, oder was?“, verschaffte er seiner aufsteigenden Empörung Luft, ohne sich um den nebendran stehenden Nemo zu kümmern. „Dann bleib doch gleich hier, wenn es dir hier so gut gefällt, bei deinen rasse- und geschlechtsneutralen Anarchisten!“
„Du kannst mich mal, du blödes Arschloch!“, schimpfte Benja, und stieß Markus wütend von sich weg.
Geschockt von der unerwarteten Härte, mit der ihn sein Freund malträtierte, sprang Markus einen Schritt zur Seite und streckte ihm dann besänftigend die Hände entgegen... denn er wollte ganz sicher keinen Streit mit Benja. Vor allen Dingen nicht jetzt, wo sie wahrlich andere Sorgen hatten.
„Hör auf, Benja, bitte! Krieg dich wieder ein. Vergessen wir den dummen Streit wieder, ja?“
„Ja, hast Recht. Vergessen wir’s!“, antwortete Benja nach kurzem Zögern, wandte sich ab und stapfte dann ohne ein weiteres Wort zu verlieren davon.

Markus schaute erst ratlos seinem Freund hinterher, dann zu Nemo, der während des Streits nachdenklich stehengeblieben war.
„Hören sie... tut mir leid, so hab ich das nicht gemeint!“, versuchte Markus sich für seinen verbalen Ausrutscher zu entschuldigen. „Ich wollte sie mit den „geschlechtsneutralen Anarchisten“ nicht beleidigen.“
„Oh, du hast mich nicht beleidigt.“, versicherte Nemo.
„Aber... aber was regt er sich dann so auf, hä?“, fragte Markus mit skeptischem Blick auf seinen Freund, der sich schließlich einige Meter weiter am Rand eines kleinen Brunnens niederließ.
„Vermutlich hätte er aus deinem Mund lieber andere Worte gehört. Nicht dieses braune Geschwätz von Volk, Rasse und Vaterland, das euch in der Schule beigebracht wird. Oder... oder er ist heimlich in dich verknallt. Das würde seine Reaktion natürlich auch erklären, wenn du mich fragst.“
Markus lachte Nemo ungläubig ins Gesicht.
„Was? Benja? Was reden sie da? Sie kennen ihn doch gar nicht! Benja ist ganz sicher nicht schwul. Sonst wäre ich es wahrscheinlich auch. Außerdem hat er sich ja schließlich in Natalie verknallt, oder irre ich mich da?“
Nemo zuckte gleichgültig mit den Schultern.
„Das ist euer Problem, Junge, nicht meins. Ich weiß nur, dass sich da draußen unzählige Menschen aus Angst davor, von ihrer Herde ausgestoßen zu werden, durch ihr ganzes Leben lügen... nur wegen dieser verdammten gesellschaftlichen Tabus, die letztlich keinem etwas nützen.“
„Benja ist anders!“, antwortete Markus überzeugt. „Benja sagt einem immer geradlinig ins Gesicht, was er denkt. Er würde nie lügen... außer vielleicht... für unsere Freundschaft oder so. Was weiß denn ich.“

Er betrachtete seinen launischen Freund, wie er da im Abendrot saß, mit schmollend vor der Brust verschränkten Armen, und sich demonstrativ darum bemühte, nicht aus Versehen zu Markus und Nemo zurück zu schauen.
Markus wollte zu ihm... ihn um Verzeihung bitten, wie es Benja auch immer tat, wenn er einmal wieder über die Stränge geschlagen und Scheiße gebaut hatte.
Doch eine Bewegung zu seiner Rechten ließ ihn unwillkürlich zusammenzucken.
Da stand auf einmal, völlig aus dem Nichts, dieser schwarzgekleidete Irre, der ihn am Vortag im Wald beinahe abgestochen hatte.
Seine Haare waren schwarz wie die Nacht, seine Gesichtszüge eisig. Ja, eisig... anders konnte man diesen bleichen Teint, diesen zusammengekniffenen Mund und dieses feindselige Funkeln in seinem verbliebenen Auge kaum beschreiben.
„Sieh mal einer an...“, murmelte er finster. „Die Hitlerjugend marschiert wieder.“
„Nicht jede Uniform verbirgt einen Feind, Janosch.“, antwortete Nemo und stellte sich schützend an Markus’ Seite. „Das solltest du doch am Allerbesten wissen. Und bis jetzt haben sich die Kinder auch als recht einsichtig erwiesen.“
Janosch warf Markus einen verächtlichen Blick zu.
„Seid euch eurer Sache nur nicht so sicher, Nemo! Die Außenwelt ist näher als ihr glaubt.“
Dann wandte er sich ab und marschierte, ohne noch einmal auf Markus oder Benja zu achten, geradewegs auf den nahen Wald zu.

„Was zum Teufel hat der denn für ein Problem?“, fragte Markus mit zitternden Lippen, als die gespenstische Gestalt endlich im dunklen Dickicht der Bäume verschwunden war.
Nemo legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.
„Keine Angst. Er ist nicht so schlimm, wie er manchmal erscheint. Er ist nur einsam. Der einsamste Mensch, den ich je kennengelernt habe...“
„Wieso, was ist mit ihm? Woher kommt er?“
Nemo zuckte ratlos mit den Achseln.
„Irgendwie weiß das niemand so genau. Eines Morgens stand er einfach da. Er sagte, er käme von einer Schule, und habe dort unterrichtet. Aber seine blutverschmierte, zerfetzte Offiziers-Uniform und der irre Blick in den Augen erweckten eher den Eindruck, dass er direkt aus der Hölle gekommen sein musste.
Wir fragten ihn, was einen Major der Wehrmacht in unser bescheidenes Bauerndorf verschlagen habe. Doch er kannte unser Geheimnis längst.
„Drum schließ dich an dem neuen Bunde, wenn dir unser Traum gefällt, als Freund’ und Brüder lass uns fechten, für eine neue, bess’re Welt - Das ist hier, hab ich Recht?“, fragte er ungeduldig, und versicherte uns glaubhaft, dass er seine Uniform allein deshalb trug, weil ihr Vorbesitzer keine mehr benötigte und ihm der elegante Schnitt gefiel.
Wie sich herausstellte, war er nämlich überhaupt kein echter Offizier, sondern ein gesuchter Widerstandskämpfer, der im gesamten Reichsgebiet als „Schlächter von Triaczika“ bekannt und berüchtigt ist. Ein Meister der Tarnung und des Partisanenkampfes... aber nach all den Jahren müde vom Krieg und auf der Flucht vor seinen inneren Dämonen.
Nun ja, um ehrlich zu sein, viel mehr wissen wir auch nicht über ihn, denn er redet nicht besonders gern über sein früheres Leben. Höchstens, wenn er mal wieder betrunken ist.“
„Der Schlächter von Triaczika? Was... was hat er denn alles geschlachtet?“, fragte Markus mit ängstlichem Blick in Richtung Waldrand.
„Vor allem deutsche Soldaten, nehme ich an.“, antwortete Nemo. „Gott weiß, was sonst noch. Janosch ist eine Kreatur, die durch den Krieg entstanden ist. Er ist wie der Krieg... gnadenlos und grausam… und es fällt ihm zuweilen schwer, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.
Aber ich glaube, er hat verstanden, dass wir weder das eine noch das andere sind. Er akzeptiert uns, und wir akzeptieren ihn. Wie gute Nachbarn.“

Markus verzog skeptisch das Gesicht, denn er hatte irgendwie so gar nicht den Eindruck, dass dieser Janosch wie der freundliche Nachbar von nebenan wirkte. Ihm erschien er eher wie Graf Dracula, der mit seinem Sarg zur Untermiete im Keller wohnte und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um eines Nachts hervorzukommen und seinen viel zu lange schon unterdrückten Blutdurst zu stillen.
„Und sie vertrauen ihm?“
Nemo lächelte vielsagend.
„Nun, er hat schon mehrmals unter Beweis gestellt, dass wir uns auf ihn verlassen können. Du musst wissen, seit Janosch hier ist, kann keiner mehr einen Fuß in den Wald setzen, ohne dass wir es mitbekommen. Er sieht einfach alles, dort, in den Baumwipfeln, wo er manchmal die ganze Nacht verbringt... Hin und wieder habe ich sogar das Gefühl, er ist soetwas wie ein Schutzengel, der uns in dieser schweren Zeit vor dem Schlimmsten bewahren soll. Auch wenn er manchmal vielleicht etwas überreagiert.“

„He Mark!“
Markus drehte sich nervös um und starrte in Benjas leicht errötetes Gesicht.
„Tut mir leid... tut mir leid, dass ich dich vorhin so angeschnauzt habe.“
„Nein.“, entgegnete Markus abwiegelnd. „Ich denke, es muss eher mir leid tun. Ich wollte dich wirklich nicht verletzen oder sowas.“
Benja grinste und verpasste ihm einen leichten Schubser... allerdings wesentlich freundschaftlicher als zuvor.
„Red keinen Scheiß, Mann. So ne Memme wie du kann mir doch nix anhaben!“
Markus nickte zufrieden, denn so kannte er Benja... und damit war für ihn klar, dass die Sache genauso bereinigt sein würde wie all die zigfachen kleinen Kabbeleien in den Jahren davor.
„Wenn ihr fertig seid, können wir ja langsam rüber zum Feuer gehen.“, meldete sich der allmählich etwas ungeduldig wirkende Nemo zu Wort. „Wir haben zwei Spanferkel auf dem Grill, und jede Menge Bier und Wein. Also kommt, heute feiert und esst ihr wie edle Ritter!“

Kapitel 12

Unweit des Dorfes bahnte sich ein kleiner, wilder Bach seinen verschlungenen Weg durch den Wald.
An seinem sandigen Ufer, zwischen allerlei Farnen und glatten, moosbewachsenen Felsbrocken, züngelte ein mächtiges Lagerfeuer, um das sich auf naturbelassenen Baumstämmen und einigen hölzernen Tischen und Bänken zahlreiche Menschen versammelt hatten.
Es roch nach gegrilltem Fleisch, Bratäpfeln und ofenfrischem Brot. Eigentlich nicht viel anders als damals beim Zeltlager der HJ.
Markus zählte an die zehn Männer, in etwa ebenso viele Frauen und zahlreiche Kinder und Jugendliche, die sich zuerst fröhlich und angeregt miteinander zu unterhalten schienen, aber auf einmal allesamt verstummten, als sie Nemo mit den beiden Freunden die Böschung herunterkommen sahen.
Am liebsten hätte sich Markus sofort ganz dicht hinter Benja verkrochen, denn es war ihm schon immer peinlich gewesen, von so vielen Augen gleichzeitig angestarrt zu werden. Erst recht von solch elitären Augen... denn auch, wenn diese Menschen sich als Bauern ausgaben, in Wahrheit waren sie ja alle große Künstler und Helden, wenn Markus die Worte Nemos richtig verstanden hatte.

„Lasst euch durch uns bloß nicht vom Feiern abhalten!“, meinte Nemo, dem Markus’ Unwohlsein nicht entgangen zu sein schien, zu seinen Leuten. „Heute wird eine lange Nacht

sein. Genau wie immer. Und jeder wird noch genug Zeit haben, sich mit unseren Gästen zu unterhalten. Ach übrigens, das hier sind Markus und Benja.“
Dann fügte er zu den beiden Freunden gewandt hinzu: „Nur keine Furcht vor dem Neuen, Jungs! So mancher, der euch hier scheinbar so skeptisch beäugelt, ist irgendwann einmal ähnlich verwirrt und unsicher wie ihr zu dieser Feuerstelle geführt worden.“
„Das Feuer brennt nämlich jede Nacht!“, fügte ein schmächtiger, dicht am Ufer des Baches sitzender Junge eifrig hinzu. „Jede Nacht seit über vierundsiebzig Jahren!“
Darauf erhob sich der Markus bereits bekannte Valerian, der sich zusammen mit Natalie ebenfalls ganz in der Nähe aufgehalten hatte, von seinem Platz und starrte den beiden mit einem vorwurfsvollen Blick in die Augen.
„Seit vierundsiebzig Jahren, habt ihr gehört?“, lallte er. Es war mehr als offensichtlich, dass er längst den einen oder anderen über den Durst getrunken hatte. „Und wenn es morgen nicht mehr brennt, dann wissen wir ja praktischerweise auch gleich, wem wir das zu verdanken haben!“
„Reg dich ab, Val!“, erwiderte Nemo, und schleuste Markus und Benja schützend an dem nicht gerade erfreut wirkenden Typen vorbei. „Du kennst doch unsere Regeln. Wenn mehr als die Hälfte zustimmt, dass wir einem Gast unsere Welt offenbaren, dann muss sich der Rest damit abfinden oder sich eben mal für eine Nacht von diesem wärmenden Feuer fernhalten.“
„Ja, Nemo. Ja!“, giftete Valerian zurück. „Aber das hier ist nicht ein Gast, das sind verdammt noch mal gleich zwei. Zwei, die übrigens einzig und allein deshalb noch am Leben sind, weil ich neulich unseren notorisch verdrießten Herrn Janosch gerade noch davon abhalten konnte, sie in kleine, handliche Scheiben zu schneiden… falls ich dich daran erinnern darf. Und ach ja, ich vergaß... es sind noch dazu Hitlerjungen. Diener des Bösen! Verbreiter der Finsternis! Verpester des Lichts!“
Natalie warf Nemo einen augenzwinkernden Blick zu. Dann griff sie nach Valerians Hand und führte ihn gutmütig mit sich fort.
„Lass gut sein, Brüderlein. Lass gut sein. Komm, wir machen’s uns drüben im Stall gemütlich.“
Nemo winkte ihnen nachsichtig hinterher.
„Entschuldigt bitte. Er ist sehr impulsiv, und er trinkt zuweilen mehr, als ihm gut tut.“, versuchte er das Verhalten seines jungen Kameraden vor Markus und Benja zu rechtfertigen. Dann wies er ihnen einen freigehaltenen Platz auf einer der Bänke zu, die um die große Feuerstelle herumstanden.
Markus fand es ein bisschen schade, dass sich jetzt schon wieder keine Möglichkeit bieten würde, mit Natalie ins Gespräch zu kommen, setzte sich dann aber artig neben einen großen, langhaarigen Typen, der ihm zurückhaltend zunickte und sich als „Byron“ vorstellte. Zu Markus’ Linken gesellte sich Benja, bevor auch Nemo seinen Platz an Benjas Seite einnahm.
„Ihr merkt schon, dass es eine nicht ganz unumstrittene Entscheidung war, euch hier an unserem Feuer teilhaben zu lassen.“, erklärte ihr Gastgeber ohne lang drum herum zu reden. „Aber ich hoffe mal, dass die Mehrheit damit Recht behält, euch vertraut zu haben.“

Markus und Benja starrten gebannt in die lodernden Flammen, die die Gesichter der gegenüber sitzenden Menschen unwirklich und vage erscheinen ließen... wie aufleuchtende und wieder erlöschende Irrlichter, die im Glanz des Feuers für kurze Zeit ihre ursprüngliche menschliche Gestalt zurückerlangten. Und auch, wenn Markus in diesem Moment tausend Fragen durchs Gehirn rasten, wollte doch keine einzige von ihnen den Weg über seine Lippen finden.
„Macht ihr das immer so?“, brach schließlich Benja das unbehagliche Schweigen. „Euch bei all euren Entscheidungen nach dem Willen der Mehrheit zu richten, wie in einer Demokratie?“

Nemo legte sorgfältig eine große Kartoffel und ein Stück Brot auf einen Rost am Rand der Feuerstelle, bevor er sich zu dem ungeduldig mit den Füßen wippenden Benja wandte.
„Wenn du so willst, wie in einer Demokratie, ja.“, erwiderte er. „Mehr als die Hälfte soll es sein, dann lädt man dich zum Gastmahl ein.“
„Doch um für immer hier zu bleiben, muss sich ein jeder dir verschreiben.“, ergänzte der Langhaarige neben Markus. „So halten wir das hier. Für ein neu aufgenommenes Mitglied muss jeder Gegenweltler zustimmen. Wogegen eine einfache Mehrheit entscheidet, ob du hier für einen oder mehrere Tage als Gast willkommen bist.“
„Ja, das machen wir schon seit den Anfangstagen so, als sich Cyrus und seine Freunde ein paar hundert Kilometer südlich von hier niedergelassen haben.“, erklärte Nemo. „Demokratie ist ein hohes Gut. Auch wenn Valerian jetzt sicher anmerken würde, dass eine jede demokratisch gefällte Entscheidung maximal so weise ist wie die Mehrheit der Wahlberechtigten.“
„Pah. Valerian soll erstmal seinen Rausch ausschlafen!“, spottete eine rothaarige, robuste Frau um die vierzig, die an einem der mit Teller und Salatschüsseln vollgestellten Tische hinter Nemo saß.
„Lass dich von den Miesmachern nicht einschüchtern, Junge!“, sagte sie dann in Richtung von Markus und klopfte ihm energisch auf die Schulter. „Die meisten hier waren nichtsdestotrotz der Meinung, dass ihr es wert seid, die Wahrheit zu erfahren.“

Der verlockende Duft von gebratenem Spanferkel zog aufdringlich in Markus’ Nase und erinnerte ihn daran, dass er den ganzen Tag über noch nichts Anständiges gegessen hatte. Dann wurde dicht neben ihm auch noch ein imposantes Bierfass angestochen, und es gab reichlich zu Trinken für alle.
„Feiert ihr eigentlich jeden Abend so heftig, oder jetzt nur wegen uns?“, fragte er Nemo ungläubig.
„Bei so vielen Leuten hat doch immer jemand Lust zu feiern.“, erklärte der, und nahm sich ein Brötchen aus einem unter ihm auf dem Boden stehenden Korb.
„Wer zu müde dazu ist, der haut sich eben aufs Ohr und schläft.“
Schließlich überwand auch Markus seinen Stolz, schenkte sich ein Bier ein und genehmigte sich sogleich einen kräftigen Schluck.
„Wissen sie, ich bin es irgendwie gewohnt, dass man nur zu besonderen Anlässen feiert. Wenn es ein Jubiläum gibt, zum Beispiel, oder wenn wir vom Gauleiter eine Auszeichnung überreicht bekommen.“, versuchte er Nemo seinen Standpunkt zu erklären.
„Wann es etwas zu feiern gibt, sollte einem einzig sein Herz sagen... und nicht der Kalender oder der beschissene Gauleiter.“, entgegnete Nemo.
„Ich wette mit euch: In fünfzig Jahren werden die jungen Menschen Feste feiern können, wo und wann immer sie wollen. Ohne dass sich irgendwer daran stören wird!“, mischte sich irgendwo hinter Markus ein weiterer Gegenweltler in die Unterhaltung ein. „Wir sind unserer Zeit einfach nur mal wieder ein paar Jahrzehnte voraus.“
Diese Vorstellung gefiel Markus.
„Aber sie werden es dann nicht mehr zu schätzen wissen.“, ergänzte Nemo amüsiert, der sich mittlerweile schmatzend an einer dicken Keule zu schaffen machte. „Sie werden vielmehr ständig mit einem Bierkrug in der Hand herumlaufen und gröhlen: „Früher war alles besser!““
Benja schüttelte grinsend den Kopf.
„Ach nee! Glauben sie wirklich, dass die Menschen so dumm sein könnten? Also ich würde es einfach nur genießen... und zwar jeden Tag aufs Neue!“
„Du vielleicht, ja.“, versuchte ihm Nemo zu erklären. „Dir ist die Freiheit ähnlich heilig wie uns, nicht wahr? Doch die meisten Menschen setzen leider andere Prioritäten.
Sie kultivieren ihre Ordnung und freuen sich, wenn am Ende dabei noch ein bisschen persönliche Freiheit für sie rausspringt. Aber wenn du mich fragst, sollten sie besser ihre

Freiheit kultivieren, und das bisschen Ordnung, das dadurch entsteht, als netten Bonus betrachten. So lange das nicht der Fall ist, wird die Freiheit in ihrer Welt immer den schalen Nachgeschmack eines zufällig entstandenen Abfallprodukts haben.
Und dementsprechend sind auch ihre Feste. Kurze, vergängliche Unterbrechungen eines Lebens voller Stress und Ungemach... anstatt dass sie Stress als eine kleine Unterbrechung ihrer großen Lebens-Feier ansehen würden."
Mit diesen Worten erhob sich Nemo, um an einem der Tische hinter sich, an dem es ungewöhnlich laut zuging, nach dem Rechten zu sehen.
„Ich glaube, langsam verstehe ich euch...", flüsterte Markus, ohne dass ihm jemand zugehört hätte, und beobachtete die mittlerweile ausgelassen feiernde Menge.
Ein alter Zigeuner spielte Gitarre und sang dazu herzergreifend, während einige der anderen Gegenweltler im Takt der Musik um das Feuer herumtanzten. Unter ihnen auch der junge D'Artagnan, der Markus freundlich zulächelte, als sich für einen kurzen Moment ihre Blicke trafen.

Egal ob Sonnwendfeiern, Trinkgelage oder Hochzeiten… Markus war schon immer gern im Kreis von Menschen gewesen, die so wild umhertanzten und fröhliche Lieder sangen. Vielleicht, weil ihm die meisten von ihnen so, wie sie sich dort gaben, ungemein lieber waren als im Alltag.
Im Alltag verhielten sich vor allem die Erwachsenen oft reserviert, achteten akribisch auf ihre Kleidung, ihren guten Ruf... bemühten sich, nach Möglichkeit nicht wie ein Mensch, sondern wie ein gut funktionierendes Zahnrad im hektischen Weltengetriebe zu wirken. Genau, wie es Cyrus van Ganten in seinen Gedichten so treffend formuliert hatte.
Beim Feiern hingegen schien noch einmal für kurze Zeit ihr wahres, unverkleidetes Ich zum Vorschein zu kommen. Selbst spießige Amtsgerichtsdiener, die den Großteil ihres Daseins nur stur Befehle ausführten oder andere durch ihre staatsgegebene Autorität einschüchterten, konnten auf Festen ein Bierglas schwenken, einem kumpelhaft unter den Arm fassen und wie selbstverständlich Laute von sich geben, die so garantiert nicht in ihren Dienstvorschriften standen... als ob sie für einen kleinen Augenblick zurückgefallen wären in jene unbekümmerten Jahre der Jugend, in denen man des nachts nicht davon träumte, dass am nächsten Tag wieder eine Menge Arbeit auf einen wartete, sondern von hemmungslosem Sex, von der Freiheit, alles tun zu dürfen, was einem in den Sinn kam, und vom feuchtfröhlichen Beisammensein mit guten Freunden.

Der Takt der Musik wurde schneller. Was immer da gespielt wurde, es war kein Lied, das Markus schon einmal bei einem Dorffest aufgefallen wäre. Es hörte sich eher nach einer russischen oder polnischen Volksweise an, mit einem treibenden Rhythmus, dessen auffordernder Leichtigkeit sich Markus' Beine nur schwer entziehen konnten.
„Und, gefällt dir unsere Art, den Tag ausklingen zu lassen?", wandte sich die rothaarige Frau von vorhin an Markus, die sich gerade noch eines der aufgebackenen Roggenbrote vom Feuer genommen hatte.
Fast ein wenig erschrocken, so abrupt aus seinen Gedanken gerissen worden zu sein, nickte Markus nur kurz mit dem Kopf und sagte „Ja, klar..."
Er wollte noch etwas hinzufügen, doch dann fiel sein Blick auf Benja, der wie in Trance durch das Feuer hindurchstarrte und keines der Gespräche an seiner Seite mehr wahrzunehmen schien.
Markus beugte sich ein wenig rüber zu seinem Freund, um eine vergleichbare Perspektive wie er zu bekommen.
„Siehst du das?", fragte Benja auf einmal und deutete fasziniert auf die andere Seite der Grillstätte. Dort, im flackernden Schein der umhertanzenden Flammen, lagen zwei halbnackte

junge Männer und eine Frau, die sich zu dritt und auf eindeutig sexuelle Weise miteinander vergnügten.
Niemand der anderen schien sich daran zu stören... genausowenig, wie es einen der drei zu stören schien, dass irgendwer etwas Schlechtes über sie denken könnte.
„Ich weiß nicht, irgendwie wären mir da zu viele Zuschauer...“, murmelte Markus sichtlich irritiert.
„Nein, ich meine nicht nur die da drüben.“, erwiderte Benja. „Sondern das alles hier! Zu meiner Linken sitzen beispielsweise zwei und diskutieren schon die ganze Zeit über irgend so ein altes Theaterstück. Da hinten bei der Bachbiegung sind vier Jungs, die sich mit Ästen und Stroh eine Art Baumhaus gebaut haben und Robin Hood spielen. Und vorhin haben hinter uns zwei Mädels einen total abgefahrenen fernöstlichen Kampfstil vorgeführt... ganz ohne Waffen, aber mächtig gefährlich!“
Benja schaute dem immer noch in seine Richtung gebeugten Markus fasziniert in die Augen.
„All das, was uns Nemo über die Gegenwelt erzählt hat... es ist die Wahrheit, Mark! Die Wahrheit! Die Menschen hier sind tatsächlich etwas ganz Besonderes. So edel, so ungezwungen, so frei... wie an der Tafelrunde von König Arthur in der Sage.“
„Stimmt schon irgendwie.“, entgegnete Markus. „Ist ziemlich dufte hier. Aber weißt du, das hab ich auch schon ein paar Mal gedacht, als wir zusammen mit unseren Kameraden einen gesoffen haben. Auch da dachte ich: Juhu, alle haben sich lieb, alle Menschen sind eine große Familie. Aber was ist am nächsten Tag noch davon übrig?“
„In der Welt da draußen... nichts!“, erklang auf einmal Nemos Stimme, der sich just in diesem Moment mit einem prall gefüllten, steinernen Weinkrug in der Hand wieder zu den beiden Freunden gesellte. „Denn dort reißt dich spätestens am nächsten Morgen die Pflicht mit ihren eisigen Klauen rücksichtslos aus deiner Feiertagslaune. Aber hier bei uns gibt es keine Pflicht, keinen Alltag, kein böses Erwachen.
Mit den Menschen, die ihr hier seht, könnt ihr auch morgen in nüchternem Zustand noch genauso ungezwungen plaudern wie heute Nacht.
Niemand wird versuchen, den unnahbaren, maskierten Erwachsenen zu mimen, den man siezen und möglichst distanziert behandeln muss, damit er einen nicht beleidigt vor Gericht zerrt. Und keiner von uns wird euch pflichtbesessen aus euren Betten peitschen, wenn ihr lieber noch euren Rausch ausschlafen wollt.
In gewisser Weise ist die Gegenwelt so etwas wie ein immerwährendes Ferienlager. Und wenn ihr mich fragt, seid ihr dem uralten Menschheitstraum von der ewigen Jugend hier bei uns näher als irgendwo sonst auf diesem Planeten.
Körperlich altern wir natürlich genau wie ihr, wenn auch ein bisschen langsamer. Im Geiste jedoch lebt die Jugendzeit in uns fort... so, wie es eigentlich seit Anbeginn der Zeit für uns Menschen vorgesehen war.“
Er drehte sich kurz nach hinten, um einem jungen Burschen, der ihn darum gebeten hatte, seine kleine, handgeschnitzte Flöte auszuhändigen. Dann wandte er sich wieder zu Markus und Benja und schaute ihnen mit einem gütigen Blick in die Augen.
„Wir sehen uns nicht als Abweichler, versteht ihr? Wir glauben vielmehr, dass wir zurück auf den rechten Pfad gehen, den die Menschheit schon vor vielen tausend Jahren ahnungslos verlassen hat.
Glaubt mir, es war nie geplant, dass sich Menschen so verhalten, wie es heute die Erwachsenen tun. Es war nie von der Natur vorgesehen, dass sie sich Adelstitel geben oder mit „Herr Oberstudienrat“ anreden. Es war nie geplant, dass sie als Kinder auf Kommando stillsitzen müssen und nicht widersprechen dürfen... oder dass sie später jahrelang dafür schuften, ein größeres, schöneres Haus als ihr Nachbar zu bauen, nur um dann Neid und bitteren Hass auf diesen zu empfinden, wenn der sich irgendwann zusätzlich noch ein Automobil leisten kann.

All diese Verhaltensweisen sind letztlich bloß Ausdruck der menschlichen Degeneration… einer schleichenden, sich durch die Jahrhunderte immer weiter verstärkenden sozialen Krankheit, vor der wir bereits vor langer Zeit geflohen sind.
Schon Cyrus hat damals gesehen, wie viel Potential in einem jeden einzelnen Menschen steckt, und wie wenig die meisten angesichts der krankmachenden Umgebung, in der sie aufwachsen, daraus machen können. „Ich liebe die Menschen für das, was sie sein könnten... aber ich verachte sie für das, was sie sind!“, soll er damals zu seinen Getreuen gesagt haben, als sie vor dem wachsenden Unverständnis ihrer Zeitgenossen in den Untergrund flüchten mussten. Und siehe, er hat Recht behalten... bis heute.“
„Ja, bis heute...“, dachte Markus, dem das in dieser von Wein, Musik und fröhlichen Menschen geschwängerten Atmosphäre auf einmal ungemein logisch erschien.

„Ein Ort mit anderen Gesetzen
ein Hort der Edelmütigkeit
verflucht, verdammt und angespiehn
nur weil ihr noch nicht mündig seid“

Dieser Teil des Gedichts geisterte noch immer durch seine Gedanken, die selten zuvor so bunt und vielfältig gewesen waren wie in diesem Augenblick.
Vielleicht stimmte es ja wirklich, dass die Gegenweltler ihrer Zeit voraus waren, und dass sie sich allein deshalb vor dem Rest der Menschheit verstecken mussten... wie damals, als Wissenschaftler von der Kirche als Ketzer verfolgt wurden, nur weil sie behauptet hatten, dass sich die Erde in Wahrheit um die Sonne drehte...
Heute war diese Tatsache dagegen ganz selbstverständlich, sogar für einen noch so strenggläubigen Katholiken.
Was also, wenn Nemo Recht hatte? Wenn die gesamte moderne Gesellschaft auf einem Denkfehler basierte, und die Menschen lieber jeden, der diesen Irrtum erkannt hatte, ans Kreuz nagelten, als sich eingestehen zu müssen, jahrhundertelang den falschen Göttern geopfert zu haben?
Markus hätte sich ohrfeigen können, dass er sich überhaupt über so etwas Gedanken machte. Schließlich ging es dabei nicht um irgendwelche Fremden, sondern auch um seine Eltern, seinen Großvater, die Leute aus seinem Dorf, die Lehrer an der Schule...
Menschen, die er kannte, und die ganz sicher alle ihre Macken und Fehler hatten. Aber wie hätte sich einer wie Markus, jung und ohne irgendwelche besonderen Fähigkeiten, ernsthaft erdreisten können, über diese Menschen und das Leben, das sie führten, zu urteilen?
Es war wie immer nur der Wein, da war er sich sicher... der Wein und Nemos geschickte Rhetorik, die ihn jetzt in diesen ketzerischen Gedankengängen versinken ließen.
Markus versuchte sich dagegen zu stemmen, um das kühne, benebelnde Weltbild der Gesetzlosen nicht völlig die Oberhand über seinen Verstand gewinnen zu lassen.
Unbeholfen stand er auf und stolperte über den Sand zum Ufer des Baches, wo er sich langsam niederkniete und sich mehrere Handvoll des kühlenden Nasses über seinen heißgelaufenen Schädel kippte.
Er sah zurück zu den anderen... zurück zu dem Feuer, das ihm auf einmal so fern und unwirklich erschien.
Die Menschen schienen weniger geworden zu sein.
Der Zigeuner spielte nicht mehr.
Etwas abseits der anderen stand der alte Odessa. Er hielt fest umklammert eine Schaufel in der Hand, mit der er dicht neben den Bäumen ein tiefes Loch ausbuddelte.
Sofort musste Markus an das Loch denken, in dem sie am Vortag Stauffer gefunden hatten.
Und wo zum Teufel steckte eigentlich Benja?

„Vielleicht ist es besser, wenn ihr uns jetzt verlasst!“, erklang auf einmal Nemos ruhige Stimme in Markus’ Rücken. „Im Westen zieht schon wieder ein Unwetter auf.“
Markus drehte sich überrascht um, erblickte den Alten und Benja, der etwas blass im Gesicht danebenstand und auch nicht mehr so hundertprozentig fit wirkte.
„Heißt das, wir können gehen?“, fragte Markus ungläubig.
Nemo nickte.
„Natürlich könnt ihr gehen! Wegen mir hättet ihr auch schon vor einigen Stunden gehen können. Ihr seid schließlich unsere Gäste, nicht unsere Gefangenen...“
Er machte eine Pause, und schaute erst Benja, dann Markus eindringlich in die Augen.
„Jedoch verlange ich von euch, dass ihr schwört, niemals... niemals, in eurem ganzen Leben... irgendeinem Außenstehenden etwas von dem, was ihr heute Nacht gesehen habt, zu erzählen.“
„Ja, ich schwöre es!“, verkündeten Benja und Markus nahezu gleichzeitig.
Nemo jedoch wirkte von diesem übereilten Gelöbnis nicht gerade überzeugt.
„Ach, das sagt ihr jetzt so dahin. Aber wisst ihr, das würde wirklich jeder in eurer Situation sagen, selbst der ehrloseste Naziverbrecher. Wie können wir euch glauben? Habt ihr überhaupt eine Ahnung, was es bedeutet, etwas zu schwören?
Bereit zu sein, für die Zusicherung zu sterben, die aus deinem Munde kam... das bedeutet es! Doch ihr seht mir ehrlich gesagt nicht danach aus, als ob ihr so weit gehen würdet. Ihr erscheint mir eher ein bisschen wie Hänsel und Gretel, die sich im Wald der Hexe verlaufen haben, und die jetzt ohnehin jedem alles versprechen würden, nur um den morgigen Tag noch erleben zu dürfen.“

Markus konnte nicht genau sagen, wieso... aber irgendetwas an der fröhlichen Festatmosphäre um sie herum schien plötzlich zu kippen.
Vielleicht lag es an dem ungemütlichen Wind, der zunehmend auffrischte und die Haare der Umherstehenden genau wie die Äste der Bäume willkürlich in alle beliebigen Richtungen zerrte. Vielleicht war es das unverständliche Stimmengewirr im Hintergrund, das vom Rauschen der Blätter und der allgemeinen Aufbruchstimmung mehr und mehr erstickt wurde.
Auf jeden Fall war sich Markus sicher, dass es jetzt wirklich allerhöchste Eisenbahn war, den Rückweg nach Hause anzutreten.
„Hören sie, Nemo, wir sind vielleicht nicht so tolle Poeten und Ritter wie ihr es seid. Aber wir sind ehrenwerte Menschen, genau wie ihr. Und wenn wir jemandem was versprechen, dann halten wir es auch!“, verkündete er so überzeugend, wie es ihm in seinem Zustand eben möglich war.
„Jawohl, wir stehen zu unserem Wort... als ob wir nie etwas anderes getan hätten!“, fügte Benja, dessen Zunge sich vom vielen Alkohol schon ein wenig verknotet hatte, deutlich lauter als notwendig hinzu. „Wir sind nämlich nicht irgendwelche Hitlerjungen... sondern wir sind Benja und Mark. Wir sind die Besten der Schlechtesten!“
Nemo grinste und winkte rüber zu einem seiner Leute.
„Ist ja gut… wir werden sehen.“, meinte er knapp, bevor ihm ein junger Kerl von hinten die zusammengefalteten HJ-Uniformen reichte. „Hier, die solltet ihr nicht vergessen! Die anderen Klamotten könnt ihr von mir aus gern behalten, wenn sie euch gefallen... die brauchen wir nicht mehr.“
Markus warf noch einmal einen letzten Blick zurück auf das jetzt immer schwächer werdende Feuer und die hektischen Bemühungen der Gegenweltler, alles, was sie draußen aufgebaut hatten, vor dem nahenden Gewitter in Sicherheit zu bringen.
Ob er sie jemals wiedersehen würde?

Mit einem Hauch von Wehmut in der Stimme verabschiedeten sie sich schließlich von ihrem Gastgeber.

„Am Besten ihr seht zu, dass ihr schnell aus dem Wald raus kommt.“, murmelte Nemo. „Hier draußen könnte es schon bald ziemlich ungemütlich werden.“
Markus schaute skeptisch in die sie umgebende Dunkelheit.
„Und in welche Richtung?“
„Immer den Brotkrumen nach.“, antwortete Nemo und grinste vielsagend. „Nein, meine lieben Gäste, nein... einfach dem Lauf des Baches folgen! Nicht lange, und ihr kommt an eine hölzerne Brücke, über die geht ihr drüber, und dann immer geradeaus, bis euch die Umgebung wieder bekannt vorkommt.“
„Na, wenn sie das sagen.“, murmelte Markus, und verpasste dem immer noch regungslos zum Feuer zurückstarrenden Benja einen auffordernden Klaps auf die Schulter. „Los, Träumer. Lass uns nach Hause gehen!“
Fast widerwillig setzte sich Benja schließlich in Bewegung.
„Nochmal danke für alles, Nemo!“, rief er dem allmählich mit den Bäumen und Büschen am Ufer zu einem dunklen Schattenbild verwachsenden Gegenweltler zu. „Danke für die tolle Zeit!“
„Danke, dass ihr uns das Foto zurückgebracht habt.“, antwortete Nemo kaum noch hörbar. „Und passt auf, dass ihr euch unterwegs nicht den Hals brecht...“

Kapitel 13

Mühsam kämpften sich die beiden durch das dichte Ufergestrüpp voran, das aus Farnen, kleinen Sträuchern, und zunehmend auch aus dornigen Ästen bestand.
Markus versicherte sich noch einmal, dass sie auch wirklich noch immer der Fließrichtung des Wassers folgten. Laut Nemos Wegbeschreibung hätte doch schon längst diese verdammte Brücke in Sicht kommen müssen.
Oder waren sie vielleicht schon daran vorbeigelaufen, ohne sie in der zugewachsenen Finsternis bemerkt zu haben?
Markus musste an die Nachtwanderung denken, die sie im Frühjahr mit der Hitlerjugend unternommen hatten. Dort ging es darum, die Orientierung zu behalten, und möglichst schnell am vereinbarten Treffpunkt aufzutauchen.
Die Gruppe von Markus und Benja war die Letzte gewesen, die ankam...sehr zur Erheiterung der anderen, die sich über diese Niederlage den Rest der Nacht wunderbar zu amüsieren verstanden.
„Und wenn schon!“, hatte ihnen Benja damals selbstbewusst kontra gegeben. „Heutzutage hängen doch eh an jeder Kreuzung Hinweisschilder und Wegweiser rum. Selbst im hintersten Winkel Mecklenburgs. Wer braucht da noch einen guten Orientierungssinn?“
In der Tat, fast alles wurde einem vorgekaut in diesem Land... doch dann, wenn man einmal ganz auf sich allein gestellt war und es wirklich hätte gebrauchen können, dass irgendein Erwachsener für einen mitgedacht hatte, fand sich natürlich kein einziges Verbotsschild, kein Verkehrszeichen, kein Grenzstein... nicht ein einziger beschissener Hinweis auf die nahe germanische Zivilisation.
Nur diese unheimliche, unbeschilderte Wildnis.

„Ich wäre gerne noch geblieben!“, durchbrach Benjas Stimme die sonst nur vom sporadischen Rauschen der Blätter gestörte Stille der Nacht.
„Ich weiß nicht...“, antwortete Markus, und dachte mit einem Schaudern an diesen unheimlichen Janosch, an das zuletzt etwas merkwürdige Grinsen in Nemos Gesicht, und an den aufkommenden Sturm. „Hast du nicht gesehen, wie der eine Alte, dieser Odessa, das tiefe Loch gebuddelt hat? Ehrlich gesagt, ich war mir am Ende nicht mehr so sicher, ob wir aus dieser Geschichte überhaupt noch einmal lebend rauskommen.“
Die ganze Sache gefiel ihm nicht sonderlich.

Außerdem führte doch wohl auch eine ordentliche Straße zum Dorf der Gegenweltler... schließlich würden ihre Kutschen sicher nicht über diesen vor lauter üppig sprießender Vegetation kaum mehr auszumachenden Trampelpfad fahren. Warum zum Teufel hatte sie Nemo dann bloß hierher in dieses unwegsame Gestrüpp geschickt?
Weil es eine brauchbare Abkürzung war? Oder nicht vielleicht doch eher, um...

Markus glaubte, in den nahen Bäumen eine hastige Bewegung bemerkt zu haben. Irgendetwas, das in atemberaubender Geschwindigkeit durch die Äste huschte. Doch noch bevor er seinen Freund darauf aufmerksam machen konnte, zog sich eine im Blätterlaub verborgene Schlinge um Benjas Ferse und ließ ihn vor Schreck schreiend kopfüber in die Höhe schnellen.
Geschockt starrte Markus auf Benja, der hilflos wie ein Fisch etwa anderthalb Meter über dem Boden zappelte.
„Los, verdammt, glotz nicht so blöd und hol mich hier runter! Das ist eine verdammte Falle!“, forderte ihn Benja hektisch auf. Aber da war es bereits zu spät.
Markus starrte gebannt auf die zwei aus dem Dunkel tretenden Gestalten, die im flackernden Schein ihrer mitgeführten Fackel noch um einiges bedrohlicher wirkten.
Es handelte sich um Valerian und Janosch... genau die beiden also, die auch dafür gesorgt hatten, dass Heinz Stauffer seine Entdeckung niemandem mehr mitteilen konnte.
Und jetzt waren sie gekommen, um Markus und Benja kaltzustellen!
„Was hat das zu bedeuten?“, fragte der mit dem Kopf nach unten hängende Benja empört. „Nemo hat uns doch erlaubt, dass wir gehen können!“
Statt einer Antwort packte Janosch Benja wortlos am Kragen und zog ihn ein Stück zu sich her, nur um ihn dann mit brutaler Wucht gegen den nächsten Baumstamm zu schleudern. Benja klatschte mit der Stirn auf das harte Holz, prallte daran ab und kam postwendend, aber ohne Bewusstsein, wieder zu seinem Peiniger zurückgeflogen.
„Du mieser Feigling, lass ihn sofort los!“, schrie Markus, und stürmte entschlossen und mit geballter Faust auf den schwarzgekleideten, kalt wie Eis dreinschauenden Angreifer zu.
Er wollte dem wesentlich größeren Janosch eine Lektion erteilen, und setzte zu einem wütenden Schlag gegen dessen Kinn an... doch sein Gegner wich geschickt zur Seite aus, so dass Markus’ Faust ohne den geringsten Schaden anzurichten ins Leere ging.
Noch ehe Markus auf Janoschs schnellen Positionswechsel reagieren konnte, spürte er, wie ein harter Tritt unterhalb seiner Kniekehle einschlug und ihm förmlich den Boden unter den Füßen wegriss. Markus landete auf allen Vieren und stieß einen leisen Fluch aus... bevor der schwere Stiefel von Janosch abermals heransauste und ihn mit brutaler Wucht mitten in den Unterleib traf.
Mit schmerzverzerrtem Gesicht kullerte Markus zur Seite weg und versuchte, sich auf dem Boden robbend vor dem jetzt siegessicher hinter ihm her marschierenden Vollstrecker in Sicherheit zu bringen.

„Danke, Janosch! Ich denke, das genügt für’s Erste.“, mahnte der immer noch regungslos mit der Fackel in der Hand herumstehende Valerian.
Jetzt erst machte er drei Schritte nach vorne, um den ohnmächtig am Seil baumelnden Benja etwas genauer zu begutachten.
„So jung... so jung, und doch so verdammt vorlaut...“, flüsterte er mit beinahe mitleidend klingender Stimme.
Markus rappelte sich langsam wieder auf, ohne seinen Blick dabei auch nur für einen Sekundenbruchteil von Valerian und dem ungeduldig innehaltenden Janosch zu nehmen, der wie ein Metzger bei der Fleischbeschau neben Benja stand und nur auf ein weiteres Kommando zu warten schien, um den beiden Jungs gnadenlos den Rest zu geben.

„Hören sie, Benja hat nur gut von eurer Gegenwelt gesprochen, ehrlich! Er würde euch niemals verraten!“, beschwor Markus die beiden finsteren Gesellen, worauf Valerian seine mitgeführte Fackel vor sich in den Boden steckte und erst Markus, dann Benja einen wenig Gutes verheißenden Blick zuwarf.
„Dein Freund hier...“, erklärte er schließlich genervt auf den noch immer besinnungslosen Benja deutend. „Dein Freund ist ein beschissenes Großmaul! Vielleicht hat er es ja wirklich ernst gemeint, als er versprach, dass er uns niemals verraten würde... aber Menschen wie er sind nunmal von Natur aus sehr wankelmütig. Und wer weiß, wenn er nur mal zu viel gezecht hat, kann er vielleicht seine Zunge nicht mehr kontrollieren und wird irgendjemanden an seinem tollen, aufregenden Geheimnis teilhaben lassen wollen.
Daher haben wir uns entschieden, ihn nicht mehr in die Außenwelt zurückkehren zu lassen. Du hingegen...“, ergänzte er und blieb dicht vor dem noch immer hilflos auf dem Waldboden kauernden Markus stehen. „Du bist einer der Menschen, die wissen, wann sie chancenlos sind und sich ihrem Schicksal zu fügen haben, nicht wahr? Du kannst unser Geheimnis sicherlich für dich behalten. Du weißt ja auch ganz genau, wenn nicht... wenn wir wegen dir verraten werden sollten... dann wirst du und deine gesamte Familie wenig später äußerst unerfreulichen Besuch bekommen. Egal, wo du dich dann auch immer verstecken magst.
Also los, du darfst gehen! Du wirst zu Hause erzählen, dass du nicht wüsstest, wo dein Freund abgeblieben ist. Du wirst ihnen erzählen, dass er schon immer abhauen wollte, irgendwo in die Anonymität der Großstadt flüchten... Ich bin mir sicher, dass einem lebenshungrigen Jungen wie dir etwas Glaubwürdiges einfallen wird.“
„Nein!“, rief Markus entschlossen, und griff nach einem dicken, vor ihm liegenden Ast.
Er konnte nicht fassen, dass ausgerechnet Benja, der doch so begeistert von den Idealen der Gegenweltler war, jetzt von ihnen geopfert werden sollte.
„Nein, ihr Arschlöcher! Wenn, dann müsst ihr uns schon beide umbringen, denn ich lasse Benja ganz sicher nicht in den Händen von Geisteskranken wie euch zurück!“
Valerian nickte dem wartenden Janosch sichtlich gelangweilt zu.
„Er will also sterben? Na los, dann gib ihm mal einen kleinen Vorgeschmack davon, was diese so leicht dahingesagten Worte bedeuten können...“
Janosch wischte sich seine langen schwarzen Haare aus dem Gesicht und setzte sich schnaufend in Bewegung.
Zitternd streckte Markus dem Angreifer das harte Eichenholz entgegen. Er war trotz aller Angst wild entschlossen, diesem arroganten Mistkerl seine Grenzen aufzuzeigen.
„Na los, komm her und hol dir eine Tracht Prügel ab!“, rief er, bevor er mit dem Ast ausholte und nur ganz knapp am Kopf des kampferprobten Killers vorbeischlug.
Doch der ging unbeeindruckt weiter.
Den nächsten Hieb von Markus wehrte er ab, in dem er lässig nach Markus’ Arm griff und so dessen Angriffsbemühungen im Keim erstickte. Bevor Markus richtig mitbekam, wie ihm geschah, nahm ihm Janosch mit seiner rechten Hand den Ast ab und zertrümmert ihn dann grimmig über dem Schädel des Jungen, woraufhin dieser orientierungslos nach hinten taumelte... direkt in die Umklammerung des dort bereits wartenden Valerians, der ihm blitzartig die Arme nach hinten bog und so jede weitere Gegenwehr unmöglich machte.
„So, jetzt wollen wir doch mal sehen, wie viel dir dein Leben wirklich bedeutet!“, zischte Valerian, und zog seinen Hebelgriff noch ein wenig fester an.
Markus spürte, dass er jetzt erledigt war. Er sah mit panischer Angst in den Augen, wie Janosch sein Messer zog und mit der Fingerspitze dessen Schärfe überpüfte, bevor er zufrieden nickte und damit ganz nah an Markus’ schweißnasses Gesicht herantrat.
„Ich werde nicht gehen!“, schrie Markus den Tränen nahe. „Tötet mich meinetwegen, ihr scheiß Bastarde. Das wird nichts daran ändern! Im Gegensatz zu euch stehe ich nämlich zu meinem Wort... und ich werde nicht ohne Benja von hier fortgehen!“
Langsam fuhr die Klinge über seine blutverschmierte Stirn.

„Vielleicht änderst du deinen Entschluss ja noch, wenn wir dir ganz langsam deine Augen rausschneiden. Oder deine vorlaute Zunge!“, zischte Valerian, und gab seinem Kollegen ein aufforderndes Handzeichen.
Verzweifelt wandte sich Markus hin und her, doch aus der kraftvollen Umklammerung des ungleich stärkeren Gegenweltlers schien es kein Entrinnen zu geben.
Geschockt starrte er auf die spitze Klinge von Janosch, die sich weiter und weiter auf sein linkes Auge zubewegte.
„Das ist deine letzte Chance, Hitlerjunge!“, mahnte Valerian. „Sag, dass du gehst und deinen Freund ein für allemal aus deinem Gedächtnis streichst, oder trage für den Rest deines beschissenen Lebens die Konsequenzen...“

„Genug, das reicht!“, ertönte auf einmal eine vertraute Stimme in Markus’ Ohren.
Gleich darauf schob Janosch sein Messer gehorsam in den Gürtel zurück. Auch Valerian ließ noch im selben Moment von Markus ab, reichte ihm ein sauberes, weißes Tuch und nickte ihm anerkennend zu.
„Verdammt, Val, ich habe gesagt, ihr sollt es echt aussehen lassen... nicht, dass ihr es wirklich echt machen sollt!“
Es war Nemo, der jetzt zusammen mit Natalie und einigen anderen Gegenweltlern aus dem Wald in den Fackelschein trat und besorgt zu Markus und Benja schielte.
„Janosch meinte aber, nur so könnten wir wirklich sicher sein...“, rechtfertigte sich Valerian für sein übereifriges Vorgehen.
Er griff nach einer Feldflasche und kippte den Inhalt über den kopfüber am Strick hängenden Benja, worauf dieser hustete und schließlich stöhnend die Augen öffnete.
Dann kamen zwei der anderen, die die Fessel durchtrennten und Benjas Sturz abfingen, bevor er mit dem Schädel auf dem harten Boden aufschlagen konnte.

Fassungslos wischte sich Markus die Reste des Kampfes aus dem Gesicht, das bis auf einige Schürfwunden und eine dicke Beule an der Stirn keine ernsthaften Schäden davongetragen zu haben schien.
„Heißt das etwa, das alles war nur ein beschissener Test?“, keuchte er noch immer völlig außer Atem, und schaute dem langsam auf ihn zugehenden Nemo vorwurfsvoll in die Augen.
Der nickte geständig.
„Natürlich war es ein Test! Bei Benja brauchten wir das nicht, da waren wir von Anfang an sicher: Er würde die Gegenwelt nicht verraten, denn er teilt ganz offensichtlich in vielen Bereichen unsere Abneigung gegenüber der Welt da draußen. Doch du... du warst ein zu großer Unsicherheitsfaktor für uns.
Bist du dir deiner Verantwortung anderen gegenüber wirklich bewusst, oder ist Freundschaft für dich auch nur so ein dahingesagtes Wort... genauso dahingesagt wie das Versprechen, niemandem etwas von der Gegenwelt zu erzählen? Wir mussten einen Weg finden, deine Ehrenhaftigkeit zu testen.“
„Und wenn ich Benja nun im Stich gelassen hätte und einfach gegangen wäre, wie ihr es befohlen habt?“, fragte Markus, obwohl er sich die Antwort insgeheim schon denken konnte.
„Dann hättest du diesen Wald niemals wieder lebend verlassen.“, bestätigte Nemo ungerührt.
„Und dein Freund auch nicht. Aber über „hätte“ und „wenn“ brauchst du dir jetzt keine Gedanken mehr zu machen, nicht wahr? Du hast uns schließlich heute bewiesen, dass du einen guten Charakter hast, und dass man sich auf dich auch dann verlassen kann, wenn es hart auf hart kommt. Und ich glaube, du hast es auch deinem Freund bewiesen...“
Er schaute zufrieden zu dem noch immer etwas benommen wirkenden Benja rüber, der langsam auf Markus zuwankte und ihm schließlich erschöpft in die Arme fiel.
„Meine Güte, Benja, ich dachte schon, wir gehen hier drauf.“, freute sich Markus unter Tränen.

„Ja, ich auch..."

Jetzt war auch Nemo an die beiden Freunde herangetreten und streckte ihnen entschuldigend seine Hand entgegen.
„Ich hoffe, ihr könnt uns dieses üble Spiel eines Tages verzeihen. Es ist uns ganz sicher nicht leicht gefallen, euch einer solchen Qual auszusetzen..."
Er schaute kurz in das begeistert grinsende Gesicht von Valerian, der sich schon wieder einen mit Wein gefüllten Krug organisiert hatte, und auf Janosch, der die ganze Szenerie so emotionslos und distanziert wie immer beobachtete.
„Naja, also zumindest mir ist das nicht leicht gefallen.", korrigierte sich Nemo. „Und ich möchte euch dafür im Namen der Gegenwelt um Verzeihung bitten!"
Mit diesen Worten griff er in seine Hosentasche und zog daraus etliche Lebensmittelmarken und zwei dicke Bündel Bargeld hervor. Vermutlich allesamt gefälscht, aber so gut, dass es einem beim besten Willen nicht aufgefallen wäre.
„Hier, das ist für euch. Als kleine Wiedergutmachung, und als Dank für eure zukünftige Verschwiegenheit!"
Markus starrte dem alten Gegenweltler überrascht ins Gesicht.
„Das... das ist aber viel zu viel. Das können wir unmöglich annehmen."
„Doch, können wir!", fiel ihm Benja harsch ins Wort und steckte sich Nemos Geschenke umgehend in die Tasche. „Denk an meine Beule an der Stirn, und an die ganze Todesangst, die wir wegen denen ausgestanden haben."
Markus nickte widerwillig, denn es wäre ihm zweifellos lieber gewesen, die Kerle hätten ihm einfach von vornherein vertraut, anstatt mit ihm erst so eine fiese Nummer abzuziehn, nur um dann hinterher so zu tun, als ob sie das alles furchtbar bedauern würden.

Benja hatte sich unterdessen an Natalie rangepirscht und versuchte vorsichtig, mit der Amazone ins Gespräch zu kommen.
„Werden wir uns irgendwann noch mal wiedersehen?", fragte er in Erwartung einer schroffen Abfuhr. „Oder ist das jetzt ein Abschied für immer?"
Doch Natalie lächelte sanft, legte ihre Hand auf seine Schulter und gab ihm einen freundschaftlichen Kuss auf die Wange.
„Glaub mir, wenn du einmal hinter die Kulissen der Welt geblickt hast, ist nichts mehr unmöglich! Was unerreichbar scheint, wird dir zu Füßen liegen… und wo du das sichere Ende vermutest, werden sich neue Wege auftun. Du musst es einfach nur geschehen lassen."
Benja nickte, sichtlich darum bemüht, seine Freude über diese Hoffnung verheißenden Worte nicht all zu sehr nach außen zu tragen.
„Ich kann's kaum noch erwarten…", erwiderte er, während er zum Abschied galant ihre Hand ergriff.
Und auch Markus freute sich, dass die Suche nach Natalie mit dieser Szene ein solch versöhnliches Ende gefunden hatte.
Doch in erster Linie war er einfach nur froh, diese ereignisreiche Nacht überlebt zu haben, und nun endlich wieder nach Hause zu dürfen. Die Schelte der Eltern mitnehmen, noch irgendeine billige Ausrede für das lange Fortbleiben vor sich hinmurmeln, dann endlich die Schuhe ausziehen und sich entkräftet, aber glücklich, in ein sauberes, warmes Bett fallen lassen... und nicht ganz ohne Stolz davon träumen, dass er einer der wenigen Eingeweihten war, die für würdig befunden wurden, das Wissen um die Existenz der Gegenwelt für immer in ihren Herzen zu tragen.

Kapitel 14

Mit vor Tatendrang kreischenden Bremsen kam der Eilzug nach Dresden nach einigen hundert Metern endlich zum Stillstand.
Der Lokführer warf einen unsicheren Blick aus dem kleinen Fenster des Führerhauses, dann öffnete er die Tür und trat zögernd hinaus auf den nur vom spärlichen Licht der Zugabteile beleuchteten Bahndamm.
Da war etwas auf den Schienen gelegen... etwas Großes. Und es hatte sich noch bewegt!
Der Bahnangestellte hoffte inständig, dass es sich nur um ein Schaf oder einen streunenden Hund gehandelt hatte, und nicht, wie es im letzten Sommer einem seiner Kollegen passiert war, um ein betrunkenes Teenager-Pärchen, das mitten auf den Schienen den Beischlaf vollziehen wollte.
„Hallo? Hallo?!?“
Bis auf die verzweifelten Rufe des Lokführers lag eine geradezu unheimliche Stille über der Szenerie.
„Ist da draußen jemand? Haben sie sich weh getan?“
Nikita hörte die Stimme. Er sah die Menschen, die im Inneren des Zuges neugierig ihre Nasen an die Fensterscheiben drückten.
Man merkte es ihren sensationslüsternen Gesichtern an. Sie wollten Blut sehen. Am liebsten das Blut eines Selbstmörders oder eines Betrunkenen, zumindest aber doch den abgerissenen Kopf eines unvorsichtigen Vierbeiners.
Das alles wirkte so unwirklich und schemenhaft auf Nikita... wie der Blick eines Geistes in die ihm nahegehende, und doch unerreichbar weit entfernte Welt der Sterblichen.
Aber die enttäuschte Reaktion der Fahrgäste hinter den Scheiben, die sich nach einem kurzen, aufgeregten Blick in die Dunkelheit wieder gelangweilt zu ihren Plätzen zurückbegaben, konnte eigentlich nur eines bedeuten:
Nikita und Yaominh waren noch am Leben! In sprichwörtlich letzter Sekunde von den Schienen gezogen... und zwar von zwei kräftigen, hilfsbereiten Gestalten, die nicht ganz zufällig des Weges gekommen waren.

Einer ihrer beiden Retter war alt, mindestens um die sechzig. Er hatte längere, weißgraue Haare, einen schwarzen, für sein Alter fast etwas zu modern wirkenden Ledermantel, und stützte sich beim Gehen auf einen elegant geschnitzten Eichenstock.
Der andere schien nicht viel älter als Nikita und Yaominh zu sein… ein südländisch anmutender, sportlicher Typ, der den nahezu winterlichen Temperaturen entsprechend in einen grünen Parka gehüllt war und eine dicke Wollmütze trug.
Das Erste, was er sagte, als sie die beiden Freunde nur wenige Meter vor der herannahenden Lok aus ihrer misslichen Lage befreit hatten, war: „Das ist mal wieder typisch! Verdammt, Yao, dich kann man wirklich keine drei Stunden allein lassen, ohne dass du dich gleich wieder kolossal in die Scheiße reitest!“
Offenbar schien Yaominh ihre Lebensretter bestens zu kennen... denn gleich nach dieser kurzen Standpauke fielen sich alle drei sichtlich erleichtert in die Arme.

„Da sind sie ja! Sagen sie mal, was haben sie sich dabei gedacht, um diese Uhrzeit auf den Geleisen spazieren zu gehen?“, schimpfte der Lokführer in leicht sächsischem Dialekt, als er die dunkel gekleideten Gestalten am Fuß des Bahndammes ausgemacht hatte. „Ist... ist alles in Ordnung, oder... liegt da oben noch einer?“
Der grauhaarige Alte trat einen Schritt nach vorne und musterte den sichtlich unter Schock stehenden Lokführer eindringlich. Dann streckte er dem Mann cool einen in einem ledernen Etui steckenden Ausweis entgegen.
„Ich bin von der Kripo!“, erklärte er den ungewöhnlichen Vorfall routiniert. „Hugo Hartwig mein Name. Einsatzleiter der Soko „Dagobert“. Sie wissen schon... Dagobert, der Kerl, der die Bomben bei Karstadt gelegt hat.

Hier hätte eigentlich eine Geldübergabe stattfinden sollen... aber tja, was soll ich sagen, wir haben es wohl mal wieder vermasselt. Er hat ihren Zug kommen sehen und ist dann mit einem selbstgebastelten Hubschrauber davongeflogen. Genau da drüben, sehen sie?“
Er deutete hinter sich in die Landschaft, auch wenn da natürlich nichts weiter zu erkennen war als schwarze Nacht und die gelegentlich vorbeihuschenden Lichtkegel der Autos, die zu dieser späten Stunde wesentlich schneller als erlaubt über die nahe Bundesstraße rasten.
„Aber ich hab mich doch genau an den Fahrplan gehalten!“, versuchte sich der Lokführer aufgeregt zu rechtfertigen. „Und mich hat niemand darüber unterrichtet, dass...“
„Jetzt machen sie sich mal keine Sorgen.“, fiel ihm der Alte beruhigend ins Wort. „Sie trifft ganz sicher keine Schuld daran. Da ist wahrscheinlich nur was in unserer internen Kommunikation schiefgelaufen.
Doch wie soll ich sagen... der Fall Dagobert ist sehr delikat. Ihnen ist ja sicher bekannt, wie die Presse uns Ermittler deswegen unter Druck setzt. Wir würden sie daher eindringlich bitten, dass sie diesen Vorfall nicht publik machen und schnell ihre Fahrt nach Dresden fortsetzen. Sonst droht uns bald eine Serie neuer Anschläge von irgendwelchen Trittbrettfahrern, die meinen, damit die schnelle Mark verdienen zu können.“
Der Lokführer nickte dem Alten verwirrt zu.
„Ja, natürlich. Natürlich, Herr Genosse! Aber was soll ich denn nun den Passagieren im Zug erzählen?“
„Sagen sie einfach, es gab ein Gasleck an einer nahen Fernleitung, und ein Bauarbeiter hat die Beschilderung falsch angebracht. Sie wissen schon... irgendso ein sinnentleertes, schwer verständliches Blabla eben, wie ihr es ständig in eure Lautsprecher krächzt. Dann wird niemand weitere Fragen stellen.“, antwortete der Alte und gab dem dicht hinter ihm stehenden jungen Südländer ein aufforderndes Handzeichen. „Herr Moretta, sie sagen den Kollegen Bescheid und klären das mit den Vorgesetzten dieses braven Lokführers hier. Damit für ihn nach dem ganzen Schrecken nicht auch noch ein Haufen unnötiger Papierkram anfällt.“
Der Südländer zwinkerte Yaominh und Nikita verschwörerisch zu, dann entfernte er sich ein paar Meter von den anderen und murmelte irgendetwas Unverständliches in sein mitgeführtes Mobiltelefon.
„Also... also kann ich jetzt einfach weiterfahren, und muss niemanden kontaktieren?“, fragte der Lokführer sichtlich erleichtert.
„Natürlich können sie weiterfahren!“, bestätigte der Alte. „Es ist ja alles in Ordnung. Erzählen sie ihren Fahrgästen einfach das, was wir ihnen aufgetragen haben... und dann, wenn sie in ein paar Monaten in der Zeitung lesen, dass uns Dagobert endlich ins Netz gegangen ist, dürfen sie sich den Artikel ausschneiden und stolz in ihr Wohnzimmer hängen. Denn dann können sie mit Fug und Recht von sich behaupten, ihren Teil zur Lösung dieses ungemein heiklen Falles beigetragen zu haben. Wer weiß, vielleicht bekommen sie ja vom Polizeipräsidenten auch noch einen Orden verliehen, wenn das alles vorbei ist...“
Nachdem er sich den Ausweis des Lokführers zeigen ließ und dessen Daten gewissenhaft auf einem kleinen Notizblock vermerkt hatte, verabschiedete sich der Alte mit einem festen Händedruck von seinem mittlerweile völlig überfordert wirkenden Gegenüber und klopfte ihm noch einmal anerkennend auf die Schulter. Dann machte er sich, dicht gefolgt von Yaominh, Nikita und seinem jungen Kollegen, aus dem Staub.

Nikita konnte immer noch nicht glauben, dass er die ganze Sache wirklich heil überstanden hatte.
Fast willenlos trottete er den anderen hinterher. Erst, als der Zug hinter ihnen wieder langsam Fahrt aufzunehmen begann, traute er sich, noch einmal zu der Stelle zurückzuschauen, an der es ihn vorhin beinahe erwischt hatte.
„Na siehst du, ich hab dir doch gesagt, dass das nicht das Ende ist!“, meinte Yaominh rechthaberisch.

Nikita wollte sich besser gar nicht ausrechnen, wie gering die Chance gewesen sein mochte, dass Yaominh Recht behielt. Daher widersprach er auch nicht, sondern hakte stattdessen neugierig nach, woher Yaominh dies gewusst habe.
„Nur so ein Gefühl.“, antwortete der lakonisch. „Wäre ein scheiß Tod gewesen. Das hätte einfach keinen Sinn ergeben... jetzt mal in kosmischen Zusammenhängen gedacht.“
„Aha. Kosmische Zusammenhänge also.“
„Übrigens...“, ergänzte Yaominh, und deutete auf den jungen Südländer an seiner Seite. „Das hier ist Demiro, mein ganz persönlicher Schutzengel. Er würde es nicht zulassen, dass ich am Arsch der Welt von so einem überpünktlichen Sachsenexpress plattgemacht werde.“
Demiro warf ihm einen verärgerten Blick zu.
„Hey, Yao, du hast einfach nur riesen Schwein gehabt, dass wir vorzeitig fertig waren und dir ein Stück entgegenlaufen wollten. Das ist alles! Eigentlich hättest du diesmal draufgehen müssen. Wärst du dann endlich zufrieden, ja?“
„Keinen Zank jetzt, bitte!“, mahnte der vorausmarschierende Alte, der trotz seiner offensichtlichen Gehbehinderung ein ordentliches Tempo vorlegte. „Ihr wisst ganz genau, wie sehr ich es hasse, den Bullen raushängen zu lassen. Und dann auch noch vor so vielen Augenzeugen...“
Er blieb kurz stehen, schaute dem noch immer ziemlich blass wirkenden Nikita forschend in die Augen, dann streckte er ihm seine zerfurchte, aber ungemein kräftige Hand entgegen.
„Entschuldige meine Manieren. Du musst Nikita sein, wenn ich mich nicht täusche...“
„Ja.“, bestätigte Nikita überrascht. „Woher wissen sie...?“
„Oh, Markus weiß sehr viele Dinge.“, fiel ihm Yaominh ins Wort. „Über dich, über mich, über unsere Welt...“

„Markus!“
Wie ein Blitz schoss die Erinnerung an Yaominhs Geschichte in Nikitas Gedankengänge zurück.
„Ist das etwa… ist das der Markus, von dem du erzählt hast? Und die Gegenwelt ist dann...“
„Realität. Ja.“
Yaominh legte stolz seine verbliebene Hand auf die Schulter des Alten.
„Und er hier... er ist der Mann, dem ich alles zu verdanken habe, was ich heute bin! Einer der Helden aus meiner Geschichte.“
Nikita begann, die Zusammenhänge zu begreifen. Markus und Benja mussten sich also doch noch den Gegenweltlern angeschlossen haben... den Gegenweltlern, die Nikita bis zu diesem Moment noch für fiktive Märchengestalten gehalten hatte, mit denen ihn Yaominh bloß ein wenig von seinen dunklen Selbstmordgedanken ablenken wollte.
Erst jetzt bemerkte Nikita, dass der Blick des Alten deutlich kälter geworden war. Auch Demiro schaute nun auf einmal ziemlich merkwürdig zu ihm und Yaominh zurück, der darauf fast entschuldigend mit den Schultern zuckte.
„Tut mir leid, Leute, aber ich musste es ihm einfach erzählen! Er wollte sich nämlich umbringen, müsst ihr wissen, und mir ist auf die Schnelle nichts anderes eingefallen als...“
„Dir ist nichts anderes eingefallen?“, bruddelte Markus vorwurfsvoll. „Was soll das jetzt schon wieder bedeuten?“
„Genau das, Markus! Genau das. Ganz so, wie dir damals auch nichts anderes einfiel, als du mich in meinem Rollstuhl sitzen gesehen hast!“, konterte Yaominh schlagfertig. „Du hast mir die Geschichte einfach erzählen müssen. Und vorhin ist das zwischen mir und Niki irgendwie genauso gewesen.“
Demiro schüttelte genervt den Kopf.
„Nein, sicher nicht, Yao! Markus und ich haben dir damals ein paar Geschichten erzählt, ja. Aber bevor wir dich in unser Geheimnis eingeweiht haben, haben wir jeden Einzelnen ausdrücklich nach seiner Zustimmung gefragt. So, wie es seit Jahrhunderten Brauch ist!“

„Ja...“, antwortete Yaominh kleinlaut. „Ja und nein... denn wenn ihr nicht aufgetaucht wärt, wäre das ja alles bloß eine harmlose Gute-Nacht-Geschichte geblieben, und Niki hätte nie erfahren, dass es weitaus mehr ist als das. Nicht wahr?“
„Red keinen Unsinn!“, murmelte Markus, noch immer sichtbar verstimmt. „Wenn wir nicht aufgetaucht wären, wäre es ganz sicher keine gute Nacht geworden. Für keinen von uns. Aber wie dem auch sei... jetzt ist der Junge nunmal da, und wir müssen schauen, dass wir das Beste draus machen.“

Nikita schwieg, da er nicht so recht einschätzen konnte, ob ihm Markus und dieser Demiro nun eher freundlich oder feindlich gesonnen waren.
Doch wenn es wirklich stimmte, dass da über Jahrhunderte hinweg, von Staat und Gesellschaft völlig unbemerkt, ein revolutionärer Geheimbund wie die Gegenwelt existierte, dann konnte sich Nikita lebhaft vorstellen, dass er in ihrem elitären Kreis wohl nur als störender Risikofaktor empfunden werden musste. Wer würde schon mit einem psychisch labilen, ungebildeten Loser wie ihm ernsthaft ein solch brisantes Geheimnis teilen wollen? Obwohl... Yaominh hatte es mit ihm geteilt...
„Ich hoffe, du bekommst meinetwegen nicht zu viele Schwierigkeiten.“, flüsterte ihm Nikita besorgt zu, als er bemerkte, dass der Abstand zu den beiden vorauslaufenden Gegenweltlern etwas größer geworden war.
„Zerbrich dir darüber nicht den Kopf!“, wiegelte Yaominh ab. „Weißt du... Demiro und Markus sind ziemlich direkt. Wir alle sind ziemlich direkt. Wenn uns was nervt, dann sprechen wir es so aus, wie es uns in den Sinn kommt. Aber damit zollen wir nur dem Ideal der Aufrichtigkeit Tribut. In Wahrheit...“
Er stockte kurz, um Nikita einen Schubs zur Seite zu geben, da dieser sonst mitten in einen dicken, jauchigen Kuhfladen getreten wäre.
„Die Wahrheit ist, dass mir Demi offen ins Gesicht sagen könnte, dass ich ein beschissener, unfähiger Krüppel bin. Und doch wüsste ich, dass er in jeder Sekunde sein Leben für mich geben würde. Denn er ist mein Bruder, wie jeder andere in der Gegenwelt auch.“
„Also so wie in einer richtig guten Familie, ja?“, meinte Nikita sichtlich erleichtert, dass Yaominh nicht irgendwelche schlimmen Konsequenzen wegen seiner Rettung zu befürchten hatte.
„Ja und nein.“, erwiderte Yaominh. „In einer Familie gibt es Väter, Mütter, Opas und Omas, Onkels und Tanten... eine Hierarchie, wenn du so willst. Bei uns gibt es nur ältere Brüder und Schwestern, und jüngere. Man zieht sich vielleicht mal ein bisschen gegenseitig auf, aber wenn es hart auf hart kommt, ist jedem sofort wieder klar, für welche Menschen sein Herz schlägt, und für welche nicht.“
„Und lass mich raten, ihr seid auch alle berühmte Kung Fu-Meister, hab ich Recht?“, witzelte Nikita, noch immer beeindruckt davon, wie sich sein alter Freund den Neonazis entgegengestellt hatte. „Oder wo hast du sonst so zu kämpfen gelernt? Im Shaolin-Tempel?“
„Naja, nach der siebten Kammer war für mich Schluss, weil ich nicht so hoch springen konnte wie die anderen.“, erwiderte Yaominh ebenso wenig ernstgemeint... was Nikita aber erst registrierte, als der weiter vorne laufende Demiro laut auflachte und sich amüsiert zu den beiden zurückdrehte.
„Shaolin? Das hättest du wohl gern, was? Aber so gut bist du nicht.“
„Dann müssen wir eben in Zukunft mehr trainieren!“, konterte Yaominh energisch.
Doch Demiro winkte dankend ab.
„Nein, bloß nicht! Hey Nikita, willst du wissen, wo Yao wirklich seine kleinen Tricks gelernt hat? Er zieht sich ständig diese alten Kung Fu-Filme rein... „One-Armed Swordsman“, „One-Armed Boxer“, und natürlich „Crippled Masters“. Da schaut er sich die ganzen Bewegungen ab, und ich und ein paar andere müssen uns dann immer als Sparrings-Partner zur Verfügung stellen.“

„Was dir aber am Anfang sichtlich Vergnügen bereitet hat, Demi.“, mischte sich nun auch der alte Markus in ihre Unterhaltung ein. „Zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an dem dich Yao das erste Mal mit seinen „kleinen Tricks“ in die Knie gezwungen hat...“
„Du weißt doch, ich bringe es einfach nicht übers Herz, ihm weh zu tun.“, erwiderte Demiro spöttisch. „Da passiert sowas schon mal.“
„Siehst du, das meinte ich vorhin.“, flüsterte Yaominh zu Nikita. „Wir könnten uns ständig wegen irgendwas in die Haare kriegen. Er nimmt die Realität eben irgendwie anders wahr als ich. Wenn ich nach Osten schaue, schaut er grundsätzlich nach Westen, und umgekehrt. Aber das ist ok, denn wir stehen Rücken an Rücken im Kampf gegen die Welt. Und zusammen überblicken wir die vollen 360 Grad.“
Dann rief er deutlich lauter nach vorne: „Nicht wahr, Demi? Rücken an Rücken im Kampf gegen die Welt!“
„Ja, Rücken an Rücken!“, bestätigte dieser. „Wenn du mal zufällig auf deinem Posten bist, sind wir wirklich ein verdammt gutes Team.“
Yaominh schien sich mit dieser Antwort nicht zufriedengeben zu wollen, denn er schüttelte nur grinsend den Kopf und machte eine abfällige Handbewegung in Richtung seines Vordermanns.
„Auf dem Posten.... Du solltest dich mal reden hören, Demi. Wir sind hier ja wohl nicht beim türkischen Militär! Ich bin überzeugter Zivilist und immer da, wo ich es für richtig halte, ok? Und jetzt, wo Niki endlich auch mit im Boot ist, ist das genau hier. Also reg dich ab. Ich weiß schon, wo ich am Tag des jüngsten Gerichts hingehöre.“

Nikita musste sich eingestehen, dass er seine neuen Bekannten eigentlich ziemlich sympathisch fand, und dass sie von ihrem Verhalten her weitaus zeitgemäßer wirkten, als er sich diese Gegenweltler in der Erzählung seines alten Freundes vorgestellt hatte.
Vielleicht würde diese Nacht ja doch noch ein ganz angenehmes Ende finden. Nikita dachte da vor allem an leckeres Essen, gepflegte Musik, und ein großes Lagerfeuer.
Dann könnte er Yaominh endlich alles erzählen, was er in den letzten vier Jahren notgedrungenerweise für sich behalten musste, und der konnte ihm zum Ausgleich verraten, wie die Geschichte von Markus und Benja weiterging, was es mit diesem merkwürdigen Janosch auf sich hatte... und vor allem, wie es dazu kam, dass er fünfzig Jahre später auf einmal selbst zum erlauchten Kreis der Gegenweltler dazugehörte.
Nikita spürte einige vereinzelte Regentropfen im Gesicht.
„Nicht schon wieder.“, dachte er, und wollte sich gerade genervt die Kapuze seines Pullovers überziehen, als aus der Dunkelheit vor ihnen die Silhouette eines schutzverheißenden Autos auftauchte.
Wie sich Nikita beim Näherkommen offenbarte, ein dunkelblauer VW-Golf, der ganz offensichtlich seinen Lebensrettern gehörte und unweit des Weges in der Einfahrt eines verwilderten Gartengrundstücks parkte.
„Das nenne ich gutes Timing.“, meinte Demiro, während er zufrieden einen silbernen Schlüssel aus seiner Jackentasche zog. „Ich hatte schon befürchtet, den Rest der Nacht in klebrigen, nassen Klamotten verbringen zu müssen...“
„Und wenn schon.“, erwiderte Yaominh gleichgültig. „Dein Körper besteht ohnehin zu fast siebzig Prozent aus Wasser.“
„Ganz genau. Und ich hab keine Lust, dass es morgen früh fünfundsiebzig sind. Also wie sieht’s aus, können wir jetzt endlich losfahren?“
Er öffnete ungeduldig die hintere Tür und machte eine auffordernde Handbewegung.
Nikita wollte sich vor dem Einsteigen noch höflich vergewissern, ob diese Einladung auch für ihn bestimmt war, doch da hatte ihn Yaominh bereits am Rücken gefasst und ihn sanft, aber zielstrebig auf einen der hinteren Plätze geschoben.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, gesellte sich Yaominh an seine Seite, während Demiro und der alte Markus vorne einstiegen.
Dann startete auch schon der Motor.
„Noch liegen wir ganz gut in der Zeit.“, hörte er den Alten auf dem Beifahrersitz sagen. „Also kein Grund, vorsätzlich die hiesigen Verkehrsregeln zu missachten. Hast du gehört, Demiro?“
„Ay ay, Captain! Gehe auf Spießergeschwindigkeit.“

Nikita ließ seinen Kopf erschöpft nach hinten auf die Lehne sinken, dabei hätte er eigentlich noch so viele Fragen gehabt… über seine neuen Bekannten, über ihr Fahrziel, oder einfach nur darüber, wann sie ihn wieder zurück nach Hause zu bringen gedachten.
Aber alles an seinem Körper fühlte sich auf einmal unglaublich träge an, als ob die Schwerkraft des Planeten von einer Minute auf die andere um das Dreifache angestiegen war. Wie es aussah, hatte ihn der ganze Trubel doch deutlich mehr Reserven gekostet als angenommen.
Seine Gedanken tropften jetzt nur noch zähflüssig in sein Bewusstsein, und das monotone, nahezu hypnotische Vibrieren der Rückbank ließ ihn immer tiefer in den Sitz hineinrutschen. Fast so wie damals, als der kleine Nikita mit seinen Eltern zum Urlaub ans Schwarze Meer oder in die Berge gefahren war, hunderte von Kilometern über schlecht asphaltierte Straßen, im unklimatisierten Trabbi hilflos der Sommerhitze und den klebrigen, heißen Kunststoffbezügen ausgeliefert.
Dennoch erinnerte er sich im Nachhinein gerne daran, denn es war einfach jedesmal etwas ganz Besonderes gewesen… etwas, das die starren Fesseln des Alltags zersprengte und für drei Wochen im Jahr aus der spießigen, ostdeutschen Durchschnittsfamilie eine verschworene Gemeinschaft von glücksuchenden Abenteurern machte.
Warum konnte das Leben nicht immer so sein?
Wieso musste man sich Freiheit erst mühsam verdienen, und Zwänge und Abhängigkeiten gab es völlig gratis?
Weil es von der Natur so vorgesehen war? Oder hatte sich der Mensch dieses Schicksal nicht viel eher selbst auferlegt?

Die holprige Fräskante, über die der dunkelblaue Golf bei der Ausfahrt aus einem Baustellenbereich fahren musste, riss Nikita ruckartig in die Realität zurück.
Vorne unterhielten sich Markus und Demiro gerade über einen Staudamm und über irgendeine alte Schuld, die es nun endlich zu begleichen galt. Aber da das Autoradio mittlerweile ziemlich laut aufgedreht war, verstand Nikita nur wenige ihrer Worte.
Absicht oder Zufall?
Die erleuchteten Zeiger der Uhr hinterm Steuer zeigten inzwischen 2 Uhr 14 an.
„Sag bloß, hab ich etwa gepennt?“, fragte Nikita und rieb sich dabei müde die roten, schweren Augen.
Der neben ihm sitzende Yaominh schaute amüsiert zu ihm rüber.
„Das kann man wohl sagen, Niki. Über ‘ne Stunde sogar!“
„Über eine Stunde?“
Nikita starrte aus dem mit abperlenden Regentropfen bedeckten Seitenfenster hinaus in die Dunkelheit. Der Wagen fuhr schnell, mindestens hundertdreißig. Offenbar auf einer Autobahn oder Schnellstraße.
„Was ist? Angst, entführt zu werden?“, wollte Yaominh nicht ganz ernstgemeint wissen.
Nikita schüttelte müde den Kopf.
„Nein. Nein, Yao. Du darfst mich ruhig entführen, das ist schon ok... hast mir ja schließlich auch das Leben gerettet. Ich frage mich nur, wohin wir gerade fahren. Das ist alles. Bringt ihr mich jetzt in euer geheimes Dorf im Wald?“

Markus drehte die Musik leiser und beugte sich ein Stück nach hinten über die Lehne seines Sitzes.
„Wieviel hast du deinem Freund eigentlich erzählt, Yao?“, wollte er, offensichtlich etwas überrascht von Nikitas doch eigentlich recht nachvollziehbarer Frage, wissen.
„Nur den schönen Teil.“, antwortete Yaominh verlegen. „Weiter sind wir ja nicht gekommen...“
Der Alte schien mit dieser Antwort schon gerechnet zu haben
„Nur den schönen Teil.“, wiederholte er langsam und mit gerunzelter Stirn. „Ja, natürlich... den hässlichen Teil der Geschichte muss dann wohl wieder ich erzählen, oder wie sehe ich das?“
Yaominh machte einen etwas gelangweilten Gesichtsausdruck.
„Nun, ich kann ihn natürlich auch erzählen, Markus. Ich meine, ich kann es zumindest versuchen...“
„Lieber nicht!“, mischte sich Demiro in die Unterhaltung ein, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. „Sonst dichtest du nur wieder schamlos Cyrus’ altehrwürdige Verse um. Ich kenn dich doch.“
„Ich modernisiere sie!“, korrigierte ihn Yaominh streng. „Cyrus hätte sicher nichts gegen einen etwas lebendigeren Umgang mit seinen sprachlichen Hinterlassenschaften einzuwenden gehabt.“
„Wenn du meinst...“
„Aber was den Fortgang der Geschichte angeht...“, ergänzte Yaominh und schaute dem alten Markus auffordernd in die Augen. „Es würde mir respektlos erscheinen, Informationen aus zweiter Hand weiterzugeben, wenn auch ein Augenzeuge von damals anwesend ist. Davon abgesehen, erzählt die Geschichte keiner so gut wie Markus.“
„Da magst du wohl Recht haben.“, gab sich der Alte geschlagen. „Ich kann es am Besten erzählen, weil ich noch immer das Blut an meinen Händen kleben sehe. Ich höre die Stimmen unserer Feinde, als wäre es gestern gewesen... und ich glaube, ein Teil von mir dürstet noch immer nach Vergeltung für alles, was damals geschehen ist.“
„Ja, Vergeltung!“, zischte Demiro von vorne. „Vielleicht ist das unser Schicksal...“

Nikita spürte, wie die Stimmung im Wagen frostiger wurde.
War es das, was Markus und Benja damals im Wald gefühlt hatten, bevor sie von diesem verrückten Janosch angefallen wurden?
Unruhig wanderten seine Blicke im Inneren des Wagens hin und her.
Da lagen einige Patronenhülsen in der Ablage, und unter dem Fahrersitz glaubte Nikita, einen schwarzen, matt schimmernden Lauf zu erkennen... wie von einem kurzen Gewehr, oder einer Maschinenpistole...
Was meinten die beiden mit „Vergeltung“?
Was war das für ein hässlicher Teil, den Yaominh ihm bisher verschwiegen hatte?
Und wieso wurde Nikita das Gefühl nicht los, dem Geheimnis der Gegenwelt zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt auf die Spur gekommen zu sein?
„Also, wohin fahren wir denn nun?“, fragte Nikita bemüht selbstbewusst klingend nach vorne. „Wenn das hier keine Entführung ist, kann ich das ja wohl zumindest mal erfahren, oder?“
„Wer hat gesagt, dass das keine Entführung ist?“, entgegnete der Alte sarkastisch. „Natürlich ist das eine Entführung! Und wenn ich dir sage, wohin die Reise geht, würdest du ausrasten und hier drin alles kaputtschlagen. Darauf können wir während der Fahrt gerne verzichten.“
„Jetzt mach dir nicht gleich ins Hemd.“, erklärte Yaominh beruhigend, als er Nikitas sichtlich irritierte Reaktion auf Markus’ Äußerungen bemerkte. „Wir werden dich schon nicht im Wald verscharren oder irgendeiner dämlichen Prüfung unterziehen. Es ist nur so, dass wir selber nicht so genau wissen, wo wir morgen früh aufwachen werden... und ob es überhaupt noch ein Morgen geben wird. Wer weiß, vielleicht müssen wir vor Sonnenaufgang auch noch ein paar

alten Weggefährten das Hirn rauspusten. Nichts, was einem potentiellen Selbstmörder wie dir Sorgen bereiten müsste...“
„Ach so.“, murmelte Nikita, und fügte kurze Zeit später noch etwas verstörter hinzu: „Äh, was meinst du denn mit „das Hirn rauspusten“ ?!“
Die zwei im vorderen Teil des Wagens lachten herzhaft.
Yaominh dagegen blieb todernst und griff nach vorne unter den Sitz. Nikita wollte unbedingt sehen, was sein alter Freund da hervorkramte... doch noch ehe er sich richtig zu ihm umdrehen konnte, spürte er schon den kalten Lauf einer mächtig großen Pistole an seiner Schläfe.
„Na das!“, erklärte Yaominh… und drückte den Abzug.

Erstaunlich, wie das Leben eines Menschen in den Bruchteil einer Sekunde passen konnte, wenn man Angesicht in Angesicht dem Tod gegenüber stand.
Schon zum dritten Mal in dieser Nacht hatte Nikita nun dieses Gefühl... dieses Gefühl, sterben zu müssen, obwohl ihm gerade überhaupt nicht mehr danach zumute war.
Doch die Waffe an seinem Kopf machte nur ein leises „KLICK“.
„Was ist?“, fragte Yaominh gleich darauf unsicher nach vorne.
Der alte Mann warf ihm einen überraschten Blick zu, dann lächelte er und legte beruhigend seine Hand auf Yaominhs Oberschenkel.
„Keine Bange, Yao. Der ist genauso echt wie du!“
„Dann bin ich ja beruhigt.“, meinte Yaominh, und legte die Waffe wieder zu den anderen, die unter dem Sitz verstaut waren.

Nikita gelang es nur langsam wieder, sich von diesem Schock zu erholen.
Hatte ihn Yaominh da gerade ernsthaft erschießen wollen? Oder war das nur ein Spiel, irgendein dummer Witz innerhalb ihrer Gruppe, den Außenstehende nicht zu kapieren brauchten?
„Ihr habt echt nen Schaden!“, empörte er sich schließlich lautstark. „Bin ich hier in einem beschissenen Gangsterfilm oder im Wagen von ein paar durchgeknallten Serienkillern gelandet? Was ist mit dem friedlichen Dorf, den freundlichen, warmherzigen Menschen und dem Lagerfeuer...?“
„Das Lagerfeuer brennt schon lange nicht mehr. Und die meisten dieser freundlichen, warmherzigen Menschen sind seit vielen Jahrzehnten tot.“, erklärte Markus mit ernster Stimme.
„Die Gegenwelt hat sich verändert, Niki.“, fügte Yaominh ergänzend hinzu, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre. „Von der Unbeschwertheit, die Markus und Benja damals so überwältigt hatte, ist heute nicht mehr all zu viel übrig... aber wir erinnern uns gerne an diese Zeit, und sie lebt in unseren Herzen weiter.“
Markus schaute fragend nach hinten.
„Bis wohin genau hast du ihm die Geschichte denn nun eigentlich erzählt, Yao?“
„Bis zu eurer Rückkehr aus dem Wald.“, antwortete der mit einem unterdrückten Gähnen.
„Bis dahin, als Benja und du geprüft und für rechtschaffen befunden wurden.“
„Ja, rechtschaffen... das waren wir...“, murmelte der Alte in Gedanken versunken. „Nun gut, dann will ich an diesem Punkt ansetzen, mit dem ganzen unerfreulichen Rest.“
„Ja, bitte!“, erwiderte Nikita hastig. „Ich werde auch keine dummen Zwischenfragen stellen!“
Yaominh griff nach hinten auf die Ablage und zog ein kleines Kissen hervor, das er sich müde unters Ohr klemmte.
„Da bin ich mir sicher.“, meinte er zu Nikita. „Ich hau mich jetzt ne Runde hin. Und ich hoffe, dass du noch da bist, wenn ich wieder aufwache.“
Nikita war sich nicht sicher, wie er das nun wieder verstehen sollte… doch sein Gefühl riet ihm, Rückfragen dieser Art erstmal für eine Weile zu vermeiden. Außerdem begann just in

dem Moment Markus auch schon damit, seine Story weiterzuerzählen... und da Nikita davon ausging, dass ihm zumindest für die Dauer der Geschichte keine weitere Gefahr drohte, nahm er sich vor, zunächst einmal einfach nur den Mund zu halten und artig den Worten des Alten zu lauschen.
Vielleicht würde sich ja dabei die eine oder andere Frage von alleine klären...

Kapitel 15

„Nachdem sie uns so übel mitgespielt hatten, reichten uns die Gegenweltler als Entschuldigung noch eine Flasche von ihrem Selbstgebrannten und eine kleine, silberne Münze, auf deren Rückseite ein ganz besonderes Zeichen eingeprägt war.
Aber verzeih, dass ich mich in Anbetracht der Tatsache, dass ich so gut wie nichts über dich weiß, gerade nicht daran erinnern kann, wie genau dieses Zeichen ausgesehen hat.
„Die ist noch aus den Anfangstagen unserer Bewegung... wurde vermutlich vor ein paar hundert Jahren von Cyrus persönlich in den Händen gehalten.“, erklärte uns Nemo jedenfalls stolz. „Nehmt sie... und wann immer ihr sie einem der unseren vorzeigt, wird er euch Unterstützung und Obdach gewähren, denn damit seid ihr ganz offiziell Freunde der Gegenwelt.“
„Wir würden gerne etwas Unterstützung bei unserem Nachhauseweg haben!“, verkündete Benja wie aus der Pistole geschossen und deutete auf die am Rand der Brücke abgestellte Kutsche mit den beiden Gäulen.
„Wenigstens bis zu unseren Fahrrädern...“, fügte ich bescheiden hinzu.
„Aber selbstverständlich.“, erklärte Nemo ohne zu Zögern. „Janosch wird euch sicher gern zurück zu euren Drahteseln bringen. Von dort habt ihr es ja dann nicht mehr weit.“
Nun, was soll ich sagen... ich wäre wirklich ungleich lieber mit Stauffer und dessen gesamter Naziclique in einem Wagen gesessen, als mit diesem Killer, dem man schon durch einen kurzen Blick in sein verbliebenes Auge ansehen konnte, dass unser Scharführer bei weitem nicht der einzige Mensch war, dessen Leben durch das scharfe Messer von Janosch ein jähes Ende gefunden hatte.
Natürlich traute ich mich aber auch nicht, in diesem Moment in irgendeiner Weise Ansprüche zu stellen und nach einem anderen Chauffeur zu verlangen... daher zwängte ich mich schließlich wortlos neben Benja auf die unbequeme Holzpritsche.
Aus den Augenwinkeln bemerkte ich Nemo und die anderen, wie sie uns ein letztes Mal zuwinkten und dann kurz darauf in der unwirklichen Dunkelheit verschwanden.
Janosch zog die Zügel an und schnalzte auffordernd mit der Zunge.
Ein lautes, munteres Wiehern durchbrach die nächtliche Stille, dann setzte sich die Kutsche schaukelnd und ächzend in Bewegung.

Zunächst ging die holprige Fahrt lange Zeit über schmale, unebene Waldwege, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass unser Kutscher absichtlich mehrmals falsch abbog oder unnötige Umwege fuhr, damit wir später nicht so ohne weiteres zu ihrem Lager zurückfinden würden... ganz abgesehen davon, dass so ein nächtlicher Wald im fahlen Mondlicht ja ohnehin überall gleich aussah.
Nun, immerhin war diese Methode deutlich humaner, als uns wieder wie auf der Hinfahrt einen kratzenden Sack über den Kopf zu ziehen, weshalb ich auch beschloss, mich erstmal nicht darüber zu beklagen und frohen Mutes darauf zu vertrauen, dass wir die Gegenweltler ein für alle mal von unserer Rechtschaffenheit überzeugt hatten und keine weiteren Tests oder Prügel mehr anstanden.
Ich schaute zu Benja, der schweigend an meiner Seite saß und nur gedankenverloren auf die vorüberziehenden Bäume starrte. Irgendwie ahnte ich schon, was in ihm vorging... konnte es förmlich wittern, wie er sich in seinen Träumen schon begeistert den edlen Einsiedlern der

Gegenwelt angeschlossen hatte und seinem Vater und all den anderen, die ihn immer nur bevormunden wollten, ins Gesicht sagte, wie sehr sie ihn von nun an alle am Arsch lecken konnten.
Ich hoffte nur inständig, dass es Benja in absehbarer Zeit beim Träumen und Schwärmen belassen würde, denn ich fühlte mich ehrlich gesagt viel zu wohl zu Hause, als dass ich zum damaligen Zeitpunkt ernsthaft in Erwägung gezogen hätte, meine Eltern, meine Heimat und meine gesamte Identität hinter mir zu lassen, nur um wie die sieben Zwerge aus dem Märchen irgendwo im dunklen Wald ein neues Leben zu beginnen.

„Darf ich sie etwas fragen?“, versuchte Benja irgendwann, mit unserem unheimlichen Chauffeur in Kontakt zu treten. Ich wünschte ja, er hätte das sein lassen, und hätte diese schützende Mauer, die sich noch zwischen uns und Janosch befand, nicht unnötig eingerissen. Doch zu spät.
„Frag nur.“, erwiderte Janosch knapp. „Ist allemal besser, als dumm zu bleiben.“
Benja lächelte schüchtern... wohl ein wenig von seiner eigenen Courage überrascht, dass er sich überhaupt getraut hatte, den Typen anzusprechen, der uns noch vor einer halben Stunde ziemlich überzeugend abschlachten wollte.
„Sie helfen den Gegenweltlern, ja, sie töten sogar für sie... aber sie sind doch keiner von ihnen. Warum? Wieso stehen sie so abseits? Warum nehmen sie nicht stärker an deren Leben teil?“
Ich beobachtete Janosch gebannt, wie er ohne den Blick von der engen Straße zu nehmen in seine Tasche griff, um sich mit seinen wie stets in schwarze Leder-Handschuhe gehüllten Fingern ein kleines Tabaketui zu angeln, aus dem er eine kleine selbstgedrehte Kippe entnahm.
Er entzündete sie... dann schaute er zur Seite und blies uns demonstrativ den Qualm ins Gesicht.
„Leben...“, murmelte er verächtlich. „Mit dem Leben ist es wie mit dem Rauchen einer Zigarette. Du denkst, du hast ne tolle Zeit... doch in Wahrheit atmest du nur schlechte Luft. Und irgendwann fällst du tot um. Davon wird euch auch die Gegenwelt nicht bewahren.“
Ich hatte gewisse Schwierigkeiten, seine Gedankengänge nachzuvollziehen.
„Wie meinen sie das?“, fragte ich neugierig, erwartete jedoch ehrlich gesagt keine vernünftige Antwort von ihm.
„Ich meine, dass die Gegenwelt kein Ort für euch ist.“, erwiderte er mit einem drohenden Unterton in der Stimme. „Ihr tätet gut daran, das alles hier so schnell wie möglich zu vergessen. Auch wenn ihr glaubt, am heutigen Tage mitten im Wald das Paradies auf Erden gefunden zu haben... bedenkt, dass die Menschen im Paradies seit jeher nackt und dumm gewesen sind!“
„Dumm?“, wollte Benja fast schon empört wissen, der nun auf einmal den Eindruck hatte, überhaupt nichts mehr zu kapieren. „Ich dachte eher, die Gegenweltler wären das genaue Gegenteil davon?!“
„Versteht mich nicht falsch, Jungs: Die Gegenwelt ist schon der richtige Ansatz... denn von einer Gesellschaft, die längst dem Wahnsinn verfallen ist, kann man sich eigentlich nur so deutlich wie möglich distanzieren, anstatt kleingeistig an ihren Millionen Problemen herumzudoktern.
Doch all die edlen Dichter und Denker, die seit vierundsiebzig Jahren an ein und der selben Stelle ihr Lagerfeuer entzünden, und seit mehreren hundert Jahren nach der selben ehrenwerten Maxime leben... sie haben wie mir scheint noch nicht ganz begriffen, dass sich die Zeiten geändert haben.
Überlegt es euch: Sitzen fünfzig Männer und Frauen im Wald und träumen von einer freieren, besseren Gesellschaft. Kommt ein besoffener Bomberpilot über ihr Dorf geflogen, drückt aus

Versehen den falschen Knopf... und Bumms... hat sich der schöne Traum der Gegenwelt für immer ausgeträumt!
Wir leben nicht mehr im Mittelalter. Falsche Personalausweise und Wachtposten im Wald werden bald nicht mehr verhindern können, dass man von der Außenwelt aufgespürt wird. Glaubt mir, irgendwann werden sie dich einfach aus dem Weltall abfotografieren und belauschen, ohne dass du es überhaupt mitbekommst. Aber Nemo und die anderen wollen das einfach nicht wahrhaben. Diese ach so gebildeten, weitsichtigen Ignoranten unterschätzen die Andersartigkeit, die Bösartigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts komplett."
„Und doch lebst du unter ihnen...", bohrte Benja verwundert nach. „Wieso?"
Janosch verzog den Mund zu einem merkwürdig gequält wirkenden Lächeln, bevor er routiniert den Rest seiner Zigarette am Kutschbock ausdrückte und in die Nacht hinaus schleuderte.
„Weil sie einem Traum, den ich einmal hatte, ziemlich nahe kommen.", erklärte er schließlich. „Diesem naiven Traum, nie erwachsen werden zu müssen... immer ein trotziges, ungehorsames Kind bleiben zu dürfen. Wie Peter Pan. Aber ganz real.
Wisst ihr, in den Jahrhunderten im Exil, fern von der Außenwelt und jeglichen Zwängen, hat sich unter den Gegenweltlern eine Unbeschwertheit breitgemacht, die ungeheuer ansteckend wirkt... auch auf euch, das sehe ich euren Gesichtern ja förmlich an… also leugnet es nicht!
Mich hat sie verzaubert, als ich nach Jahren des sinnlosen Blutvergießens in diesen abgelegenen Wald kam. Es kam mir vor, als ob ich eine völlig andere Welt betrat.
Zunächst wollte ich dort nur für eine Weile untertauchen und meine Wunden lecken. Aber diese Menschen waren so anders, so stolz und eigensinnig...
Das war für mich wie Urlaub von einem nicht enden wollenden Alptraum.
Ich genoss es, einfach nur in den Bäumen zu sitzen und sie stundenlang zu beobachten. Das habe ich schon immer gerne getan... den Kindern beim Spielen zugesehen, mich an ihrer Unschuld ergötzt.
Und wenn ihnen jemand, egal, unter welcher Flagge er auch diente oder aus welcher Motivation heraus, ein Leid zufügen wollte... dann habe ich ihn aufgeschlitzt. Von oben bis unten, wie ein Schwein.
Ich fürchte, das ist alles, was ich je wirklich gelernt habe. Aber wer weiß schon, ob Nemo und die anderen ohne mich und mein Schlachterhandwerk überhaupt noch hier wären. Ich habe manchmal das Gefühl, sie sind viel zu edel und weich für Zeiten wie diese. Wahrscheinlich hätten sie selbst diesen Stauffer wieder laufen lassen, als der anfing, hier herumzuschnüffeln..."
„Also bist du sowas wie ihr Schutzengel?", fragte Benja, offensichtlich überrascht von solch selbstlosen Motiven des Finsterlings.
„Engel... das ist ein komischer Zufall, dass du gerade von Engeln sprichst.", erwiderte Janosch andächtig. „Ich habe mir in letzter Zeit viele Gedanken darüber gemacht.
Weißt du, was man sich von den Engeln erzählt?"

Draußen erkannte ich eine Kreuzung, an der wir am frühen Nachmittag vorbeigeradelt waren. Es würde wohl nicht mehr lang dauern, bis wir wieder dort ankamen, wo sie uns aus unserer vertrauten Welt gerissen hatten. Und obwohl seitdem nur wenige Stunden vergangen waren, hatte ich den merkwürdigen Eindruck, schon ewig nicht mehr hiergewesen zu sein.
Janosch berichtete uns unterdessen von den Engeln... besser gesagt von dem, was er sich unter diesem Begriff vorstellte. Nun, was soll ich sagen? Das hatte nicht mehr all zu viel mit dem zu tun, was wir einst im Religionsunterricht gelernt hatten.
Ich konnte mir jedoch längst nicht alles merken, was er erzählte, denn er sprach viel zu wirr, die lauten Hufschläge der Pferde dröhnten in meinen Ohren, und außerdem fühlte ich mich so verdammt müde.
Aber einige seiner Worte sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

„Glaub mir, wenn ich ein Engel wäre, dann würde ich es nicht dabei belassen, irgendwelche Nazis und Bauernlümmel von diesem Wald fernzuhalten!
Ich würde die ganze Welt in Brand setzen, bis alles in Schutt und Asche liegt und aus den Ruinen dann eine bessere Zivilisation emporsteigen kann. Ja verdammt... das ist es, was ich für Cyrus' Idee zu tun bereit wäre! So gut gefällt sie mir. Aber Gott hat mir leider jegliche Wunderkräfte verwehrt. Nun ja, er wird schon wissen, warum..."
Janosch zog straff die Zügel zurück, worauf die Kutsche mit einem abrupten Ruck zum Stehen kam, und deutete auffordernd auf unsere Fahrräder, die unmittelbar vor uns am Wegrand lagen.
„So, wir sind da. Ihr müsst jetzt aussteigen!"
Ich wollte gehorchen, doch Benja zögerte noch.
„Was würden sie uns denn jetzt empfehlen?", fragte er Janosch ratlos. „Ich meine, wenn wir wieder zu Hause sind. Was sollen wir ihrer Meinung nach tun?"
Janosch antwortete zunächst nicht... stattdessen packte er uns nur am Kragen und stieß uns ziemlich unsanft von der Pritsche herunter.
„Das willst du nicht wissen, Hitlerjunge. Das willst du ganz sicher nicht wissen!", knurrte er noch, als wir unten auf dem staubigen Waldweg lagen und sichtlich verärgert zu ihm hochblickten. „Aber eins kann ich dir garantieren: Völlig gleich, was immer du von jetzt an auch tun wirst… eines Tages wirst du es bitter bereuen!"
Dann gab er den Gäulen mit einem grimmigen Peitschenknallen das Kommando zum Aufbruch und brauste in einem Höllentempo davon.

„Hä? Verstehst du das?", wollte Benja von mir wissen, als wir ein wenig ratlos den kleiner werdenden Umrissen der Kutsche hinterher schauten. „Der ist ja wohl völlig irre im Kopf, oder nicht?"
„Ja.", bestätigte ich nach kurzem Zögern. „Gut möglich..."
Doch irgendwie war ich nach allem, was wir erlebt hatten, viel zu sehr aus der Bahn geworfen, um noch irgendwelche Leute eindeutig in „verrückt" und „nicht verrückt" einteilen zu können.
Und letztlich war meine Erleichterung darüber, diese Nacht und insbesondere die Rückfahrt ohne schlimmere Blessuren überstanden zu haben, auch weitaus größer als mein Interesse an diesem Janosch und dessen merkwürdigen Geschichten über Peter Pan und irgendwelche rachsüchtigen Engel.
„Komm, lass uns einfach heimfahren.", murmelte ich mit einem unterdrückten Gähnen. „Vielleicht hat er Recht und es ist besser, nicht zu viel über das alles nachzudenken."
Aber das war natürlich nur der fromme Wunsch eines schlafbedürftigen Knabenhirns.
In Wahrheit hatte mich längst ein Virus befallen, mit dem ich mich wohl irgendwann während meines Aufenthalts in der Gegenwelt angesteckt haben musste… dieser fassadenzersetzende Virus, der einen dazu zwingt, alles in Frage zu stellen... selbst das, was niemals in Frage gestellt werden durfte.
Als wir dann wenig später an den nach nassem Heu duftenden Feldern vorbeiradelten, wusste ich zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr so richtig, wohin ich eigentlich gehörte. Meine Eltern liebten mich... aber sie hatten vermutlich nicht den richtigen Durchblick. Die Leute in der Gegenwelt dagegen blickten wohl durch. Zumindest mehr als die meisten von uns. Doch ich war mir nicht sicher, inwieweit ich ihnen wirklich etwas bedeutete. Oder sie mir.
Wie auch immer... die Saat des Zweifels war jedenfalls gesät. Ich hatte nur noch keine Ahnung, dass sie so ungeheuer schnell in den Himmel wachsen würde.

In den kommenden Wochen schien die Zeit nahezu still zu stehen. Endlich waren Ferien... und so träge, wie die Sonne von morgens bis abends ohne Unterlass auf die weiten,

goldgelben Weizenfelder brannte, so ließen auch wir uns einfach hängen, ohne überflüssige Gedanken an Vergangenheit und Zukunft zu verschwenden… einzig für den Moment lebend. Ja, wir waren wie die Sonne und wie die sporadisch auftauchenden weißen Schäfchenwolken, die am Firmament erhaben über unsere Köpfe hinwegzogen. Und bei Nacht waren wir wie der Mond... in kalter Anmut glänzend... edelmütig schweigend, und doch jedem Menschen, der uns begegnete, geheimnisvoll ins Gesicht leuchtend.
„Sieh her, du kleiner Mensch! Du siehst uns als schwache Kinder an, als solche, die einmal so werden wie du. Doch was du nicht weißt, ist, dass du in unseren Augen nur ein weiterer verlorener Erwachsener bist, der einmal so gewesen ist wie wir."
Es war eine wunderbare Zeit. Ein magischer Sommer, der mich in späteren Jahren, wann immer ich an diese Wochen zurückdachte, jedesmal von Neuem begreifen ließ, für was auf dieser Welt es sich wirklich zu leben, zu kämpfen und zu sterben lohnte.
Nicht für Führer, Volk und Vaterland, wie uns die Nazis immer eintrichtern wollten... denn das verursachte letzten Endes bloß Stress und ungesunde Blasen an den Füßen.
Nein... nur für die Freiheit wollte ich in diesem Sommer leben! Für die Freiheit, mich einfach auf irgendeine Wiese legen zu können und den Tag an mir vorüberziehen zu lassen... ohne irgendwann mit schlimmer Ahnung auf die Uhr schauen zu müssen, und ohne irgendeinem engstirnigen Bauern Rechenschaft darüber abzulegen, weshalb ich mich ausgerechnet auf seinem Grund und Boden erholen wollte.
Nur für die Freiheit... und für einen guten Freund, ohne den der ganze Zauber dieses Sommers nicht einmal die Hälfte Wert gewesen wäre.

Dann kam der September.
Heinz Stauffers Verschwinden schien dessen Halbbruder Gustav zunehmend in den Wahnsinn zu treiben. Es verging kaum ein Tag, an dem der Gauleiter nicht irgendjemand anderen beschuldigte, für dieses in seinen Augen offensichtliche Verbrechen verantwortlich zu sein. Mal waren es die Zigeuner, die Juden, kommunistische Spione, einmal sogar ein milchgesichtiger Knabe aus der Nachbarschaft, der an Asthma litt und aus gesundheitlichen Gründen nicht in die HJ gehen konnte.
Fast jede Nacht hallte das Bellen von diensteifrigen Schäferhunden durch die Luft, wenn Gustav Stauffer mit einem ganzen Fackelzug an Getreuen wieder einmal die umliegenden Wiesen und Wälder durchkämmte. Immer in der Hoffnung, wie er einmal selbst bekundete, dass sein Bruder heldenhaft im Kampf für das Reich sein Leben gelassen hatte... und nicht, weil er auf dem Heimweg vom Jahrmarkt betrunken in eine tiefe Jauchegrube gefallen war.

„Die Gegenwelt muss was unternehmen!", meinte Benja eines Nachts sichtlich beunruhigt zu mir, als wir gut versteckt in einem Gemüsebeet beobachteten, wie der braune Mob, bestehend aus SS-Männern, Reservisten und etlichen Freiwilligen, wieder einmal mit lautem Gezeter an uns vorüberzog. „Was weiß ich... Stauffers Leiche ausbuddeln und in eine Jauchegrube schmeißen oder irgendsowas. Sonst wird der Typ nie Ruhe geben."
„Ach, das wäre doch das Dümmste, was sie jetzt machen könnten!", entgegnete ich. „Dann würde ja jeder sofort sehen können, dass er ermordet wurde. Außerdem haben die Stauffers Kadaver vermutlich längst an ihre Schweine verfüttert."
„Red keinen Scheiß!", protestierte Benja. „Sowas würden die niemals tun! Na gut, vielleicht dieser Janosch. Aber die anderen nicht..."
Er spähte mit traurigem Blick aus unserer Deckung hervor.
„Du würdest am liebsten sofort zu ihnen zurückgehen, hab ich Recht?", sprach ich aus, was mir schon seit geraumer Zeit schwer im Magen lag.
„Mensch, Mark... das ist vielleicht die einzige Möglichkeit für uns, etwas aus unserem Leben zu machen!", verkündete er überzeugt. „Die Gegenwelt kommt wie eine Welle über uns und

reißt uns mit sich fort. Wie Strandgut, das schon zu lange im braunen Sand vor sich hingefault ist und jetzt die Weiten des Ozeans kennenlernen darf."
Ich grinste.
„Verstehe. Und du wirst in Zukunft poetische Gedichte schreiben und dich mit den Mädchen im waffenlosen Nahkampf üben..."
„Nein.", erwiderte Benja fasziniert. „Wir werden das zusammen tun! Ich werde dich doch nicht alleine in der Scheiße zurücklassen."
„Moment mal!", ereiferte ich mich, denn das ging mir alles um Einiges zu schnell. „Wir haben doch abgemacht, dass wir da nur im äußersten Notfall noch mal hingehen. Außerdem, denkst du wirklich, nur weil die uns so eine vergammelte Münze überlassen haben, nehmen sie uns auch gleich automatisch in ihren Reihen auf? Da könnte ja wohl jeder kommen, nicht wahr?
Und meine Eltern... die würden ganz sicher auch was dagegen haben, dass ich einfach in einer Nacht- und Nebelaktion verschwinde. Ich meine, einfach meine Heimat verlassen, nur weil mir manche Dinge hier nicht passen..."
Benja stieß mir wütend mit der flachen Hand gegen die Stirn.
„Verdammt, wach endlich auf! Wir sind doch längst Fremde im eigenen Land. Was Nemo und Janosch sagen, ist wahr. Da draußen regiert der Wahnsinn... unsere Heimat hat die Tollwut!
Worauf willst du warten? Dass sie uns in den Krieg einziehen und nach Russland schicken? Denkst du, da können wir uns auch so einfach davonschleichen wie jetzt bei der HJ, wenn wir mal keinen Bock aufs Schießen haben?
Menschen sind nicht dazu bestimmt, im Gleichschritt hintereinander herzulaufen, Mark... das fühle ich einfach. Von Tag zu Tag, an dem ich mit den anderen irgendwohin mitmarschieren muss, fühle ich es mehr. Lass uns aus der Reihe tanzen, und zwar so bald wie möglich... bevor wir uns irgendwo wiederfinden, wo wir eigentlich niemals hinwollten."
Ich verstand wohl, was er meinte. Aber ich konnte nicht so ohne weiteres alles aufgeben.
„Lass uns erst noch ein paar Nächte drüber schlafen, Benja. Bitte!", bemühte ich mich darum, noch ein wenig mehr Zeit zu schinden. „Die Gegenwelt läuft uns schon nicht weg. Du weißt doch, das Feuer brennt seit vierundsiebzig Jahren... es wird zur Not auch im kommenden Sommer noch auf uns warten."
Benja nickte... aber wohl nicht, weil ich ihn überzeugt hatte, sondern weil wir schon wieder viel länger draußen geblieben waren, als es ihm sein Vater eigentlich erlaubt hatte.
„Ja, ist gut. Ich muss jetzt los, Mark. Pass auf dich auf!"
Er tätschelte mir freundschaftlich auf die Wange, dann kletterte er über einen kleinen Gartenzaun aus unserem Versteck auf die Straße.
Ich blieb noch eine Weile dort sitzen... ließ verspielt die Erde durch meine Finger rinnen... lauschte andächtig dem nimmermüden Zirpen der Grillen und dem sporadisch aus der Ferne an mein Ohr dringenden Hundegebell.
Die Natur war so logisch, so einfach und wunderschön.
Warum zum Teufel musste mein Leben dann so verflucht kompliziert sein?
Jeder erzählte mir etwas anderes.
Die Nazis sagten, dass wir in den Krieg ziehen müssten, um zu überleben. Nemo meinte, dass die Nazis nur primitive, fehlentwickelte Säugetiere seien... und meine Mutter wollte, dass ich mich mehr um den Hof und unsere Tiere kümmerte, weil es Opa körperlich nicht mehr so gut ging, seit er vor einigen Wochen beim Baumstutzen von der Leiter gefallen war.
Benja wollte, dass wir uns einem obskuren Geheimbund anschlossen, von dem wir genaugenommen nichts wussten außer dem, was man uns dort erzählt und gezeigt hatte.
Und ich?
Was wollte eigentlich ich?

Ich fühlte mich ein wenig wie ein billiger Spielball, der sein Leben lang zwischen allen möglichen Parteien hin- und hergeschleudert wurde... den im Grunde aber jeder nur für seine eigenen Zwecke benutzte.
Und eines wurde mir an diesem Abend schmerzhaft bewusst: Völlig egal, wie das Spiel auch immer ausgehen würde, wem auch immer ich meine Gunst letzten Endes zukommen ließ... die gefeierten Sieger in solchen Spielen würden immer nur die Spieler sein, und nie der beschissene Ball.
Ich schleuderte frustriert einen größeren Erdbrocken gegen einen am Straßenrand hinaufragenden Laternenpfosten.
Es musste doch irgendeinen Weg geben, Benja umzustimmen. Doch wie hätte ich ihn davon überzeugen können, so lange ich selbst voller Zweifel war?
„He, ich weiß auch nicht, was richtig und was falsch ist. Aber tu das bitte nicht!“ - Nein, diesen Ansatz konnte ich mir von vornherein sparen. Erst musste ich selbst eine Überzeugung erlangen... und das möglichst bevor Benjas Temperament mit ihm durchging und ich nur noch die Wahl hatte, ihn entweder ziehen zu lassen oder ihm hinterherzulaufen. Denn ich wäre ihm ganz sicher gefolgt… egal, ob in die Gegenwelt, auf irgendeine unbekannte Insel oder an die russische Front.
Wer verdammt nochmal war ich bloß?
Der Sohn meiner Eltern, der Freund meines Freundes, ein Diener meines Landes... oder vielleicht doch ein großer Held, ein Dichter und Philosoph, dessen Talente nur nie richtig erkannt und gefördert worden waren, wie Nemo es uns gegenüber damals ausgedrückt hatte?
Ich glaube heute, dass ich zu diesem Zeitpunkt nichts von alledem war.
Ich war schlicht und ergreifend ein Zweifler. Ein ewig Unentschlossener, der sich am liebsten alle Optionen offen gehalten hätte.
In HJ-Uniform zusammen mit Benja und meiner Familie am Lagerfeuer der Gegenwelt sitzen... so hätte ich mir wohl damals meine Zukunft ausgemalt, wenn ich die passenden Wunschstifte zur Hand gehabt hätte.
Doch dann sollte alles völlig anders kommen.

Kapitel 16

Nur wenige Nächte später hatte ich einen heftigen Traum.
Ich befand mich irgendwo im Wald auf einer Lichtung. Menschen tanzten und sangen um mich herum... und auch, wenn es mir in der Dunkelheit nicht möglich war, ihre Gesichter zu erkennen, fühlte ich doch instinktiv, dass es sich nur um die edlen, sorglosen Bewohner der Gegenwelt handeln konnte.
Über dem ganzen Geschehen hing ein blutroter Mond... mächtig und bedrohlich, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Vielleicht wird er so leuchten, wenn eines Tages die Welt untergeht... wer weiß. Ich war jedenfalls tief beeindruckt und wandte mich an eine Gestalt, die ähnlich ehrfürchtig wie ich an meiner Seite stand.
„Was das wohl zu bedeuten hat, dass der Mond heute so tief hängt, Benja?“, fragte ich, in der festen Annahme, dass es nur mein bester Freund sein konnte, der da neben mir auf der Lichtung stand. Erst jetzt bemerkte ich, dass von ihm eine unangenehme Kälte ausging.
Ich drehte mich zu ihm und blickte erschrocken in das kalt glänzende Auge von Janosch.
„Der Mond hat keine Gefühle.“, flüsterte er. „Er kennt kein Mitleid mit den Menschen... nicht einmal mit den wenigen, die sich seiner würdig erweisen. Vielleicht solltest du dir ein Beispiel daran nehmen und so werden wie er.“
„Aber das will ich nicht! Nichts zu fühlen... das hört sich so traurig an.“, erwiderte ich, weil ich ehrlich gesagt nicht ganz begriff, wieso wir hier nachdenklich herumstanden und den anderen beim Feiern zusahen, anstatt uns unter die Leute zu mischen. „Aber sag mal... wenn du keine Gefühle hast, so wie der Mond... lebst du dann überhaupt?“

Janosch sah mich mit einem Blick an, aus dem ich eine fast unendliche Einsamkeit herauszulesen glaubte.
„Ich habe Gefühle.“, murmelte er. „Aber nicht so wie du. Nicht so wie die anderen. Mein Gefühl... mein Gefühl ist eher so ein Gefühl, wie es Gott haben muss, wenn er seine Schöpfung betrachtet. Ich sehe die Menschen... diese kleinen, zerbrechlichen Kinder. Ich sehe ihre Waffen... so ungeheuer groß, viel zu groß für Menschen. Fast schon zu groß für einen Gott.
Ich sehe den Untergang...“

Noch ehe das letzte Wort verklungen war, schlugen mehrere Granaten im Zentrum der ausgelassen feiernden Gegenweltler ein.
Menschen fetzten durch die Luft... purzelten schreiend durch das heiß brennende Lagerfeuer... zerbarsten wie mit Fleisch gefüllte Strohpuppen im unbarmherzigen Stahlgewitter.
Nahezu zeitgleich walzten mit ohrenbetäubendem Lärm mehrere Panzer aus der Deckung der Bäume hervor.
Jetzt erkannte ich Nemo, der aus seinem purpurnen Abendgewand zwei altertümliche anmutende Pistolen zog. Er schrie und feuerte. Einmal, zweimal, dreimal... streckte gleich mehrere der neben den Panzern herlaufenden Wehrmachtssoldaten mit gutgezielten Schüssen nieder.
Doch an den schweren, eisernen Panzern prallten seine Kugeln ab wie Regentropfen.
Jetzt eilte auch der alte Odessa hinzu.
Er schnappte sich einen der mittlerweile bedrohlich nahe herangekommenen Soldaten und rammte ihm die messerscharfe Klinge seiner Sense in den Unterleib. Dem nächsten zertrümmerte er den schützend vors Gesicht gehaltenen Karabiner, bevor er ihm mit einem wütenden Hieb fast den Kopf von den Schultern riss.
„Odessa! Odessa, pass auf!“, hörte ich mich zu ihm rüber rufen, denn ich bemerkte mit zunehmender Sorge, wie sich langsam eines der Panzerrohre auf den ritterlich kämpfenden Alten ausrichtete.
Er drehte sich zu mir um, als ob er mich nicht richtig verstanden hatte und nachfragen wollte. Doch genau in diesem Moment bohrte sich ihm das Bajonett eines hinter ihm aus dem Gebüsch stürzenden Soldaten in den Rücken... so tief, dass die blutbesudelte Spitze mit einem unangenehmen Geräusch vorne aus seinen Rippen heraussprang.
Dann kamen andere, schlugen mit ihren Gewehrschäften auf ihn ein, bis er schließlich das Bewusstsein verlor und auf dem rötlich schimmernden Waldboden zusammenbrach.
Wie eine nicht versiegen wollende Flutwelle strömten jetzt immer mehr deutsche Soldaten in die Lichtung.

Mein Blick fiel wieder auf Nemo, der sich mit ein paar anderen hinter einer umgeworfenen Holzbank verschanzt hatte und noch immer erbitterten Widerstand leistete. Als ich sah, wie er und seine Mitstreiter unbeholfen ihre hoffnungslos veralteten Waffen nachladen mussten, wäre ich ihnen am liebsten zu Hilfe geeilt.
Aber wie das in solchen Träumen nun einmal ist... ich kam nicht von der Stelle. Zumindest nicht so schnell, wie ich mir das eigentlich gewünscht hätte.
Es war eher ein unbeholfenes Stolpern. Ja, ich stolperte über die Körper und Gesichter der Gefallenen hinweg, blieb mehr als einmal an ihren hilflos nach oben gereckten Armen hängen... während um mich herum weiterhin ein gnadenloser Vernichtungskrieg tobte.
Frauen und Kinder wurden zusammengetrieben oder gleich an Ort und Stelle erschossen. Der Junge, der damals bei unserem Besuch noch Robin Hood gespielt hatte, zielte mit einem selbstgebauten Bogen auf die Angreifer. Es gelang ihm sogar, einen von ihnen mit seinen hölzernen Pfeilen ins Bein zu treffen... doch noch ehe er sich richtig über diesen Treffer

freuen konnte, wurde er von einer scheinbar aus dem Nichts kommenden Maschinengewehrsalve umgemäht und zu seinen toten Brüdern und Schwestern gerissen.

Auf einmal stand wie aus dem Nichts Valerian vor mir. Er blutete stark aus mehreren Wunden, und in den Armen trug er die von einem Granatentreffer schwer gezeichnete, bewusstlose Natalie.
„Wie konnte das nur geschehen?“, fragte ich ihn, ohne mich all zu sehr um die um mich herum einschlagenden Kugeln zu kümmern. „Woher kommen all die Soldaten?“
„Das weißt du wohl selbst am Besten.“, antwortete er grimmig. „Schließlich bist du ja einer von ihnen!“
Nein, das war unmöglich...
Erschrocken sah ich an mir herunter... bemerkte voller Entsetzen den feldgrauen Mantel, die schussbereite schwarze Maschinenpistole in meiner Hand und das frische, rote Blut an meinem Ärmel...
Verdammt, er hatte Recht! Ich gehörte ganz offensichtlich zur deutschen Wehrmacht!
„Mehr noch... du hast sie sogar hier hergeführt.“, sprach Valerian unbarmherzig weiter. „Jetzt sieh, was du angerichtet hast!“
„Das… das ha.. habe ich nicht gewollt!“, stammelte ich unter Tränen, und wich vor dem immer näher kommenden Gegenweltler ängstlich einige Schritte zurück.
Ich wollte nur noch weg von hier, und zwar so schnell wie möglich. Zurück nach Hause, am besten ins Badezimmer... so wie damals, als ich beim Herumtollen mit Benja in eine Grube voller Gülle gefallen war und mich meine Mutter sofort entsetzt in die Wanne gesteckt hatte. Sie hat mir den ganzen Dreck vom Körper gewaschen... und ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass sie nun dort auf mich warten und mir das Blut abwaschen würde, die Schuld und den Ekel vor dem, was ich getan hatte.
Doch auf einmal stieß ich auf etwas Hartes in meinem Rücken.
Wie in Trance drehte ich mich um, und erkannte Benja.
Sein Gesicht war von einer merkwürdigen Kruste aus Lehm und Blut bedeckt, und er hielt einen schussbereiten Revolver in der Hand.
„Benja... Benja, was haben wir getan?“, fragte ich geschockt, in der Hoffnung, dass er mich trösten und wieder aufrichten würde, wie er es immer tat.
Aber seine Miene blieb finster.
„Wir?“, zischte er schließlich vorwurfsvoll, und drückte mir den Revolver direkt auf die Brust. „Wir haben gar nichts getan! Nur du, Mark, nur du... Denn du bist ein Nazi geworden, genau, wie ich es immer befürchtet hatte!“
Ich hielt meine blutbesudelten Hände hoch, um ihn zu beruhigen.
„Ich bin das nicht gewesen, Benja...“, flehte ich. „Bitte, du musst mir glauben! Ich bin einfach hier aufgewacht, mitten auf der Wiese.“
Doch Benja ließ sich nicht erweichen.
„Was meinst du, wie vielen das so geht, Mark. Hä? Wie viele aus ihrem Traum vom blühenden deutschen Vaterland plötzlich aufwachen, mit einer Knarre in der Hand und Blut an ihrem Kittel?
Und dann jammern sie rum: Nein, bitte bitte, erschießt mich nicht, das war doch nur ein harmloser Traum von mir, das hab ich doch nicht gewollt... Echt, Mark, du bist so erbärmlich!“
Ich schüttelte verzweifelt den Kopf... wollte mich rechtfertigen, doch ich brachte keinen vernünftigen Ton mehr heraus.
Dann ertönte auf einmal ein lauter Knall.
Ich spürte das schmerzhaft stechende Eindringen des Bleigeschosses in meine Lunge... fühlte, wie es mir immer schwerer fiel, zu atmen... japste panisch wie ein an Land geworfener Fisch nach Luft… doch durch meinen Rachen kam nur noch schwarzes Blut.

Ich schrie so laut ich konnte, schrie nach meiner Mama, nach Vati, nach dem lieben Gott. Dann ergriff ein frostiger, unheimlicher Windstoß meine Seele. Es war, als würde er mich förmlich mit sich reißen wollen. Hinaus aus dieser beschissenen Uniform... hinaus aus meinem Körper... hinaus in die fremde und doch so vertraute Wirklichkeit meines Kinderzimmers.

Vorsichtig schielte ich über die Kante meiner schützend vors Gesicht gezogenen Bettdecke hinweg.
Ja, ich befand mich tatsächlich wieder zu Hause! Zu Hause in meinem Zimmer, umgeben von meinen alten Spielsachen, einem großen Teddybären und etlichen Büchern und Sportillustrierten.
Die Tür nach draußen zum Balkon stand sperrangelweit offen. Anscheinend tobte draußen ein schwerer Sturm, denn ich hörte deutlich das Klappern der Fensterläden im Hintergrund.
Erleichtert darüber, dass ich wohl nur einen wirren Alptraum gehabt hatte, richtete ich mich auf und lauschte eine Weile dem vertrauten Klang des Windes, der durch die Ritzen des alten Bauernhauses pfiff.
Doch ich vernahm noch etwas. Ein klopfendes, schabendes Geräusch, das von irgendwo unterhalb zu kommen schien...
Mit einem merkwürdigen Gemisch aus Müdigkeit und Verunsicherung in den Augen schaute ich mich um und versuchte, irgendeine logische Erklärung dafür zu finden, um mich nicht länger um meinen dringend benötigten Schlaf zu bringen.
Das Zimmer lag komplett im Dunkeln, nur der helle Vorhang vor der Balkontür bewegte sich verspielt im Rhythmus des Windes.
Und da war wieder dieses Geräusch! Ein Schaben, vielleicht auch ein leises Stöhnen...
Ich setzte mich auf und beugte mich vorsichtig über die Bettkante, konnte jedoch nach wie vor nichts Ungewöhnliches entdecken... nur den hölzernen Fußboden, auf dem ich vor dem Zubettgehen meine Pantoffeln deponiert hatte.
Gerade, als ich alles als bloße Einbildung abtun und mich wieder tief in meine Decke hineinkuscheln wollte, sah ich auf einmal diesen dunklen, großen Schatten mitten in meinem Zimmer stehen.
„Wer... wer bist du?“, rief ich deutlich unter Schock stehend und versuchte, die Nachttischlampe zu erreichen. Doch die Gestalt ließ mir keine Chance. Sie warf sich auf mich, umklammerte grob meine Arme und... drückte mir einen schmatzenden Kuss auf die Wange!
„Das wollte ich schon immer mal ausprobieren.“, hörte ich eine vertraut klingende Stimme in mein Ohr flüstern.
Es war Benja!
„Verdammt, spinnst du jetzt total? Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt!“, empörte ich mich... allerdings leise genug, damit meine nebenan schlafenden Eltern nichts davon mitbekamen.
Ich knipste das Licht an und starrte in Benjas grinsendes Gesicht. Dann bemerkte ich, dass sein linkes Auge ziemlich dick angeschwollen war.
„Hat dich dein Vater wieder geschlagen?“, fragte ich mitleidend.
Benja nickte.
„Ja, aber zum letzten Mal! Ich hab eine Vase über seinem Schädel zusammengehauen. Dann habe ich sein Motorrad im Fluss versenkt und bin hierher zu dir gelaufen.“
Erst jetzt registrierte ich, dass seine Klamotten völlig durchnässt waren… genau wie mein Bettlaken und alles, womit er sonst noch in Berührung gekommen war.
„Naja, ich habe es eher unfreiwillig dort versenkt.“, murmelte er entschuldigend. „Eigentlich wollte ich es ja mitnehmen. Aber es war so verdammt dunkel da draußen...“

Ich stand auf und trottete zum Kleiderschrank, um ihm erst mal ein paar trockene Sachen zum Anziehen zu suchen.
Während es sich der triefende Benja unbekümmert auf meinem Kissen bequem machte, reichte ich ihm wehmütig eine meiner Hosen und ein sauberes, blütenweißes Hemd.
Irgendwie war mir klar, dass er jetzt endgültig mit seinem Zuhause abgeschlossen haben musste... mit der HJ, dem Dorf, und all den anderen Orten, die uns zwei so viele Jahre lang miteinander verbunden hatten.
„Du kommst nicht mehr zurück, hab ich Recht?“, fragte ich und warf ihm einen traurigen Blick zu.
„Zu meinem Vater zurück gehe ich jedenfalls nicht mehr!“, antwortete Benja bestimmt, und begann sich die nassen Kleider vom Leib zu ziehen. „Ich will aber auch nicht ohne dich von hier fortgehen.“
Ich stieß einen stillen Fluch aus, denn nun war genau das eingetreten, wovor ich mich am allermeisten gefürchtet hatte: Ich musste eine Entscheidung treffen. Ein vogelfreies Leben an der Seite meines besten Freundes ohne Eltern und Heimat, oder ein Leben als von meinen Eltern geliebter Hitlerjunge... verwurzelt, aber in der traurigen Gewissheit lebend, dass sich mein bester Freund wie ein Räuber im Wald versteckt hielt, und ich nie mehr so ohne weiteres mit ihm zusammen lachen und weinen konnte, wenn mir danach war.
Leise seufzend starrte ich aus dem Fenster auf die dunkle Straße hinaus.
„Gib mir ein paar Tage Zeit, ja? So auf die Schnelle kann ich das einfach nicht...“
Benja nickte und knöpfte hastig das saubere Hemd zu.
„Geht klar! Aber ich sollte mich langsam auf den Weg machen. Ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis mein alter Herr deinen Eltern die Bude einrennt, um mich hier mit Gewalt rauszuholen.“
„So weit lassen wir es nicht kommen!“, entgegnete ich entschlossen. „Außerdem... ich kann jetzt sowieso nicht mehr schlafen. Ich fahr besser mit dir mit. Für meine Eltern wird mir morgen schon irgendeine dumme Ausrede einfallen.“

Als wir nach stundenlanger Fahrt endlich in der Nähe des Waldgebiets ankamen, in dem Benja die Ansiedlung der Gegenweltler vermutet hatte, deutete sich über den Baumwipfeln bereits langsam das dunkel leuchtende Blau eines neuen Tages an.
„Warte mal!“, rief Benja plötzlich, und reckte prüfend seine Nase in die Höhe. „Riechst du das auch?“
Ich tat es ihm nach und schnüffelte. Und tatsächlich... hier schien noch immer der Duft des am Vorabend abgebrannten Lagerfeuers in der Luft zu liegen. Allerdings empfand ich ihn diesmal nicht annähernd so angenehm wie bei unserem letzten Besuch in der Gegenwelt.
„Riecht irgendwie angebrannt...“, murmelte ich mit einem ganz unguten Gefühl im Bauch.
Benja fluchte und zog mich hastig zurück.
„Scheiße, da stimmt was nicht!“
Beinahe im selben Moment fraß sich vor uns ein heller Lichtkegel durch die anbrechende Morgendämmerung.
Kurzentschlossen packten wir unsere Fahrräder und versteckten uns mit ihnen im nahen Unterholz. Das Licht wurde stärker, und nun war auch deutlich ein dröhnendes Motorengeräusch zu vernehmen. Dann brauste auch schon in enormem Tempo ein dunkelgrüner Lastwagen an uns vorbei.
Ich blinzelte nervös aus unserer Deckung hervor und hoffte inständig, dass es sich nur um einen eiligen Lieferanten handelte, der den Weg durch den Wald für eine nützliche Abkürzung gehalten hatte.
Doch auf den ersten Lastwagen folgten gleich darauf noch zwei weitere. Einer mit einem grau-grünen Tarnnetz über der Plane, der andere mit einem stattlichen, auf der Ladefläche festgeschraubtem Maschinengewehr.

Sie schienen ganz eindeutig zur Wehrmacht zu gehören... ebenso wie die drei uniformierten Motorradfahrer, die wenige Meter dahinter fuhren und offensichtlich einer schwarzen Limousine mit verdunkelten Fensterscheiben Geleitschutz gaben, die so gar nicht in diese abgelegene Waldlandschaft passen wollte.
Als der martialische Tross endlich an unserem Versteck vorübergezogen war und sich unter den Baumwipfeln die gewohnte Stille breitmachte, hielt es Benja nicht länger in der Deckung. Er ließ sein Rad links liegen und stolperte aufgeregt, von einer bösen Vorahnung angetrieben, durch den jetzt wieder völlig im Dunkeln liegenden Wald.
Natürlich setzte ich ihm so schnell ich konnte hinterher... doch erst, als wir endlich am Rand einer Lichtung ankamen und Benja abrupt stehen blieb, gelang es mir, wieder zu ihm aufzuschließen.
Das erste, was ich durch die am Waldrand befindlichen Sträucher hindurch erkennen konnte, war ein Bild der Verwüstung.
Die vertrauten Wohnhäuser und Schuppen der Gegenweltler waren komplett niedergebrannt. Nur vereinzelt züngelten noch einige Flammen aus den Überresten hervor.
Ich konnte das alles nicht glauben und versuchte hilflos, mich im Schutz der Büsche noch näher an die Lichtung heranzupirschen.
Dann fielen Schüsse.
Erschrocken sah ich zu Benja rüber, dem das Entsetzen mindestens ebenso ins Gesicht geschrieben stand wie mir.
Ich musste an meinen Traum denken, in dem sich die Gegenweltler mit den Soldaten ein aussichtsloses Gefecht geliefert hatten. Geschah jetzt genau dasselbe in der Realität?

Abermals wurde gefeuert, und ich bildete mir ein, auch den Schrei eines Kindes gehört zu haben.
Ohne noch weiter auf meine zur Vernunft mahnende innere Stimme zu achten, sprang ich auf und stürmte Hals über Kopf aus unserem Versteck hinaus auf die Wiese... in der vagen Hoffnung, es möge sich doch alles nur um ein Missverständnis handeln, und Nemo und die anderen wären wohlauf und würden mich gleich mit einem beruhigenden Lächeln in Empfang nehmen.
Aber ich kam keine zehn Meter weit… denn ich rannte direkt vor den Lauf eines mit Blättern und Zweigen getarnten Soldaten, der dort am Rand der Lichtung aufmerksam Wache gehalten hatte.
Panisch riss ich meine Hände in die Luft und schaute gleichzeitig zurück Richtung Wald, um zu sehen, wo Benja abgeblieben war.
Doch außer dunklen Bäumen und dichtem Gestrüpp konnte ich in dem fahlen Zwielicht hinter mir nicht das Geringste erkennen.
„Was machst du hier?“, herrschte mich der unbekannte Soldat an, der auf mich noch ziemlich jung wirkte und offenbar fast ebenso nervös zu sein schien wie ich. „Los, mitkommen! Und keine Mätzchen!“
Er ging drohend ein paar Schritte auf mich zu. Dann verpasste er mir einen brutalen Stoß, der mir unmissverständlich klar machte, wie ernst es ihm trotz der Unsicherheit in seiner Stimme mit seiner Aufforderung war.
Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm willenlos zu gehorchen... während mir mit jedem Meter, den ich in die von ihm gewünschte Richtung marschierte, ein klein wenig klarer wurde, dass ich auf einmal ganz gewaltig in der Scheiße saß.

Kapitel 17

Unterwegs fielen mir ein paar Soldaten auf, die gerade dabei waren, die Reste der Siedlung mit dem Inhalt von einigen Benzinkanistern zu übergießen.

„Diese Bestien!“, dachte ich nur. „Zerstören, was sie nicht verstehen... trampeln fremde Blumen nieder, nur weil sie schöner blühen als ihre eigenen.“
Warum taten sie das? Gerade jetzt, wo Benja doch so sehr auf diese Zuflucht angewiesen war... er konnte ja schließlich nicht so einfach zurück nach Hause gehen, wo sein Vater vermutlich schon ungeduldig mit dem Rohrstock auf ihn wartete.
Das war einfach nicht fair!

Ich wurde zu einem grünen Zelt geführt, das den geschäftig hin- und hereilenden Soldaten wohl als provisorischer Kommandostand diente. Unmittelbar daneben wartete ein streng dreinschauender Offizier, der mich hochnäsig von oben bis unten begutachtete.
„Wen haben wir denn da? Du siehst ja ziemlich anständig aus für einen Anarchisten.“
„Ich bin kein Anarchist!“, versicherte ich ängstlich. „Ich bin Hitlerjunge! Ich... ich war nur neugierig und wollte sehen, was hier vor sich geht.“
Ich griff zitternd in die Tasche, um meine Ausweispapiere vorzuzeigen.
Skeptisch nahm mir der Offizier den Pass aus der Hand und reichte ihn an einen seiner Untergebenen weiter.
„Wir werden das prüfen... Markus. Und wenn sich herausstellen sollte, dass du uns belogen hast, dann gnade dir der Führer!“
„Ich habe nicht gelogen...“
Wieder waren mehrere Schüsse zu hören, die mich erschrocken zusammenzucken ließen. Die umstehenden Soldaten blieben unterdessen jedoch völlig steif und ungerührt.
„Warum erschrickst du denn so, Markus?“, fragte der Offizier in einem spöttischen Tonfall. „Du bist doch einer von uns, nicht wahr? Dann solltest du dich besser vor dem Moment fürchten, an dem niemand mehr schießt, um dein Vaterland vor seinen Feinden zu schützen.“
Ich ballte in der Hosentasche meine Faust zusammen. Wie gerne wollte sie jetzt in das Gesicht dieses selbstgefälligen Widerlings schlagen… doch ich hielt mich zurück und hoffte nur inständig, dass man mir meine Abscheu nicht all zu sehr anmerken würde.

Während ich noch verloren neben dem Offizier und seinen eifrigen Helfern stand, öffnete sich der Eingang des Zeltes, und heraus kam zu meinem zweifelhaften Glück Gustav Stauffer... hinter ihm ein weiterer Soldat, der den an Armen und Beinen mit schweren Ketten gefesselten Nemo vor sich herstieß.
„Der Markus... das ist doch der Markus!“, lachte Stauffer mit den leuchtenden blauen Augen eines Bilderbuchariers.
„Sie kennen diesen Jungen?“, hörte ich den Leutnant verwundert entgegnen.
„Ja. Ja, ich glaube, das ist Markus. Einer der Jungspunde, die von meinem geliebten Bruder ausgebildet wurden...“
Stauffer trat interessiert ein wenig näher an mich heran. Doch ich schaute nur apathisch an ihm vorbei, in Richtung von Nemo, dessen rot bis dunkelblau angeschwollenes Gesicht erahnen ließ, wie hart sie ihn bei ihrem Verhör rangenommen haben mussten. Trotzdem schien er noch immer die Würde und Unbeugsamkeit eines echten Edelmannes auszustrahlen. Unsere Blicke begegneten sich flüchtig, als er von seinem Wärter an mir vorbeigeführt wurde. Aus Furcht, enttarnt zu werden, wandte ich mich dann aber gleich wieder von ihm ab.

„Markus? Verrate mir, Markus... kennst du diesen Mann?“, fraß sich Stauffers heimtückische Stimme gnadenlos durch meinen Gehörgang.
Im selben Moment packte er meinen Kopf und drehte ihn mit sanfter Gewalt in Nemos Richtung.
„Nein...“, stammelte ich um Fassung bemüht. „Nein, ich kenne ihn nicht.“
Der Soldat an Nemos Seite schaute ratlos zu seinem Vorgesetzten hinüber... wohl, um zu erfahren, ob er nun seine Befehle ausführen und den Gefangenen abführen sollte oder nicht.

Doch der Leutnant forderte ihn mit einem kaum erkennbaren Handzeichen dazu auf, sich noch einen Moment zu gedulden.
Unterdessen hatte sich Stauffer ein Paar weiße Handschuhe übergezogen und aus seiner Uniform einen kleinen, silbernen Revolver hervorgekramt.
„So, du kennst ihn also nicht. Natürlich. Wie könntest du auch? Nun gut, dann will ich dir verraten, wer das ist: Es ist der Anführer einer gefährlichen terroristischen Vereinigung, die den ketzerischen Namen „Gegenwelt“ trägt... ein Feind des gesamten deutschen Volkes.“
Mit diesen Worten drückte er mir auffordernd die kalt glänzende Waffe in die Hand.
„Töte ihn!“
Ich schaute entsetzt erst zu Stauffer, dann zu dem still in sich hineinkichernden Leutnant, dem dieser ganze Wahnsinn sichtlich Vergnügen zu bereiten schien.
„Na los, mach schon!“
Das konnte doch wohl nicht ihr Ernst sein!?
Verdammt, das war fast genauso wie in meinem Traum...
Wie konnte soetwas nur geschehen? Wie hatten meine Eltern, ja alle Eltern dieses Landes, nur zulassen können, dass ihre Kinder in einer solchen Welt aufwachsen mussten?
„Los, töte ihn! Er hat es nicht anders verdient! Er hat meinen Bruder getötet... deinen Scharführer!“, feuerte mich der nach Blut geifernde Stauffer an.
Doch ich senkte den Revolver, als ob ich mit dessen Gewicht überfordert wäre.
„Ich... kann das nicht...“, stotterte ich entschuldigend.
„Wenn du das nicht kannst…“, erwiderte der Leutnant streng, „dann müssen Herr Stauffer und ich uns schon fragen, ob du nicht doch insgeheim einer von diesen aufmüpfigen Anarchisten bist. Hitlerjungen verstehen nämlich etwas von Disziplin und Gehorsam... im Gegensatz zu diesen Untermenschen hier.“
Und Stauffer richtete drohend seine Finger auf mich.
„Töte ihn, oder du wirst diesen Terroristen früher oder später Gesellschaft leisten! Willst du das? Willst du irgendwann so enden wie sie?“
Hilflos schaute ich in Nemos unbeugsame Augen, der mir mit einem leichten Kopfnicken signalisierte, dass ich auf ihn keine Rücksicht nehmen und besser gehorchen sollte.
Ich ahnte, dass mich die Nazis ohne mit der Wimper zu zucken abknallen würden, wenn sie bemerkten, dass ich mit den Gegenweltlern unter einer Decke steckte… Verdammt, ich war einfach noch zu jung zum Sterben. Und auch, wenn ich ebenfalls deutlich zu jung zum Töten war... es schien mir in diesem Moment die vernünftigere Entscheidung zu sein. Also schloss ich die Augen, streckte den Revolver in Nemos Richtung… und drückte den Abzug.

Doch statt des befürchteten Knalls ertönte nur ein metallisches Klicken.
Dann nahm mir Stauffer grinsend den Revolver aus der Hand und klopfte mir anerkennend auf die nassgeschwitzte Schulter.
„Du bist schwer in Ordnung, Markus! Hat mein Bruder bei euch kleinen Rackern also doch eine ordentliche Arbeit geleistet...“
Ich schaute mit Tränen in den Augen zu Nemo hinüber. Wenngleich er noch genauso lebendig war wie zuvor, fühlte ich mich in diesem Moment so mies, als hätte ich ihn gerade eigenhändig ermordet.
„So entschlossene Jungs wie dich braucht unser Reich.“, vernahm ich gedämpft, wie mich Stauffer weiter lobte. „Nicht wahr, Leutnant Ruprecht?“
„Unbedingt, Herr Stauffer.“, antwortete der Leutnant, und fügte amüsiert zu mir gewandt hinzu: „Hast schon ein bisschen Schiss gehabt, Kleiner, was? Aber dieser Kerl hier ist ein zu wichtiger Gefangener für das Reich... der wird morgen früh gleich mit dem ersten Zug von Lehenburg aus zum Verhör nach Berlin gebracht. Streng nach Vorschrift. Wir sind schließlich keine Barbaren.“

Er gab seinem Untergebenen ein weiteres Zeichen, worauf der Soldat wortlos nickte und Nemo zu einem der am Wegesrand parkenden Lastwagen zerrte.
Ich atmete erleichtert auf und wollte schon fragen, ob ich denn nun endlich gehen könne... da streckte mir Stauffer abermals den Revolver vor die Nase.
„Keine Angst, mein Junge. Wir haben da drüben noch ein paar wesentlich unwichtigere Verbrecher. Also wenn du heute noch ein echter Mann werden willst, dann greif einfach zu und folge mir..."

„Markus, da bist du ja endlich! Wir haben dich schon überall gesucht!"
Es war Benja, der von der Straße her auf uns zugelaufen kam. Mir vielen tausend schwere Steine vom Herzen… denn wenn es auf diesem Planeten überhaupt noch jemanden gab, der mich aus dieser misslichen Situation heraushauen konnte, dann war das zweifellos er.
Nachdem Benja vor Stauffer und dem Leutnant haltgemacht hatte, schlug er militärisch die Beine zusammen und salutierte zackig.
„Heil Hitler, Herr Gauleiter! Heil Hitler, Herr Leutnant!", begrüßte er die beiden pathetisch.
„Entschuldigen sie die Störung... aber es geht um meinen undisziplinierten Kameraden hier. Er hat gestern Abend verbotenerweise Alkohol getrunken und sich danach auch noch ohne Erlaubnis von unserem Zeltlager entfernt. Ich soll ihn möglichst schnell zurückbringen, damit er noch vor versammelter Mannschaft seine gerechte Strafe erhält!"
Der Leutnant sah ein wenig gereizt zu seinem Untergebenen, der just in diesem Moment voller Tatendrang mit meinem Ausweis in der Hand von seinem Funkgerät zurückkehrte.
„Die Papiere sind in Ordnung, Herr Leutnant. Er ist ein Hitlerjunge und wohnt ein paar Kilometer von hier entfernt!"
„Das wissen wir doch längst, Schulze. Das wissen wir längst.", brachte ihn der Leutnant genervt zum Schweigen.
„Wollen sie auch meine Papiere überprüfen, Herr Leutnant?", fragte Benja und griff demonstrativ in seine Hosentasche.
„Nein... ich denke, das wird nicht nötig sein.", entgegnete Stauffer und klopfte mir abermals väterlich auf die Schulter. „Richte eurem Scharführer aus, dass er diesen Jungen hier nicht zu hart rannehmen soll. Er hat heute schon bewiesen, dass er sehr wohl in der Lage ist, einem Befehl zu gehorchen, wenn es darauf ankommt... und das ist es doch, was am Ende zählt, nicht wahr?"
„Zu Befehl, Herr Gauleiter!", bedankte sich Benja. „Ich werde es ausrichten. Aber wir sollten dann aufbrechen, bevor sich unsere Kameraden noch Sorgen machen... wegen der ganzen Schüsse und so..."
Stauffer nickte einsichtig.
„Ja, ja… ihr Kinder wollt euch in den Ferien schließlich erholen. Schon klar."
Endlich steckte er auch wieder seinen Revolver in die Tasche. Dann nahm er dem immer ungeduldiger wirkenden Leutnant an seiner Seite meinen Ausweis aus der Hand und überreichte ihn mir... beinahe so feierlich wie bei einer beschissenen Nazi-Zeremonie.
„Gut, Markus und... Benjamin, heißt du doch, nicht wahr? Was mich angeht, hat dieser Vorfall niemals stattgefunden. Ich denke, ihr könnt dann auch wieder zu..."
„Lasst mich los, ihr verdammten Dreckskerle!", unterbrach ihn eine fluchende, helle Stimme von hinten.
Es war D'Artagnan, der junge Geigenspieler, der unter lautem Geschrei von zwei bulligen Soldaten herbeigeschleift wurde und sich vergeblich gegen die beinahe doppelt so großen Gestalten zu wehren versuchte.
„Die Büsche scheinen ja heute voll von diesen Pimpfen zu sein!", lachte einer, und stieß den widerspenstigen Jungen, dessen blonde Haare vorne ein ganzes Stück länger waren als hinten und ihm deshalb jetzt ungestüm ins Gesicht hingen, direkt vor Stauffer und uns auf den Boden.

„Was ist... sagt bloß, das ist noch einer aus eurer Horde?“, fragte Stauffer und warf mir einen drohenden Blick zu.
Ich wollte schon verneinen... nicht aus übertriebener Wahrheitsliebe, sondern aus purer Angst heraus, die mich bei jedem Wort dieser gefühlskalten Henker überkam. Doch Benja reagierte zum Glück gewohnt schlagfertig.
„Da bist du ja, Hennes!“, rief er dem uns mit flehenden, verheulten Augen anstarrenden D’Artagnan entgegen. „Mensch, wegen dir und Markus sind alle im Lager mächtig in Sorge gewesen!“
Dann wandte er sich mit unnachahmlich aufrichtigem Blick an Stauffer und den Leutnant.
„Melde gehorsamst, Hennes Bröhler! Er ist wohl ein wenig verwirrt, weil er zum ersten Mal so lange von zu Hause weg ist. Bitte nehmen sie es ihm nicht krumm!“
Ich knetete in der Hosentasche nervös meine Finger hin und her und betete inständig, dass D’Artagnan jetzt nicht irgendetwas Dummes von sich gab, was uns alle drei an den Galgen bringen würde.
Doch glücklicherweise schaltete er schnell, obwohl er noch sichtlich unter Schock stand, und rief geistesgegenwärtig, so laut er nur konnte:
„Heil Hitler, Herr Gauleiter! Es tut mir alles so furchtbar leid. Bitte sagen sie meinen Eltern nichts!“
Stauffer schaute abwesend auf die goldene Armbanduhr an seinem Handgelenk.
„Deine Eltern… schon klar.“
Vermutlich begann ihn die Gesellschaft von uns Halbwüchsigen nun doch ein wenig zu langweilen.
„Leutnant Ruprecht schreibt sich das auf und wir überprüfen das dann später.
Und jetzt macht endlich, dass ihr hier wegkommt! Oder sind etwa noch mehr von euch da draußen, von denen wir wissen sollten?“
„Nein...“, erwiderte Benja hastig und blickte scheinbar gleichgültig zu Nemo und einigen anderen gefesselten Gegenweltlern hinüber, die in diesem Moment unter üblen Beschimpfungen und Fußtritten auf den abfahrbereiten Lastwagen verladen wurden. „Nein, da sind nur wir drei!“
„Dann haben wir also eure Erlaubnis, mit denen da drüben anzustellen, was immer wir wollen?“, fragte der Leutnant, offensichtlich noch immer leicht misstrauisch.
„Natürlich!“, lächelte Benja kalt wie ein Eisklotz, auch wenn ich nur zu gut ahnte, wie sehr er in diesem Moment mit den Tränen ringen musste. „Die Feinde unseres Führers haben schließlich keinerlei Mitleid verdient, nicht wahr?“
„Geht jetzt!“, mahnte Stauffer, bevor er kurz die Hand zum Hitlergruß erhob und sich dann zusammen mit dem Leutnant in sein Zelt zurückzog.
Erleichtert salutierte Benja ein letztes Mal, dann packte er mich und D’Artagnan an den Armen.
„Auf geht’s, Kameraden, Abmarsch! Wir haben keine Zeit zu verlieren!“
Wir stolperten mehr als wir gingen, von dem in unserer Mitte laufenden Benja geführt, an den am Straßenrand ihre Ausrüstung einpackenden Soldaten vorbei.
Noch immer lag ein Schleier über meiner gesamten Wahrnehmung. Die Welt um mich herum erschien mir wie eine große Kinoleinwand, auf der ein viel zu komplizierter Film lief, dessen Handlung ich schon längst nicht mehr nachvollziehen konnte.
Diese ganze Gewalt, diese schleichend in mein Gehirn gekrochene Angst... und das alles nur wegen einem kleinen Dorf, das in den Augen der Erwachsenen einfach nicht existieren durfte.
In diesem Moment begriff ich wohl erst so richtig, dass das, was ich als meine Heimat auffasste... die unbeschwerten Kindertage, die Stadt mit ihrem Rummelplatz, meine Kameraden und meine Familie... alles nur ein kleiner, idyllischer Vorgarten gewesen war. Ein Vorgarten inmitten der Hölle.

Wie ich erst viel später erfuhr, hatte auch der Kommandant von Auschwitz einen solchen Garten, in dem seine Kinder spielten, während nicht weit davon entfernt Menschen vergast wurden.
Ja... nette Menschen, freundliche Gesichter, und der hinter den Fassaden lauernde Tod... das war meine Heimat! Und ich musste ihnen sogar noch dankbar sein, dass sie mich darin weiterleben ließen und mich nicht einfach zusammen mit den anderen abtransportierten.

Obwohl es nur einige hundert Meter bis zu unseren Fahrrädern waren, kam mir der Rückweg auf der staubigen Waldstraße wie eine halbe Ewigkeit vor.
Ich schaute immer mal wieder zu Benja und D'Artagnan rüber, aber keiner von uns dreien sprach ein Wort. Ich hätte auch gar nicht gewusst, was ich zu dem Kleinen hätte sagen können.
„Hey, du bist der Einzige, der davon gekommen ist. Da hast du ja ganz schönes Glück gehabt..."?
Nein. Worte konnten nichts mehr ungeschehen machen. Worte konnten in dieser Situation nur noch weh tun.
Kurz, nachdem der aufmerksame Benja D'Artagnan und mich von der Straße gezogen hatte, brauste ein weiterer Lastwagen an uns vorüber.
Ich war mir sicher, hinter der Plane mehrere Kinder gesehen zu haben, die sich ängstlich auf die Ladefläche des Wagens kauerten.
D'Artagnans Brüder und Schwestern...
Ich bemerkte, wie sich Benjas Finger ganz fest um den Unterarm des Jungen klammerten... keine Ahnung, ob er ihn festhalten wollte, oder ob er selbst es war, der diesen Halt benötigte, um nicht auszuflippen und etwas zu tun, was wir hinterher bitter bereut hätten.

„Ja, Jungs, seht nur genau hin!", riss uns auf einmal eine laute, von der anderen Straßenseite hertönende Stimme aus unseren hilflosen Gedanken. „Die werdet ihr nämlich garantiert zum letzten Mal gesehen haben!"
Ich drehte mich zur Seite und starrte wütend auf einen älteren Soldaten, der offensichtlich gerade seine Notdurft verrichtet hatte und jetzt wieder dienstbeflissen sein am Waldrand abgelegtes Gewehr schulterte.
„Wieso, was geschieht denn mit ihnen?", rief Benja dem Soldaten mit leicht zitternder Stimme zu. „Wohin bringt man sie?"
Der Soldat blieb direkt gegenüber von uns stehen und kicherte hämisch.
„Na, das Übliche halt. Erkennungsdienstliche Behandlung, Anhörungen, ein ordentliches Gerichtsverfahren..."
Er sah sich um, als ob er sich versichern wollte, keine unerwünschten Zuhörer zu haben.
„Aber wenn ihr mich fragt... die kommen in den nächsten Güterzug, und ab geht's nach Auschwitz-Birkenau."
Ich versuchte mit einem unguten Gefühl im Magen, Benja zum Weitergehen zu drängen. Doch der wollte sich die Chance, Genaueres über das weitere Schicksal der Gegenweltler zu erfahren, natürlich nicht nehmen lassen.
„Wieso? Was ist denn in Auschwitz-Birkenau?"
Zögernd, jetzt fast ein wenig scheu, kam der Soldat näher.
„Da ist ein großes Lager, in dem diese Leute das bekommen, was unser Führer für richtig hält.", flüsterte er hinter vorgehaltener Hand. „So etwas wie eine Mühle, versteht ihr? Egal was man oben reinkippt, raus kommt am Ende nur noch Mehl..."
„Man sollte dich da reinkippen!", giftete ihn Benja auf einmal wütend an, worauf ich meinem Freund entsetzt einen heftigen Stoß in die Rippen verpasste.
„Er meint... wenn einer wie sie in Ause... äh... Auschwitz wäre, könnte das ganze sicher noch viel schneller und effizienter erledigt werden.", verbesserte ich hastig.

Der Soldat kratzte sich nachdenklich an der Schläfe.
„Ach, was wisst ihr schon. Zerbrecht euch nicht den Kopf über Dinge, die irgendwo fernab der Heimat geschehen! In der heutigen Zeit ist ein jeder Mensch Soldat. Und ein guter Soldat sollte immer nur den Abschnitt der Front kennen, an dem er gerade zu kämpfen hat. Ein Blick auf die strategischen Karten der Generäle würde ihm ohnehin nur unnötig Angst machen. Genießt den schönen Sommertag, Kinder! Das ist das Beste, was ihr tun könnt. Glaubt mir..."
Er nickte uns kaum merkbar zu, dann marschierte er in Richtung seiner Kameraden davon.

Wir radelten ziellos durch den Wald. Benja vorneweg, ich mit D'Artagnan auf dem Gepäckträger hinterher… Kilometer um Kilometer, bis wir schließlich jegliche Orientierung verloren hatten.
An jedem anderen Tag hätten wir uns vermutlich an den Sonnenstrahlen erfreut, die allmählich durch die Baumwipfel hindurchbrachen und ein wärmendes Kribbeln auf unserer schweißgetränkten, aber nichtsdestotrotz eisig kalten Haut hinterließen.
Doch nach allem, was in den letzten Stunden passiert war, fehlte uns verständlicherweise jeglicher Sinn dafür.
„Haltet endlich an!", meldete sich auf einmal D'Artagnan zu Wort. „Oder wollt ihr etwa bis ans Ende der Welt radeln?"
Benja stieg in die Bremse und warf uns einen kaum in Worte zu fassenden Blick zu.
„Nein, am besten noch viel weiter!", zischte er und schwang sich geladen von seinem Rad herunter.
„Scheiße!", schrie er dann plötzlich mit sich überschlagender Stimme in den Himmel.
„Scheiße, Scheiße, Scheiße!!!"
„Was sollen wir denn jetzt tun?", fragte ich, nachdem auch ich mein Fahrrad abgestellt hatte, und ratlos abwechselnd zu Benja und D'Artagnan schielte. „Verdammt, was sollen wir tun?"
Noch vor einigen Tagen hätte ich den beiden überzeugt versichert, dass Gefangenen in unserem Land sicherlich ein fairer Prozess gemacht werden würde, und dass die Richter schon noch erkennen würden, dass die Gegenweltler zu Unrecht der Verschwörung bezichtigt wurden. Doch wenn du nur wenige Minuten zuvor mit eigenen Augen mitansehen musstest, wie grob die Diener dieses Regimes mit wehrlosen Frauen und Kindern umgingen, relativiert das Vieles. Selbst in einem so kleinen Hirn wie dem meinen.
„Was war das für ein Land, in dem solche Dinge geschehen konnten?", schoss es mir andauernd durch den Kopf.
Nein... ich glaube, ich fragte mich in jenem Moment viel eher: „Was war das für eine Welt?"
Warum vollstreckten Soldaten Todesurteile an Menschen, die sie überhaupt nicht kannten? Sollte nicht besser jeder nur mit denjenigen Menschen interagieren, die ihm vertraut waren, und die anderen einfach in Ruhe lassen? So, wie es die Gegenweltler taten...

Damals kam in mir auch zum ersten Mal der Gedanke auf, dass dieser ganze Wahnsinn nicht so sehr von bestimmten Einzelpersonen ausging, sondern von den Massen. Von jeglicher Art von Masse. Denn Masse bedeutet Unkenntnis.
Ein jedes System, in dem so viele Menschen leben, dass es ihnen unmöglich ist, all ihre Polizisten, Richter und Politiker persönlich zu kennen, wird zwangsläufig Unrecht und Unterdrückung hervorbringen und schließlich an seiner Größe und Anonymität ersticken. Davon bin ich bis heute fest überzeugt.
Und so erschienen mir Nemo und seine Getreuen an jenem Morgen auf einmal in einem völlig anderen Licht.
Nicht mehr als die exotischen Träumer, die den romantischen Idealen vergangener Zeiten nacheiferten, sondern als Menschen, die das einzig Richtige taten, indem sie sich aus dieser tödlichen Anonymität ausklinkten… aus der Anonymität einer Gesellschaft, in der Fremde über Fremde richteten, weil alles längst viel zu komplex und unpersönlich geworden war, als

dass noch irgendjemand wirklich wissen konnte, wen er da alltäglich in seinem Namen sprechen ließ, herumkommandierte oder zu vernichten half.

„Wie habt ihr da nur mitmachen können... bei diesen gemeinen Mördern?“, holte mich D’Artagnans vorwurfsvolle Stimme aus meinen ersten zaghaften Weltverbesserungsgedanken zurück. „Wie konntet ihr nur ihre Uniform tragen, ihnen zujubeln, Seite an Seite mit ihnen leben...?“
„Was hätten wir denn sonst tun sollen? Sie anspucken? Uns umbringen?“, entgegnete ich mehr verzweifelt als überzeugt.
„Euch abwenden!“, antwortete D’Artagnan ernst. „Euch konsequent abwenden, als ihr in der Schule den ersten Stockhieb bekamt.“
Ich tat mir ein bisschen schwer im Umgang mit dem Jungen. Er war zwei Jahre jünger und deutlich kleiner als wir... aber da stand kein naives Kind vor uns, sondern einer, der sagte was er dachte, und das mit solch verbitterter Ehrlichkeit, dass ihn das angesichts seiner schmächtigen Statur zwangsläufig ein wenig altklug erscheinen ließ.
„Jetzt hör mal...“, versuchte ich ihm unsere Situation begreiflich zu machen. „Wenn wir uns einfach so abgewandt hätten, wären wir doch völlig auf uns allein gestellt gewesen und über kurz oder lang verhungert. Genau wie du, wenn nicht zufällig ein paar Menschen gekommen wären, die dir einen Ausweg aufgezeigt hätten. Und diese Menschen... die sind bei uns eben nicht gekommen. Oder erst, als es längst zu spät war...“
D’Artagnan nickte halb einsichtig, halb trotzig.
„Ja, ich hatte einfach nur Glück. Das stimmt schon. Aber Cyrus... Cyrus hat sich diese andere Welt, nach der er sich sehnte, selbst aufgebaut!“
„Cyrus hatte Geld.“, erwiderte ich rechthaberisch.

„Verdammt, hört mit dieser Hirnwichserei auf!“, brüllte Benja auf einmal außer sich vor Zorn.
Dann stapfte er mit rotgeheulten Augen auf mich zu und packte mich so fest am Kragen, dass ich schon fürchten musste, gleich keine Luft mehr zu bekommen.
„Mark! Das ist doch jetzt völlig egal. Aus, vorbei... verstehst du nicht? Die Vergangenheit ist unwichtig, und die Zukunft ist futsch! Alles ist futsch!“
„Noch nicht ganz!“, verbesserte D’Artagnan und stemmte sich schützend zwischen Benja und mich. „Ihr habt es doch gesehen... Nemo und viele andere leben noch. Also besteht noch Hoffnung.“
Hoffnung...
Als er in dieser Situation von Hoffnung sprach, huschte mir unwillkürlich ein zynisches Lächeln über die Lippen.
Was für eine Hoffnung konnte es noch geben für zwei desillusionierte Hitlerjungen und einen Möchtegern-Musketier im Körper eines schwächlichen Kindes?
Egal, was wir taten, wir waren gearscht. Gingen wir zurück nach Hause, wäre die Tracht Prügel, die Benja von seinem Vater drohte, vermutlich noch die harmloseste Tortur, die uns angesichts der Tatsache, dass die Soldaten unsere Angaben bezüglich D’Artagnan überprüfen wollten, erwarten würde.
Für D’Artagnan bedeutete das wahrscheinlich den Tod... die „Mühle“, wie es dieser gefühllose Bastard von Soldat so verharmlosend ausgedrückt hatte. Und für mich und Benja Arbeitslager, Zuchthaus, vielleicht noch Schlimmeres.
Die andere Möglichkeit, die ich in diesem Moment für uns sah, nämlich irgendwo ins Ausland zu fliehen... nun ja, ich weiß nicht, ob man sich das in unserer heutigen globalisierten Welt noch vorstellen kann... aber für Jungs wie uns, die sich niemals weiter als fünfzig Kilometer von ihrem Elternhaus entfernt hatten, war das damals in etwa so

erfolgsversprechend wie die Aussicht, ohne Hilfsmittel von der Sahara nach Australien wandern zu müssen.

„Was denkst du?“, fragte mich Benja erwartungsvoll, der mittlerweile wieder einen etwas gefassteren Eindruck machte.
Weiter sagte er nichts... aber in seinen Augen konnte ich lesen wie in einem offenen Buch. Ich ahnte, wie er mich in diesem Moment ansah. Nicht wie einen Freund, der ihn trösten oder in den Arm nehmen sollte. Nein... er schaute mich an wie ein Ertrinkender den letzten Strohhalm… wie ein Verdurstender eine beschissene Fata Morgana.
„Ich denke, wir sollten...“, begann ich zögernd zu sprechen, weil mir noch im selben Augenblick schwante, was für eine verhängnisvolle Kettenreaktion ich durch meine Worte auslösen würde. „Wir sollten sie da irgendwie rausholen.“
„Ja! Jaaaa!“, jubelte Benja fast wie damals im Juli, als wir von den Lehrern das erste Mal in unserem Leben hitzefrei bekommen hatten, und umarmte mich überschwenglich.
D’Artagnan dagegen blieb äußerlich ungerührt.
„Natürlich.“, erwiderte er nur kaltschnäuzig. „Ich dachte, das wäre ohnehin klar.“
„Aber wie?“, warf ich hastig hinterher und schob Benja skeptisch wieder ein bisschen von mir weg. „Wir sind zu dritt, wir haben keine Waffen. Die haben eine ganze Armee, und Panzer, und Schäferhunde, und Flugzeuge, und...“
„Wir haben Waffen!“, fiel mir D’Artagnan ins Wort. „Zumindest hab ich mal gehört, dass es irgendwo ein Versteck geben soll, wo all das gelagert ist, was die Gegenweltler in den letzten zweihundert Jahren erbeutet haben. Rüstungen, Gewehre, Schwarzpulver... Hat mich nur leider nie interessiert, wie man da hin kommt.“
„Das ist schade...“, flüsterte ich.
Dann klatschte sich Benja auf einmal an die Stirn und lief ungeduldig mehrere Male um uns herum, als ob er irgendetwas ausbaldowerte.
„Richtet nicht, wenn ihr noch liebt - Verurteilt nicht, was noch ein Kind - Lasst den Toten ihren Schlaf - so lang es nicht zu viele sind.“, zitierte er das Gedicht, das über Natalies angeblichem Grab auf dem Kirchhof angebracht war.
Ich warf Benja einen fragenden Blick zu.
„Der Spruch von der Kirche? Was hat denn der jetzt damit zu tun?“
„Verstehst du denn nicht? Wir sollen nicht richten und nicht urteilen... erst, wenn zu viele Menschen gestorben sind. Und das sind sie jetzt, Mark! Jetzt dürfen wir den Schlaf der Toten stören... also in dieses Grab steigen. Dort, wo die Waffen liegen!“
„Da könnte durchaus was dran sein.“, überlegte D’Artagnan. „Valerian und Natalie haben jedenfalls schon ein paar Mal irgendwas von einer alten Gruft erwähnt, in der sie sich miteinander vergnügt haben.“
Wir schauten alle drei auf den Weg zurück, der hinter uns lag. Dann atmete ich tief durch und bestieg mein Fahrrad.
„Fahren wir eben hin und sehen nach!“, sprach ich das aus, was wir in diesem Moment alle drei dachten. „Wenn da nichts ist, können wir uns immer noch überlegen, wie wir aus dieser Scheisse nochmal rauskommen wollen.“
Benja nickte und schwang sich voller Tatendrang auf den Sattel.
D’Artagnan nahm abermals hinter mir auf dem Gepäckträger Platz, dann fuhren wir los... mit dem Mut der Verzweiflung im Rücken, wie ihn wohl nur diejenigen verspüren konnten, die schon längst ahnten, dass sie verloren hatten, und nur noch nicht so genau wussten, wann. Aber das war natürlich bloß eine Frage der Zeit.

Kapitel 18

Gegen Mittag stiegen wir völlig erschöpft über die Mauer des Weitersbacher Kirchhofes.

Ich konnte mir noch immer nicht so recht vorstellen, auf einmal so eine Art Freiheitskämpfer zu sein und gegen diejenigen kämpfen zu müssen, auf deren Schule ich ging, deren Lieder ich gesungen hatte, und in deren Land ich bis vor kurzem eigentlich relativ glücklich gewesen war.
Nein, ich konnte und wollte mir das nicht vorstellen. Es war wohl einzig dieses Gefühl, dass jetzt ohnehin alles egal war, was mir die Kraft gab, weiter zu machen und mich nicht einfach müde auf den Boden fallen zu lassen, um dort zu warten, bis sie mich festnahmen und zusammen mit den anderen in eine ihrer Mühlen steckten.
„Seht euch das an!“, hörte ich Benja überrascht flüstern. „Das ist Blut.“
Ich gesellte mich mit D’Artagnan an seine Seite und bemerkte dort an der weißen Hofmauer, im Schatten einer alten Buche, tatsächlich eine frische, rot glitzernde Flüssigkeit.
Benja streckte natürlich sofort seine Hand danach aus, rieb sich ein bisschen von dem Zeug auf den Finger und roch dann angewidert daran... mit einer Miene, als habe ihn irgendwer zu dieser Aktion gezwungen.
„Und?“, fragte D’Artagnan neugierig und stützte sich auf meiner Schulter ab, um etwas besser sehen zu können.
„Es ist definitiv...“, begann Benja, doch weiter kam er nicht.
Das charakteristische Geräusch eines durchgeladenen Gewehrs hinter uns ließ uns schon das Schlimmste befürchten.
„Keine Bewegung!“, hörten wir eine aufgeregte, tiefe Stimme befehlen. „Und langsam umdrehen!“
Doch es handelte sich offensichtlich nur um Pfarrer Brünneisen.
Ich kannte diese Stimme noch ziemlich gut aus dem Religionsunterricht. Da pflegte er in einem ganz ähnlichen Tonfall des öfteren Dinge wie „Benjamin, halt endlich dein vorlautes Mundwerk!“ zu sagen.
Fast schon erleichtert und mit den Händen über dem Kopf drehte ich mich zu ihm um.
Wie er dastand... mit gespreizten Beinen, in vollem Talar und einer alten Flinte in der Hand... ich glaube, das Teil wäre ihm wahrscheinlich schon beim ersten Schuss auf den Boden gefallen.
„Entspannen sie sich.“, versuchte ihn Benja zu beruhigen. „Wir sind’s doch nur... Markus und Benja!“
„Das sehe ich!“, entgegnete der Pfarrer grimmig. „Aber was habt ihr hier zu suchen?“
Anstatt zu antworten, deutete ich nur stumm zu D’Artagnan, der daraufhin eine Münze, ähnlich der unseren, hervorzog und sie Brünneisen gut sichtbar präsentierte.
„Ihr... ihr gehört jetzt also dazu?“, fragte der Alte mit skeptischem Blick in unsere Gesichter.
„Ich gehöre dazu!“, korrigierte ihn D’Artagnan und baute sich demonstrativ vor dem Pfarrer auf. „Und die beiden... für die verbürge ich mich. Janosch und Valerian haben sie außerdem längst getestet und für ehrbar befunden.“
„Na, wenn du das sagst... dann kommt mal mit!“, meinte der Pfarrer jetzt deutlich freundlicher, sicherte sein Gewehr, und ging dann langsam vor uns her zu dem falschen Grabmal mit dem Spruch an der Wand.
Er betätigte einen geheimen, hinter wucherndem Efeugestrüpp verborgenen Schalter, worauf sich die Platte im Boden mit einem lauten Ruck aus ihrer Halterung löste und die ersten Stufen einer darunterbefindlichen Leiter freilegte.
„Ihr müsst da runter! Janosch ist übrigens auch da. Sagt ihm, dass ich nachher kommen werde, um seinen Verband zu wechseln. Ich habe allerdings auch noch ein paar andere Verpflichtungen zu erfüllen, also entschuldigt mich jetzt...“
Er klopfte D’Artagnan aufmunternd auf die Schulter, dann nickte er Benja und mir kurz zu und machte sich in Richtung des gußeisernen Tores davon.
„Janosch lebt!“, wiederholte D’Artagnan erleichtert. „Habt ihr das gehört? Er wird ganz sicher wissen, was zu tun ist.“

Der Junge kletterte als Erster hinunter in die Dunkelheit. Benja und ich folgten kurz darauf, ohne irgendetwas zu erwidern.
Um ehrlich zu sein, wäre mir damals wesentlich wohler zumute gewesen, wenn uns statt diesem irren Typen vielleicht Odessa oder einer der anderen dort unten erwartet hätte… aber in Situationen wie dieser konnte man sich seine Verbündeten nunmal nicht aussuchen.

„Ich hab es euch gesagt!“, hörte ich ihn schon von Weitem schimpfen. „Ich habe euch gesagt, dass ihr vergessen sollt... aber nein, ihr wusstet ja alles besser, und jetzt habt ihr euch auch noch mit in die Scheisse geritten!“
Ganz offensichtlich schien er längst zu wissen, wer da so unverhofft zu ihm hinuntergestiegen kam.
Ich sah dagegen zunächst nur einen schwachen Lichtstrahl am unteren Ende des Gewölbes, der dann jedoch immer größer wurde, bis wir schließlich auf dem kalten, feuchten Boden des unterirdischen Verstecks angekommen waren.
Die Luft war ziemlich kühl und modrig, was ich angesichts der zunehmend heißer werdenden Sonne und meines leichten Heuschnupfens allerdings als relativ angenehm empfand.
„Du hast uns doch gesagt, dass wir das Falsche tun werden, egal was passiert. Also was macht es dann noch für einen Unterschied?“, konterte Benja forsch.
Unsere Stimmen hallten gespenstisch durch den mit flackernden Kerzen erhellten Raum, prallten an den Wänden ab und wurden mit etwas Verzögerung an unsere Ohren zurückgeworfen.
Aus einem im Dunkeln liegenden Teil des Verließes kam schließlich eine geschwächt wirkende Gestalt auf uns zugehumpelt.
„So sterbt ihr schneller.“
Es handelte sich tatsächlich um Janosch, der sich mühsam auf eine hölzerne Krücke stützte, und dessen Brust ein blutbesudelter Verband umspannte.
„Aber zumindest für eine gute Sache!“, konterte D’Artagnan und betrachtete kritisch Janoschs Verletzungen.
„Ach ja, für eine gute Sache... behauptet das nicht jeder Soldat von sich?“, erwiderte der gereizt und ließ sich langsam auf eine alte, hölzerne Eckbank herabsinken, die neben einem sperrigen Tisch, mehreren verstaubten Kisten und einem großen, an der Wand lehnenden Holzkreuz das einzige Mobiliar in dem erstaunlich weitläufigen Raum war.
Ich konnte deutlich erkennen, dass Janosch betrunken war... sei es, um die Schmerzen besser ertragen zu können, oder aus purer Gewohnheit.
„Setzt euch erstmal!“, meinte er schließlich, und bot uns mit einer unkontrollierten Geste einen Platz an dem Tisch an.
„Bist du der Einzige, der entkommen ist?“, fragte D’Artagnan in der vagen Hoffnung, dass sich noch mehr Gegenweltler hierher in Sicherheit bringen konnten.
„Ich weiß es nicht.“, antwortete Janosch frustriert. „Nein, Jungs, ich kann es euch wirklich nicht sagen. Mich hat eine Kugel niedergestreckt... eine von der Sorte, die aus dem Nichts kommen, denen du nichts entgegenzusetzen hast.“
Er starrte mit ausdruckslosem Blick auf die verkratzte, schon leicht schimmelnde Tischplatte.
„Als ich endlich wieder zu mir kam, war der kurze Kampf längst entschieden. Also schleppte ich mich hier her, um Waffen zu organisieren... einen Plan zu entwerfen... sehen, wer noch übrig ist...“
„Immerhin, jetzt sind wir schon zu viert!“, versuchte ihn D’Artagnan zu trösten, erntete aber nur ein verkatertes Kopfschütteln.
„Komm schon, Kleiner... sieh dich doch mal um! Was siehst du hier? Zwei Hitlerjungen, die vielleicht mutig sind, aber keinerlei Erfahrung mit so etwas haben. Und du... naja, du kannst wenigstens Geige spielen...“
„Und Bogenschießen!“, antwortete D’Artagnan trotzig.

„Seht ihr? Genau das meinte ich!“, murmelte Janosch wenig begeistert zu mir und Benja. „Ein edler Ritter vom alten Schlag. Hoffnungslos unterlegen gegen modernes technisches Gerät, genau wie die anderen in der Gegenwelt auch. Don Quixotte war nichts dagegen.“
„Aber Don Quixotte hatte keine Maschinenpistolen und Sprengstoff, nicht wahr?“, ließ D’Artagnan nicht locker.
Janosch rümpfte unmotiviert die Nase.
„Natürlich, nebenan liegen ein paar nette Errungenschaften unserer großartigen Zivilisation herum. Aber wenn du mich fragst... so mächtig, wie unser Feind ist, bräuchten wir schon Massenvernichtungswaffen, um wirklich etwas ausrichten zu können.“
Ich bemerkte, wie das eiskalte Funkeln in seinem Auge in den meinen reflektierte, maß dem damals aber keine weitere Bedeutung bei.
Alles, was mich interessierte, war, wie es denn nun mit unserem „Freiheitskampf“ weitergehen sollte...

„Der Zug!“, schlug Benja schließlich vor. „Die Gefangenen sollen morgen früh mit dem ersten Zug nach Berlin gebracht werden.“
Janoschs Gesichtsausdruck erhellte sich wieder ein wenig.
„Mit dem Zug? Und da bist du dir wirklich sicher?“
„Zumindest haben wir das diesen Leutnant sagen hören.“, bestätigte ich. „Denkt ihr, soetwas wäre möglich? Einen Zug zu überfallen, wie Jesse James im Wilden Westen?“
„Mit genügend Vorbereitungszeit und Ortskenntnis.... klar, das ginge schon.“, überlegte Janosch und prüfte skeptisch die Beweglichkeit seines rechten Armes. „Ich bezweifle allerdings sehr, dass ich das in meinem Zustand hinbekomme.“
Benja schaute erst zu mir, dann zu D’Artagnan, und als wir ihm beide einvernehmlich zunickten, antwortete er mit bemüht erwachsen klingender Stimme:
„Wer redet denn davon, dass du das alleine machen sollst? Wir sind natürlich mit von der Partie! Und es ist ja nicht so, dass Markus und ich nicht schießen könnten. Wir waren mal ein paar Monate im Schützenverein und wissen schon, wie man zielt und abdrückt. Und in der HJ haben wir sogar einmal mit Handgranaten-Attrappen geübt!“
Janosch schien zuerst etwas Abschätziges erwidern zu wollen, verkniff es sich dann aber und bat uns stattdessen mit einer auffordernden Geste, ihm durch einen schmalen Durchgang in den anderen Teil des Gewölbes zu folgen.

„Hier ist es. Das geheime Waffenlager der Gegenwelt.“, erklärte er schließlich, als wir in einem deutlich kleineren, dunklen Raum standen, der bis an die Decke mit Fässern und länglichen Kisten vollgestopft war, aus denen zahlreiche großkalibrige Feuerwaffen ragten. An einem Wandregal hingen sogar noch Schwerter, Äxte, ein paar alte Rüstungen und preußische Uniformen, die ich an jedem anderen Tag sofort fasziniert in Augenschein genommen hätte... doch in dem Moment wusste ich nur, dass wir damit nicht all zu viel anfangen konnten, und achtete daher auch nicht weiter darauf.
„Nehmt am besten nur das, was in den grünen Kisten ist.“, riet uns Janosch. „Der darunterbefindliche Plunder stammt noch von Napoleon und ist bei der feuchten Luft hier sicher schon längst nicht mehr funktionstüchtig. Und seid mir bloß vorsichtig mit der Munition! Das ist kein Spielzeug, habt ihr verstanden? Also nicht schütteln, nicht werfen, und am besten auch nicht in den Mund nehmen...“
„Hey Janosch, nur weil wir jung sind, sind wir noch lang nicht bescheuert!“, beschwerte sich D’Artagnan ob dieser Bevormundung. „Ich bin ein echter Gegenweltler, falls du das vergessen haben solltest.“
Daraufhin grinste Janosch nur und antwortete spöttisch:
„Gerade deshalb erkläre ich es dir, Bogenschütze. Gerade deshalb...“

Es war vermutlich schon weit nach Mitternacht.
Janosch hatte uns stundenlang Pistolen und Sturmgewehre zusammenbauen, laden und wieder auseinandermontieren lassen, bis wir Schwielen an den Händen hatten und beim Schließen unserer schweren Augen nur noch Patronenhülsen, Schrauben und Metallschäfte vor uns sahen.
Dennoch wollte keiner von uns diese vielleicht letzte Nacht im Schlaf verbringen, und so lehnten D'Artagnan, Benja und ich stumm neben dem großen Holzkreuz mit der ausgeblichenen Jesusfigur, das wohl vor langer Zeit einmal in der Kirche verwendet worden war, und starrten regungslos auf die tanzenden Schatten, die vom Licht der Fackeln an die Wände geworfen wurden.
Drei Jugendliche, verloren in ihren Gedanken... hoffnungslos entrückt, irgendwo zwischen den schönen Erlebnissen der Vergangenheit, dem Horror der Gegenwart, und der Aussicht auf ein blutiges Ende im Kugelhagel der deutschen Wehrmacht.
Der Ausdruck „wahnsinnig" wäre für diese Situation mit Sicherheit noch untertrieben gewesen.
Noch vor zwei Monaten wartete ich ungeduldig auf Briefe von meinem Vater, auf die Sommerferien, auf ein schönes Mädchen, das mir die Unschuld rauben könnte... und jetzt saß ich hier und wusste, dass ich in ein paar Stunden einen gut bewachten Gefangenentransport überfallen würde.
Ich hatte die Augen geschlossen und versuchte, mir die Gleise vorzustellen... eisern, gerade und fest ineinander geschweißt. Ein Zug war ihnen im Grunde hilflos ausgeliefert. Im Gegensatz zum Auto bestimmte nicht der Mann hinterm Steuer, wo es langging, sondern derjenige, der im Stellwerk saß und in mehr oder weniger weiser Voraussicht die Weichen gestellt hatte.
D'Artagnan, Benja und ich... wir befanden uns wohl gerade auch in einem solchen Zug. Und die Weiche, die sich vor uns auftat, führte unausweichlich auf einen tiefen Abgrund zu.
Welche Wahl hatten wir da noch, außer abzuwarten und zu hoffen, dass ein Wunder geschah?
Wir hätten auch abspringen können, sicher... und dann irgendwo in einem Arbeitslager oder einer Vollzugsanstalt vor uns hin vegetieren, um uns von denen, die die Weichen gegen uns gestellt hatten, vorwerfen zu lassen, dass wir überhaupt erst auf diesen Zug aufgesprungen waren.
Verdammt, das wollte ich aber nicht!
Ich wollte ihnen keine Möglichkeit geben, mich anzuklagen.
Der Gedanke daran, dass sie mich vor eines ihrer spießigen Gerichte zerrten und mir vorwarfen, ihr Volk verraten zu haben, machte mich unglaublich wütend.
Sie... sie waren es doch, die in Wahrheit etwas verraten hatten! Sie hatten das Kind verraten, das sie einmal gewesen waren... das Kind, das einfach nur spielen und neue Freunde finden wollte. Das Kind, das die Schule hasste und vor den strengen Erwachsenen Angst hatte.
Sie haben dieses Kind in sich töten lassen, haben dabei zugesehen, wie es ins kalte Wasser gestoßen wurde und nach jahrelangem Todeskampf jämmerlich ertrunken ist.
Sie waren die wahren Verräter!
Die angepassten Erwachsenen, die Staatsmänner, die Uniformierten...
Auf einmal wünschte ich mir nichts sehnlicher, als Blut und Feuer auf diese seelenlosen Monster herabregnen zu lassen, und meine grenzenlose Wut darüber, dass wir nur beschissene fremdgelenkte Züge waren, wie einen hölzernen Pfahl in ihre untoten Herzen zu stoßen.

„Schon seltsam, wie sich alles wiederholt...", sinnierte Janosch, der sich die ganze Zeit über alle möglichen Waffen zusammengesucht hatte, und jetzt wieder trank und melancholisch zu uns rüberstarrte.
„Was wiederholt sich?", fragte Benja. „Hast du dich hier schonmal versteckt?"
Janosch deutete bedeutungsschwer in unsere Richtung.

„Nein... nein. Ich meine: Junge Gesichter im Kerzenschein, das alte Holzkreuz mit unserem nutzlosen Heiland, die Gewissheit, dass diese Geschichte noch ziemlich hässlich werden wird... in gewisser Weise habe ich das alles schon einmal erlebt. Nicht mit der Gegenwelt, nein. Aber im vorigen Herbst, in den Bergen... da traf ich an einer Schule auf ein paar Jungs, die fast genauso waren wie ihr.
Auch sie waren noch halbe Kinder. Unschuldig, aber dennoch bereit, Widerstand zu leisten... sich in einen aussichtslosen Kampf zu stürzen, den sie im Grunde nur verlieren konnten. Ich habe mir damals eigentlich geschworen, dass es nie wieder so weit kommen sollte..."
„Und?", wollte ich daraufhin natürlich wissen. „Was ist aus den Jungs geworden? Haben sie überlebt?"
„In gewisser Weise, ja...", antwortete Janosch nicht wirklich glücklich. „Aber ich denke, sie waren danach nicht mehr die selben."
Er trank noch einen Schluck und schaute uns tief in die Augen.
„Wisst ihr, manche Menschen gehen zu Grunde, wenn sie mit den Greueln dieser Welt konfrontiert werden. Wieder andere stumpfen ab, verdrängen alles, oder sie fangen auf einmal an, an einen Gott zu glauben. Jeder hat so seine eigene Strategie, das zu verarbeiten.
Doch hin und wieder bricht die Welt mit einer solchen Wucht über eine unschuldige Seele herein, dass diese unter dem enormen Gewicht zu etwas gänzlich anderem, Widerstandsfähigerem mutiert... zu einer Lebensform, die völlig anders denkt und fühlt als es die ahnungslosen Menschen in ihrer Umgebung je begreifen könnten.
Ihr Körper ist menschlich und verwundbar geblieben, aber aus ihm heraus blickt kein Mensch mehr in die Welt, sondern ein geheimnisvolles, jenseitiges Wesen… ein Dämon, der in Dimensionen wie der unseren eigentlich nicht das Geringste verloren hat.
Wollt ihr wirklich zu so etwas werden? Zu gefallenen Engeln mit verbrannten Flügeln, die den gewöhnlichen Menschen Angst machen, und die, wenn überhaupt, nur noch unter Ihresgleichen ein klein wenig Glück und Geborgenheit finden können?"

Ehrlich gesagt verstand ich damals nicht so recht, wovon er da eigentlich faselte. Ich nahm an, sowas kam eben dabei heraus, wenn ein durchgeknallter Kriegsveteran im betrunkenen Zustand die Bibel las und danach ein paar Jugendlichen den Sinn des Lebens zu erklären versuchte.
„Gefallene Engel... sind wir das laut Cyrus nicht alle irgendwie?", hörte ich D'Artagnan nachdenklich einwerfen. „Kinder, denen man viel zu früh ihre Unschuld geraubt hat?"
„Unschuld... Kinder... Engel...", murmelte Janosch. „Nichts gegen Cyrus van Ganten und seine optimistischen Ideen. Wirklich nicht... aber dieses christlich-abendländische Geschwätz von den harmlosen, unschuldigen Kinderlein hat genausowenig mit der Realität zu tun wie der Glaube, dass alle Engel eine Harfe tragen, weiße Flügel haben und niemandem etwas Böses tun könnten.
So hat sich das Cyrus vielleicht damals vorgestellt. Aber so sind Kinder nicht!
Soll ich dir sagen, wie Kinder wirklich sind?
Kinder reißen einem Käfer die Beine aus, nur um zu sehen, was dann passiert. Kinder werfen mit Steinen nach der Nachbarskatze und klauen die Süßigkeiten ihrer Mitschüler, wenn sie das Verlangen danach haben.
Sie wissen nichts von Unschuld und irgendwelchen moralischen Werten... es sei denn, jemand kommt und erzählt ihnen davon."
Mit diesen Worten nahm Janosch seinen silbernen Dolch zur Hand und rammte ihn tief in das splitternde Holz des alten Tisches hinein.
Ich weiß bis heute nicht, ob er damit eine übermütige Kakerlake beseitigen oder nur unsere ungeteilte Aufmerksamkeit erlangen wollte.

Jedenfalls starrte ich ihn daraufhin so gebannt an, als ob gerade Gott persönlich aus einer Wolke hervorlugte, um mir eine Antwort auf alle Fragen zu geben, die ich mich bislang nie zu stellen getraut hatte.
„Keine Regeln. Keine Moral. Nur Chaos und grenzenlose Freiheit...“, sprach Janosch fasziniert weiter. „Das ist der Urzustand! Und in etwa so sähe die Welt wohl aus, wenn sie von Kindern gestaltet worden wäre.
Zwar längst nicht so kultiviert, wie Cyrus sich das damals vorgestellt hat. Aber man muss auch einmal die positiven Aspekte daran sehen... denn wer wie Kinder keine Pflicht kennt, käme nie auf die Idee, organisierte Vernichtungsfeldzüge zu führen, wie die Erwachsenen es tun.
Kinder würden niemals Gesetze erlassen, die auch für jene Menschen verpflichtend sind, die in einer anderen Stadt leben und zu denen sie keinerlei persönlichen Bezug haben. Kinder würden niemals ein so unübersichtliches Staatensystem aufbauen wie das heutige.
So weit denken Kinder einfach nicht. Sie interessiert nur das, was sie unmittelbar als Teil ihrer Welt begreifen können... denn sie sind noch nicht von dieser Krankheit befallen, alles zwanghaft reglementieren und ordnen zu müssen, selbst das, was sie eigentlich nur vom Hörensagen her kennen.
Und wenn ihr mich fragt:
Dieses Chaos, diesen natürlichen Urzustand, für den die wilden, unbefangenen Kinder stehen, anzubeten... das ist wahrer Gottesdienst! Und jene, die ihn vollziehen, egal ob mit der Waffe in der Hand, zusammen mit anderen, oder einsam im Verborgenen… das sind die einzig echten Engel. Engel wie wir...“

Benja sah mich überrascht an und begann zu kichern.
„Scheiße Mark, hast du das gehört? Jetzt sind wir also schon Engel!“
Aber ich achtete nicht weiter auf ihn... hatte nur Augen für Janosch, der schon wieder trank, und dessen entschlossene, grimmige Miene nicht den geringsten Zweifel daran ließ, wie ernst er diese eben gesprochenen Worte meinen musste.
„Und falls du dich irrst und wir in Wirklichkeit Teufel sind?“, fragte ich ihn vorsichtig. „Ich meine, unsere Eltern, unsere Kameraden... die werden uns doch alle für Verbrecher halten, nicht wahr?“
Er schielte über den Rand seiner Flasche zu mir rüber und schüttelte nur mitleidig den Kopf.
„Wenn ihr wirklich da hingeht, wo ihr vorhabt hinzugehen, dann wird das für euch schon bald keinen Unterschied mehr machen.
Glaubt mir, bei mir ist es genauso gewesen. Ich weiß schon lange nicht mehr, wer oder was ich eigentlich bin. Und was die anderen über mich denken... ist es nicht egal? Manchmal bin ich eben ein Dämon, manchmal ein Richter, ein Lehrer, ein Terrorist, ein Einsiedler, ein Widerstandskämpfer, ein Henker... oder vielleicht auch ein Schutzengel, wenn ihr so wollt.
Es gibt Menschen, die nennen mich „Janosch, den Schlächter“, für andere war ich mal der Sepp, oder etwas förmlicher der Joseph Baumann, ein ganz gewöhnlicher Junge vom Lande... wieder andere reden mich bloß mit „Herr Major“ an.
Aber nichts, nichts von alledem bin ich für mich selbst, versteht ihr? Ich habe keine Identität mehr. Ich habe sie verloren in den vielen Jahren des Krieges und des Versteckens. An manchen Tagen... an manchen Tagen wünsche ich mir, ich könnte so leben wie die anderen... so einfach, so unkompliziert. Du bist das, was in deinem Ausweis steht. Fertig aus.
Aber in meinem Ausweis steht nichts von der Hölle, die mir die Augen geöffnet hat. Nichts von den tausenden Fragen und Qualen, die sie mir Tag und Nacht offen hielten. Nichts von den Freunden, die ich traf und sterben sah. Nein... in meinem Ausweis steht nichts über diese Dinge, denn ich habe ihn schon vor langer Zeit verbrannt.

Und wenn ich ihn nicht verbrannt hätte, würde es auch nichts daran ändern, dass ich kein Joseph Baumann bin. Ich bin ein ganzes beschissenes Universum voller Wahnsinn, konzentriert auf einen winzig kleinen Punkt in meinem Gehirn... ja, genau das bin ich!“
Er rülpste, und wir drei konnten gar nicht anders, als herzhaft loszulachen und uns angesichts seiner unterhaltsamen Darstellung eines betrunkenen Philosophen wie eine Gruppe Schulkameraden zu verhalten, die gerade unbeschwert in der großen Pause herumalberten.
„Ihr solltet euch sehen. Genau jetzt, in diesem Moment!“, regte sich Janosch urplötzlich lautstark auf, da er es vermutlich nicht gewohnt war, von ein paar Kids wie uns auf diese Weise ausgelacht zu werden, ohne ihnen noch im selben Moment ein Messer an die Kehle zu drücken. „Morgen um diese Zeit werdet ihr mich verstehen... verdammt, was rede ich da eigentlich. Ihr seid morgen um diese Zeit längst mausetot! Verfluchter Dreck! Ihr seid ja noch viel naiver als diese Jungs von damals. Womit habe ich das nur wieder verdient?“
Ich bemühte mich, wieder einen ernsten Gesichtsausdruck zu machen, um ihn nicht noch mehr in Rage zu versetzen. Doch da war er schon mit schnellem Schritt auf dem Weg zu uns.
„Ihr braucht mich gar nicht so dumm anzuschauen!“, schrie er wütend. „Habt ihr schonmal einen Menschen getötet? Habt ihr schon einmal gesehen, wie es ist, wenn ihr auf jemanden schießt und der dann blutüberströmt vor euch über den Boden kriecht, seine Innereien in den Händen hält und hilflos nach seiner Mutter schreit? Glaubt ihr, ihr könntet dann noch ein Magazin reinschieben und die nächsten Soldaten abknallen, wenn ihr am ganzen Leib zittert wie Espenlaub und euch alle paar Meter übergeben müsst?“
Er stieß uns achtlos zur Seite und griff fasziniert nach dem schweren, an der Wand lehnenden Jesuskreuz hinter unserem Rücken.
„Aber das ist jetzt alles nicht mehr wichtig. Es wird so sein, wie es sein wird, und das ist in gewisser Weise auch gut so.“, murmelte er wieder etwas entspannter, während er das Kreuz langsam aufrichtete und es beinahe ehrfurchtsvoll betrachtete. „Wahrlich, ich sage euch... noch heute werdet ihr mit mir im Paradiese sein! Ja, wir werden alle draufgehen, habt ihr gehört? Und du, Jesus, alter Kamerad... du darfst endlich mal wieder in eine aussichtslose Schlacht gegen die menschliche Dummheit ziehen.“

Nachdem Janosch das Kreuz eine Weile andächtig begutachtet hatte, lehnte er es wieder vorsichtig an die Wand zurück.
Dann wankte er zurück zum Tisch und streckte uns seine halbleere Flasche entgegen.
„Hier, trinkt, meine Freunde! Drüben ist noch genug Wein für alle.“
„Trinken? Jetzt?“, fragte Benja zögernd.
Doch Janosch achtete gar nicht darauf und drückte ihm die Flasche mit sanfter Gewalt in die Hand.
„Keine Widerrede! Ihr besauft euch jetzt ordentlich... dann habt ihr Mumm und spürt nicht so viel von den Kugeln. Und dann sterben wir. Einen sinnlosen, heldenhaften Tod... aber wenigstens müssen wir uns dann nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen, wie wir leben wollen. Und außerdem... was sind schon vier sinnlose Opfer mehr oder weniger in Zeiten wie diesen?“
Benja schien das plötzlich ernsthaft für eine gute Idee zu halten und trank so viel, bis er sich beinahe verschluckte und die Flasche hustend an mich weiterreichte.
Ich hatte keine Ahnung, was Janosch mit diesem Schwachsinn bezwecken wollte. Wollte er uns so vielleicht dazu bewegen, dass wir uns enttäuscht von ihm abwandten und unser ganzes Vorhaben aufgaben? Oder meinte er das wirklich ernst, und sein genialer Plan bestand tatsächlich nur darin, sich zuzudröhnen und dann schwankend und lallend mehreren dutzend bewaffneten und gut ausgebildeten Wehrmachts-Soldaten entgegenzutreten?
Egal. Janosch war vermutlich verrückt, aber er war auch ein Profi. Er würde schon wissen, was er tat, sagte ich mir damals... und wenn er meinte, dass dies das bestmögliche aller möglichen Enden für uns sein würde, dann glaubte ich ihm das auch.

Besser gesagt, ich sah wirklich keinen anderen Ausweg mehr, als ihm zu glauben.
Darum nahm ich Benja schließlich gierig das Gesöff aus der Hand und schüttete es nur so in mich hinein...
Im Angesicht des Kreuzes, des Weines und meiner wenigen Freunde fühlte ich mich mehr und mehr wie ein Jünger von Jesus beim letzten Abendmahl. Vielleicht stimmte es ja auch, was Nemo damals über Jesus und dessen Ideen gesagt hatte... vielleicht waren wir dem wahren Messias in jenem Moment näher als irgendwelche Ministranten bei einer beschissenen Karfreitagsprozession.
Zumindest waren wir näher an unserem Schöpfer dran, denn ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits ernsthaft mit meinem Leben abgeschlossen... mich damit abgefunden, dass das alles bald unwiderruflich vorbei sein würde.
Ich spürte, wie eine Träne über mein Gesicht wanderte. Die Zukunft war längst geschrieben worden... von anderen, nicht von mir. Ich musste sie nur noch erfüllen.
Und es fühlt sich mächtig beschissen an, sich so etwas als Fünfzehnjähriger eingestehen zu müssen.
Aber mit jedem Schluck wurde es besser.

Kapitel 19

Mit einem lauten Schnaufen rollte der Zug durch die im Morgennebel liegende Hügellandschaft. Er bestand aus einer schwarzen Dampflokomotive und fünf dunkelgrünen Wagons... drei für die Passagiere, und zwei fensterlose für die Soldaten und ihre Gefangenen... ganz, wie es der erfahrene Janosch beim Planen des Überfalls vorhergesehen hatte.
Die Lokführer, nennen wir sie mal Erwin und Kalle, auch wenn es im Grunde völlig egal ist, ahnten nichts Böses. Für sie war es ein Tag wie jeder andere. Und auch eine Fracht wie jede andere.
Überhaupt war es den meisten Lokführern wohl ziemlich egal, welche Passagiere sie den lieben langen Tag über transportierten.
Waren es gute Menschen, die sie da von A nach B beförderten? Böse Menschen? Unschuldig Verurteilte? Mörder auf dem Weg zu einer schlimmen Bluttat?
Wenn man zu viel darüber nachdachte, würde man wohl früher oder später den Verstand verlieren, weil man es irgendwann nicht mehr aushielt, dass die Hälfte der Menschen, mit deren Beförderung man sein täglich Brot verdiente, es eigentlich nicht im Geringsten wert waren, überhaupt irgendwohin mitgenommen zu werden.
Ich wollte jedenfalls kein Lokführer sein.
Nicht in einer Welt, in der es so viele verkommene Passagiere gab.

Auf einmal zog Erwin die Notbremse und deutete entsetzt auf den ihrem Führerhaus immer näher kommenden Gegenstand.
Es war ein großes, dunkles Kreuz... unser Kreuz, das bedrohlich mitten auf den Schienen stand, und in dieser von grauen Nebelschwaden umwobenen Szenerie wohl reichlich apokalyptisch wirken musste.
„Jesus, Maria und Josef!“, brüllte Kalle, der Mühe hatte, das infernalische Quietschen der blockierenden Räder zu übertönen und sich an seinem Führerpult festzuhalten. „Was im Namen aller Heiligen ist das??“
Hätte der Zug ein paar Stundenkilometer mehr drauf gehabt, er hätte Janoschs liebevoll vorbereitete Überraschung wohl einfach plattgewalzt. Doch durch die sich an dieser Stelle befindliche Steigung war er langsam genug gefahren, um knapp zehn Meter vor dem emporragenden Kreuz endgültig zum Stehen zu kommen.

Wie unter Schock stehend sprangen die beiden Lokführer von ihrem Führerhaus und näherten sich ungläubig dem religiösen Hindernis.
Im selben Moment lugten zwei nervöse Offiziere aus einem der hinteren Wagons heraus.
„Was ist denn da vorne los, ihr Arschgeigen?“, schrie einer, der schon so früh am Morgen einen ziemlich angesäuerten Eindruck machte. „Ihr sollt euren Führerstand doch unter keinen Umständen verlassen!“
„Aber da ist... da steht... ein Herrgottskreuz auf den Gleisen!“, keuchte Kalle schweißgebadet nach hinten.
„Ein was?“
Wütend wurde hinten am Wagon eine Schiebetür aufgerissen, dann trat ein Feldwebel mit drei Soldaten heraus und marschierte zielgerichtet am Zug entlang nach vorne.
„Ein Kreuz wie in der Kirch’n!“, erklärte Erwin, der jetzt direkt davor stand und immer noch keine Ahnung hatte, was ihn und die anderen erwarten sollte.
„Ein Kreuz?“
Der Feldwebel war jetzt fast auf der Höhe der Lok und konnte es endlich mit eigenen Augen sehen. Sofort gab er seinen Gefolgsleuten ein Zeichen, worauf diese nervös ihre Gewehre entsicherten und blind in Richtung der nahen Büsche zielten.
„Das ist doch wohl keiner dieser beschissenen Erntedank-Bräuche, oder?“, zischte der Feldwebel und ließ seinen Blick unsicher über die dichtbewachsene Landschaft streifen.
Erwin und Kalle schüttelten hastig den Kopf.
„Nein nein, Herr Feldwebel. Gewiss nicht. Das wär’ ja Gotteslästerung, wenn man das aus Versehen überfahren würde.“
„In der Tat...“, erwiderte der Feldwebel Böses ahnend. „Männer, ihr schießt auf alles, was sich da draußen bewegt... egal ob Pfaffe oder Rebhuhn! Ich will mir dieses gottverdammte Kreuz einmal etwas genauer anschauen.“
„Sehen’s her, da hängt sogar ein Beutel dran!“, meinte Erwin dienstbeflissen und griff sogleich arglos nach dem an der Jesusfigur angebrachten Stoffsack.
„Neeeeeiiiiiinn!“, brüllte der Feldwebel entsetzt über die Dummheit des Zugführers.
Doch zu spät... denn im selben Moment detonierte mit einem ohrenbetäubenden Knall der eigentlich zum Stoppen der Lok angebrachte Sprengsatz.
Eine gigantische Feuerwolke breitete sich über dem Bahndamm aus, verschluckte zwei der Soldaten und den unmittelbar danebenstehenden Feldwebel.
Wie Spielzeug wurden die Gleise im Zentrum der Explosion aus ihrer Verankerung gerissen.
Steine, Holzsplitter und Teile von Erwin und Kalle wirbelten durch die Luft, bevor die restlichen Umherstehenden von einer gewaltigen Druckwelle erfasst und mehrere Meter entfernt zu Boden geschleudert wurden.
Der Donnerschlag war kaum verhallt, die Flammen züngelten an allen Ecken und Enden, als Janosch mit der Lässigkeit eines Todessehnsüchtigen aus dem Inferno marschiert kam.
Mit der brennenden Landschaft im Rücken, den zwei schussbereiten Pistolen und seinem martialischen, dunkelgrünen Regencape, in dem noch zwei Beile, Messer und mehrere Handgranaten steckten, wirkte er wie ein todbringender Bote aus einer anderen Welt... wie einer der vier Reiter der Apokalypse, der gekommen war, um dem gottlosen Treiben der Menschen ein blutiges Ende zu bereiten.

Drei weitere Soldaten kletterten just in diesem Augenblick aus einem der unversehrt gebliebenen hinteren Wagen heraus... doch noch ehe der erste überhaupt einen Fuß auf den Bahndamm setzen konnte, traf ihn auch schon eine durch die Luft rasende Kugel in die Schulter, worauf der Unglückliche den Halt verlor und mit dem Gesicht voraus auf den steinigen Untergrund klatschte.

Janosch ging währenddessen ungerührt weiter den Zug entlang und gab konzentriert einige Schüsse auf die anderen beiden Soldaten ab, die dort ohne jegliche Deckung keinerlei Chance gegen einen geübten Schützen seines Kalibers hatten.
Wie zerschossenes Obst fielen sie zu Boden und kullerten dann leblos die steinerne Böschung hinab.
Janosch konnte sich ein verächtliches Grinsen nicht verkneifen. Wer hätte auch gedacht, dass es diesmal so einfach werden würde?
Er hatte den ersten der beiden fensterlosen Wagen beinahe hinter sich gelassen, als auf einmal seitlich die Tür aufgerissen wurde und zwei ziemlich unsicher wirkende Soldaten herausschauten.
Mit der Reaktion eines jungen Panthers blieb Janosch stehen, packte den Vorderen an dessen Gewehr und schleuderte ihn dann in hohem Bogen aus dem Zug. Der zweite Soldat gab noch reflexartig einen Schuss aus dem schützend vor sich hergehaltenen Gewehr ab, doch Janosch wich blitzartig zur Seite aus.
Die Kugel sauste an ihm vorbei und verschwand irgendwo im nebligen Dickicht.
Als der Uniformierte gerade zum zweiten Mal schießen wollte, traf Janoschs schwerer Stiefel den Schaft des Gewehrs, das dem Soldaten daraufhin laut scheppernd aus den Händen flog.
Zu diesem Zeitpunkt war Janosch allerdings längst zu ihm in den Wagon gesprungen und hatte ein handliches Beil aus dem Gürtel gezogen, welches er seinem völlig überforderten Gegner nur Sekundenbruchteile später mit brutaler Wucht in den Schädel rammte.
„Du verdammter Teufel!“, brüllte ein weiterer Soldat im hinteren Teil des Wagens, als er voller Entsetzen sah, wie sich Janosch über seinen noch zuckenden Kameraden bäumte, um das Beil wieder kraftvoll aus dessen harten Knochen herauszureißen.
Vom blutigen Handwerk des Schlächters zutiefst erschüttert, stolperte der Soldat rückwärts über seine eigenen Füße. Er versuchte zwar noch instinktiv, sein Gewehr hochzuziehen und auf Janosch zu feuern, doch da flog dessen blutbesudeltes Beil bereits zielstrebig durch das nur mit einigen Kisten und Rucksäcken gefüllte Zugabteil.
Janosch beobachtete zufrieden, wie sich sein Geschoss dem Soldaten direkt in den Hals bohrte und ihn mit einem ächzenden Geräusch nach hinten an die mit einem dicken Vorhängeschloss verriegelte Tür nagelte.
Der Schlächter versicherte sich noch mit einem kurzen, prüfenden Blick, dass es in diesem Wagen keinen weiteren Widerstand mehr geben würde... dann hob er seine zuvor fallengelassene Pistole auf und sprang kampfbereit durch die Tür auf den Bahndamm zurück, um seinen blutigen Durchmarsch zum Ende des Zuges fortzusetzen.

Draußen lag mittlerweile eine unheimliche Stille in der Luft. Nur das Knistern und Lodern der Flammen war noch zu hören, aber keine Schreie… keine entsetzten Passagiere, die in Panik aus den vorderen Abteilen stürmten, wie sie es in einer solchen Situation eigentlich hätten tun müssen.
Irgendetwas war hier faul. Ein so erfahrener Untergrundkämpfer wie Janosch spürte das einfach.
Dennoch ging er unbeirrt weiter. Was immer hier auch vor sich ging… er hatte nur diese eine Chance, die Gefangenen zu befreien. Und die würde er nicht untätig verstreichen lassen, nur weil ihn der kleine menschgebliebene Rest von ihm beharrlich zur Vorsicht mahnte.

„Verdammt! Er ist nicht hier!“

„Er ist gegangen... einfach so, ohne uns aufzuwecken. Dieser blöde Idiot!“

„Was machen wir denn jetzt?“

Ich hörte die Stimmen meiner Freunde, aber ich hatte Schwierigkeiten, ihnen irgendeinen konkreten Sinn zuzuordnen.
Mein Schädel brummte fürchterlich, und ich war mir nicht sicher, ob wir uns nun im Dorf der Gegenweltler, meinem Zimmer oder vielleicht schon auf irgendeiner Wolke im Himmel befanden.
„Komm schon, Mark, wach auf!“, rief Benja und rüttelte wie wild an mir.
Ich brabbelte irgendetwas Unverständliches vor mich hin und bat ihn, mich alleine zu lassen.
Erst, als er noch immer nicht aufhörte, mich hin und her zu schütteln, machte ich gequält die Augen auf.
Ich befand mich noch immer in dem geheimen Versteck in der Krypta.
Und da waren Benja und D’Artagnan... aufgeregt, aber doch irgendwie noch mit genauso verschlafenen Augen wie ich.
„Was ist denn los?“, fragte ich mühsam. „Warum macht ihr so einen Radau?“
Benja hielt mir aufgebracht einen handgeschriebenen Zettel vor die Nase.
„Weil er weg ist, deshalb! Janosch ist verschwunden und hat uns das hier dagelassen!“
Jetzt begriff endlich auch ich.
Janosch musste das von Anfang an geplant haben. Das Besäufnis, die Pläne, die Erklärung der Waffen... alles nur Ablenkung, damit wir irgendwann einschliefen und er ohne drei lästige Klötze am Bein sein Ding durchziehen konnte.
Ich strubbelte mir meine Haare zurecht, dann setzte ich mich aufrecht hin und begann langsam zu lesen.

„Liebe Kinder,

Ja, ich sage ganz bewusst „Kinder“, und nehmt mir das meinetwegen übel. Aber es ist so. Ihr seid Kinder... und das ist im Grunde ehrenwerter als alles andere.
Menschen wie ich haben keine Zukunft auf diesem Planeten. Aber ihr könnt vielleicht eine haben, wenn ihr vernünftig seid!
Also hört auf mich und geht nach oben in die Kirche. Der Pfarrer weiß Bescheid. Er hat Kontakt zum Widerstand und wird garantiert einen Weg finden, euch drei sicher außer Landes zu bringen, falls sich nicht noch eine andere Möglichkeit finden lässt.
Vielleicht gelingt es mir auch, Nemo und die anderen Gefangenen zu befreien. Vielleicht könnt ihr schon bald in einem anderen Land eine neue Gegenwelt errichten.
Das ist es doch, was ihr in Wirklichkeit wollt, nicht wahr? Euren Traum leben… den Traum von einer Welt, in der man euch morgens ausschlafen lässt, so, wie ich euch heute früh habe ausschlafen lassen. Noch habt ihr die Chance dazu.
Aber vergesst nicht: Tote können sich keine Träume mehr erfüllen. Dieses Privileg bleibt allein den Lebenden vorbehalten.“

Und einige Zentimeter darunter stand in einer deutlich aufgewühlteren Handschrift noch geschrieben:

„Tut dieses eine Mal, was ich sage… nur dieses eine Mal. Oder ihr werdet den Tag, an dem ihr geboren wurdet, bitter bereuen!!“

Ich legte das Blatt frustriert beiseite.
„Kinder...“, murmelte ich.
Irgendwie wussten wir alle drei, dass er Recht hatte. Wir waren der Sache nicht gewachsen... und man musste wahrlich kein Militärexperte sein, um uns unsere mangelnde Eignung für diese Mission auf den ersten Blick anzusehen.

Trotzdem trotteten Benja und D'Artagnan auf einmal wie ferngesteuert auf die in der Ecke liegenden Maschinenpistolen zu.
Ich sah, wie sich jeder von ihnen eine überschnallte... und ich sah auch mich selbst, wie ich es ihnen gleichtat.
„Er wird alleine keine Chance haben.", sagte Benja.
„Ja, zumal er verwundet ist.", hörte ich mich ganz selbverständlich antworten.
D'Artagnan schaute optimistisch auf die kleine Taschenuhr, die Janosch offensichtlich auf dem Tisch vergessen haben musste.
„Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es vielleicht noch rechtzeitig.", überlegte er.
Wir sahen einander kurz in die blassen, aber entschlossenen Gesichter... dann luden wir die Waffen durch, wie es uns Janosch beigebracht hatte, und machten uns ohne ein weiteres Wort zu verlieren auf den Weg zu den Gleisen.

Vorsichtig schwang sich Janosch durch die offenstehende Luke in den letzten Wagon.
Da war ein Schreibtisch, ein paar Regale, und eine kleine Zelle... von polierten Gitterstäben abgegrenzt, und nur knapp anderthalb Meter breit, so dass unmöglich mehr als zwei Gefangene gleichzeitig hineingepasst hätten.
Doch keine Spur von Nemo oder einem der anderen. Das Abteil war menschenleer.
Janosch verzog sein Gesicht zu einer grimmigen Fratze.
„Was zum Teufel ist hier los?", murmelte er, warf frustriert ein paar übereinandergestapelte Kartons um und ging dann auf den sauber aufgeräumten Schreibtisch zu, auf dem lediglich zwei ausgebreitete Dokumente und ein silberner Füllfederhalter lagen.
Frustriert griff er nach einem der Wische und überflog das dort Geschriebene.
„Verhörprotokoll vom 13. September 1943... Joseph Baumann... genannt Janosch, Schlächter von Triaczika... hat sich schuldig bekannt... bla bla... Verbrechen gegen das deutsche Volk... bla bla..."
Janosch stieß einen leisen Fluch aus. Sogar unterschrieben hatte man schon in seinem Namen. Er hätte es wirklich wissen müssen. Das Ganze war eine beschissene Falle. Und gelegt hatte man sie einzig und allein für ihn.
Wütend zerknüllte er das Papier, während er mit der anderen Hand ein neues Magazin in seine Pistole beförderte. Dann hastete er so schnell er konnte zur Tür des Wagons zurück und warf sich mit einer zirkusreifen Hechtrolle aus dem Zug.

„Mach dir keine Mühe, du elendes Partisanenschwein!", hörte Janosch die höhnische Stimme von Leutnant Ruprecht über sich, noch ehe er festen Boden unter den Füßen hatte.
Er wirbelte seine Pistole herum... nur um im selben Augenblick in die Läufe von mindestens zwanzig auf ihn gerichteten Gewehren und Maschinenpistolen zu blicken.
Unten am Bahndamm, auf den Wagendächern, am Rand der Schienen hinter dem Zug... überall hatten sich schussbereite, schwarzgekleidete Soldaten der Waffen-SS postiert. Und noch immer kamen dutzende weitere wie todbringende Schatten aus dem Nebel gestürmt.
„Waffe auf den Boden, Janosch! Sofort!!", befahl die Stimme ein zweites Mal. „Oder du wirst hier gleich an Ort und Stelle krepieren."
Janosch starrte skeptisch auf seine Pistole. Sieben Schuss... das würde nicht einmal für ein Viertel von denen reichen, selbst wenn sie aufgereiht hintereinander stünden.
Aber lebend in die Hände fallen wollte er diesen Dreckskerlen auf keinen Fall.
Er dachte ein letztes Mal über sein kaputtes Dasein nach... erinnerte sich an die Stationen seiner Vergangenheit, an die Handvoll Menschen, für die er jederzeit wieder zum Terroristen und Staatsfeind werden würde... an Nemo, Natalie, D'Artagnan, Valerian... aber auch an den polnischen Jungen von einst, mit dessen Bekanntschaft sein Kampf gegen das System im Herbst 1939 begonnen hatte, und an Kai, Alex und Luca, die Schüler, die für kurze Zeit einen

friedlichen Hoffnungsschimmer in seinen aus Mord und Totschlag bestehenden Alltag gezaubert hatten.
Vielleicht hätte er damals ihr Angebot annehmen und mit ihnen das Land verlassen sollen. Wer weiß, möglicherweise wäre dann alles anders gekommen…
Ob sie wohl noch immer am Leben waren, irgendwo da draußen? Eventuell gar eine Zuflucht gefunden haben, so unverhofft, wie er einst auf der Suche nach Erlösung in ihre Schule gestolpert kam?
Janosch wollte es ihnen wünschen.
Dann lächelte er in der seligen Gewissheit, endlich am Ziel seiner langen Reise angekommen zu sein, und riss seinen Arm nach oben, um wenigstens noch diesen arroganten, auf dem Zugdach stehenden Offizier mit sich in die Hölle zu nehmen. Doch just in diesem Moment krachte mit eiserner Härte der Kolben eines deutschen Sturmgewehrs auf seinen Hinterkopf.
Janosch spürte den Aufprall, den brennenden Schmerz… dann hörte er eine Stimme hinter sich lachen und rufen:
„Das war genau ein Gedanke zu viel, Schlächter!“
Irgendeiner hatte sich unbemerkt von der Rückseite des Zuges herangeschlichen.
Der Soldat betrachtete überrascht sein leicht verbogenes Gewehr, dann bretterte er dem zwar taumelnden, aber noch immer auf den Beinen stehenden Widerstandskämpfer abermals eins über.
Dem hatte Janosch nun endgültig nichts mehr entgegenzusetzen.
Er sah die schwarzuniformierten Gestalten näher rücken... immer näher, bis bald sein ganzes Blickfeld von ihrem tiefbösen Schwarz bedeckt war.
Dann verschlang das Dunkel auch seine letzten Sinne, und er brach vor den selbstgefälligen Augen seiner Peiniger zusammen.

Noch lag dichter Nebel über den grünen Wiesen und Wäldern, und der langsam hereinbrechende neue Tag hüllte das einspurige Gleis, dem wir wie in Trance folgten, in ein geheimnisvolles, fast schon mystisch anmutendes Zwielicht.
Die Zeit nach Sonnenaufgang... eine Stimmung, die eigentlich Ruhe und Geborgenheit vermitteln sollte. Ein Fingerzeig von Gott, der den erwachenden Menschen liebevoll zuzuflüstern scheint: „Seht her! Es ist ein neuer Tag. Ihr dürft leben. Ist das nicht wunderbar?“
Wir Menschen allerdings, wir schlüpfen nur missmutig in unsere Arbeitskleidung und stürzen uns mies gelaunt in unseren alltäglichen Trott. Ja, wir scheißen auf die Wunder der Natur und deren heilsame Kraft. Wir haben längst kein Auge mehr dafür.
Doch an jenem Morgen spürte ich Gott. Zumindest irgendeine Form von Gott. Ich spürte, wie er uns beobachtete... nicht wertend, nicht verärgert oder erfreut... er war einfach nur da oben und glotzte auf uns herab.

In meinem Kopf hallten fast vergessen geglaubte Worte wider.
Fetzen meiner Unterhaltung mit Benja. Damals, als alles noch so einfach zu sein schien.

„Aber Mark, hör mir gut zu: Eines Tages werde ich mich nicht mehr schlagen lassen... von niemandem mehr! Dann werde ich nämlich groß und stark sein, mich aufrecht vor sie hinstellen und einem jeden ins Gesicht spucken, der mich zu irgendwas zwingen will.“

„Du würdest sogar auf Hitler spucken?“

„Ich, mein lieber allerbester Freund, ich werde eines Tages stark genug sein, um sogar einem neunköpfigen Drachen ins Gesicht spucken zu können!“

„Und wenn er dich dann frisst?“

„Dann soll er daran ersticken!“

Jetzt marschierten wir also zu dritt auf den großen Drachen zu.
Natürlich, es war schwachsinnig, hoffnungslos, völlig utopisch. Aber bekamen das nicht alle Drachentöter von ihren ängstlichen Mitmenschen vorgehalten?
Hinterher wurden sie dann als Helden verehrt... oder sie gingen im Feuerhagel zu Grunde.
Ich versuchte, das alles zu verdrängen… die Gedanken an die nahende Hölle… das miese Gefühl in meinem Bauch, das mich erahnen ließ, dass alles noch wesentlich schlimmer kommen könnte, als ich es mir in meinen dunkelsten Fantasien auszumalen wagte.
Mein ganzes Leben lang hatte ich immer alles geschluckt, was mir die Erwachsenen vorsetzten.
Gründe für dieses und jenes... warum dies verboten war und das erlaubt. Ich ließ zwar hin und wieder meine eigene Meinung durchblicken, aber letztlich habe ich immer gekuscht.
Doch dieser Morgen war anders.
An diesem Morgen wollte ich ihnen alles heimzahlen. Und zwar mit ihren Methoden, mit ihren Waffen. Mit dem Recht des Stärkeren.
Dieses Gefühl... ich spüre es bis heute. Wenn du es einmal gefühlt hast, verstehst du auf einmal die ganzen Selbstmordattentäter, die sich im Nahen Osten für ihren Glauben in die Luft sprengen. Weil du weißt, wie es ist, wenn du für deine Feinde nur ein dreckiger, verlauster Junge bist... wenn sie dich nicht einmal anhören, nur über dich lachen, dich herumkommandieren, weil sie sich für etwas Besseres halten...
Zu begreifen, dass du nur Teil einer unbedeutenden, machtlosen Minderheit bist, und dass die Worte und Gedanken irgendeines Präsidenten oder Kirchenoberhauptes die ganze Welt aufhorchen lassen, während deine eigenen Worte wirkungslos und ungehört in deinem trostlosen Alltag verhallen... das kann einen jungen Menschen zu sehr vielen Dingen befähigen.
Auch zu hässlichen, grausamen Dingen.
Sicher, es gab und gibt Alternativen. Die ganze Welt ist voller Alternativen.
Aber wenn sie dich erst einmal soweit gebracht haben, dass dir der Gedanke an einen kurzen, schmerzlosen Tod weniger Angst einjagt als die Aussicht auf ein langes Leben in ihrer Welt, dann ist dir das alles auf einmal völlig gleichgültig.

„Benja, Mark, seht! Da vorne!“
D’Artagnan war stehen geblieben und zeigte auf den dichten Nebel, aus dem allmählich die Silhouette eines stillstehenden Zuges auftauchte.
Es wirkte irgendwie gespenstisch.
„Leise jetzt.“, flüsterte Benja.
Dann nahmen wir unsere Waffen ab und prüften sie, wie es uns Janosch angemahnt hatte, auf ihre Funktionstüchtigkeit.
Wir wollten uns anschleichen, die Schweine von hinten überraschen und hoffen, dass Janosch noch am Leben war... doch wir kamen keine zwanzig Meter weit.
Den Blick stur nach vorn gerichtet, auf den Nebel, den Rauch und den wie verlassen dastehenden Zug, übersahen wir die unter Tarnanzügen versteckten Gestalten, die sich langsam von zwei Seiten her auf uns zubewegten.
Erst, als D’Artagnan und ich eine eisig kalte Berührung am Hinterkopf verspürten, blieben wir wie von einer unsichtbaren Wand gestoppt stehen und nahmen langsam die Hände nach oben.

Kapitel 20

„Das ist er also, der gefürchtete Schlächter von Triaczika.“, amüsierte sich Stauffer über den Anblick des mittlerweile benommen in dem engen Käfig des eigens für diese Aktion konstruierten Eisenbahnabteils kauernden Janoschs.
Auf Kommando des Gauleiters kippte einer der umstehenden SS-Soldaten mit einem blechernen Eimer einen Schwall kaltes Wasser durch die Stäbe.
„Ehrlich gesagt, ich hielt das zunächst alles nur für einen dummen Zufall. Ein Mann mit Augenklappe, der bei diesen anarchistischen Sektierern gesehen worden sein soll, dessen Leiche wir aber im ganzen Wald nicht finden konnten.
Doch dann begriff ich, dass nur einer wie du meinen Bruder hätte töten können. Einer, der keine Gefühle hat, und der daher auch keinen Skrupel kennt, einen so gutherzigen, treuen Deutschen wie meinen lieben Heinz zu töten... Hörst du mir überhaupt zu?“
Janosch richtete sich langsam in seiner kleinen Zelle auf.
Die nassen schwarzen Haare hingen weit über sein Gesicht, so dass sein Gegenüber kaum Einzelheiten erkennen konnte.
„Ja.“, zischte er. „Ja, ich höre. Aber es interessiert mich kein Stück!“
„Das dachte ich mir schon.“, erwiderte Stauffer und ließ sich genüsslich in seinen Schreibtischsessel fallen. „Also bist du es wirklich. Eigenartig... dabei hieß es doch aus Berlin, du wärst längst tot...“
Janosch blickte den Gauleiter hasserfüllt an.
„Gerüchte...“, flüsterte er.
Stauffer grinste und murmelte nur lakonisch: „Abwarten!“
Anstatt zu antworten, musterte Janosch aufmerksam seine Umgebung.
Der Käfig schien aus neuestem Krupp-Stahl zu bestehen. Unmöglich, da so ohne weiteres herauszukommen... und dann waren da auch noch die zwei großgewachsenen SS-Soldaten, die im hinteren Teil des Wagons standen und unentwegt in seine Richtung starrten.
Stauffer würde vermutlich von allen Anwesenden das geringste Problem darstellen. Ein routinierter Griff um seinen Hals, und das Genick dieses eingebildeten Emporkömmlings würde wie ein verdörrter Ast entzwei brechen.
Aber da war noch jemand in dem Abteil... ein edel gekleideter Blondschopf, vermutlich ein hoher Gestapo-Beamter, der die ganze Zeit über nahezu regungslos hinter Stauffer stand, als könnte er kein Wässerchen trüben. Doch Janosch durchschaute ihn sofort.
Der Typ war ein eiskalter Killer. Ein Mensch gewordener Dämon, genau wie er... das konnte der erfahrene Janosch allein schon an dessen Körperhaltung und seinen entschlossenen, durchdringenden Augen ablesen.

Stauffer winkte währenddessen einen seiner Untergebenen herbei.
„Seien sie doch so gut und telegraphieren sie verschlüsselt an Herrn Goebbels, dass ich einen toten Feind des Reiches gefangengenommen habe. Einen ziemlich lebendigen Toten. Ich werde noch heute mit dem Zug in Berlin eintreffen, und würde mich sehr freuen, wenn er die Zeit fände, mich persönlich zu empfangen...“
Seine Augen leuchteten regelrecht, als er diese Zeilen diktierte.
„Nein, schreiben sie das nicht!“, korrigierte er sich selbst, während der hinter ihm stehende Blonde stumm, aber sichtlich angewidert, die Selbstglorifizierungsversuche des eitlen Gauleiters beobachtete. „Schreiben sie einfach nur, dass ich mit dem Zug komme, und dass ich ihm in einem silbernen Käfig den schlimmsten Feind des Reiches übergeben werde. Und fügen sie noch hinzu, dass er seine Frau Gemahlin ganz herzlich von mir grüßen soll.“
Zufrieden zupfte er sich seine Uniform zurecht.
„Weißt du, Janosch, Joseph, oder wie immer du dich jetzt auch nennen magst... Die Gegenweltler waren für mich nur ein netter Appetithappen, auch wenn mein werter Kollege da hinten das sicherlich anders sieht. Aber du... du wirst meine Eintrittskarte in die

allerhöchsten Kreise sein! Das bin ich meinem Bruder einfach schuldig. Finden sie nicht auch, Herr Vogt?“
„Keine Angst, Stauffer.“, erwiderte der angesprochene Blondschopf mit einem abfälligen Grinsen. „Ihre Ränkelspielchen interessieren mich nicht im Geringsten. Es geht mir einzig um das Wohl unseres Volkes.“
„Gewiss, Vogt. Gewiss.“
Stauffer warf seinem hinter ihm stehenden Kollegen, dessen arrogante Art ihm allmählich auf den Geist zu gehen begann, einen gespielt freundlichen Blick zu, und wollte sich gerade wieder dem gefangenen Janosch zuwenden, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und Leutnant Ruprecht zackig das Abteil betrat.
„Wir haben da draußen noch drei Kinder aufgegriffen, Herr Gauleiter! Diese drei von gestern...“
„Das ist ja... interessant...“, antwortete Stauffer, obwohl er in seinen Gedanken längst viel zu bedeutend war, um sich noch mit solchen Lappalien abzugeben. „Meinetwegen. Bringen sie sie rein!“

Wir wurden mit auf den Rücken gebundenen Händen in den noblen Wagon gestoßen.
Als Erstes erkannte ich Janosch in diesem engen Käfig. Er erwiderte meinen Blick nicht, sondern starrte weiterhin nur regungslos geradeaus. Spätestens in jenem Moment begriff ich, dass wir erledigt waren.
„Markus, Benjamin, und der kleine Bengel, der angeblich zu eurer Gruppe gehört... sieh an.“, begrüßte uns Stauffer mit einem kalten Lächeln auf den Lippen. „Ihr hättet nicht zurückkommen sollen!“
„Dann wussten sie es die ganze Zeit?“, fragte ich, ohne dass er mir das Wort erteilt hätte. „Sie wussten, dass wir sie gestern hinters Licht geführt haben?“
„Aber das war doch ganz offensichtlich, meine Lieben. Alles, was wir tun mussten, war euch eine kleine Lüge zuzuflüstern... und ihr habt sie ganz wie gewünscht an diesen Hund im Käfig weitergereicht...“
Er stand von seinem Sessel auf und ging ein paar Schritte auf uns zu. Dann blieb er stehen und musterte jeden Einzelnen von uns ausgiebig... vor allem jedoch mich und Benja.
„Ich bin zutiefst enttäuscht von euch.“, flüsterte er mit einer Stimme, die nichts Gutes verhieß. „Eure Haarfarbe, eure Schädelform... bei Gott, ihr seid zweifellos Arier. Und doch habt ihr euer eigenes Volk verraten. Euer eigen Fleisch und Blut! Das Land, das euch Brot gegeben hat, die Milch, die euch stark machte... Das alles habt ihr bespuckt, nur um mit diesen... diesen Terroristen zu paktieren.“
„Ach, neuerdings redet ihr Nazis also nicht nur im Namen des deutschen Volkes, sondern auch noch im Namen des deutschen Brotes und der deutschen Milch?“, fauchte ihm Benja wütend entgegen.
Während Janosch im Käfig sichtlich amüsiert grinste, fing sich Benja vom empörten Gauleiter gleich drei schmerzhafte Backpfeifen ein.
„Respektloser, undankbarer Wurm!“, ärgerte sich Stauffer und marschierte dann grimmig schnaufend an seinen Schreibtisch zurück. „Aber das werden wir euch schon noch austreiben...“

„Wer hat uns verraten?“, platzte es aus dem vorlauten D’Artagnan heraus, den es nicht sonderlich zu kümmern schien, dass hinter jedem von uns ein großgewachsener, bedrohlich wirkender SS-Mann Position bezogen hatte. „Sagen sie es uns! Ich möchte es wissen!“
Stauffer nippte geduldig an seiner Tasse und warf dem neben ihm stehenden Vogt einen vielsagenden Blick zu.
„Na na, es ist doch kein Verrat, eine Gruppe Volks-Verräter zu verraten, mein kleiner verblendeter Freund. So etwas nennt man Zivilcourage...“, belehrte uns der Gauleiter. „Aber

falls es dich beruhigt: Keiner aus eurem Umfeld hat so viel Zivilcourage bewiesen, euer verwerfliches Tun zur Anzeige zu bringen. Keiner von euch, und keiner eurer Sympathisanten.
Einzig die Liebe zu meinem Bruder ist es gewesen, die euch schlussendlich das Genick gebrochen hat..."
„Ähem…", räusperte sich der blonde Herr Vogt im Hintergrund, der sich wohl ein wenig um seine Lorbeeren gebracht sah.
„Und natürlich die erstaunlichen Fähigkeiten meines verehrten Kollegen hier.", ergänzte Stauffer um des lieben Friedens willen.
„Genauergesagt habe ich zunächst einige Zeit im Trüben gefischt. Aber dann, als ich mal wieder darüber nachdachte, wie ein so großer, auffälliger Kerl wie mein Bruder einfach spurlos verschwinden konnte, fiel mir auf einmal wieder ein, wie er eines Tages ziemlich aufgebracht in meine Amtsstube geplatzt war und mich fast schon verzweifelt darum gebeten hatte, nach einem Mädchen zu suchen… eine gewisse Natalie Brünneisen, mit der er wohl ein kurzes Techtelmechtel gehabt hatte.
Angeblich war sie wie vom Erdboden verschluckt, und niemand konnte oder wollte ihm etwas Genaueres über ihren Verbleib sagen.
Ich muss zugeben, ich belächelte Heinz damals ein wenig wegen seiner Verbissenheit... erst recht, als er mir erzählte, dass er sich nach der Messe sogar in die Kirche einschließen ließ, um dann aus dem Pfarrhaus ein belangloses Foto mitgehen zu lassen, das seine Angebetete mit einem unbekannten jungen Mann zeigte.
„Du musst dich daran gewöhnen, dass nicht immer alles nach deinem Willen läuft.", versuchte ich ihn damals zu beruhigen. „Macht kannst du dir erkaufen, Geld kannst du dir vom Steuerzahler holen... aber die Liebe einer Frau? Wenn Männer wie treue Hunde sind, so sind Frauen widersprüchlich und undressierbar wie Katzen. Entweder sie frisst dir aus der Hand, oder sie wetzt ihre Krallen, sobald du auch nur in ihre Nähe kommst. Also schlag sie dir am besten aus dem Kopf, Heinz, bevor sie dich noch zu Grunde richtet."
Nun, was soll ich sagen... er hat meine Warnung natürlich in den Wind geschlagen, der verliebte Idiot.
Und dann, nur wenige Wochen später, war er auf einmal fort.
Ich erinnerte mich also wieder an unsere Unterredung von damals, und bin recht bald schon auf weitere ungeklärte Vermisstenfälle gestoßen. Also habe ich ein bisschen in den Archiven gewühlt und ein paar alte Freunde bei der Gestapo angerufen... mit einigen durchaus interessanten Ergebnissen:
Zum Beispiel, dass seit gut siebzig Jahren im Umkreis von fünfzig Kilometer um Lehenburg herum immer wieder Menschen spurlos verschwunden sind... zahlreiche Kinder, aber auch Jäger, Pilzsammler und mehrere Ordnungshüter.
Es waren beileibe nicht so viele Fälle, dass es einem auf den ersten Blick aufgefallen wäre… aber bei genauerem Hinsehen eben doch deutlich mehr als im Reichsdurchschnitt.
Tja, und was soll ich sagen? Das hat mich dann natürlich angespornt, weitere Nachforschungen anzustellen. Nur muss ich ganz ehrlich eingestehen, dass mir das Geschwätz der alteingesessenen Bauern, die mir irgendwas von Waldschraten, Trollen und Hexen erzählten, nicht wirklich weitergeholfen hat.
Doch dann bekam ich auf einmal diesen Anruf aus Berlin.
Es war Herr Vogt, der über meine Nachforschungen und die Sache mit meinem Bruder erstaunlich gut Bescheid zu wissen schien.
Durch ihn erfuhr ich zum ersten Mal von der Existenz der Gegenwelt.
Endlich fing das ganze Puzzle an, einen Sinn zu ergeben..."

„Ihr Wagen steht bereit, Herr Gauleiter!", unterbrach ein hereintretender Soldat seine Schilderungen.

„Ah, sehr schön!“, freute sich Stauffer und rieb sich begeistert die Hände. „Leutnant Ruprecht, sie warten hier noch, bis der Ersatzzug da ist, und dann begleiten sie mit ihren Männern unseren wertvollen Fang persönlich nach Berlin! Ich muss schnell noch einmal in mein Büro zurück, ein paar Sachen packen und meinen Bericht fertigstellen.“
„Sehr wohl, Herr Stauffer!“, salutierte der Leutnant, bevor er sich mit einem bösen Funkeln in den Augen in unsere Richtung drehte. „Und die drei Bengel da? Sollen wir die etwa auch mitnehmen?“
Stauffer schüttelte den Kopf, ohne noch einmal zu uns aufzusehen.
„Nein, Ruprecht. Um Gottes Willen! Was sollen wir denn mit denen? Vielleicht ist ja heute abend nicht nur Goebbels auf dem Empfang, sondern... der Führer höchstselbst! Stellen sie sich nur mal vor, wie das aussehen würde, wenn wir ihm drei arische Rotzlöffel als Staatsfeinde präsentieren!“
„Es würde dem Führer das Herz brechen.“, antwortete der Leutnant mit gespieltem Bedauern. „Gerade, wo er doch Kinder so mag, und so viele Hoffnungen in sie steckt...“
Stauffer setzte eilig seine Unterschrift unter irgendein Papier, dann stand er auf und streckte es dem Offizier auffordernd entgegen.
„Ja, in der Tat. Ganz genau so sehe ich das auch, Ruprecht. Am besten, sie lassen diese aufmüpfigen Kinder in eine für solch hartnäckigen Fälle vorbereitete Vollzugsanstalt bringen, damit ihnen etwas mehr Respekt und Dankbarkeit beigebracht wird...“
„Lassen sie das nur meine Sorge sein, Stauffer.“, mischte sich auf einmal Herr Vogt in ihr Gespräch ein, und nahm ihm den Wisch unaufgefordert aus der Hand. „Vergessen sie nicht, die Gegenwelt und jeder, der damit zu tun hatte, fällt einzig und allein in meinen Aufgabenbereich... wie wir es abgesprochen haben.“
„Ja, wie abgesprochen. Meinetwegen.“, gab sich Stauffer gleichgültig geschlagen, denn es war ihm mehr oder weniger egal, was mit uns passierte, so lange es nur endlich mit seiner langersehnten Versetzung klappte und er nicht noch weitere zehn Jahre im wohl unbedeutendsten Gau des gesamten Reiches versauern musste.
„Also dann, Herr Vogt... machen sie’s gut, und grüßen sie ihre Vorgesetzten von mir. Wer immer die auch sein mögen.“
„Das werde ich ganz sicher tun, Herr Stauffer! Solche vor Ehrgeiz sprühenden Persönlichkeiten wie sie sind immer eine Erwähnung wert.“
Die beiden hochrangigen Schurken, die in diesem Leben garantiert keine Freunde mehr werden würden, gaben sich zum Abschied artig die Hand, bevor der Gauleiter achtlos an uns vorbeistolzierte und aus dem Zug kletterte.
Ich schaute ihm fast verzweifelt durch die offene Luke hinterher, beobachtete, wie er hastig in ein unten am Weg wartendes Auto stieg und seinem Chauffeur dabei irgendwelche Befehle erteilte… dann brauste er, ohne sich noch einmal zu uns umzudrehen, davon.

„Was haben sie mit Nemo und den anderen angestellt?“, vernahm ich die erboste Stimme von Janosch im Hintergrund.
Vogt machte es sich unterdessen auf Stauffers Sessel bequem, breitete seine Beine über dem Schreibtisch aus und kicherte siegesgewiss in sich hinein.
„Nun, wie soll ich es ausdrücken? Wir haben sie in einen Steinbruch gekarrt, haben ein bisschen mit ihnen gespielt... tja, und dann haben wir sie alle abgeknallt.“
„Du mieses Dreckschwein!“, brüllte D’Artagnan los, kaum dass er diese Worte vernommen hatte.
Vogt wirkte genervt und veranlasste den hinter D’Artagnan stehenden Soldaten mittels einer schroffen Handbewegung, den vorlauten Jungen mit einem Schlag auf den Hinterkopf außer Gefecht zu setzen.

Ich sah, wie die Taschenlampe des Uniformierten gegen D'Artagnans Schädel prallte, und versuchte mich wie wild loszureissen. Doch gegen die starke Umklammerung und die einschneidenden Fesseln um meine Hände hatte ich keine Chance.
„Dieser Mangel an Disziplin... erschreckend.", bescheinigte uns der blonde „Kollege" des Gauleiters kopfschüttelnd. „Aber die werden wir euch schon noch in eure kranken jungen Hirne prügeln."
„Kommen sie, Vogt... die Kinder haben ihnen nichts getan!", versuchte Janosch zu vermitteln. „Lassen sie sie gehen, und ich werde ihnen noch ein paar interessante Geheimnisse aus meiner Partisanenzeit verraten."
Doch der Widerling dachte offensichtlich gar nicht daran.
„Auch, wenn der verehrte Gauleiter das ganz anders sehen mag... für mich bist du nicht Janosch, der große Zampano, und auch nicht der Mörder von Stauffers jämmerlichem Halb-Bruder. Nein... für mich bist du einfach nur ein zur Strecke gebrachter Verbrecher von vielen."
Janosch bemühte sich darum, wenigstens ein bisschen enttäuscht zu klingen.
„Schade. Ich dachte eigentlich immer, ich wäre weit mehr als das..."
Vogt lachte kalt.
„Ach, weißt du, mir ist es ehrlich gesagt völlig egal, ob du damals in Polen nun hundert oder fünfhundert Männer umgelegt hast. Ich bin nicht so kleinkariert wie diese Nazis."
„Ihre Uniform würde einem so blonden Arschloch wie dir aber ganz vorzüglich stehen.", spottete Janosch.
„Mag sein, aber ich bin kein Nazi!", entgegnete ihm Vogt mit einem verächtlichen Unterton in der Stimme. „Nazis sind eine Modeerscheinung... und ich teile auch nicht deren naive Weltanschauung, wonach sich die Menschheit so einfach in Arier und Nicht-Arier aufteilen lässt. Für mich gibt es keine Unterteilung in gute und schlechte Rassen. Es gibt nur Herren und Sklaven. Und ich, werter Janosch, bin einer der Herren. Das ist meine Ideologie... ganz gleich, welche Uniform ich auch immer überstreifen muss, um diese Tatsache klarzustellen."
„Dann geht es dir nur um die Karriere, du ehrloser Bastard, hab ich Recht?", zischte Janosch sichtlich angewidert. „Und da bist du allen Ernstes auch noch stolz drauf?"
Vogt ließ sich nicht provozieren. Stattdessen stolzierte er langsam auf den Käfig zu, krempelte den Ärmel seiner Uniform hoch und streckte Janosch sein rechtes Handgelenk entgegen, auf dessen Unterseite irgendein schwarzes Zeichen eintätowiert war, das ich aus meinem entfernten Blickwinkel jedoch unmöglich identifizieren konnte.
„Siehst du das? Herrschaft ist für mich mehr als nur ein Mittel zum Zweck. Herrschaft ist meine Religion, genau wie eure Religion das Chaos ist."
„Scheiße... ein Bewahrer! Auch das noch.", flüsterte uns D'Artagnan zu, der zwar noch immer leicht aus einer Wunde am Hinterkopf blutete, aber sich nichtsdestotrotz schon wieder aufgerappelt hatte.
Ich konnte mir auf all das keinen richtigen Reim machen.
„Ein Bewahrer?", hakte ich daher leise nach.
„Ja, mein junger Freund.", erklärte Vogt, dem unser Wortwechsel in seinem Rücken nicht entgangen war. „Wir Bewahrer sind eine verschworene Gemeinschaft, die es sich zum Ziel gesetzt hat, anarchistische Gruppierungen und Sekten wie die Gegenwelt zu verfolgen und rücksichtslos zu zerschlagen."
„Und das tun sie schon seit Jahrhunderten.", ergänzte D'Artagnan hasserfüllt. „Nemo und Odessa haben mir viele Geschichten darüber erzählt."
„Geschichten, Geschichten...", murrte Vogt, und ging ein paar Schritte auf uns zu, um sicherzustellen, dass er unsere ungeteilte Aufmerksamkeit besaß. „Die Gegenweltler erzählen seit jeher zu viele Geschichten. Doch es ist immer nur ihre Version der Wahrheit, die ihr zu hören bekommt. Was ist, soll ich euch vielleicht einmal meine Version erzählen?"

Eine rein rhetorische Frage, wie sich herausstellte, denn noch bevor ihm Benja zurufen konnte, dass er sich seine Version sonstwohin stecken möge, begann er auch schon mit getragener Stimme zu erzählen.

„Vor langer Zeit lebte ein adliger Schnösel… ein Tunichtgut, ein Nichtsnutz, eine totale Null. Sein Name war Cyrus van Ganten, und er war mit Abstand die größte Schande, die das inzuchtgeschädigte Geschlecht der van Gantens je hervorgebracht hat.
Die Menschen der damaligen Zeit hatten mit Hungersnöten, Kriegen und Seuchen zu kämpfen. Und dennoch bemühten sie sich aufrichtig, trotz der schwierigen Zeiten ein funktionierendes Gemeinwesen aufzubauen.
Cyrus van Ganten selbst dagegen tat gar nichts, außer den lieben langen Tag Löcher in die Luft zu starren und das mühsam erworbene Vermögen seiner Vorfahren zu verprassen.
Cyrus lebte in einer Phantasiewelt, in einem Konstrukt, das so nur im Kopf eines weltfremden Luxuskindes entstehen konnte. Er fühlte sich von den Menschen in seiner Umgebung unverstanden... kein Wunder, mussten doch alle um ihn herum arbeiten oder zumindest angestrengt so tun, als ob sie es täten. Und da hatte eben niemand die Zeit, um mit einem Langweiler wie ihm Karussell zu fahren oder die Schäfchenwolken am Himmel zu zählen.
Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis Cyrus völlig den Verstand verlieren und irgendeine inakzeptable Dummheit begehen würde.
Und was soll ich sagen... genau so kam es dann auch.
Zusammen mit einem gewöhnlichen Bauernjungen, dem Cyrus so lange einredete, ein verkanntes Genie zu sein, bis der arme Tropf das schließlich selber glaubte, gründete er eine Vereinigung von Schmarotzern, die es zu ihrem Ideal erhoben, den ganzen Tag nur zu faulenzen, vom Vermögen anderer Leute zu leben und darauf auch noch stolz zu sein.
Ja, sie waren stolz darauf und bildeten sich ein, durch ihr nutzloses Verhalten die nächste Stufe der Evolution erreicht zu haben... doch die Wahrheit sah völlig anders aus:
Ihr Lebenswandel stürzte nicht nur das Haus der van Gantens in den Ruin, sondern auch ganze Ortschaften in der Umgebung, die ohne ihre jungen Männer und Frauen nicht mehr genügend Arbeitskräfte hatten, um die Ernte einzufahren.
Viele Menschen verhungerten damals im Winter... und das nur, weil ein paar Kinder sich für etwas Besseres hielten und dem Gemeinwesen ihre Zusammenarbeit aufkündigten. Kaum vorstellbar, wenn die ganze Sache noch weiter ausgeartet wäre. Der Staat hätte sich bald nicht mehr gegen die zahlreichen Feinde aus dem Ausland verteidigen können, die schon gierig ihre Messer wetzten, und Verbrecher und allerlei Lumpenpack hätten sich wie Heuschrecken auf die hilflos in ihren Dörfern zurückgelassenen Eltern und Großeltern der Gegenweltler gestürzt. Alles wäre im Chaos versunken.
„Wir müssen endlich handeln, eure Majestät!“, meinte einer der Edelmänner in der Ratsversammlung zum herzoglichen Statthalter. „Wir müssen das Übel mit der Wurzel ausrotten, sonst wird diese Sekte eines Tages weitaus schlimmeren Schaden anrichten, als wir uns das heute vorstellen können.“
Der Herzog, übrigens alles andere als ein blutgieriger Tyrann, sondern ein aufgeklärter Geist voller Verantwortung und Mitgefühl für seine Untertanen, schritt nachdenklich vor seinem Thron auf und ab.
„Es betrübt uns, dass einige aus unserem Volke partout nicht begreifen wollen, dass eine höhere Ordnung notwendig ist.“, verkündete er schließlich. „Jedes artige Kind weiß das... ja, selbst jeder Hund weiß, dass man die Hand, die einen aufgezogen und gefüttert hat, nicht beißen darf, und dass man seinen Herren für deren liebevolle Hingabe zumindest Verantwortung und Loyalität schuldet, wenn man schon nicht mit all ihren Entscheidungen einverstanden ist.
Wir glauben daher, dass es unabdingbar ist, diesen Sektierern mit aller nötigen Härte die Konsequenzen ihres Tuns aufzuzeigen, bevor die von unseren klugen Geistern im Lauf von

tausenden von Jahren mühsam aufgebaute menschliche Zivilisation einen möglicherweise irreparablen Schaden erleidet.“
Daraufhin beriet der Herzog noch eine ganze Weile mit seinen Ministern, wie man ähnliches Teufelswerk in Zukunft verhindern könnte.
„Indem wir die ganze Kraft unserer traditionellen, heiligen Werte gegen deren ketzerische, fehlgeleitete Ansichten stellen!“, ergriff auf einmal Jerome Vogt das Wort, ein junger, aufstrebender Beamter, und nebenbei erwähnt einer meiner vielen fabelhaften Ur-Ahnen.
„Die Gegenweltler behaupten also, Familien und unsere Nation seien Zwangsgemeinschaften, und dass nur der, welcher seine Familie selbst wählt, wirklich frei ist? Dann lasst uns ihnen das Gegenteil beweisen! Zeigt ihnen, dass Blut stärker verbindet als gemeinsames Musizieren oder Philosophieren.
Lasst uns ebenfalls einen geheimen Bund gründen... keinen Bund von Nichtsnutzen, sondern einen Bund der fleißigsten, verdientesten Männer unseres Volkes. Einen Bund von Bewahrern. Lasst diesen Bund dafür Sorge tragen, dass die guten, redlichen Werte in Zukunft nicht mehr so leicht ungestraft in Frage gestellt werden können. Und damit dies keine Maßnahme nur für die nächsten zwanzig Jahre ist, mögen auch die Kinder dieser Bewahrer, die Enkelkinder und deren Kinder in den Dienst der guten Sache treten... bis ein jeder Hort des Wahnsinns, den Cyrus und seine Anhänger ins Leben gerufen haben, gefunden und ausgemerzt wurde.“
Der Herzog begann, begeistert zu applaudieren.
„Ein formidabler Geistesblitz, Monsieur Vogt! Dann mögt ihr und eure Nachfahren auch das Recht haben, die Ersten in diesem Bunde zu sein...
So sucht euch nun einen Trupp zusammen, und dann reitet zu van Gantens Unterschlupf und kämpft. Kämpft für das Recht aller Menschen, sich durch schwere Zeiten leiten und führen zu lassen! Kämpft für eure Kinder und Kindeskinder, damit diese die Möglichkeit haben, in einer zivilisierten, geordneten Welt aufzuwachsen, und nicht in einem Rudel wilder Tiere, die keinerlei moralische Grenzen kennen und sich über jeden Versuch einer Strukturierung störrisch hinwegsetzen. Kämpft und tötet ohne Erbarmen... genau, wie diese Tiere ohne Erbarmen alles zu vernichten versuchen, was ihnen von unseren Vorfahren einst hinterlassen wurde.“

Vogt beendete seine Erzählung und sonnte sich eine Weile andächtig im Glanz seiner ruhmreichen, verantwortungsvollen Aufgabe.
Sichtlich bewegt wandte er sich dann wieder Janosch zu... wohl, um von diesem wenigstens ein kleines bisschen Wertschätzung zu erfahren.
Doch der starrte ihn nur regungslos an.
„Was glotzt ihr alle, als ob ich der leibhaftige Teufel wäre?“, regte sich der Bewahrer auf. „Es ist eure eigene Schuld. Ihr habt angefangen! Alles, was mir noch bleibt, ist die Fehler, die eure Eltern und vielleicht auch die Gesellschaft an euch begangen hat, zu korrigieren... Glaubt mir, ich bin kein schlechter Mensch. Ich tue das nicht zum Vergnügen. Naja, ich gebe zu, ein bisschen Spaß hat’s mir schon gemacht, gestern Nacht dabei zuzuschauen, wie die heißen Weiber der Gegenwelt durchgevögelt wurden... aber ich habe schließlich keine von denen gezwungen, sich gegen all ihre Mitmenschen zu stellen, nicht wahr?“
„Das Wort Mitmensch klingt aus deinem Mund wie Abfall.“, zischte Janosch, dem man an dem kalten Glitzern in seinem Auge und der zur Faust geballten Hand deutlich ansehen konnte, wie gerne er seinem Gegenüber jetzt alle vorstellbaren und unvorstellbaren Qualen zufügen wollte.
„Wenn du so ein toller Herrenmensch bist, dann lass die Kinder gehen und steig doch mal für ein paar Minuten zu mir in den Käfig!“
Vogt schüttelte amüsiert den Kopf.

„Janosch, Janosch... ich bin leider kein Dompteur, der es vermag, wilde Tiere wie dich und deine Anhängsel zu zähmen. Ich bin nur der Amts-Arzt, der kommt, um sie einzuschläfern. Und genau das werde ich auch tun, denn ich habe einen jahrhundertealten Eid zu erfüllen: Das komplette Ausradieren der Gegenwelt und eines jeden Sympathisanten, der von ihr und ihren kranken Ideen infiziert worden ist!“
Er schwieg eine Weile, und fügte dann fast mit Bedauern hinzu: „Leider ist es mir nicht vergönnt, dich persönlich zu eliminieren, da ich auch eine gewisse dienstliche Pflicht dem Führerhauptquartier gegenüber habe. Und einige Herren dort sind offensichtlich schon ganz wild darauf, eine Kampfmaschine wie dich in die Finger zu bekommen und in einem Labor irgendwelchen schwachsinnigen medizinischen Tests zu unterziehen.
Nun ja, sollen sie dich meinetwegen im Namen der Wissenschaft in kleine Scheiben schneiden. Auch wenn ich ihnen jetzt schon sagen kann, dass sie nichts Übermenschliches an dir finden werden...“

„Ich wäre dann so weit, Herr Leutnant!“, fügte er noch in Richtung seines Untergebenen hinzu. „Führen sie die Kinder ab, und lassen sie sie verschwinden. Wer einmal von den Ideen der Gegenwelt infiziert worden ist, darf keine Gelegenheit mehr bekommen, sein Wissen an andere weiterzureichen. Egal, wie jung er auch sein mag. Also keine falschen Skrupel, verstanden?“
Doch Skrupel waren dem sadistischen Leutnant ohnehin völlig fremd... ja, er schien sogar richtiggehend erfreut über Vogts Worte zu sein.
„Selbstverständlich, Herr Vogt! Das heißt, meine Männer haben dann ihre Erlaubnis, mit den drei Jungs anzustellen, was immer sie möchten?“, fragte er hoffnungsvoll.
„Ja, sie Schweinehund!“, grinste Vogt amüsiert. „Tun sie, was sie nicht lassen können. Aber beseitigen sie gefälligst danach die Überreste, und zwar gründlich, ja? Ich will nicht wieder so eine Sauerei vorfinden wie beim letzten Mal.“
„Selbstverständlich.“, entgegnete der Leutnant. „Wir sind Profis. Also seien sie unbesorgt.“

Ich hörte den Klang seiner Stimme... vernahm die gnadenlosen Worte, die unser aller Schicksal endgültig besiegeln sollten. Aber ich war nicht in der Lage, ihren Sinn zu begreifen. Die ganze Umgebung wirkte auf einmal so unwirklich auf mich... wie in einem bizarren Traum, in dem man das meiste von dem, was um einen herum geschah, schon Sekundenbruchteile später wieder vergessen hatte.
Vielleicht war es ein ganz normaler Schutzmechanismus meines jungen Verstandes, dass er sich im Angesicht des Todes in ein Schneckenhaus zurückzog und nur noch wenige Informationen von außen zu sich durchdringen ließ. Vielleicht war es auch der Beginn von dem, was uns Janosch über diese Verwandlung zu etwas Nicht-Menschlichem erzählte, die in manchen Fällen von besonders schlimmer Ungerechtigkeit mit Kindern wie uns geschehen konnte...
Alles, was ich noch mitbekam, war, wie sich Janosch und Benja irgendwelche Wortfetzen zuriefen, und wie einer der Soldaten Benja daraufhin erneut ohrfeigte.
Dann packten sie D’Artagnan, Benja und mich und stießen uns unsanft aus der Luke ins Freie hinaus.

Kapitel 21

„Bewegt euch! Bewegt euch!“, brüllte Leutnant Ruprecht von hinten, während wir willenlos über den unebenen Bahndamm stolperten.
Ich spürte einen harten Schlag in meinem Rücken, der mich nur noch mehr ins Wanken brachte.

„Ja, schlagt mich, tretet mich, vernichtet mich...“, sagte ich leise zu mir selbst. „Das ist gut so! Mit jedem Schlag entferne ich mich mehr von euch. Mit jedem Tritt zerbricht ein weiteres Stück von dem, was mich einmal mit euch verbunden hat. Schlagt mich und macht mich zu etwas Besserem!“
Es war eigenartig... ich hätte verdammt noch mal Todesangst verspüren müssen. Aber über diesen Zustand war ich wohl schon hinaus, denn ich fühlte nur noch einen unglaublichen Zorn. Zorn auf unsere Peiniger... aber auch auf jeden Bauern aus unserem Dorf, der in diesem Moment brav seine Felder bestellte, anstatt uns zu helfen. Ich verfluchte alle Untätigen, selbst die Steine und Büsche am Rand der Gleise begann ich dafür zu hassen, dass sie nur tatenlos in der Gegend herumlagen und sich bereitwillig als karge Kulisse für unsere Hinrichtung zur Verfügung stellten.
Eigentlich hätte sich die gesamte Natur gegen die Nazis erheben müssen... nein, nicht nur gegen die Nazis... gegen jeden Menschen, der glaubte, andere Menschen unterdrücken und umbringen zu müssen, und der sich erdreistete, dem göttlichen, universalen Chaos seine erbärmliche, menschengemachte Ordnung entgegenzustellen.
Doch nichts geschah. Ich bekam nur einen weiteren Schlag ins Kreuz, der mich dazu gemahnte, schneller zu gehen und nicht so viel über so eine Scheiße nachzudenken.

Vor einem kleinen Steinbruch befahlen sie uns schließlich in barschem Tonfall, stehen zu bleiben.
Viele Menschen kennen den Ort, an dem sie später einmal begraben sein werden. Aber die Stelle zu kennen, an der man sterben wird... das hat schon etwas ganz Besonderes, beinahe Religiöses an sich.
Vielleicht wird man ja genau dort eines Tages wiedergeboren... als unscheinbarer Strauch, oder als ein stämmiger Baum, der mahnend seine knorrigen Äste in die Höhe reckt und so manch einsamen Wanderer im nebelverhangenen Zwielicht daran erinnern würde, wie vergänglich und gnadenlos das Leben in dieser Welt sein konnte.
Ich drehte den Kopf, um mich umzusehen und alles in mich aufzusaugen... die ganze Natur, jeden einzelnen der aus dem Hang geschlagenen Steinblöcke. Ich wollte mir alles genau einprägen, denn ich wollte diesen Tag für immer im Gedächtnis meiner unsterblichen Seele gespeichert wissen. Wenigstens diesen einen Tag, diese eine Stunde im Angesicht des nahenden Todes... stellvertretend für so viele schöne Stunden, die unwiederbringlich verloren waren.
„Glotz mich nicht so an!“, hörte ich einen der umherstehenden SS-Männer fluchen. Dann traf mich der Schaft seines Gewehrs mitten ins Gesicht.
Ich flog rückwärts durch die Luft, überschlug mich regelrecht, und prallte schließlich mit dem Kopf gegen einen scharfkantigen Felsbrocken.
Da war ein Geräusch... ein hässliches, bedrohliches Geräusch in meinem Nacken, als ob es mir das ganze Rückgrat entzwei gerissen hätte. Dann schob sich ein grelles Licht von oben her über meine gesamte Wahrnehmung.

Alles strahlte in weißlich-hellen Farben...
Die SS-Männer tanzten wie schwarze Schatten an mir vorbei.
Ich sah, wie sie auf D’Artagnan und Benja eintraten. Einer von ihnen zog seine Hose runter und stürzte sich auf mich.
Verdammt, ich hätte schreien oder irgendwas fühlen müssen…
Aber ich fühlte nichts.
Das war nicht mehr ich, der da auf dem Boden lag und von ihnen zusammengeschlagen, bespuckt und vergewaltigt wurde. Nein... ich befand mich längst weit entfernt von dieser Welt der Schmerzen und der Angst.
Ich war wieder im nächtlichen Wald bei den Gegenweltlern.

Sie tanzten ausgelassen um ihr Feuer herum, als ob sie nie etwas anderes getan hätten. Einige von ihnen winkten mir zu, riefen, ich solle mich doch zu ihnen gesellen und mit ihnen den Tag ausklingen lassen. Aber ich wusste ja ganz genau, wie das früher oder später einmal enden würde, weshalb mir in dem Moment irgendwie so gar nicht nach Feiern zumute war. Stattdessen stolperte ich wie ferngesteuert an ihnen vorbei... hinunter zu dem kleinen Bach, in dessen Wasser sich das helle, geheimnisvolle Licht des Vollmonds brach, so dass deutlich die Konturen der umstehenden Bäume zu erkennen waren.
Zwischen ihnen entdeckte ich eine schattengleiche Gestalt, die regungslos am Ufer stand und mich mit einer unbekannten Zauberkraft zu sich zu locken schien.
Es handelte sich um Janosch... zumindest den vertrauten Zügen seines Gesichtes nach zu urteilen. Doch davon abgesehen hatte er nicht mehr viel mit dem angetrunkenen Widerstandskämpfer gemein, mit dem ich noch gestern Nacht gezecht und Pläne für die Befreiung der Gegenweltler geschmiedet hatte.
Sein muskulöser Körper schien jetzt gut und gerne zweieinhalb Meter groß zu sein, sein Antlitz war rotgefärbt vom Blut der vielen erschlagenen Feinde, und an seinem Rücken prangten zwei überdimensionale, schwarzgefiederte Flügel.
„Ist das deine wahre Gestalt?“, fragte ich ihn staunend, ja fast ehrfürchtig, während ich mich ganz langsam etwas näher an ihn heranwagte.
Janosch lachte verbittert, und es schien mir, als würde er ohne den geringsten Bodenkontakt auf mich zuschweben, bis er schließlich nur einen kalten Atemzug von mir entfernt zum Stehen kam und ernst zu mir herunterblickte.
„Nein. Das ist nur das, was sie aus mir gemacht haben! So sieht es aus, wenn man die reine Seele eines Engels mit der Arglist und Niedertracht der Menschenwelt konfrontiert... Und Engel waren wir einst alle, bevor wir nackt und ahnungslos in dieses Leben hinausgestoßen wurden.“
Ich musste überrascht feststellen, dass meine anfängliche Furcht längst einer drängenden Neugier gewichen war... und das, obwohl Janosch unheimlicher und bösartiger aussah als je zuvor.
Er war so dunkel, so stolz, so sichtbar nach Vergeltung lechzend...
Kein Zweifel: Einem finsteren Engel wie ihm würden die Menschen nichts mehr anhaben können. Ihre drohenden Worte würden ihm nur ein müdes Lächeln entlocken, ihre Schläge an seiner Haut abprallen wie an einer eisernen Rüstung.
Und wenn sie sich dann an ihm abgemüht hatten und allmählich müde wurden, war die Stunde der Rache gekommen. Er würde die Fesseln, die sie ihm zeitlebens anzulegen versuchten, wie lästige Spinnweben von sich abstreifen. Dann würde er sich in die Lüfte erheben und sein unerbittliches Strafgericht über all jene hereinbrechen lassen, deren Welt seine Flügel so schwarz und seine Seele so hart wie Stahl gemacht hatte.
Fasziniert streckte ich meine Hand nach ihm aus. Ich wollte ihn unbedingt berühren, seine Federn streicheln, seinen dunkel schimmernden Mantel, seine langen, ungebändigten Haare... doch als ich endlich ein Stück von ihm zu fassen bekam, spürte ich urplötzlich eine stechende Kälte in meinen Arm kriechen. Ich bemerkte entsetzt, wie zuerst meine Finger, dann die ganze Hand bis hinauf zum Ellenbogen von einem schwarzen Schatten überzogen wurde... als ob sein finsteres Wesen wie ein gefräßiges Raubtier von mir Besitz ergreifen wollte.
So schnell ich konnte riss ich meinen Arm zurück.
„Verdammt, was ist das?“, rief ich geschockt, während ich bangend beobachtete, wie sich der schwarze Schatten langsam wieder verflüchtigte und die darunterbefindliche Haut freilegte.
„Mit der Zeit wirst du dich daran gewöhnen...“, flüsterte der Engel, der einmal Janosch gewesen war. „Und glaub mir, wir haben hier alle Zeit der Welt, um uns miteinander vertraut zu machen.“
Ich wich sicherheitshalber einen Schritt zurück.
„Wozu soll das gut sein? Was willst du von mir?“

„Die Frage ist doch eher: Was willst du?“, antwortete der Engel. „Warum bist du hier hergekommen? Solltest du nicht eher da draußen sein und dich artig zusammenschlagen lassen, wie es sich für ein anständiges Opferlamm gehört?“

Auf einmal packte mich die schleichende Ahnung, dass in einer anderen Wirklichkeit just in diesem Moment ein schwerer Stiefel gegen meinen Schädel trat.
Ich drehte mich etwas zur Seite und ließ den Blick ratlos über die dunklen Bäume schweifen, die sich immer dichter zusammenzudrängen schienen, um meine hilflosen Augen vor dem zu bewahren, was sich irgendwo dahinter befand.
Aber ihre beruhigende Dunkelheit verbarg nicht nur Leid und Schmerzen vor mir. Irgendwo da draußen waren auch Benja und D’Artagnan... und ich wollte unbedingt zu ihnen zurück, bevor der Wald völlig zugewachsen war und ich für alle Ewigkeit in dieser merkwürdigen Zwischenwelt gefangen bleiben würde.
„Ich will aber kein Opferlamm sein! Und anständig schon gar nicht!“, antwortete ich daher mit der Entschlossenheit eines sterbenden Katholiken, der sich gierig nach der letzten Ölung sehnte. „Ich möchte so stark und erbarmungslos werden wie du, Janosch!“
„Ich glaube nicht, dass du das wirklich willst, Hitlerjunge.“, erwiderte der Engel, und schaute mir mit einem sorgenvollen Blick in die Augen, der mir ganz eindeutig klar machte, wie ernst es ihm mit seinen Worten sein musste. „Du möchtest nur deine Freunde retten und dann wieder zurück zu deiner Mami gehen und dein normales Leben weiterführen...“
„Ja!“, antwortete ich, nicht ohne darauf sogar ein klein wenig stolz zu sein. „Genau das will ich! Also kannst du mir nun dabei helfen oder nicht?“
„Ich könnte dir ein paar schwarze Federn in den Hintern stecken... aber das macht dich noch lange nicht zu meinem Ebenbild.“, erklärte mir das überirdische Wesen ernst. „Verstehst du? So einfach ist es nicht! Was meinst du, wie viele Kinder in diesem Moment genauso leiden wie du? Wie viele zitternd im Schützengraben liegen und sich heulend nach Hause zu ihrer Familie und ihren Freunden wünschen?
Sie hätten wahrlich genauso viel Grund wie du, sich zu erheben und all jenen, die sie in ihre Uniform gezwungen haben, wutentbrannt den Kopf von den Schultern zu reißen.
Aber sie tun es nicht. Und weißt du, warum?“
Ich wollte zunächst antworten, dass sie vermutlich zu viel Schiss vor ihren Vorgesetzten hatten, um sich gegen sie zu erheben... aber dann dachte ich mir, dass ihnen ja ohnehin längst von allen Seiten die Kugeln um die Ohren flogen, und dass es da auf ein paar mehr oder weniger wohl auch nicht mehr ankäme.
Daher zuckte ich nur ratlos mit den Schultern und bat den Engel, diese Frage für mich zu beantworten.
„Weil sie immer noch glauben, dass ihr ärgster Feind die gegnerischen Soldaten sind, die ihnen bei Tag und Nacht nach dem Leben trachten.“, meinte er nach einer kurzen Pause.
„Oder zumindest wollen sie es glauben. Denn wenn sie sich eingestehen müssten, dass in Wahrheit jeder ihr Feind ist, der die kriegführenden Staaten in irgendeiner Weise unterstützt, würde ihnen das gigantische Ausmaß dieser Armee den Verstand rauben...
Es sind ja nicht nur ihre Offiziere und die Politiker. Es ist der brave Stahlarbeiter, der ein System am Laufen hält, das Millionen Menschen in Schützengräben verheizt, genauso wie der Lehrer, der seine Schüler wohlwollend dazu anstiftet, den Autoritäten zu gehorchen und sich in diese kranke Gesellschaft mit einzubringen.
Es ist jeder beschissene Duckmäuserich, der sich tagtäglich von Beamten und Vorgesetzten herumkommandieren lässt, ohne ihnen voller Abscheu zu verstehen zu geben, was er von ihnen und ihren Vorschriften hält...
Sie alle tragen ihren Teil dazu bei, dass Kriege und sonstige staatlich organisierte Massaker überhaupt erst durchgeführt werden können. Also wenn du wirklich konsequent sein willst, müsstest du dich ihnen allen entgegenstellen.

Könntest du das? Jedem angepassten Erwachsenen ins Gesicht spucken, ohne das geringste Mitleid mit ihm zu haben? Ohne Verständnis für seine Situation zu zeigen?
Könntest du dich über einen Priester erheben, oder über einen biederen Familienvater, der eigentlich ein ganz netter Kerl ist und „nur“ in der falschen Fabrik arbeitet?“

Allmählich begriff ich, was Nemo damit gemeint haben musste, als er damals sagte, dass Janosch einer der einsamsten Menschen sei, denen er jemals begegnet ist.
Abgesehen von den Gegenweltlern, ein paar Außenseitern und unschuldigen Kindern sah er wohl in jedem Passanten einen bösartigen Feind, den es zu verachten und irgendwie unschädlich zu machen galt.
Und was mich am meisten erschreckte: Ich konnte es mittlerweile nur all zu gut nachvollziehen.
„Du meinst also, das Problem sind nicht die Nazis, sondern generell die Erwachsenen?“, hakte ich wissbegierig nach. „Also auch die Russen und die Amerikaner, die die Nazis doch eigentlich genauso bekämpfen wie wir?“
„Ja, sie bekämpfen die Nazis... und doch bedienen sie sich teilweise der selben Methoden. Wenn man wirklich aufrichtig Nationalisten bekämpfen wollte, müsste man zuallererst seine eigene Fahne verbrennen und seine Landesgrenzen für alle Menschen öffnen. Meinst du nicht auch? Und um ernsthaft seine Abscheu davor zu bekunden, dass Millionen gleichgeschalteter Uniformierter ausschwärmen und andere umlegen, müsste man seine eigenen Soldaten statt mit identischen Uniformen in deren Lieblingsklamotten aufs Schlachtfeld gehen lassen, und jedem gestatten, für sich selbst zu entscheiden, wo und mit welchen Waffen er gern gegen die Nazis antreten möchte.
Doch ich sehe ehrlich gesagt nicht, dass das irgendwo auf der Welt passieren würde...
Egal ob in den USA oder bei den Sowjets... überall stecken sie ihren Nachwuchs in Uniformen und bringen die Kinder dazu, zu gehorchen und sich für ihr Land und die ihnen eingetrichterte Weltanschauung in Stücke schießen zu lassen.
Den einen reden sie ein, dass sie für ihr Vaterland und ihren Führer zu kämpfen haben, anderen sagt man eben, sie sollen den Führer hassen und sich stattdessen für den Siegeszug des Kommunismus oder die Politik irgendwelcher demokratisch gewählter Präsidenten ins Kriegsgetümmel stürzen.
Aber wer kämpft dafür, dass Kinder wie Benja und du in Zukunft von den Erwachsenen und deren kaputter Welt verschont bleiben?
Ich sage es dir: Keiner! Weil Kinder ihr wichtigster Rohstoff sind, den sie zur Wahrung ihrer Interessen weitaus dringender benötigen als Öl oder Schwarzpulver.
Ohne euch Kinder als Nachschub würde ihre ganze Vernichtungs-Maschinerie binnen kürzester Zeit auf Grund laufen. All ihre Systeme würden auseinanderbrechen, das Chaos würde wieder Besitz von diesem Planeten ergreifen… so, wie es eigentlich von Anbeginn der Zeiten vorherbestimmt war.
Und das wissen die Erwachsenen ganz genau. Deshalb werden sie euch niemals frei sein lassen. Auch dann nicht, wenn die Nazis irgendwann geschlagen sein sollten und hier in Deutschland wieder demokratische Wahlen stattfinden...“
„Und du meinst, wenn wir uns gegen sie alle erheben, können wir daran etwas ändern?“, überlegte ich kritisch. „Die Jungen werden von den Alten doch immer verarscht werden... einfach, weil sie noch nicht so viel von der Welt kennen und leichtfertig alles glauben, was man ihnen vorsetzt. Das wird sich auch dadurch nicht ändern lassen, dass man jeden umlegt, der sie in eine Uniform stecken möchte. Das liegt eben so in der menschlichen Natur.“
„Die wahre Natur ist das Chaos.“, murmelte Janosch, mehr zu sich selbst als an mich gewandt. „Wer weiß, vielleicht sollte man ihnen einfach all ihre Kinder wegnehmen und warten, bis die Alten ausgestorben sind... vielleicht wäre das der einzige Weg, diese Welt zu heilen und den Urzustand wiederherzustellen.“

Ich meinte, in der Ferne D'Artagnans Schreie zu hören... so deutlich, dass ich aus dem dämmrigen Halbschlaf, in den mich die monotone Stimme des Engels nach und nach versetzt hatte, aufschreckte und deutlich die immer dichter werdenden Dornenbüsche bemerkte, die mir den Rückweg aus dem Wald mittlerweile fast vollständig abgeschnitten hatten.
„Du willst mir gar nicht helfen, hab ich Recht?", rief ich ihm empört entgegen. „Du willst mich nur ablenken, damit ich nie wieder den Weg nach draußen finde! Du möchtest mich hier einsperren, in den tiefsten Windungen meiner eigenen Gedanken..."
„Ich will dich beschützen.", korrigierte er mich fast beschwörend. „Das ist mein Job. Ich bin schließlich dein Schutzengel!"
„Blödsinn!", erwiderte ich. „Du bist weder Janosch noch irgendein Engel. Du bist einfach nur eine verrückte Stimme in meinem entgleisten Gehirn. Der echte Janosch sitzt noch immer in seinem Käfig, ist jetzt wahrscheinlich genauso hilflos seinen Feinden ausgeliefert wie ich..."
„Wenn das so ist, dann hast du von mir ja nichts zu befürchten.", flüsterte der Engel, und streckte mir auffordernd seine in schwarzes Leder gekleidete Hand entgegen. „Eine verrückte Stimme kann dir nichts anhaben, nicht wahr? Also komm und greif zu, damit du groß und stark wirst... ein unbesiegbarer Dämon, der seine Feinde zermalmen und diese Welt im Namen aller unterdrückten Kinder wieder ins Lot bringen wird. Das ist es doch, was du willst, nicht wahr?"
Ich zögerte noch, denn irgendwas an der ganzen Sache gefiel mir nicht.
Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht nach seiner Hand zu greifen. Vielleicht hätte ich einfach losrennen sollen, so schwach und zerbrechlich wie ich war... und Mensch bleiben. Denn ich wollte eigentlich kein Dämon sein.
Wie die verrückte Stimme schon so treffend feststellte: Ich wollte einfach nur meine Freunde retten und dann zu meiner Mama zurück.
War das nicht Grund genug, über mich selbst hinaus zu wachsen und endlich die Augen zu öffnen?

Kapitel 22

Nachdem Vogt gegangen war, hatten sich mehrere SS-Leute im Wagon bei Janosch eingenistet.
Sie standen um die stählerne Zelle herum, gafften und klopften einander selig auf die Schultern, die bald voller Orden und Auszeichnungen hängen würden. Immerhin waren sie an der Festnahme des mit Abstand gefährlichsten Terroristen des gesamten Reiches beteiligt.
Einer von ihnen, ein besonders großgewachsener, dem man seine Gesinnung förmlich ansehen konnte, lehnte am Schreibtisch des Gauleiters und spielte verzückt mit dem silbernen Feuerzeug, das sie zusammen mit einem ganzen Waffenarsenal im Mantel ihres Gefangenen gefunden hatten.
„Na, jetzt guckst du dumm aus der Wäsche, was? Der Schlächter von Triaczika, gefangen in einem ganz gewöhnlichen Käfig..."
Janosch starrte regungslos durch die engen Gitterstäbe hindurch, wie ein hungriges Krokodil, das nur auf eine Möglichkeit zu warten schien, zuzuschnappen und den Arm seines Wärters abzureißen.
„Wir sind alle Gefangene in dieser Welt.", flüsterte er. „Euer Käfig ist nur etwas größer als meiner. Vielleicht ist er euch deshalb noch nicht aufgefallen."
„Klugscheisser!", zischte einer der Bewacher und zielte zum Spaß mit der Pistole auf ihn.
„Du wirst schon noch merken, wer hier ein Gefangener ist und wer nicht. Bald wirst du nämlich mausetot sein, und wir haben unsere Entlassungspapiere in der Hand und gehen wieder nach Hause zu unseren Familien..."
Janosch verzog seine Miene zu einem gequälten Grinsen.

„Ihr glaubt wohl immer noch an den Endsieg, was? Ich bitte euch, macht doch nur einmal eure Augen auf! Es wird keinen Endsieg geben... weder für euch, noch für den Rest der Menschheit.
Wenn der Schimmel erst einmal im Fleisch ist, könnt ihr es nur noch wegwerfen. Denn egal, wie sehr ihr es auch schüttelt und würzt, es wird nicht mehr schmecken...
Aber das wollt ihr einfach nicht wahrhaben. Ihr denkt, dass der befallene Teil nur großzügig genug abgeschabt werden muss, um aus der verkommenen Welt wieder eine lebenswerte zu machen. Aber der Schimmel geht tief. So verdammt tief... "
„Schimmel?", erwiderte der SS-Mann mit dem Feuerzeug verächtlich. „Ich sehe keinen Schimmel. Ich sehe nur viele hungrige Maden, die das gute Fleisch verderben wollen... Neger, Juden, und Volksverräter wie deinesgleichen. Aber für die haben wir schon ein gutes Rezept entwickelt, verlass dich drauf! Man nimmt einfach einen großen Hammer und haut sie tot. Dann ist unser Fleisch gerettet."
Einer seiner umherstehenden Kollegen klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.
„Jawohl, Hans, gut gemacht! Zeig's diesem eingebildeten Verräterschwein. Der hat damals in Polen seine eigenen Kameraden abgeknallt!"
„Ich habe nur versucht, etwas Ordnung zu schaffen.", murmelte Janosch gleichgültig. „Eine Ordnung, die weit über das hinausgeht, was ihr euch in euren kleinen Befehlsempfängerhirnen vorstellen könnt..."
Das konnte sein Gegenüber natürlich nicht unkommentiert auf sich sitzen lassen.
„Ausgerechnet du willst uns was von Ordnung erzählen? Du weißt ja nicht mal, was dieses Wort bedeutet... und zu uns sagst du, wir wären dumme Befehlsempfänger. Lachhaft! Aber soll ich dir ein Geheimnis verraten, Schlächter?
Die meisten Befehle, die ich bekomme, decken sich mit meinem freien Willen nahezu vollständig! Genau so muss das bei einem guten deutschen Soldaten auch sein. Es macht mir einfach einen Heidenspaß, das zu tun, was man mir befiehlt. Und ich würde Typen wie dich ganz sicher auch dann umlegen, wenn es mir niemand befehlen würde!
Ich kämpfe für mein Volk! Mit oder ohne Uniform."
„Du kämpfst für ein Königreich aus Asche.", entgegnete Janosch, und strich mit seiner Hand zärtlich über die eisernen Gitterstäbe seiner Zelle. „Nichts in dieser Welt wird überdauern. Kein Reich, kein Volk... noch nicht einmal dieser Stahl. Denn wahrlich, ich sage euch, die Engel sind auf dem Weg hierher, um die Apokalypse einzuläuten! Ich habe sie gerufen... und ich glaube, sie haben mein Flehen erhört. Oh..."
Er hielt sich die Hand ans Ohr und lauschte hoffnungsvoll zur Decke hinauf.
„Hört ihr es auch? Euer Ende ist nah... Fürchtet euch!"
„Der ist wirklich völlig durchgeknallt.", amüsierte sich der Kerl mit dem Namen Hans über Janoschs theatralische Drohung.
„Nein... ich glaube, der hat sich nur einfach zu lange von polnischem Ziegenfleisch ernährt!", prustete ein anderer los.
„Seid ihr irre? Der würde doch nicht seine eigene Freundin essen."
Ihr arrogantes Gelächter schaukelte sich gegenseitig hoch… immer lauter und lauter, so dass ihnen das näherkommende, monotone Brummen, das Janosch schon vor einer ganzen Weile vernommen hatte, erst auffiel, als die Tür aufgerissen wurde und ein Soldat laut „Fliegeralarm!" ins Abteil brüllte.
Nur Sekundenbruchteile später durchlöcherte eine donnernde Maschinengewehrsalve den hinteren Teil des Wagons. Der Soldat, der die Warnung ausgesprochen hatte, riss noch schützend den Arm vors Gesicht... doch der tödliche Kugelhagel perforierte nicht nur ihn, sondern ließ auch noch die hinter ihm befindliche Holzwand in tausend kleine Splitter zerbersten.
Während die SS-Männer geschockt nach ihren Gewehren griffen, hatte sich Janosch auf den Boden seiner Zelle gesetzt und verträumt die Augen geschlossen.

Was immer nun weiter mit dieser Welt geschehen würde... es war nicht mehr sein Problem. Und die Kinder... Markus, Benja und D'Artagnan... vielleicht würde man sich irgendwann wieder sehen. In einem anderen Leben, in einer anderen Zeit...
Ich glaube, es war ihm in jenem Moment herzlich egal. Er hatte schon viel zu lange über solches Zeug nachgedacht. Wahrscheinlich lehnte er sich bloß entspannt zurück und gab sich ganz dem Heulen der herannahenden Bomben hin, die endlich einen Schlußstrich unter die unrühmliche Legende des Schlächters von Triaczika ziehen sollten.
Noch im selben Augenblick wurde der gesamte Wagon von einer gewaltigen Feuerwand aus den Gleisen geschleudert.
Glas splitterte, Holz barst, und die im Inneren herumstehenden Uniformierten purzelten hilflos über- und untereinander.
Einer prallte mit dem Kopf gegen das Gitter der Zelle, ein anderer wurde von dem sich selbständig machenden Schreibtisch umgerissen und stieß dann laut schreiend mit dem hilflos nach irgendeinem Halt suchenden Hans zusammen.
Eine ewige Sekunde lang schien alles still zu stehen... die kopfüber in der Luft wirbelnden SS-Männer, der aus der nach oben geschleuderten Tasse des Gauleiters schwappende Kaffee, die durch das Abteil fliegenden Holzsplitter...
Dann schlug der Wagen mit einem dumpfen Knall auf der steinigen Böschung auf.

Das Brummen der Flugzeuge entfernte sich so rasch, wie es gekommen war.
Die Piloten hatten an diesem Vormittag noch viele Leben zu nehmen... da hielt man sich nicht all zu lange an einem einzelnen Zug auf, selbst wenn der sich noch so sehr nach seiner Bombardierung zu sehnen schien.
Und so machte sich auf den von Kratern und sperrigen Trümmerteilen übersäten Gleisen alsbald eine nahezu geisterhafte Ruhe breit. Nur das Knistern der Flammen und das kraftlose Wimmern einiger Verwundeter war noch zu hören.
Überall roch es nach brennendem Holz, nach verkohltem Fleisch... es roch nach Tod.
Und dann, mitten in dieser Szenerie der Vernichtung, kam aus den sich lichtenden Rauchschwaden langsam ein blutverschmierter, schwarzer Handschuh zum Vorschein.

„Nur wenn du zu einem solchen Monster wirst, wie ich es bin, kannst du da draußen überleben!", hörte ich den Engel wie aus einer anderen Welt hinter mir herrufen. „Sonst bleibt dir nichts anderes übrig, als davonzurennen und hilflos dabei zuzusehen, wie sie dich und deine Freunde abknallen... Vergiss das nicht!"
Aber ich hatte den dunklen Wald und meine unheimliche Bekanntschaft längst hinter mir gelassen. Ich war einfach losgelaufen... quer durch die Dornenbüsche hindurch, die mir auf wundersame Weise nicht den geringsten Kratzer zufügen konnten. Und nun stand ich zu meiner Überraschung mitten auf einer saftigen, grünen Wiese.
Ich betrachtete die Blumen und atmete den frischen Duft eines eben geborenen Sommertages.
Nein, ich wollte kein Monster sein… und wohl auch kein Engel, der irgendwelche bösartigen Systeme bekämpfte.
Viel lieber wäre ich in jenem Moment ein verspielter Familien-Hund gewesen… so wie Fritzi, der Mischlingsrüde von Benjas Cousin, mit dem wir früher hin und wieder mal über weitläufige Wiesen wie diese spazieren gegangen waren.
Ein treuer Spielgefährte, der schwanzwedelnd um einen herum tollte... Ewigkeiten damit verbringend, den Stock, den sein Herrchen für ihn warf, immer und immer wieder zurückzubringen und dann ungeduldig auf den nächsten Wurf zu warten.
Wäre das nicht wunderbar, so ein Leben? Nur Freude und Glück zu kennen, keine Gedanken daran verschwenden zu müssen, dass ich in ein paar Jahren tot im Garten vermodern würde, oder dass mein Herrchen vielleicht sogar noch vor mir das Zeitliche segnen könnte…
Tod? Verlust? Was ist das?

Vielleicht wollte ich auch sein wie ein unschuldiges Kind...
Ich sah sie ganz deutlich vor mir über die Blumenwiese laufen. Hand in Hand, einen schlechten, holprigen Kinderreim auf den Lippen... aber die Qualität des Reimes kümmerte sie nicht. Sie dachten nicht darüber nach, dass sie in ein paar Jahren an der Front zusammengeschossen oder von marodierenden russischen Soldaten vergewaltigt werden würden. Sie wussten noch nichts von Noten, Pflicht und Gehorsam... und würdest du ihnen davon erzählen, sie würden dich nur mit großen, fragenden Augen anschauen und es nicht verstehen.
Ja, so wollte ich sein! Ich wollte jeden, der mir was von solchen Dingen erzählte, einfach nur verständnislos anschauen wie ein kleines Kind. Und dann wollte ich eine Knarre ziehen und ihm sein beschissenes Hirn rauspusten.
Aber halt, nein... nein, so denken Kinder ja nicht. Kinder wollen dir nicht dein beschissenes Hirn rauspusten.
Sie wollen einfach nur singen, lachen, herumtoben...
Konnte ich das?
Ich fürchte, ich konnte es längst nicht mehr.
Etwas schlug mir ins Gesicht.

„Mark! Mark, komm zu dir!“
Es war Benja, der mich mit flehender Stimme ins Leben zurückzuholen versuchte.
Nur langsam gelang es mir, meine schmerzenden, verklebten Augen zu öffnen und mich der grausamen Realität zu stellen.
Ich befand mich nicht auf einer saftigen, grünen Wiese... verdammt, nein, ich lag in einer klebrigen Blutlache in einem Steinbruch, der für mich in diesem Moment so verabscheuungswürdig hässlich wirkte, dass ich meine Augen am liebsten sofort wieder geschlossen hätte.
An meiner Seite kniete Benja. Sein Gesicht war total angeschwollen und von einem eingetrockneten Gemisch aus Blut und Erde überzogen.
Ich konnte noch immer keinen klaren Gedanken fassen.
„Markus!“, flüsterte er. „Kannst du mich hören? Die werden gleich wieder hier sein und uns den Rest geben... Verdammt, komm endlich zu dir!“
„Kein... kein Hirn rauspusten.“, stammelte ich. „Ich will... will nur über die Wiese laufen und glücklich sein. Benja...“
Er verpasste mir abermals eine heftige Ohrfeige.
„Jetzt ist keine Zeit für sowas!“, sagte er streng. „Ich will, dass du mir jetzt genau zuhörst, ist das klar?“
Ich nickte, betrunken vom Irrsinn, ohne wirklich zu begreifen, was er eigentlich von mir wollte.
„Wenn ich sage: Renn, dann rennst du los, kapiert? Ohne zurückzuschauen... ohne ein einziges Mal zurückzuschauen. Du musst überleben, Mark! Du musst anderen davon erzählen, was hier passiert ist. Und du musst ihnen von der Gegenwelt erzählen. Wir sind vielleicht die einzigen, die noch übrig sind. Die Einzigen...“
Langsam drehte ich mich auf die andere Seite. Da, wenige Meter von mir entfernt, lag D’Artagnan. Er hatte die Augen verdreht, und in seiner kindlichen Stirn klaffte eine große, blutende Wunde.
An was er wohl gerade denken mochte?
„Vergiss ihn...“, versuchte mir Benja begreiflich zu machen. „Er ist tot! Und wenn du nicht mehr aufstehen kannst, dann wird es uns beiden genauso gehen. Also, was ist? Kannst du?“
„Ich... ich werde es versuchen...“, erwiderte ich wie ferngesteuert. „Du... du wirfst den Stock, und ich bringe ihn dir zurück. So lange, bis ich sterbe, und dann kannst du mich im Garten vergraben...“

Benja wischte sich verzweifelt eine Träne aus dem Gesicht. Er spürte, dass er keine Kraft mehr hatte, das alles auch nur noch eine Minute länger durchzustehen.

Ich sah aus dem Augenwinkel, wie einer der SS-Männer zurückkam und geradewegs auf uns zumarschierte… mit einem großen Benzinkanister in der Hand!
Er wandte sich nach hinten, um einem seiner Kollegen irgendetwas zuzurufen, das ich nicht genau verstehen konnte.
Und genau in diesem Moment sprang Benja auf, stürzte sich wie ein Wahnsinniger auf den Soldaten und entriss diesem die an seinem Gürtelhalfter befestigte Pistole.
„Keine Bewegung!“, hörte ich ihn schreien. Er zielte auf den etwas weiter weg stehenden Leutnant, der sichtlich erschrocken die Hände nach oben streckte.
„Keine Bewegung, ihr verfluchten Scheißkerle, oder euer Anführer ist der erste von uns, der zur Hölle fährt! Und jetzt nehmt langsam eure Waffen runter!“
Orientierungslos wie ein Blinder krabbelte ich über den noch immer so warm und lebendig wirkenden Körper von D’Artagnan hinweg und tastete verzweifelt den Boden ab, bis ich endlich ein blutverschmiertes Messer zu fassen bekam, das einer unserer Peiniger dort liegen gelassen hatte. Dann rappelte ich mich mit letzter Kraft auf und streckte es den um mich herumstehenden SS-Männern zitternd entgegen.
Ich wusste in dem Moment nicht einmal mehr, warum ich das tat. Eigentlich wollte ich doch nur glücklich sein und so...

„Mach dich nicht lächerlich!“, hörte ich Leutnant Ruprecht fast beschwörend auf Benja einreden. „Wir sind zu sechst. Du bist ganz alleine. Dein Freund da hinten scheint schon längst nicht mehr Herr seines Verstandes zu sein. Also, was denkst du, kann ein jämmerlicher Zwerg wie du gegen uns ausrichten... mit einer Pistole, in der vielleicht maximal noch vier Schuss drin sind?“
„Drei, Herr Leutnant!“, korrigierte ihn der vor ihm stehende SS-Mann dienstbeflissen, aus dessen Halfter die Waffe stammte.
Benja riss wutschnaubend die Pistole herum und feuerte.
„Zwei.“, sagte er, als der vorlaute Soldat mit einem rauchenden Einschussloch in der Brust zu Boden sackte, und richtete die Waffe blitzschnell zurück auf den Leutnant. „Nur noch zwei... aber mit einem davon werde ich dich da treffen, wo es richtig weh tut, Arschloch!“
„In Ordnung.“, zischte der Leutnant frustriert, und befahl seinen Männern mit einer strengen Geste, ihre Waffen auf den Boden zu legen. „Tut, was er sagt!“
Zögernd gehorchten diese... ohne Benja dabei jedoch auch nur für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen zu lassen.
Benja schielte zu mir nach hinten und warf mir ein unsicheres Lächeln zu.
„Die Zeit ist gekommen, Mark.“, hörte ich ihn leise flüstern. „Mach dich bereit, um dein Leben zu rennen...“
Er wusste wohl, dass die SS-Männer uns unter keinen Umständen davonkommen lassen würden.
Angespannt zielte er auf den Kopf des Leutnants, während er mit zunehmender Sorge beobachtete, wie sich die Soldaten langsam auseinanderbewegten, um uns einzukreisen.
„Benja... nein!“, beschwor ich ihn. „Die werden dich töten, und das weißt du auch...“
„Red doch keinen Scheiss. Wieso sollten die sowas tun?“, antwortete er, ohne sich noch einmal zu mir umzudrehen. „Jetzt mach dir nicht ins Hemd, und denk einfach nur an das, was wir besprochen haben, ok?“
Als einer der Soldaten schließlich an seinen Gürtel griff, riss Benja raubtiergleich seine Pistole herum.
„Jetzt!“, schrie er so laut er konnte. „Renn weg, Mark! Renn! Und schau nicht zurück!“

Ich hörte erst einen Schuss, dann mehrere.
Dann spurtete ich los wie ein gottverdammter Leichtathlet.
Gute zweihundert Meter vor mir lag der schützende Wald. Ich musste es bis dort hin schaffen... um jeden Preis!
Ich hoffte inständig, dass Benja dicht hinter mir lief, doch es gelang mir kein einziges Mal, meinen Kopf herumzureißen und nachzuschauen, denn ich hatte schon genug damit zu tun, mich auf den steinigen Untergrund zu konzentrieren, um nicht über einen der unzähligen herumliegenden Felsbrocken zu stolpern und alles zu vermasseln.
„Wo willst du denn hin, Kleiner?“, vernahm ich die höhnische Stimme des Leutnants in meinem Rücken.
Ich beschleunigte, um noch rechtzeitig die Deckung zu erreichen. Doch plötzlich ertönte ein einzelner Gewehrschuss.
Ich spürte einen stechenden Schmerz in meinem Knie. Es war, als würde mein Bein in eine völlig andere Richtung laufen wollen als ich. Dann bemerkte ich das Blut, das aus meiner zerfetzten Hose spritzte. Ich knickte um, wie ein Artist, dem man die Stelzen unter den Beinen weggezogen hatte, und krachte mit den Händen voraus in ein stacheliges Gestrüpp am Rand des Waldes.
Mein Gesicht, meine Arme und Beine... alles war voller Blut. Ich ahnte, dass ich schon die ganze Zeit über weitaus schwerer verletzt gewesen sein musste, als ich es mir selber eingestehen wollte.
Dennoch versuchte ich, mich noch einmal aufzurappeln.

Weiter hinten erkannte ich den Leutnant, wie er sein Gewehr durchlud und allmählich näher kam. Auch drei seiner Männer standen noch.
Benja lag nur einen knappen Meter von ihnen entfernt. Er blutete aus einer Schusswunde am Hals, und versuchte vergeblich, mit seiner zierlichen Hand die starke Blutung zu stoppen.
„Gib dir keine Mühe, du kleiner Scheißer.“, hörte ich den Leutnant sagen. „Dein Blut ist es eh nicht wert.“
Er richtete das Gewehr nach unten auf Benjas Kopf, der seinen Blick darauf trotzig nach oben richtete.
„Lass ihn los!“, brüllte ich so laut ich konnte, und schleuderte voller Zorn mein Messer in die Richtung des Leutnants.
Doch ich hatte das noch nie geübt, und so verlor sich das Geschoss einige Meter vor den beiden ohne Schaden anzurichten im dichten Gras.
„Erbärmlich, die Wurftechnik deines Freundes.“, murmelte der Leutnant eiskalt. „Verrate mir, ob es das alles wert war, Benjamin. Verrate mir, ob du dir jetzt nicht doch wünschst, einer von uns geworden zu sein...“
Benja grinste mit schmerzverzerrter Miene, während dunkelrotes Blut aus seinem Mund sickerte und über sein Kinn nach unten lief.
Er spuckte mit letzter Kraft vor dem Leutnant aus und flüsterte ihm irgendetwas zu... viel zu leise jedoch, als dass ich es von meiner Position aus hätte verstehen können. Aber ich konnte mir schon denken, was es war.
Dann drückte ihm der Leutnant ungerührt den Lauf des Gewehrs auf die Stirn und schoss.
„Ihr Schweine!“, schrie ich in Richtung der Nazis. „Janosch wird kommen und euch fertig machen! Einen nach dem anderen!“
Verzweifelt drehte ich mich um und versuchte, irgendwie weiter in Richtung Wald zu humpeln.
Ich musste es schaffen... musste es allen erzählen. Allen!
Mein Knie schien bloß noch aus Pudding zu bestehen, so dass ich mein linkes Bein nur noch wie ein Stück körperfremder Ballast hinter mir herziehen konnte.
Ich sah, wie die Bäume immer näher rückten.

Unterdessen schlugen rechts und links von mir zahlreiche Kugeln ein.
Was heißt Kugeln... sie erschienen mir in diesen Sekunden eher wie die geballten, tödlichen Vorwürfe meines Volkes, die auf mich zugeflogen kamen, um mich für meinen Verrat an ihrer Welt grausam zur Rechenschaft zu ziehen.
Ich war schon kurz davor, stehen zu bleiben und mich einfach von ihnen einholen zu lassen... damit das alles endlich ein Ende hatte.
Doch genau in diesem Moment brausten zwei tieffliegende Jagdbomber über unsere Köpfe hinweg… unmittelbar, bevor mehrere gewaltige Explosionen die Erde um mich herum zum Erbeben brachten.
„Scheiße, ich glaub, die haben den Zug erwischt…“, hörte ich einen der Typen hinter mir fluchen.
„Verdammt noch mal!“, schrie der Leutnant, während er entsetzt die dicken, schwarzen Rauchwolken beobachtete, die am Horizont bei den Gleisen aufstiegen.
„Koch! Schäuble! Ihr geht sofort da hin und schaut nach dem Gefangenen. Beckstein und ich bringen noch schnell die Sache hier zu Ende.“
Er verabschiedete seine Männer mit einer schroffen Geste, dann lud er hastig sein Gewehr nach und machte sich entschlossen auf den Weg zu mir.

Ich hatte den schutzverheißenden Waldrand fast erreicht und sah schon deutlich den breiten Stamm einer massiven Buche vor mir, hinter dem ich mich erstmal verkriechen und etwas Luft schnappen wollte.
Erneut fielen mehrere Schüsse. Nahezu zeitgleich mit dem letzten bemerkte ich überrascht, wie sich wie von selbst das Hemd an meiner Schulter öffnete und ein Schwall dunklen Blutes aus meinem Körper herausspritzte.
Aber ich spürte längst keine Schmerzen mehr.
Alles, was ich noch mitbekam, war, wie ich das Gleichgewicht verlor und hilflos wie ein verendendes Rehkitz über den Waldboden purzelte. Der Himmel drehte sich, genau wie die Bäume und die von Zweigen und heruntergefallenen Blättern bedeckte Erde.
Immer wieder setzte mein Gehirn aus.
Dunkelheit, Licht, dann wieder Dunkelheit. Und immer wieder waren Schreie zu hören. Und fröhliches Kinderlachen. Dazwischen sah ich mich von oben in meinem eigenen Blut liegen und ahnte, dass ich jetzt gleich die echten Engel kennenlernen würde.
Dann schlug irgendwer wieder wie wahnsinnig auf mich ein... oder ich schlug auf irgendjemand anderes ein. Keine Ahnung... Ich nahm zu diesem Zeitpunkt längst nicht mehr Anteil an diesem abscheulichen Leben.
Wenig später glaubte ich noch, eine dunkle Gestalt zu erkennen, die sich besorgt über mich beugte und mir mit einer kleinen Taschenlampe in die Augen leuchtete.
Irgendwer lud mich mit scheinbar übermenschlicher Kraft auf seine Schultern. Ich bemerkte diesen unverwechselbaren Rhythmus der Schritte, den ich noch aus längst vergangenen Kindertagen kannte, als mich mein Vater Huckepack genommen hatte oder mich meine Mutter langsam in den Schlaf wog.
Es hätte mich schon sehr interessiert, wer mich da mit sich herumschleppte, und vor allem, wohin... doch dann senkte sich endgültig eine tiefe Nacht über meinen kläglichen Rest von Bewusstsein.
Eine Nacht, die viele Monate andauern sollte...“

Kapitel 23

Langsam bog der dunkle VW in eine schmale, von hohen Büschen umsäumte Einfahrt ein.
„Wir sind da!“, meinte Demiro, und blickte kurz nach hinten zu Nikita und dem friedlich schlummernden Yaominh.

„Oh...“, antwortete Markus und rieb sich angestrengt die Augen. „Es ist doch immer wieder erstaunlich, wie schnell die Zeit vergeht, wenn ich in den alten Geschichten versinke.“
Er lächelte dem sprachlos auf der Rückbank sitzenden Nikita väterlich zu.
„Wenn es dir nichts ausmacht, werde ich dir den Rest der Geschichte ein andermal erzählen.“
„Na, das Beste kommt ja noch...“, fügte Demiro grinsend hinzu.

Nikita hatte sich völlig in der Erzählung des Alten verloren.
Erst ganz allmählich kehrte die Erinnerung an die Realität zurück... an seinen verpatzten Selbstmordversuch, an Yaominh, und an dessen seltsame Begleiter, bei denen sich Nikita immer noch nicht sicher war, ob sie in ihm nun den störenden Gast oder doch eher die lästige Geisel sahen.
Neugierig drückte er seine Nase an die kalte Fensterscheibe und versuchte, in der spärlich beleuchteten Umgebung irgendwelche Details zu erkennen.
So, wie es aussah, rollte der Wagen gerade langsam über einen verlassenen Parkplatz.
Da war eine kleine Mauer, eine Treppe, ein gusseisernes Tor... daneben standen zwei Altglas-Container und einige feinsäuberlich aneinandergereihte Gießkannen.
„Ganz offensichtlich ein Friedhof.“, vermutete Nikita. „Kennst du einen, kennst du alle.“
Er hatte sich in letzter Zeit häufig an solche Orte begeben... meist wie jetzt mitten in der Nacht, wenn man dort ungestört umherschlendern konnte und die an die eigene Vergänglichkeit erinnernden Grabsteine und vereinzelt aufflackernden Totenlichter eine sakrale Stimmung erzeugten, wie es sie in unserer heutigen hektischen Zeit eigentlich nur noch dort gab, wo die der Gesellschaft Entschlafenen weitestgehend unter sich waren.
Die Gewissheit, dass alles irgendwann ein Ende haben würde, beruhigte Nikita ungemein.
Denn ganz egal, wer ihn in der Schule auch dumm anmachte oder ihm später den beschissenen Ausbildungsplatz vor der Nase wegschnappen würde... eines Tages würde dieser Kerl in irgendeiner Reihe auf irgendeinem Friedhof liegen, und sich einzig noch durch den auf dem Grab stehenden Namen von all den anderen toten Arschlöchern unterscheiden.
„Der Tod ist der einzig wahre Kommunist.“, hatte sich Nikita deshalb schon des Öfteren überlegt. „Jeder verliert alles, und dann sind endlich alle gleich.“
Diese Vorstellung erschien ihm nur gerecht... wenngleich sich Nikita nach allem, was ihm Markus und Yaominh erzählt hatten, nicht mehr so sicher war, ob er sich im Falle seines Ablebens wirklich mit all den gleichgültigen Durchschnittsmenschen die selbe Erde teilen wollte.
Besser, man verscharrte ihn dann irgendwo im Wald... weit abseits der anderen, ohne verlogene Lobreden, und am besten völlig anonym. Das würde wohl auch ungleich besser zu seinem Leben passen.

Demiro hatte den Wagen in einer Ecke des Parkplatzes zum Stehen gebracht und den Motor abgestellt.
„Hey, Yao, aufwachen!“, rief er, und beugte sich ungeduldig nach hinten, um dem immer noch mit geschlossenen Augen auf dem Rücksitz kauernden Yaominh einen auffordernden Stups zu verpassen. Doch dessen blitzartig hervorschnellender Arm kam ihm zuvor und packte Demiro am Handgelenk, noch ehe der auf die unerwartete Bewegung des vermeintlich schlafenden Jungen reagieren konnte.
„Ich bin wach.“, murmelte Yaominh cool.
Demiro grinste.
„Na, wenn du meinst...“
Dann befreite er sich mit einer geschickten Bewegung aus Yaominhs Haltegriff und drückte nun seinerseits mit spürbarer Entschlossenheit dessen Arm nach hinten.
„Aua!“, beschwerte sich Yaominh. „Ist ja gut, ich hab’s begriffen. Lass mich los!“

Demiro löste den Griff und wollte noch irgendetwas feixend hinzufügen, doch Markus' strenger Blick ließ ihn seine Gedanken unausgesprochen herunterschlucken.
„Lasst die Kindereien und seid leise!", mahnte der Alte. „Wir sind nicht auf der Fahrt ins Schullandheim."
„Ja, du hast Recht, das sind wir nicht.", knurrte Demiro und nickte ihm trotzig zu. „Wie konnte ich das nur vergessen..."

Nikita folgte den Dreien zu Fuß über den kleinen Parkplatz, der nicht unbedingt so aussah, als ob auf dem dazugehörigen Friedhof regelrechte Menschenmassen verscharrt waren.
Im Hintergrund konnte man die Dachgiebel einiger alter Bauernhäuser erkennen.
„Hier drüben!", erklärte Markus und deutete auf ein in der Dunkelheit kaum erkennbares Gebäude, das noch größtenteils hinter zwei hochgewachsenen Buchen versteckt war. „Das ist sie..."
Nikita hätte jetzt gerne eine kleine Erklärung gehabt, doch den neugierigen Blicken nach zu urteilen, mit denen Demiro und Yaominh an seiner Seite die Umgebung betrachteten, schienen sie bislang auch noch nicht all zu häufig hier gewesen zu sein.
„Wow... wir wandeln auf historischen Pfaden.", murmelte Demiro fasziniert, während sie einer nach dem anderen durch ein rostiges Tor schritten.
„Ich habe mir alles irgendwie größer vorgestellt...", erwiderte Yaominh.
Gerade, als es Nikita zu bunt wurde und er seine Begleiter ein für allemal auffordern wollte, ihm endlich ein paar mehr Informationen an die Hand zu geben, tauchte vor ihnen eine leicht baufällig wirkende, mittelalterliche Dorfkirche auf.
Das rings herum wuchernde Unkraut und der selbst in der Nacht sichtbar schlechte Zustand der einstmals weißen Fassade erweckten allerdings nicht unbedingt den Eindruck, dass hier noch regelmäßig Gottesdienste oder Trauerfeiern stattfanden.
Nikita überkam so eine Ahnung.
Vorsichtig legte er seine Hand auf Yaominhs Schulter.
„Ist das die Kirche aus der Geschichte?", flüsterte er, als ob er auf keinen Fall die ehrfürchtige Stimmung stören wollte, in der sich Markus und Demiro augenscheinlich befanden.
„Ja.", bestätigte Yaominh ebenso leise. „Ja... das ist die Kirche von Pfarrer Brünneisen. Ist aber wohl schon seit Jahrzehnten außer Betrieb..."
„Nicht ganz!", warf Demiro ein und deutete auf einige falsch herum an die Kirchenwand gekritzelten Hakenkreuze. „Hier trifft sich noch hin und wieder die Dorfjugend."
Markus verharrte eine Weile vor den rot und grün schimmernden Zeichen, schnaufte laut aus und schüttelte dann deprimiert den Kopf.
„Vierzig Jahre Sozialismus... und das kam am Ende dabei raus! Tja... nur ein weiterer Beweis für die Richtigkeit von Cyrus' altehrwürdigen Thesen."
„So lange die Menschen glauben, dass es sie in irgendeiner Form weiterbringt, andere zu versklaven oder sich selbst von anderen versklaven zu lassen...", zitierte Demiro einen Ausspruch, der ganz offensichtlich vom legendären Gründer der Gegenwelt stammte. „... so lange solltet ihr sie besser meiden. Denn ändern werdet ihr sie nicht. Nicht in tausend Jahren, und nicht mit aller Weisheit dieser Welt."

Markus entfernte unterdessen einige Efeuzweige, die sich mit der Zeit an der Mauer emporgeräkelt hatten.
„Hier... hier war der Eingang zum Verließ!", erklärte er den anderen in längst verloren geglaubten Erinnerungen schwelgend. „Brünneisen muss ihn irgendwann vor seinem Tod zugeschüttet haben."
„Oder die Nazis haben den Keller entdeckt und ausgeräumt...", vermutete Nikita, der nur all zu gern einen Blick in diese Gruft geworfen hätte. Schließlich bekam man so etwas wahrlich nicht alle Tage zu sehen.

„Nein, so clever waren die nicht. Als Vogt mit ein paar Helfern von der Gestapo hier vorfuhr, um zu überprüfen, in wie weit der Pfarrer etwas mit der Gegenwelt zu schaffen hatte, hatte der sich längst aus dem Staub gemacht.“, erzählte Markus. „Erst einige Monate nach Ende des Krieges kehrte er hierher zurück... und fand noch alles genauso vor, wie er es einst zurückgelassen hatte.
So weit ich weiß, hielt er die Gemeinde trotz Verbot durch die Sozialisten noch etliche Jahre zusammen... dann verließen ihn allmählich seine Kräfte, und er starb. Seitdem steht die Kirche leer.“
Er zog einen silbernen Schlüssel aus der Innentasche seines Mantels und hielt ihn auffordernd in Richtung von Yoaminh.
„Hier... schaut, ob ihr damit ins Pfarrhaus gelangen könnt! Wenn nicht... dir fällt sicher irgendwas ein, wie man sich trotzdem Zutritt verschafft.“
Yaominh verzog grimmig das Gesicht.
„Moment mal! Du denkst doch nicht etwa, dass ich hierbleibe, während ihr die Sache ohne mich durchzieht, oder? Das kommt überhaupt nicht in Frage!“
„Natürlich kommt das in Frage.“, mischte sich Demiro ein. „Weil du nämlich die Verantwortung dafür trägst, dass unser... unser verehrter Gast hier keine Dummheiten macht! Oder wie hast du dir das vorgestellt? Dass wir ihn einfach mitnehmen?“
„Hey, ich werde euch ganz sicher nicht verraten!“, beschwerte sich Nikita leicht empört darüber, dass sie ihn zwar ungefragt in das Geheimnis der Gegenwelt eingeweiht hatten, ihm aber dann offenbar nicht zutrauten, dass er dieses Geheimnis auch ohne ständige Aufsicht für sich behalten konnte. „Ihr habt mir das Leben gerettet, ok? Das vergesse ich nicht so schnell. Also behandelt mich nicht wie ein unvernünftiges Kind, das ständig einen Babysitter braucht.“
Der Alte und Demiro warfen sich einen skeptischen Blick zu.
„Das hat nichts mit Vertrauen zu tun.“, meinte Markus schließlich beschwichtigend. „Aber Yao hat nun einmal die glorreiche Idee gehabt, zur denkbar ungünstigsten Zeit jemandem von der Gegenwelt zu erzählen... dann kann er sich jetzt auch nicht so einfach aus der Verantwortung stehlen. Haben wir uns verstanden?“
„Besten Dank!“, erwiderte Yaominh und nahm dem Alten frustriert den Schlüssel aus der Hand. „Gebt’s zu, das ist euch doch gerade recht, dass der kleine Yao nicht mit dabei ist, wenn es endlich richtig zur Sache geht.“
Demiro nahm seinen großen schwarzen Rucksack von der Schulter, in dem ihre Verpflegung und anderer Kram deponiert war, und warf ihn Yaominh auffordernd vor die Füße.
„Der kleine Yao neigt nun einmal dazu, sich im Angesicht der Gefahr ein wenig unvernünftig zu verhalten. Ist es nicht so?“
„Red keinen Unsinn!“, wies Markus den respektlosen Demiro zurecht. „Vor Sonnenaufgang werden wir wohl kaum in Gefahr geraten. Also schlaf dich besser erst einmal ordentlich aus, Yao... Morgen früh brauchen wir deine Hilfe ganz sicher viel dringender als jetzt.“
„Hab schon verstanden.“, antwortete Yaominh leicht säuerlich und schulterte scheinbar mühelos den schweren Rucksack, bevor er Nikita am Ärmel packte und genervt mit sich fort zog.
„Wir sehen uns dann morgen früh!“, winkte ihnen Demiro noch grinsend hinterher. „Seid schön artig, und macht keinen Scheiß, ihr beiden.“

„Das ist mal wieder typisch!“, regte sich Yaominh auf, während er mit Nikita im Schlepptau um die Kirche herum zum angrenzenden Pfarrhaus humpelte. „Verdammt, aber ich bin selbst schuld!“
„Ja...“, meinte Nikita sarkastisch. „Hättest mich ja einfach nur auf dem Gleis sitzen lassen müssen.“
Yaominh blieb zögernd stehen.

„Hey, so meinte ich das nicht, Niki. Ok? Es ist nur..."
Er wandte sich von Nikita ab und schaute melancholisch hinauf in die immer noch ziemlich dichte Wolkendecke, hinter der nur ganz vereinzelt einige schwach leuchtende Sterne zum Vorschein kamen.
„Wie soll ich sagen... diese Geschichte von der Gegenwelt, von Markus, Benja und dem, was aus ihnen geworden ist... in gewisser Weise bin ich nur dank dieser Geschichte kein hilfloser Krüppel mehr. Sie hat mir meinen Stolz zurückgegeben, und den Glauben an etwas Größeres. Und heute Nacht wird vielleicht das letzte Kapitel aufgeschlagen.
Aber Markus und Demiro denken wohl, dass ich noch nicht bereit dafür bin. Verdammt, dabei wissen sie ganz genau, wie gut ich kämpfen kann, wenn es drauf ankommt! Ich hätte ihnen wirklich helfen können..."
„Naja, vielleicht haben sie auch irgendwo Recht, und es ist so am besten.", überlegte Nikita, den es draußen auf dem nächtlichen Kirchhof allmählich zu frösteln begann. „Wir haben heute schließlich schon mehr als genug durchgemacht. Ich denke, ein bisschen Ruhe wird uns sicher beiden gut tun. Meinst du nicht auch? Und ein heißer Tee oder Kaffee wäre auch nicht schlecht. Ich kann ohnehin kaum noch einen klaren Gedanken fassen."
Yaominh nickte einsichtig.
„Ja, ok, kann schon sein... Lass uns erst mal reingehen und schauen, was wir noch so an Verpflegung dabei haben. Dann sehen wir weiter."

Kapitel 24

Die Zeit hatte in der Wohnstube des Pfarrers zweifellos ihre Spuren hinterlassen.
Die wenigen noch verbliebenen Möbel, für die man nirgendwo anders Verwendung gefunden hatte, waren von weißen, staubbedeckten Bettlaken verhüllt.
Ein Tisch, drei Stoffsessel, eine alte Kommode, und ein großes, etwas kitschig anmutendes Jesusbild an der Wand, auf dem der Sohn Gottes mit ernster Miene und zum Segnen erhobenen Fingern auf die Besucher herabblickte... viel mehr war von der Ära des Pfarrers nicht mehr übrig geblieben.
Müde entfernte Yaominh eines der Tücher und machte es sich auf dem grünen Samt des darunter zum Vorschein kommenden Sessels bequem.
„Wenn es hier einen Herd gibt, könnten wir uns nachher etwas heißen Kakao zubereiten.", schlug er Nikita nach Öffnen seines Rucksacks und der Überprüfung ihres verbliebenen Proviants vor. „Ansonsten hätten wir da noch Kekse, zwei Bier und eine Tüte Chips."
„Ne Tüte Chips...", grinste Nikita sichtlich amüsiert.
Yaominh schaute ihn überrascht an.
„Was? Was ist an einer Tüte Chips auszusetzen?"
„Nichts.", antwortete Nikita und bemühte sich wieder um etwas mehr Ernsthaftigkeit. „Es ist nur... ich dachte, ihr lebt in irgendwelchen Blockhütten, abgeschieden von der Außenwelt, und produziert all eure Lebensmittel selbst. So wie die Amish-People, falls du die kennst."
„Mann, Niki, wir essen kein selbstgebackenes Fladenbrot, wir haben keine Pferde, und wir sind auch keine Amish!", erklärte Yaominh, während er nacheinander einen schwarzen, portablen CD-Spieler und einen Gameboy auspackte und vor Nikita auf dem Tisch ausbreitete.
„Siehst du das? Wir sind auf dem neuesten Stand der Technik. Wir kennen sogar Nintendo. Und wir haben noch mehr. Warte mal..."
Er griff abermals in ihr Gepäck, schichtete ein paar zusammengefaltete Kleidungsstücke um und präsentierte dem staunenden Nikita schließlich stolz eine elegante, silbern glänzende Pistole.

„Desert Eagle MK VII, .44er Magnum Kaliber, mit aufgesetztem Laserleitvisier. Darum würde uns jeder deutsche Bulle beneiden, das kannst du mir gerne glauben. Die hat uns Markus letztes Jahr aus Israel mitgebracht."
Es war Nikita deutlich anzumerken, dass ihn das alles nur noch mehr zu irritieren schien... daher fügte Yaominh schnell noch erklärend hinzu:
„Hey, nicht jeder, der im Wald wohnt, ist auch automatisch ein Hinterwäldler! Schon zu Zeiten von Cyrus hat die Gegenwelt Handel mit den Menschen in ihrer Umgebung getrieben. Unsere Vorfahren waren immer auf dem Laufenden, was neue technische Errungenschaften anging... schließlich leben wir in einer bürokratischen Welt, da muss man schon wissen, wie man Dokumente und Pässe fälscht und gewisse lästige Störenfriede loswird.
Als zum Beispiel irgendwann mal ein Bauer wegen dem Dorf im Wald Verdacht geschöpft hatte, haben sie ihm für seinen Hof einfach ein paar Hunderttausend Reichsmark Falschgeld und ein Schiffsticket nach Amerika angeboten... und weg war er auf Nimmerwiedersehen.
So einfach war das damals noch, die Obrigkeit hinters Licht zu führen.
Heute würde man unsere Blüten nicht mal mehr im Bäckerladen annehmen, weil sich die meisten Menschen inzwischen so sehr mit ihrem Staat identifizieren, dass sie einen gleich für einen üblen Verbrecher halten, nur weil man es wagt, sich das selbe Recht herauszunehmen wie die regierenden Machthaber, und sein eigenes Geld zu drucken.
Tja, aber so ist das eben. Wenn die Mächtigen die Leute verarschen und ihnen ihren Willen aufzwingen, nennt man es Politik. Wenn dagegen du und ich es tun, gilt es als Betrug, als Diebstahl, als Freiheitsberaubung... Ich hoffe bloß, du erwartest nicht von uns, dass wir uns an Gesetze halten, die auf einer solch verlogenen Doppelmoral basieren."
Nikita verzog kritisch das Gesicht.
„Naja, ich hab halt nur gedacht, ihr wollt mit denen und ihrer ganzen verlogenen Welt nichts zu tun haben? Das soll jetzt kein Vorwurf sein, und es geht mich ja auch eigentlich garnichts an... aber ihr benutzt ihr Geld, ihr fahrt ihre Autos, ihr ballert mit ihren Waffen rum... Ist das nicht alles ein wenig, nun ja, sagen wir inkonsequent?"
Yaominh steckte die Pistole sorgfältig in den Rucksack zurück und schaute Nikita dann mit einem ernsten Blick in die Augen.
„Natürlich ist das inkonsequent, Niki. Aber wo ist die Alternative?
Auf unserem Planeten ist es längst viel zu eng geworden. Es gibt keine Gebiete mehr, die man einfach so besiedeln und zu seinem Besitz erklären könnte. Nemo und die anderen haben das zu spät erkannt, und sie haben einen bitteren Preis dafür bezahlt.
Stell dir die Erde wie einen großen, von der Außenwelt abgeschotteten Stall vor. In diesem Stall lebt eine Horde dummer Ochsen mit zotteligem, stinkendem Fell... und ein kleiner Floh. Egal, was der Floh auch anstellt, oder wie sehr er auch auf der Hut ist, über kurz oder lang wird einer der Ochsen auf ihn drauftreten und ihn töten. Vielleicht nur aus Versehen, durch einen dummen Zufall, oder in voller Absicht.
Was macht der schlaue Floh also, angenommen, es gibt keinen Weg aus diesem Raum heraus?"
Nikita überlegte.
„Er... er verkriecht sich im Fell eines Ochsen?"
„Bingo!", erklärte Yaominh sichtlich erfreut über das Verständnis seines alten Freundes.
„Und so, wie der schwache Floh die dummen Ochsen benutzt, so benutzen wir die Errungenschaften der Menschen. Glaub mir, wir würden auch lieber aus diesem Stall raus und endlich keine Angst mehr vor den Ochsen haben müssen... doch so lange das nicht geht, sind wir überall gefährdet. Selbst wenn wir eine völlig autarke Kommune irgendwo im entferntesten Winkel von Sibirien aus dem Boden stampfen würden, würde irgendwann jemand kommen und uns zwingen, in seinen Krieg zu ziehen, unsere Kinder seinen Schulen anzuvertrauen, oder Platz für den Bau seiner Ölpipeline zu schaffen...

Nein, Niki, wir haben im Grunde gar keine andere Wahl, als ihren Teil der Welt mit zu benutzen. Denn ihr Teil ist das Ganze. Sie haben für unsereins nichts mehr übrig gelassen… nicht einmal mehr irgendwelche verborgenen Lichtungen im Wald. Also leben und wandeln wir mitten unter ihnen, unerkannt, wie flüchtige Schatten... und wenn sie es wagen sollten, einem von uns etwas anzutun, werden es ihre eigenen Waffen sein, die wir gegen sie richten!“

Yaominh wusste selbst, dass sich diese Erklärung nicht gerade glorreich anhörte, und er hätte Nikita wahrlich viel lieber von einer versteckten Hippiekommune erzählt, in der sie alle wohnten, ihre Tiere hegten und friedlich ihr Gemüse anbauten. Doch dieser Traum war vor langer Zeit zusammen mit Nemo und den anderen begraben worden.
„Das heißt, es gibt heute überhaupt kein Dorf mehr?“, fragte Nikita enttäuscht.
Yaominh schüttelte den Kopf.
„Kein Dorf. Nur eine große Familie, verstreut auf der ganzen Welt. Ein paar hier, ein paar dort.“
„Und einer von ihnen bist du...“, murmelte Nikita, der immer noch gewisse Schwierigkeiten damit hatte, den hilflosen Jungen von einst und den coolen Typen, der ihm jetzt gegenübersaß, als ein und die selbe Person zu begreifen.
Yaominh lächelte und strich sich verlegen eine Haarsträhne aus dem Gesicht.
„Ja, ist schon verrückt, was? Ausgerechnet ich. Lange Zeit konnte ich es selbst kaum glauben. Aber man gewöhnt sich daran... und dann willst du nie wieder tauschen!“
„Hört sich toll an.“, überlegte Nikita leise. „Ein Leben zu haben, das man nicht mehr eintauschen möchte...“
„Es ist nicht einmal so sehr dieses Leben.“, antwortete Yaominh. „Ich möchte vor allem niemals wieder diese Gedanken vermissen… diese völlig andere Sicht auf die Welt... diese Art, die Dinge zu betrachten, die um mich herum passieren. So viele menschliche Verhaltensweisen ergeben nur dann einen Sinn, wenn man sie mit dem Abstand eines Gegenweltlers betrachtet.
Davor habe ich nie so richtig verstanden, wieso die Welt so beschissen ist, wie sie ist...“

Nikita musste an seine früheren Ausflüge mit Yaominh zurückdenken… daran, wie er immer wieder versucht hatte, seinem ausländischen Freund die unmöglichsten Dinge zu erklären, die er zu dem Zeitpunkt oft nicht einmal selber richtig begreifen konnte.
„Weißt du noch, damals auf dem Spielplatz?“, fragte er sein Gegenüber. „Du hast mir nicht glauben wollen, dass ich jeden Tag gegen meinen Willen in die Schule musste, weil du gedacht hast, da geht man nur hin, wenn man es wirklich möchte…“
Yaominh nickte vergnügt, denn er konnte sich noch sehr gut an diese Situation erinnern.
„Ja, ich weiß. Du hast gesagt: „Schule ist die Vorbereitung aufs Leben. Und leben muss man schließlich immer... nicht nur, wenn man gerade Lust darauf hat.“ Das hat sich irgendwie scheiß erwachsen angehört. Und ich dachte mir: Wow, der kennt sich aber aus...“
„Blödsinn! Das war einfach nur so ein dämlicher Spruch von meinem Alten.“, stellte Nikita klar. „Mir ist damals wirklich nichts anderes eingefallen. Erst später, als du längst nicht mehr da warst, kam mir der Gedanke, dass ich deine Frage eigentlich viel besser nachvollziehen konnte als meine Antwort darauf.
Als ob du ratlos vor der laufenden Waschmaschine sitzst und mich fragst, warum mir so schlecht ist. Und ich sitze innen drin und antworte: Na, weil sich die ganze Welt so schnell dreht...“
Yaominh konnte sich ein anerkennendes Grinsen nicht verkneifen.
„Hauptsache, es ist dir noch aufgefallen.“, sagte er mit einem Augenzwinkern.
Dann wurde er jedoch ziemlich schnell wieder ernst und gestand:

„Du hast mir echt gefehlt, Niki! Und du hast dich wenigstens immer darum bemüht, mir eine Antwort zu geben... das ist so viel mehr, als die meisten anderen Menschen getan haben. Deshalb habe ich dich auch unbedingt nochmal sehen wollen."
„Nochmal?", hakte Nikita nach, dem dieser merkwürdige Unterton in Yaominhs Äußerungen nun schon zum wiederholten Male aufgefallen war. „Was meinst du damit?"
„Naja, eben nochmal.", erwiderte Yaominh knapp und zog die Tüte mit der Verpflegung aus seinem Rucksack. „Komm, jetzt lass uns besser erst mal in die Küche gehen und nen heißen Kakao machen, um uns ein bisschen aufzuwärmen."
„Bleib nur sitzen, ich erledige das!", sagte Nikita, weil es ihm so vorkam, als ob sein alter Freund mittlerweile ziemlich abgeschlafft wirkte, und erhob sich. „Erst mal schauen, ob es hier überhaupt noch fließendes Wasser gibt..."

Die kleine Küche war in einem weitaus besseren Zustand, als es Nikita nach so vielen Jahren erwartet hätte. Er fand sogar noch einen Topf und ein paar Löffel in einer der Schubladen, so dass er sein Vorhaben recht zügig in die Tat umsetzen konnte.
Als er dann wenig später mit zwei vollen Tassen zu Yaominh in die Wohnstube zurückkam, hatte dieser seine Prothesen abgenommen und war gerade damit beschäftigt, die Stümpfe seiner Beine mit irgendeiner Salbe einzureiben.
„Die Prothesen drücken ein wenig, wenn ich sie lange Zeit anhabe.", erklärte Yaominh.
Nikita reichte ihm unterdessen sein Getränk, ohne weiter auf das ungewöhnliche Äußere seines Gegenübers zu achten.
„Wenn dich das schon irritiert, dann solltest du besser nie Arzt werden!", hatte ihm damals im Krankenhaus ein Doktor geraten, als Nikita ihm gegenüber seine Zweifel zum Ausdruck brachte, ob er der verantwortungsvollen Aufgabe, einen Jungen wie Yaominh zu betreuen, überhaupt gerecht werden könne. „Das Leben kann ziemlich hässlich sein, Kleiner. Und es wird keinen Deut weniger hässlich dadurch, dass wir unsere Augen verschließen und uns eine heile Welt einreden, die so noch nie existiert hat. Also übernimm den Auftrag und werde ein Mann, oder gehe und bleibe ein Kind!"
„Was ist denn das für ein unfreundliches Arschloch?", hatte sich Nikita damals bloß gedacht, als der vielbeschäftigte Doktor gleich darauf entschwand und ihn mit der ganzen Last seiner Bedenken alleine ließ.
Doch inzwischen war Nikita klar geworden, dass der grimmige Arzt damals völlig Recht gehabt hatte. Die Entscheidung, zu bleiben und damit der brutalen Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, war vielleicht das Einzige in seinem Leben, auf das Nikita im Nachhinein betrachtet wirklich stolz sein konnte… ganz abgesehen davon, dass er um diese Uhrzeit wohl schon längst in den versiegelten blauen Plastiksäcken eines miesgelaunten Schienenreinigungsteams liegen würde, wenn er sich damals für den bequemen Weg und gegen die Betreuung des behinderten Jungen entschieden hätte.

Yaominh rückte ein wenig näher an den Tisch heran und nippte vorsichtig an der heißen, wohlig dampfenden Tasse.
Dabei fielen Nikita wieder die von Yaominhs früheren Selbstmordversuchen zurückgebliebenen Narben an dessen Handgelenk auf. Sie schienen beinahe so etwas wie Hoffnung zu verheißen... Hoffnung, dass es weitergehen konnte, wenn man nur irgendwo einen guten Grund zum Leben fand.
„Wie bist du eigentlich zu all dem gekommen? Zur Gegenwelt, meine ich...", ließ sich Nikitas Neugier schließlich nicht mehr länger zurückhalten. „Haben die dich auch irgendwo auf den Schienen aufgegabelt?"
„Nein.", erwiderte Yaominh. „Nein, das ist eigentlich nicht die übliche Vorgehensweise. Nun ja, um ehrlich zu sein, es gibt irgendwie auch gar keine übliche Vorgehensweise für so etwas.

Es war damals einfach so, dass ich gerade zusammen mit einem Betreuer in meinem Rollstuhl auf den Schulbus wartete, als Demiro und Markus zufällig die Straße entlangkamen.
Sie entdeckten mich und blieben in einigen Metern Entfernung stehen... nur für einen Moment, aber das genügte, dass ich instinktiv erahnte, wen ich da vor mir hatte. Das waren keine von diesen zivilisierten Weicheiern, die beim Anblick eines Krüppels aus allen Wolken fielen. Sie unterhielten sich vielmehr arglos weiter... ganz eindeutig über mich, und deuteten dabei sogar ungeniert in meine Richtung.
Wie sie mir erst viel später gestanden, hatte Demiro zunächst erhebliche Zweifel, ob die Gegenwelt für so jemanden wie mich die richtige Therapie sein würde.
„Der braucht viel Liebe und Zuneigung... und keine elitären Denker, die ihm Lösungen zu Problemen anbieten, die ihm bislang noch nicht einmal aufgefallen sind.“, meinte er skeptisch zu Markus, während sie interessiert dabei zuschauten, wie mich ein Betreuer langsam in den Bus hievte. „Ehrlich, Markus, ich weiß nicht, ob die Gegenwelt gut für einen Jungen ist, der vielleicht noch nicht einmal selbständig aufs Klo gehen kann!“
Doch Markus schien nicht weiter auf seinen Einwand zu achten.
Er starrte nur fasziniert zu mir rüber. Und ich... ich drehte meinen Kopf und erwiderte seinen Blick wie gebannt.
„Sachte, Demi, sachte...“, murmelte er leise. „Schau nicht auf seinen Körper, sieh in seine Augen! Dieser Junge hat enormes Potential. Und Wut. Genau wie du damals. Ich denke, wir sollten ihm eine faire Chance lassen, sich selbst ein Bild von uns zu machen und sich dann für die eine oder die andere Welt zu entscheiden.“
Sie nickten einander zu. Die hintere Schiebetür des kleinen Busses schloss sich, und ich wurde davongefahren.
Aber ich traf die beiden schon am nächsten Tag wieder. Dort auf dem Hof der Sonderschule, als ich gerade mal wieder die Welt verfluchte und mir ein paar aussichtsreiche neue Selbstmordpläne zurechtlegte.
„Nur eine Frage, unbekannter Junge, in dessen Augen sich die Hölle widerspiegelt...“, hörte ich Demiros eindringliche Stimme zu mir sprechen, nachdem er und Markus sich einfach so an meine Seite gesellt hatten. „Wenn du die Wahl hättest, all das hier hinter dir zu lassen und von heute auf morgen ein komplett neues Leben zu beginnen... als ein Kämpfer, als ein Bruder, als ein Staatsfeind... würdest du es tun wollen?“
Als ich den braungebrannten Demiro mit seinem um den Hals gewickelten Palästinensertuch sah, dachte ich zuerst, das wären so ein paar islamistische Terroristen, die mich für eines ihrer Selbstmordattentate anheuern wollten. Ich nickte ihnen zu, eher aus Verzweiflung, als weil ich ernsthaft geglaubt hätte, dass sich dadurch irgendwas zum Besseren wenden würde. Tja, und so hat es dann eben begonnen…

Die beiden mussten mich am Anfang ziemlich aufpäppeln, mir immer wieder Mut zusprechen und so verdammt viele Dinge erklären, die ich nicht verstand. Doch mit der Zeit wurde es besser. Ich erkannte durch sie, dass mein Leben noch längst nicht gelaufen war. Ich hatte endlich etwas, woran ich mich festhalten konnte... und, was für mich damals noch viel wichtiger war: Sie haben mir das gegeben, was mir die normale Welt niemals geben konnte... nämlich Normalität.“
„Normalität?“, hakte Nikita leicht verwundert nach. „Ich versteh nicht ganz... wie kann einem ein anarchistischer Geheimbund Normalität geben?“
Yaominh stellte die Tasse ab und starrte einen Moment finster auf seine knochigen Oberschenkel.
„Bist du schonmal ohne Beine in ein vollbesetztes Freibad gegangen? Solltest du unbedingt mal ausprobieren. Ist ein Riesenspaß!“
„Ernsthaft?“, fragte Nikita noch immer etwas verwirrt.
Yaominh verzog den Mund zu einem sarkastischen Grinsen.

„Nein, natürlich nicht ernsthaft! Ich sag dir, da kannst du richtiggehend paranoid werden. Du spürst bei jeder Bewegung, wie hundert sensationslüsterne Augenpaare auf dich gerichtet sind. Doch solltest du dich dann in ihre Richtung drehen, schauen sie plötzlich alle wie ferngesteuert irgendwo anders hin.
Lässig an ihrer Kippe nuckelnde, sonnengebräunte Machos tun dann auf einmal aus Verlegenheit so, als ob sie die Vögel in den Bäumen beobachten würden. Der behaarte Bademeister mit den faltigen Speckringen um die Hüfte springt von seinem Sitz auf und ermahnt hastig irgendein beliebiges Kind, das gerade zufällig in seiner Nähe steht... nur, damit ihn ja keiner verdächtigt, ein beschissener Behinderten-Paparazzi zu sein.
Doch am schlimmsten von allen sind die Teenager. Die glotzen dich richtig dumm an. Aber nicht, weil sie sich in irgendeiner Weise für dich interessieren würden, sondern weil du ihnen durch deine bloße Anwesenheit ihre unbeschwerte Partystimmung versaust.
Sie schauen auf dich, in etwa mit dem gleichen Gesichtsausdruck, mit dem ein Kettenraucher das Bild eines teerverschmierten Lungenflügels ansieht... denn du bist das, was nicht sein darf… das, was ihre harmlos-oberflächliche Schülerexistenz, all ihre kleinen, banalen Ängste und Hoffnungen, gnadenlos ad absurdum führt.“
„Es gibt doch aber auch Behinderte, die mitten im Leben stehen und damit scheinbar keine solchen Probleme haben.“, überlegte Nikita. „Erst kürzlich haben sie im Fernsehen einen Bericht über so eine Contergangeschädigte gezeigt. Die ist von Beruf Anwältin und beschäftigt sich in ihrer Freizeit mit Wassersport und Yoga, und war sogar bei den Paralympics dabei. Naja, ich hab mir da jedenfalls schon ernsthaft überlegt, ob du heute vielleicht auch irgendsowas machst... Was weiß ich, vielleicht Sitzfußball oder so...“
„Paralympics?“
Es war ganz offensichtlich, dass Yaominh für diesen Gedanken nicht mehr als ein müdes Lächeln übrig hatte.
„Keine Ahnung... hat mich nie interessiert! Hast du mal zugeschaut im Fernsehen, wenn sie das übertragen? Die meisten Zuschauer labern darüber, wie toll sie es finden, was du mit den Möglichkeiten, die dir geblieben sind, zustande bringst, und staunen über deine Leistungen. Aber weißt du, genauso würden sie auch ein sprechendes Pferd behandeln, das das kleine Einmaleins beherrscht. „Brav, guter Junge, wirklich toll, was du da kannst! Ja, braaav, wir sind alle furchtbar stolz auf dich...“
Doch würden sie jemals ein Poster von dir in ihr Zimmer hängen? Actionfiguren von dir kaufen? Würden sie dich auf die Art bewundern, wie sie ihre unversehrten Helden bewundern?
Nein, das würden sie niemals tun... denn für die meisten bist du letztendlich eben doch nur ein hässliches, sprechendes Pferd. Nichts weiter.
Aber ich will kein sprechendes Pferd sein, Niki! Das wollte ich nie. Nicht mal, wenn ich ne Goldmedaille dafür bekäme.
Ich will weder die Bewunderung der Menschen, noch ihr Mitleid, ihre Gleichgültigkeit oder ihre Verachtung...
Alles, was ich wollte, war Menschen zu finden, für die ich nicht der arme, tapfere Behinderte oder der hässliche Junge war, sondern einfach der beste Freund, der Bruder, der Liebhaber... und nur die Gegenwelt ist in der Lage gewesen, mir diese Art von Normalität geben zu können. Niemand sonst.“
„Für mich warst du ein Freund!“, rechtfertigte sich Nikita. „Oder zumindest so etwas in der Art... naja, aber ich versteh schon irgendwie, was du meinst. Ich bin nicht behindert, aber auch ich fühle mich ein wenig so behandelt wie du.
Es hat sich nie irgendeine Sau drum gekümmert, was ich wirklich sein wollte. Hier in Deutschland bist du doch für alle sowieso nur das, als was sie dich gerne sehen möchten. Und wenn du dir keine schicken Klamotten leisten kannst und in der Platte wohnst, möchten sie dich eben als Loser sehen...“

„Ja, Niki.“, erwiderte Yaominh. „Aber das ist nicht nur in Deutschland der Fall, sondern überall auf der Welt. Und das war auch schon damals so, als Cyrus dem Hirtenjungen Rutger begegnet ist. Damals war es sogar noch viel krasser. Da hat man sich im Gegensatz zu heute nicht einmal darum bemüht, wenigstens so zu tun, als ob du als Bauer die theoretische Chance hättest, irgendwann mal Kaiser oder Kanzler zu werden. Nein, man hat den Leuten von vornherein klargemacht, wo sie stehen und wie wenig sie von ihrem Leben zu erwarten haben.
Cyrus jedoch scherte sich einen Dreck um diese Ordnung, denn er spürte tief in seinem Inneren, zu was für edlen Geschöpfen sich junge Menschen entwickeln konnten, wenn man sie nur rechtzeitig aus dem Alltag reißt... aus diesem giftigen, bösartigen Alltag, der über kurz oder lang ihre Seelen verkümmern lässt, und der sie dann irgendwann alle zu den Wracks macht, die sich selbst so stolz als „Erwachsene“ bezeichnen.“
Yaominh trank noch einen Schluck des Kakaos, dann machte er sich daran, wieder routiniert seine Beinprothesen anzulegen.
Der giftige, bösartige Alltag...
Je länger Nikita über diese Formulierung nachdachte, desto mehr war er geneigt, Yaominh und den Gegenweltlern Recht zu geben… denn im Gegensatz zu Yaominh konnte Nikita eigentlich nicht von sich behaupten, dass sein Lebenswille durch irgendwelche extremen Ereignisse gebrochen worden wäre.
Es lag eher an den ganz banalen Dingen, die für sich allein genommen vielleicht gar nicht weiter schlimm waren, in ihrer Gesamtheit jedoch einem lähmenden Giftcocktail gleichkamen, der den heranwachsenden Menschen von Kindesbeinen an eingeflößt wurde und ihnen umso gnadenloser die Kehle zuschnürte, je verzweifelter sie nach Luft schnappten.
Ungerechte Lehrer, verständnislose Eltern, Altersgenossen, die einander belogen und betrogen, die von Liebe und Freundschaft faselten, ohne in Wahrheit die geringste Achtung voreinander zu haben, proletenhafte Mitschüler, falsche Vorbilder in den Medien... ganz zu schweigen von den vielen fremden Erwachsenen, die einem durch ihre ganzen unverständlichen Gesetze und ihr autoritäres Gehabe das Gefühl gaben, lächerlich klein und unbedeutend zu sein.
Das alles war so erschreckend alltäglich, dass den Kids im Grunde gar nichts anders übrig blieb, als mit der ständigen Atemnot leben zu lernen... oder sich eben irgendwann vor den nächsten Zug zu werfen.

Mit einem Ruck ließ Yaominh das künstliche Bein an seinem rechten Oberschenkel einrasten, dann krempelte er ohne hinzusehen seine blaue Jeans darüber.
Nikita beobachtete ihn dabei und versuchte, sich den Jungen in einem enganliegenden Trikot und einem sportlichen Rollstuhl mit Sponsorenlogo an den Rädern vorzustellen.
Nein, das wäre wohl wirklich nicht mehr der selbe Yaominh gewesen... und daher brauchte Nikita auch nicht lange zu überlegen, wie ihm sein alter Freund lieber war.
„Dass Erwachsene eigentlich Wracks sind, habe ich mir auch schon oft überlegt.“, griff Nikita ihren Gesprächsfaden wieder auf. „Das Dumme ist nur, wir alle werden irgendwann erwachsen, Yao... auch du und ich. Wir alle werden zu solchen Wracks, wenn wir nur lange genug am Leben bleiben...“
„Falsch!“, korrigierte Yaominh überzeugt. „Jeder von uns altert. Aber erwachsen werden... so etwas gibt es im Grunde überhaupt nicht. Diesen Begriff haben sich vor langer Zeit mal ein paar Menschen ausgedacht, um ihr soziopathisches Verhalten besser vor ihrem Nachwuchs rechtfertigen zu können. Und so wurde das dann eben zu einem Ideal erhoben.
Doch Cyrus hat Rutger aufgezeigt, was in einer anderen Welt, mit anderen Menschen, möglich wäre... Rutger hat es Jaqueline gezeigt, und so weiter. Zweihundert Jahre später hat es Nemo Markus offenbart, Markus hat sein Wissen an mich weitergereicht, und ich, Niki... ich kann es dir beibringen, wenn du möchtest!“

Nikita wusste im ersten Moment nicht so recht, was er darauf erwidern sollte. Er hatte sich ja noch nicht einmal entschieden, ob er überhaupt weiterleben wollte... wie konnte er dann ernsthaft darüber nachdenken, sich irgendwelchen alten Idealen zu verschreiben?
„Du meinst, du willst, dass ich bei euch mitmache?“, fragte er schließlich mit nachdenklichen Stirnfalten im Gesicht. „Geht das nicht alles ein bisschen zu schnell?“
„Eigentlich ja.“, erwiderte Yaominh, ohne Nikita dabei anzusehen. „Aber ich weiß nicht, ob es morgen noch möglich sein wird.“

Nikita musste an den jungen Markus denken. Der musste sich damals wohl ganz ähnlich gefühlt haben, als ihm Benja angekündigt hatte, nun endgültig zu den Gegenweltlern übertreten zu wollen.
„Das heißt, du bist morgen schon wieder weg?“, fragte Nikita mit wenig Hoffnung in der Stimme.
„Ich oder du.“, antwortete Yaominh mit finsterer Miene. „Oder wir beide. Wer weiß das schon...“
„Jetzt komm, du verschweigst mir doch irgendwas!“, verschaffte Nikita seiner aufgestauten Ahnungslosigkeit Luft. „Die ganze Zeit schon machst du irgendwelche düsteren Andeutungen darüber, was mit uns passieren könnte... Also, was ist es? Du hast mir schon so viel erzählt, da macht es glaube ich keinen Unterschied mehr, wenn du mit dem Rest auch noch rausrückst!“
„Keinen Unterschied? Es macht einen ganz gewaltigen Unterschied. Wirst du schon noch sehen.“, murmelte Yaominh, während er aufstand und kurz seine Standfestigkeit überprüfte. „Aber gut, wenn du es unbedingt willst, dann komm mit... ich erzähl’s dir. Auch wenn mich Markus und Demiro dafür morgen einen Kopf kürzer machen werden.“
Er lächelte geheimnisvoll, dann deutete er auf die alte Eichentür, die das Pfarrhaus mit der danebenliegenden Kirche verband.
Nikita stellte seine Tasse ab und drückte sich schon etwas schläfrig aus dem Sessel nach oben. „Ja, ist gut, erzähl’s mir erstmal, Yao. Ich glaube ohnehin nicht, dass mich heute Nacht noch irgendetwas schocken kann...“

Kapitel 25

Nach Betätigen eines kleinen Schalters hinter der Tür durchbrach ein gedämmtes, gelbes Licht die Finsternis und gab den Blick auf einen staubbedeckten Altar, dutzende Holzbänke und das rustikale Kirchenschiff frei.
Nikita hatte zweifellos schon größere Gotteshäuser gesehen... dennoch wunderte es ihn ein wenig, dass man so ein guterhaltenes Gebäude einfach brachliegen ließ.
Gedankenverloren fuhr er mit der Hand über die abgenutzte Oberfläche der alten Holzbänke. So eine leerstehende Kirche hatte schon etwas Beruhigendes an sich. Würde man statt des Altars noch einen kleinen Swimming-Pool einbauen, wäre es möglicherweise der perfekte Rückzugsort für heiße, lärmerfüllte Sommertage gewesen.
Dumm nur, dass diese heilige Aura der Besinnlichkeit meist ziemlich schnell zerstört wurde, sobald sich die Kirche mit Gläubigen füllte.
Für Nikita gab es jedenfalls kaum etwas Abstoßenderes als den Anblick von frommen Kirchgängern... wohlfrisierte Spießbürger, die nahezu identisch gekleidet in einer Reihe saßen und dabei eine Fresse wie sieben Tage Regenwetter aufzogen, nur damit ihnen ihr Banknachbar auch garantiert abnahm, dass sie trotz ihrer gutsituierten Lebensverhältnisse sehr wohl eine Ahnung davon hatten, wie es sich anfühlen musste, bei lebendigem Leibe ans Kreuz genagelt zu werden.
Doch was wussten diese Karfreitags-Masochisten schon von wirklicher Verzweiflung? Welche Hölle kannten sie schon außer der einen, die in der Bibel erwähnt wurde, und die sie sich dann zu Hause in ihren eigenen vier Wänden liebevoll nachgebaut hatten?

„Sag mal, glaubst du eigentlich an das ganze Zeugs hier?“, ertönte Yaominhs Stimme von hinten. „Ich meine Gott, Jesus, und so weiter...“
„Das Einzige, von dem ich definitiv weiß, dass es existiert, ist Scheiße.“, erwiderte Nikita. „Sie widerfährt einem ständig, und das ganz ohne dass man extra dafür beten müsste. Also, wenn du es genau wissen willst, dann glaube ich an niemand Geringeres als an die Heilige Scheiße.
Wie ist das bei euch Gegenweltlern? Seid ihr alle überzeugte Atheisten, oder habt ihr auch irgendwas, an das ihr glaubt?“
„Glauben...“, murmelte Yaominh wenig begeistert. „Glauben ist doch etwas, was jeder Schwachkopf kann. Markus sagte mir mal, man sollte sich auf die Tatsache, dass man etwas nicht genau weiß, sondern es glauben muss, besser nicht zu viel einbilden.“
„Und Yao?“, hakte Nikita nach, und schaute dem Jungen dabei neugierig in die Augen. „Was ist es, das Yao nicht genau weiß?“
Yaominh konnte Nikitas Blick nicht lange standhalten und wandte sich hastig dem verstaubten Altar zu.
Irritiert trat Nikita ein paar Schritte näher an ihn heran. Er war sich nicht ganz sicher... hatte er da gerade eine Träne gesehen? Eine Träne im Gesicht des Jungen, der bislang so cool und abgebrüht zu sein schien?
Yaominh wischte sich unauffällig mit dem Ärmel seiner Jacke über die Augen.
Sein Blick war jetzt auf eine Statue gerichtet, die den Erzengel Michael zeigte, wie er schützend seine Hand über eine Gruppe Kinder hielt.
„Weißt du, was man sich von den Engeln erzählt?“, fragte er leise, und ließ die Frage eine Weile im Raum stehen, bevor er sie auf Nikitas ratloses Achselzucken hin selbst beantwortete.
„Einst lebten sie mitten unter den Menschen. Sie wachten über sie, sprachen ihnen Mut zu, und halfen, wann immer sie jemand um Unterstützung anrief.
So, wie es eines Tages ein kleiner Junge tat. Schwer erkrankt bat er einen Engel, an sein Bett zu kommen und ihm in der Nacht beizustehen.
Der Engel erschien... doch noch in der Tür des Krankenzimmers wurde er unsanft von einem Menschen zurückgerissen.
„Halt! Wer sind sie?“, empörte sich der Mensch. „Was fällt ihnen ein, einfach das Zimmer eines fremden Kindes zu betreten?“
„Ich bin gekommen, um zu helfen.“, erklärte der Engel geduldig. „Dieser Junge braucht heute Nacht meine tröstende Hand.“
„Sind sie ein Arzt? Dann zeigen sie mir gefälligst ihren Ausweis!“, tobte der unverständige Mensch weiter. „Ansonsten verschwinden sie von hier, oder ich rufe die Polizei!“
„Nein, du verstehst nicht, Mensch!“, erwiderte der Engel. „Ich bin ein Engel... und wir Engel schauen seit Anbeginn der Menschheit bei euch vorbei, wenn es einem von euch schlecht geht und er uns um Hilfe anfleht.“
„Pah, das kann ja jeder sagen! Wahrscheinlich sind sie einer von diesen Kinderschändern, über die so viel in der Zeitung berichtet wird!“, schimpfte der Mensch, stieß den Engel grob hinaus auf den Gang und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.
Noch in der selben Nacht starb der Junge... allein und ohne Beistand.
„Ein bedauerlicher Einzelfall.“, dachte der Engel zunächst noch. Doch das war es längst nicht mehr... denn die Menschen nannten sich jetzt „zivilisiert“. Sie glaubten nicht mehr an eine unsterbliche Seele oder daran, dass jemand ihnen völlig uneigennützig helfen wollte. Und einem Engel vertrauten sie nur noch, wenn er entweder goldene Flügel oder zumindest ein von höchster Stelle unterschriebenes Engelsdiplom vorzeigen konnte.

Doch das lag nunmal nicht in der Art der Engel, denn Engel waren von ihrer Natur her viel zu stolz, als sich von unwissenden Menschen ihr Erscheinungsbild oder die Art ihres Auftretens diktieren zu lassen.
Also verschwanden sie, einer nach dem anderen, von der Erde. Sie zogen sich zurück, in die dunkelste Ecke des Alls, und beobachteten mit tränenerfüllten Augen das Leiden der Menschen... das Sterben der Kinder, denen sie nicht helfen konnten, weil die Erwachsenen in ihrer Arroganz glaubten, besser zu wissen, wer für ihren Nachwuchs der richtige Umgang sei..."

Yaominh starrte regungslos, fast apathisch, auf die Engelsstatue.
Der kalte Hauch einer Vorahnung erfasste Nikita. Irgendetwas war hier ganz und gar nicht, wie es sein sollte.
„Verdammt, Yao, willst du mir nicht endlich sagen, was hier wirklich abläuft?", forderte ihn Nikita schließlich unmissverständlich auf.
Zunächst rümpfte Yaominh nur aggressiv die Nase. Dann begann er, mit eindringlicher Stimme weiter zu reden, ohne sich noch einmal zu Nikita umzudrehen.
„Einige der Engel jedoch liebten die Menschenkinder mehr als alles andere auf der Welt. Sie konnten nicht länger tatenlos dabei zusehen, wie die Menschen millionenfach an Unwissenheit litten, krank wurden oder starben.
Und so beschlossen sie schließlich eigenmächtig, noch einmal eine Sintflut auszulösen... die gesamte Menschheit auszulöschen, bis auf ein paar wenige, die überleben und dann aus den mahnenden Ruinen heraus eine neue, bessere Welt erschaffen sollten..."
„Klingt doch cool!", witzelte Nikita. „Also meine Zustimmung haben sie."
„Fein.", murrte Yaominh patzig. „Dann kannst du ihnen ja nachher dabei zur Hand gehen! Sie kommen nämlich hierher... und bei Sonnenaufgang werden sie fordern, was ihnen zusteht."
Nikita schluckte. „Du meinst... du meinst, wir reden hier jetzt nicht nur von irgendso einer albernen Bibel-Geschichte?"
Yaominh schüttelte nur stumm mit dem Kopf.
„Es gibt also tatsächlich Engel?", fragte Nikita fasziniert weiter, der allmählich dazu bereit war, alles zu glauben, was sein alter Freund ihm erzählte. „Und die wollen morgen früh die Welt vernichten?"
„Nein, Niki.", erwiderte Yaominh ernst. „Die Wesen, von denen ich spreche, sind garantiert keine übernatürlichen Boten Gottes oder irgendsowas in der Art. Aber nach allem, was ich von ihnen weiß, sind sie verrückt genug, um sich dafür zu halten…"
Er seufzte und ließ sich langsam am Altar abgestützt auf den Boden sinken.
Nikita tat es ihm gleich und setzte sich gespannt an seine Seite, denn er hatte auf einmal so eine Ahnung, was es mit diesen Engeln auf sich haben könnte.
„Das hat alles mit diesem verrückten Janosch zu tun, hab ich Recht?"
„Ja, zu dem komme ich später noch...", erklärte ihm Yaominh nach einer kleinen Verschnaufpause. „Aber eins nach dem anderen. Lass mich erst noch kurz ausführen, wie es damals mit Markus weiterging... denn der fiel nach den Ereignissen im Steinbruch erstmal für lange Zeit in ein tiefes Koma.
Vielleicht war es Janosch gewesen, der ihn damals mehr tot als lebendig neben dem frisch ausgehobenen Massengrab aufgelesen hatte... vielleicht auch Pfarrer Brünneisen, wie es sich Markus später selbst zusammenreimte. Jedenfalls musste sein Retter gute Kontakte zum Widerstand besessen haben, denn es gelang ihm, den verletzten Jungen irgendwie aus der Gefahrenzone zu bringen.
Wohin genau, kann Markus bis heute nicht mit letzter Gewissheit sagen.
Aus jener Zeit sind ihm nur ein paar wenige Erinnerungsfragmente geblieben... an eine große, unbekannte Stadt, ein spartanisch eingerichtetes Krankenzimmer, und fremdartige, aber

dennoch seltsam vertraut wirkende Gestalten, die sich über ihn beugten und immer wieder nach seinem Namen fragten.
Doch erst mehrere Monate später erwachte Markus zum ersten Mal bewusst aus seinem langanhaltenden Schlaf… wenn auch zunächst immer nur für wenige Augenblicke.
Da war eine hübsche Krankenschwester, die ihm am Abend hin und wieder etwas aus einem kleinen Büchlein vorlas. Sie sah fast genauso aus wie Natalie... aber als er sich endlich einmal dazu in der Lage fühlte, sich aufzurichten und sie danach zu fragen, wo er sich eigentlich befand, löste sie sich vor seinen Augen in Luft auf.
Einmal bildete er sich sogar ein, D'Artagnan zu sehen, wie er ihm gerade irgendeine Spritze verabreichte und beruhigend auf ihn einredete. Doch schon im nächsten Moment war er wieder verschwunden, und Markus lag allein in einer dunklen Gruft... umgeben von nichts als kaltem Stein und den bleichen Gesichtern der Verstorbenen.
Noch halluzinierte er ziemlich häufig, und konnte nur schwer zwischen Erinnerungen, den Eindrücken des tristen Krankenhausalltags und seinen brutalen Rachephantasien unterscheiden.
Es dauerte noch eine ganze Weile, bis sich Markus so weit erholt hatte, dass er mit Hilfe von Krücken wieder notdürftig gehen konnte und sich hinaus in die Öffentlichkeit traute.
Aber den Tod von Benja hatte er nicht verkraftet. Das viele Morphium, das ihm von den Ärzten oder sonstwem gegen seine Schmerzen verabreicht worden war, hatte ihn längst abhängig gemacht... und die Menschen, die sich um ihn herum befanden, nahm er meist nur so lange wahr, wie er noch eine kleine Hoffnung verspürte, dass es sich bei ihnen um seinen verkleideten besten Freund handeln könnte. Doch sobald er dann einmal in ihre Augen geblickt hatte und ihre Unbedeutsamkeit erkannte, ignorierte er sie komplett und starrte stattdessen lieber so lange in die Sonne, bis er einen stechenden Schmerz in seinem Schädel verspürte und wieder für einige Zeit die Besinnung verlor.

Im Spätsommer 1947 war Markus nur noch ein Wrack… ein verwirrter junger Mann, der sämtliche Drogen nahm, die er finden konnte, und der ansonsten den ganzen Tag über nichts anderes tat, als auf den Straßen der Großstadt herumzulungern und arglose Passanten anzupöbeln, deren Sprache ihm so fremd und bösartig erschien wie kaum etwas anderes, was ihm aus seinem früheren Leben noch in Erinnerung geblieben war.
Er hatte sich zahlreiche Wunden in den Arm geschnitten und war bereits mehrmals gegen eines der vielen umherfahrenden Autos gelaufen, als ihn schließlich irgendwann eine Polizeistreife aufgriff und in eine Heilanstalt für Geisteskranke einlieferte.
Dort sperrte man ihn erstmal für mehrere Wochen in eine enge Zelle, weil er gleich nach seiner Ankunft auf einen der Ärzte gesprungen war und ihm einen Teil des Ohres abgebissen hatte.
Tag ein, Tag aus schlug Markus von da an seinen kahlgeschorenen Kopf gegen die weichen Gummiwände und schrie den Pflegern auf dem Gang zu, dass sie alle Nazis wären und ihn endlich ausselektieren sollten.
Manchmal tobte er vierundzwanzig Stunden am Stück, wie ein Besessener... fiel zwischendurch jedoch auch immer mal wieder in lange Schlafphasen, die gut und gerne mehrere Tage andauern konnten, und ihn so zu einem der unberechenbarsten Insassen der Anstalt machten.
„Na los, ihr verfickten Totenköpfe! Vergast mich doch, wenn ihr euch traut! Ich werde auf euch spucken, wie noch nie jemand auf euch gespuckt hat! Und dann wird Jesus kommen und euch in Grund und Boden bomben, ihr miesen Dreckskerle... Keiner von euch wird überleben! Keiner!! Denn eure Welt ist verflucht! Von mir verflucht, hört ihr? Ich habe eure Welt verflucht! Und Janosch hat sie auch verflucht! Und Benja!! Das war ein Fluch zu viel für euch!!! Hört ihr mich, ihr braunen Pissgesichter?"

Fast jeder Mensch hat einen Stern, der für ihn leuchtet, und von dem er seine ganze Kraft bezieht... einen lebenden, atmenden Stern. Für ein Kind mag das die liebende Mutter sein, für einen Egoisten sein Spiegelbild, für einen Nazi der beschissene Adolf Hitler höchstpersönlich. Und für Markus war Benja dieser Stern, der an seinem Himmel thronte, und der ihm in schwierigen Zeiten den Weg wies.
Doch nun war Benja für immer untergegangen... und Markus mit ihm.

Er lag auf dem Boden seiner vertrauten Gummizelle und starrte schon wieder seit Stunden orientierungslos an die Decke, als sich plötzlich mit einem kräftigen Ruck die weiße, weichgepolsterte Tür öffnete.
Zuerst sah Markus nur schemenhaft einen elegant gekleideten Gentleman vor sich stehen, mit gestreiftem Jacket, blitzenden Schuhen und einer Melone auf dem Kopf... aber er konnte keine Einzelheiten erkennen. Vermutlich auch, weil seine Sehkraft durch das viele in die Sonne starren bereits ziemlich stark in Mitleidenschaft gezogen worden war.
„Du beschissener Nazi-Snob, verpiss dich von hier!“, keifte er wütend in Richtung des unerwünschten Eindringlings. Doch der kümmerte sich nicht weiter darum, und lief stattdessen lässig auf Markus zu, bis er schließlich unmittelbar vor ihm zum Stehen kam.
„Was ist... glaubst du immer noch an das Paradies, Hitlerjunge?“
Markus kannte diese Stimme... noch immer, auch nach all der Zeit. Es war Janosch, der Schlächter!
Angestrengt bemühte sich Markus darum, sich aufzurappeln und sein verschwommenes Blickfeld irgendwie klarer werden zu lassen.
Zunächst ohne großen Erfolg. Doch dann, als er endlich stand und die langen Haare, das markante Gesicht und die schwarzlederne Augenklappe des Besuchers erblickte, bestand für ihn kein Zweifel mehr: Vor ihm stand tatsächlich der durchgeknallte Widerstandskämpfer von einst… nur dass er von seiner äußeren Erscheinung her kaum mehr wiederzuerkennen war.
„Janosch...“, stammelte Markus ungläubig. „Was ist denn mit dir passiert?“
„Nein, sag mir lieber, was mit dir passiert ist, Hitlerjunge! Ich habe ziemlich lange suchen müssen, um dich hier zu finden. Glaub mir, ich ließ sogar schon auf den Universitäten nachfragen. Du warst früher so hoffnungsvoll und optimistisch, ich war mir fast sicher, du würdest studieren und das Leben in der neuen Umgebung genießen. Aber dann... dann komme ich hier rein und sehe einen mit Medikamenten vollgepumpten Irren in einer Lache aus Pisse auf dem Boden liegen.“
Markus tastete vorsichtig nach Janoschs Arm. Er fühlte sich so real, so lebendig an.
„Gibst du mir ein Messer?“, flüsterte er leise. „Ein Messer, bitte... damit ich mir den verdammten Hals aufschlitzen kann!“
Janosch ging kopfschüttelnd vor ihm in die Knie.
„Ich habe dich davor gewarnt, wie das Leben ist. Ich habe dir erzählt, wie es denen ergeht, die sich angesichts des ganzen Leids in etwas völlig anderes verwandeln... in einen strahlenden Engel, oder in einen hässlichen Dämon...“
Markus sank benommen zurück.
„Dann sei ein guter Dämon und reiß mich!“
„Tut mir leid. Aber ich bemühe mich eigentlich darum, nur jene zu töten, die es auch wirklich verdient haben.“, erwiderte Janosch kalt.
„Verstehe...“, lallte Markus verächtlich. „Und davon lässt sich anscheinend ziemlich gut leben, was?“
„Ach, der Anzug? Glaub mir, der Vorbesitzer hatte es definitiv verdient.“, entgegnete Janosch und stand wieder auf, um einige Schritte um Markus herum zu gehen.
„Du beschissener Zyniker... verschwinde endlich, bevor ich dir deinen vornehmen Hut in den Arsch ramme!“, flüsterte Markus und vergrub verzweifelt den Kopf hinter seinen Armen. „Na los, geh schon! Ich beachte dich ohnehin nicht länger!“

„Schon klar...“, antwortete Janosch gefasst. „Du beachtest mich nicht. Du liegst nur hier rum und verfluchst die ganze Welt. Und, versteh mich nicht falsch... das ist auch an sich gar keine so dumme Idee. So habe ich schließlich mein halbes Leben verbracht. Aber ich habe trotz allem nie meine Würde verloren, so wie du!“
Mit diesen Worten kippte er Markus ein großes Glas Wasser über den Kopf.
„Spinnst du?“, brüllte Markus außer sich vor Wut. „Du weißt wohl noch nicht, dass ich jetzt ein gefährlicher Irrer bin, was? Mit mir ist nicht zu spaßen, wenn ich wütend werde, glaub mir!“
Janosch achtete nicht weiter auf die Provokationen seines jungen Bekannten. Stattdessen reichte er ihm ein weiches Handtuch zum Abtrocknen und warf ihm danach auffordernd eine Zeitung vor die Füße.
„Was ist, kannst du noch lesen, Hitlerjunge?“
Das war zuviel für Markus. Er sprang wie vom Blitz getroffen auf und schlug mehrmals mit der Faust gegen Janoschs Gesicht. Doch er hatte natürlich keine Chance gegen diese gesunde, durchtrainierte Kampfmaschine.
Markus wurde von Janosch wie ein wehrloses Stück Papier an die Wand geheftet... dann traf ihn irgendetwas Hartes am Kopf, und er klappte bewusstlos zusammen.

Stunden später, als Markus wieder zu sich kam, lag er auf einem weichen Bett in einem ihm unbekannten, holzgetäfelten Raum. Es roch nach geröstetem Speck, und statt dem weißen Hemd aus der Anstalt hatte er auf einmal einen ebenso vornehmen Anzug an wie Janosch. Verwirrt tastete er sein Gesicht ab und versuchte angestrengt, diese schwarzen Flecken, die er ständig vor sich sah, irgendwie von seinen Augen zu wischen. Aber so sehr er sich auch bemühte... ein Teil seines Blickfelds wurde immer wieder von neuen schattenförmigen Gebilden überwuchert, die scheinbar willkürlich entstanden und wieder in sich zusammenfielen... wie Echos aus einer anderen Welt, die ihn mit jeder Bewegung daran erinnerten, dass damals im Steinbruch irgendeine unheilvolle, fremde Macht die Kontrolle über das an sich gerissen haben musste, was er einst so unbekümmert als „sein Leben“ zu bezeichnen pflegte.
Er richtete sich auf und rutschte vorsichtig in Richtung der Bettkante, bevor ihn ein lautes Rascheln auf die Zeitung aufmerksam machte, die noch immer aufgeschlagen vor ihm lag. Es war eine Zeitung aus der Heimat.
„Der Krieg ist aus.“, murmelte Markus. Er hatte das natürlich schon des Öfteren gesagt bekommen, es jedoch meist ebenso schnell wieder vergessen gehabt.
„Man spielt wieder Fußball...“
Außer den Überschriften konnte er kaum etwas erkennen. Dafür waren die anderen Buchstaben viel zu klein. Aber ihm genügte es ohnehin völlig, die wenigen Bilder anzuschauen... Bilder von einem Trupp Kriegsheimkehrer, geschäftigen Trümmerfrauen und fröhlich tanzenden amerikanischen Soldaten, die ihm fast vorwurfsvoll zuzurufen schienen, dass das Leben trotz allem weitergehen konnte.
Auf der nächsten Seite befand sich zwischen zahlreichen kleingedruckten Textzeilen nur ein einziges Foto, das mehrere Staatsmänner beim Händeschütteln zeigte... offensichtlich irgendeine Konferenz oder so etwas in der Art. Markus wollte schon gelangweilt weiterblättern, doch dann zuckte er plötzlich unwillkürlich zusammen… denn dort, inmitten der vielen abgebildeten Personen, erkannte er den Mann, dessen kalte, arische Augen er auch in hundert Jahren Irrenhaus nicht vergessen würde.
„Christdemokrat Robert Kramer neuer Bürgermeister.“, verkündete die dazugehörige Schlagzeile knapp. Aber es war nicht Robert Kramer...
Es war Gustav Stauffer!

„Du siehst, Scheiße schwimmt immer oben.“, wurde Markus von Janoschs dunkler Stimme aus seinen Gedanken gerissen.
„Warum hat man... ihn... nicht...“, stammelte Markus verwirrt.
Janosch lächelte verächtlich.
„Warum man ihn nicht bestraft hat? Na, was denkst du wohl? Natürlich, weil er die richtigen Leute kannte und ziemlich schnell vergessen hat, dass er noch bis vor kurzem ein Nazi war! Er ist jetzt ein redlicher christlicher Mitläufer mit dem Namen Kramer.“
Markus reagierte nicht. Er starrte nur stumm an die Wand und zuckte unkontrolliert mit den Augenlidern.
Allmählich begann Janosch ungeduldig zu werden.
„Also gut, hör mir zu!“, versuchte er, wieder die ungeteilte Aufmerksamkeit seines Gegenübers zu erlangen. „Ich weiß, ich hätte eigentlich viel eher nach dir sehen sollen. Aber seit du weg warst, hat sich eben vieles geändert.
Ich habe mich zunächst in die Großstadt durchgeschlagen. Das erschien mir damals irgendwie am Sinnvollsten, denn die von Kanälen, aufgegebenen Tunnelschächten und Luftschutzkellern durchzogenen Ruinenlandschaften boten einem in jenen Tagen ein besseres Versteck als der dichteste Wald.
Eigentlich wollte ich mich dort unten zwischen den kühlen Mauern nur ein wenig ausruhen und meine Wunden lecken... doch dann scheuchte ich zufällig eine Gruppe Flüchtlinge auf, die ebenfalls an diesem Ort Zuflucht gesucht hatten. Die meisten von ihnen waren Kinder, deren Zuhause ein Raub der Flammen geworden war, oder die von ihren Eltern einfach vor die Tür gesetzt wurden, weil sie sie nicht mehr versorgen konnten.
Jetzt ernährten sie sich von gefangenen Ratten und Katzen, manchmal sogar vom Fleisch der vielen Toten, die nach einer verlustreichen Bombennacht knusprig durchgebraten auf den Straßen lagen.
Sie waren wild und skrupellos, und hatten kaum noch etwas von den braven Söhnen und Töchtern an sich, die sie vor dem totalen Krieg einmal gewesen waren.
Nun ja, was soll ich sagen? Ich fand schnell Gefallen an ihrem unbändigen Überlebenswillen, und habe mich ihrer angenommen... oder wer weiß, vielleicht war es auch eher so, dass sie sich meiner angenommen haben...
Jedenfalls brachte ich ihnen die Grundregeln des Partisanenkampfes bei. Ich machte ihnen begreiflich, dass die Nazis nicht unbesiegbar waren, und dass es gar nicht so sehr auf Bewaffnung oder Körperkraft ankam, als vielmehr auf die richtige Taktik und perfekte Ortskenntnis.
Im Gegenzug akzeptierten sie micht trotz meines Alters als einer der ihren. Ich lebte mit ihnen, aß mit ihnen, und hatte endlich das Gefühl, dort angekommen zu sein, wo ich schon immer hingehörte.
Von da an waren wir so etwas wie eine große Familie.
Wir lebten im Verborgenen, in den Schatten ihrer Straßenschluchten und ausgebombten Fabrikanlagen... ähnlich wie die Gegenweltler, nur lange nicht so edel und gutmütig.
Meist kamen wir nur nachts zum Vorschein, klauten uns etwas zu essen und verschwanden wieder.
Doch hin und wieder überfielen wir auch einen kleinen Nazi-Trupp oder manch reichen Schnösel, der sich unvorsichtigerweise in unsere Gegend verirrt hatte, so dass alsbald die wildesten Gerüchte über uns im Umlauf waren.
Die Nazis haben uns allerdings niemals zu fassen bekommen. Zuerst versuchten sie es natürlich, machten Razzien und verhafteten willkürlich Bewohner der Stadt, um sie über uns auszuquetschen… je näher jedoch das Ende des Krieges rückte, desto mehr gingen sie dazu über, uns einfach zu ignorieren und das Gebiet, in dem wir uns aufhielten, so gut wie eben möglich zu meiden. Sie hatten zweifellos Schiss. Aber wohl nicht so sehr vor uns. Eher vor dem, was geschehen könnte, wenn unser Beispiel im Reich Schule machen würde.

Kinder, die sich den Erwachsenen entzogen und ihre eigenen Gesetze aufstellten, anstatt sich bereitwillig für den Volkssturm zu opfern... so etwas durfte es einfach nicht geben, denn das hätte wohl selbst dem letzten Optimisten klargemacht, dass dieses System nicht mehr zu retten war.

Dann kam der Frieden. Die ersten paar Monate war es fast soetwas wie der Himmel auf Erden für uns. Überall herrschte Chaos, keiner fühlte sich für irgendetwas zuständig. Viele Kriegswaisen und andere heimatlose Halbwüchsige hörten von unserer Legende, kamen in die Ruinen gelaufen und schlossen sich uns an.
Eine kurze Zeit lang haben wir so aus dem Verborgenen heraus fast einen kompletten Stadtteil kontrolliert.
Die Einheimischen nannten uns nur ehrfürchtig „Engelskinder“, weil die meisten von uns noch sehr jung waren, weiß geschminkte Gesichter trugen und wir jederzeit ohne Vorwarnung auftauchen und verschwinden konnten, wie es uns gerade beliebte.
Nicht wenige glaubten sogar, dass wir in Wahrheit von einer höheren Macht gesandt worden seien, um die übriggebliebenen Bewohner des Viertels vor Schlimmerem zu beschützen... oder zu bestrafen. Je nachdem, wie rein ihr persönliches Gewissen war.
Sie hatten Respekt vor uns, kein Zweifel. So sehr, dass sie manchmal, wenn sie nachts etwas Wichtiges zu erledigen hatten, laut mit den dunklen Eingängen der Ruinen sprachen, in der Hoffnung, wir würden ihre Rechtschaffenheit erkennen und sie und ihr erbärmliches Leben verschonen.
Dabei waren wir an ihren Leben nicht im Geringsten interessiert… ja, wir halfen ihnen sogar ein paar Mal, hielten ihnen Plünderer vom Leib oder verteilten gestohlenes Essen an die Hungernden.
Doch dann kehrte allmählich die Ordnung in den Alltag zurück.
Die Menschen gingen schnell wieder dazu über, den althergebrachten Autoritäten Glauben zu schenken… den Polizisten, dem Herrn Pfarrer, dem Bürgermeister...
Ihnen vertrauten sie von da an wieder ihre Sicherheit an. Von ihrer Gnade machten sie es abhängig, ob ihnen Recht oder Unrecht geschehen sollte.
Wir dagegen waren auf einmal keine mystischen Racheengel mehr für sie, sondern nur noch traumatisierte, lästige Waisenkinder, die sich komisch kleideten und ihnen ihre wenigen noch verbliebenen Habseligkeiten klauen wollten.
Sie halfen uns nicht mehr… wir halfen ihnen nicht mehr… und bei den Behörden sind im Lauf der Zeit immer mehr Hinweise auf unsere möglichen Aufenthaltsorte eingegangen.
Viele von uns sind daraufhin wieder frustriert in die zivile Gesellschaft zurückgekehrt, zu Verwandten, Freunden, oder einfach sonstwohin verschwunden.
Jetzt sind wir Engelskinder nur noch zu fünft.
Aber wir fünf sind fest entschlossen, uns den Teil ihrer kaputten Welt, der uns als Wiedergutmachung zusteht, von niemandem mehr streitig machen zu lassen!
Und wer auch immer sich in Zukunft mit uns anlegen möchte, egal ob Nazis, Bewahrer oder Besatzungssoldaten... wir werden uns zur Wehr setzen und sie notfalls alle töten. Einen nach dem anderen, bis keiner mehr übrig ist.“
„Dann töte ihn!“, flüsterte Markus und deutete voller Abscheu auf das Foto von Stauffer.
Janosch setzte sich behutsam zu ihm aufs Bett.
„Ja, genau das werde ich auch tun. Schon sehr bald sogar. Ich dachte nur, den ersten Schuss sollte ich besser dir überlassen…“
Er klopfte Markus auffordernd auf die Schulter.
„Komm mit mir zurück nach Germanien, Hitlerjunge! Du bist in dem selben Blutbad getauft worden wie wir. Du gehörst an unsere Seite!“

„Hast du mich deshalb zurückgeholt?“, fragte Markus, der irgendwie so seine Zweifel an der Edelmütigkeit von Janoschs Motiven hatte. „Damit ich das Töten lerne? Und zu einem von deinen gefallenen Engeln werde?“
„Bist du das nicht schon längst?“, murmelte Janosch grimmig, bevor er in die Tasche seines Mantels fasste und einen zerknitterten Brief herauszog, den er dann wortlos neben Markus auf das Bett legte.
„Was ist das?“, wollte der schmollend wissen, während er den Schrieb demonstrativ keines Blickes würdigte. „Was soll ich damit?“
„Nun, das ist der eigentliche Grund, weshalb du wieder hier bist...“, erklärte Janosch schließlich. „Ich dachte, du kannst vielleicht mehr damit anfangen als ich. Das ist ein Brief, den ein Vater vor langer Zeit an seinen Sohn geschrieben hat. Beide sind seither spurlos verschwunden... aber der Brief hat bis heute überdauert. Gefunden haben wir ihn übrigens in einem ehemaligen Gestapo-Archiv in der Hauptstadt. Und er beginnt mit den Worten: „Mein lieber Markus...““
Markus horchte auf.
Da war so ein leichter Schimmer von Leben in seinen Augen... eine kurz aufflackernde Erinnerung an eine frühere Existenz, die er schon für immer verloren geglaubt hatte.
„Du... du meinst... der ist für mich?“, stammelte er ungläubig, während er den Brief aufhob und Janosch auffordernd entgegenstreckte. „Bitte, lies ihn mir vor, Janosch! Ich glaube, ich kann das nicht mehr...“
Janosch setzte sich daraufhin verständnisvoll neben Markus auf das Bett, nahm ihm mit seinen schwarzledernen Handschuhen das Blatt aus den Fingern und tat, wie ihm aufgetragen war.
„Mein lieber Markus.
Dies ist der letzte Brief von der Front, den Dir Dein Vater schreiben wird…“

Irgendwie musste es sich für Janosch wohl reichlich komisch anfühlen, dem Jungen einen solchen Brief vorzulesen. Es erinnerte ihn daran, dass er mittlerweile im besten Alter wäre, um selber Kinder in die Welt zu setzen, anstatt immer nur die der anderen zu rauben.
Aber nein, ein bereits geborenes Kind auf die Grausamkeit der Welt vorzubereiten, das war etwas völlig anderes, als bewusst eine neue Seele in diese Welt zu setzen, nur damit man sie dann auf alles Grausame, was noch kommen würde, vorbereiten konnte. Janosch hätte sich dabei ungeheuer schäbig gefühlt.
So dagegen reagierte er ja nur auf die widrigen Umstände... spielte den Ersatzvater mit dem langen Messer für all jene Kinder, deren leibliche Eltern mit dem Leid und dem Schmerz ihres Nachwuchses überfordert waren... oder sich einfach in Luft aufgelöst hatten.

„Pass gut auf Dich auf, mein Sohn, wo immer Dich Dein Weg in Zukunft auch hinverschlagen mag. Und höre niemals damit auf, wachsam und kritisch zu sein! In Liebe und dankbarer Erinnerung an unsere gemeinsame Zeit, Dein Vater Georg.“, endete er schließlich, und schaute dem sichtlich gerührten Markus intensiv in die Augen.
„Weißt du, was das bedeutet? Was er dir damit sagen wollte?“
„Dass ich die ganze Zeit über Recht hatte?“, versuchte Markus’ erst ganz allmählich wieder in die Gänge kommende Gehirn, eine schnelle Antwort auf Janoschs Frage zu finden.
„Ja, genau das!“, bestätigte Janosch. „Ich bin mir sicher, dein Vater hätte dir keinen Vorwurf gemacht, wenn er das mit der Gegenwelt erfahren hätte. Und er könnte es sicher nur all zu gut verstehen, wenn du einem wie Stauffer für das, was er uns angetan hat, das Lebenslicht auspusten würdest... Also was ist, kommst du nun mit, Hitlerjunge? Oder sollen wir Benja und die anderen ohne dich rächen?“
Markus nahm ihm den Brief aus den Händen und steckte ihn hastig in seinen Hosenbund... dann stand er auf und warf Janosch einen entschlossenen Blick zu.

„Ich heiße Markus, und nicht Hitlerjunge, klar?! Und ja, ich werde mitkommen. Aber nur dieses eine Mal! “
„Natürlich.“, bestätigte Janosch, als ob es für ihn daran nie einen Zweifel gegeben hätte. „Ich kann ja mal mit der Anstaltsleitung reden, dass sie dir deine Zelle warmhalten, falls du danach wieder dort hin zurück möchtest. Aber wenn du mich fragst: Für deine Krankheit gibt es nur eine einzige sinnvolle Therapie... und die lautet Vergeltung! “

Kapitel 26

Die Sitzung des zum ersten Mal nach dem Krieg wieder komplett eigenverantwortlich tagenden Stadtrates hatte Robert Kramer mit großer Mehrheit als neuen Bürgermeister bestätigt.
„Ich gelobe, alles in meiner Macht stehende zu tun, damit unsere Stadt aus den Ruinen aufersteht und wieder so sauber und prächtig werden wird, wie sie es einstmals gewesen ist!“, hatte Kramer unter dem tosenden Beifall der Delegierten verkündet.
„Was vergangen ist, ist vergangen. Wir sollten nun, anstatt weiter das viele Leid der schrecklichen Kriegsjahre vor Augen zu haben, tapfer nach vorne blicken und uns endlich wieder der Zukunft zuwenden… damit unsere Kinder und Enkelkinder eines Tages wieder stolz sein können auf ihr deutsches Vaterland!
Lasst uns gemeinsam all unseren Fleiß und all unsere Schaffenskraft aufwenden, um der Welt und insbesondere unseren amerikanischen Freunden zu beweisen, dass wir das Vertrauen, das sie in uns gesetzt haben, auch wirklich verdienen. Lasst uns dafür Sorge tragen, dass Deutschland nicht in die Hände der Kommunisten fällt. Denn wir waren schon einmal Demokraten, wir sind jetzt wieder Demokraten, und wir werden auch Demokraten bleiben. Dafür stehe ich mit meinem Namen, meine sehr verehrten Damen und Herren!“
Wieder erklang begeisterter Applaus... so unbekümmert, als ob es nie einen Krieg und eine Diktatur auf deutschem Boden gegeben hätte.
Schon damals zeichnete sich ab, was sich wie ein roter Faden durch die gesamte Adenauer-Ära ziehen sollte: Schuld waren immer nur die anderen. Die, die man in Nürnberg verurteilt hatte, oder die noch während des Krieges von den Alliierten erschossen worden waren. Wer überlebt hatte und nicht mehr in einer rechtsradikalen Partei aktiv war, konnte kein Nazi sein… besser gesagt, er durfte es einfach nicht.
Jeder, der irgendetwas anderes behauptete und unbedingt weiter im Schmutz der Vergangenheit wühlen wollte, galt schnell als Kommunist… als Feind des Aufschwungs, Leichenfledderer, Nestbeschmutzer... und so ist es auch nicht verwunderlich, dass Stauffer bzw. Kramer bei weitem nicht der einzige Unmensch war, der in dieser Zeit als Mitglied der CDU oder einer anderen als unbedenklich eingestuften Partei Karriere machte.

Gustav Stauffer ging still in sich hineinlächelnd die weite Eingangshalle des Rathauses entlang, durch die auch noch Stunden nach der Rede seine vielumjubelten Worte zu hallen schienen.
Er hatte es wieder einmal geschafft! Egal ob als Nazi oder überzeugter konservativer Demokrat... er war immer eine Autoritätsperson, die viel Macht und Einfluss auf andere Menschen ausübte. Und selbst, wenn die Kommunisten eines Tages doch noch das Zepter in ganz Deutschland an sich reißen sollten: Stauffer wusste, dass er dann innerhalb kürzester Zeit einer ihrer obersten Genossen sein würde.
Im Grunde hatte der ominöse Herr Vogt damals gar nicht so Unrecht gehabt, als er ihm nach der Auslöschung der Gegenwelt gönnerhaft erklärte, dass sich die Menschheit in Wahrheit nicht in verschiedene Rassen aufteilen würde, sondern nur in Sieger und Verlierer.
Stauffer hatte sich diesen Rat zu Herzen genommen und war, als sich das Ende des Reichs immer deutlicher abzeichnete, rechtzeitig untergetaucht.

Und nun stand er endlich wieder oben auf dem Siegertreppchen... dort, wo Siegertypen wie er nun einmal hingehörten.

Es war längst leer geworden in dem großen Gebäude. Nur Stauffer und sein persönlicher Leibwächter, den er aus ihrer gemeinsamen Dienstzeit bei der SS kannte, hielten sich zu dieser späten Stunde noch im Inneren auf. Und da waren noch zwei englische Gentlemen, die lässig an einer Wand vor der gläsernen Eingangstür lehnten.
Als Stauffer und sein Leibwächter gerade auf ihrer Höhe waren, richtete sich einer der beiden Fremden plötzlich auf und stellte sich ihnen drohend in den Weg.
Stauffers Begleiter mahnte ihn noch mit militärischer Strenge dazu an, dem Bürgermeister gefälligst den Vortritt zu lassen... doch da sprang auch schon mit einem metallischen Klick das silberne Klappmesser auf, das der Fremde unter seinem weitgeschnittenen Trenchcoat versteckt hatte, und bohrte sich mit einem präzisen Stich tief in den Hals des bulligen Leibwächters.
Im Todeskampf fasste sich der Getroffene an die heftig blutende Wunde, tänzelte noch ein paar Meter kraftlos über den kalten Marmorboden, bevor er schließlich einen krächzenden Laut von sich gab und leblos zusammenbrach.
Stauffer starrte entsetzt in Janoschs teuflisch grinsendes Gesicht, und in die regungslose Miene des danebenstehenden Markus.
„Du... du bist also gar nicht tot?“, stammelte der ehemalige Gauleiter und wich panisch einige Schritte zurück. Dann schleuderte er den beiden Attentätern seinen ledernen Aktenkoffer entgegen, den er gewohnheitsmäßig mit sich trug, und rannte, so schnell er konnte, davon, um irgendwo in den verzweigten Gängen des Rathauses Schutz zu suchen.
Markus wollte schon hinterhersetzen, um den feigen Hund nicht auch noch Hilfe mobilisieren zu lassen… doch kurz, bevor Stauffer die nächste Ecke erreicht hatte, stellte sich ihm genau aus dieser Richtung kommend eine weitere Person in die Quere.
Als Markus ihren neu eingetroffenen Partner erkannte, wollte er es zunächst kaum glauben.
„D’Artagnan...?“, fragte er verwirrt, als habe er einen Geist gesehen, und hinkte fassungslos einige Schritte näher an die Gestalt heran.
Kein Zweifel, es handelte sich um den jungen Gegenweltler von damals... die selben Gesichtszüge, der selbe entschlossene Blick, der ihn ungleich älter wirken ließ, als er eigentlich war. Und doch, er hatte sich ziemlich verändert. Größer war er geworden, und blasser. Seine dunkelblonden Haare waren mittlerweile fast genauso lang wie die von Janosch, nur mit dem Unterschied, dass er sie auf der linken Seite komplett kahlrasiert hatte.
„Bist du das, D’Artagnan?“
„Nicht jetzt!“, forderte Janosch Markus mit einem strengen Blick auf. „Lass ihm erst sein Vergnügen. Er kann dich sowieso nicht verstehen. Die haben ihn damals im Steinbruch so übel zugerichtet, dass er sein Gehör und Teile seines Verstandes eingebüßt hat. Es ist schon ein Wunder, dass er überhaupt noch begreift, weshalb wir hier sind...“
Wie zur Antwort grinste D’Artagnan breit übers ganze Gesicht, wobei mehrere auffällige Zahnlücken zum Vorschein kamen. Dann zog er einen edlen, silbernen Revolver mit elfenbeinbeschlagenem Griff aus dem Mantel und schlappte wortlos einige Schritte auf Stauffer zu, der daraufhin ängstlich zurückwich und sich mit dem Rücken gegen die nahe Wand drückte... so, als hoffte er, dass sich dahinter eine rettende Geheimtür verbergen würde. Doch die Wand gab nicht nach, und Janosch, Markus und D’Artagnan kreisten ihre Beute ein wie unbarmherzige Jäger den Hasen am Ende einer erfolgreichen Treibjagd.

Stauffer streckte ihnen beschwichtigend seine Hände entgegen, in der Hoffnung, sich wie schon so viele Male zuvor auch aus dieser brenzligen Situation noch einmal irgendwie herauslavieren zu können.

„Hört mir zu, Freunde... hört mir zu! Was damals passiert ist, war schrecklich, ich weiß. Und unverzeihlich. Aber wisst ihr, es war nunmal Krieg, und wir standen auf unterschiedlichen Seiten. Doch jetzt... jetzt haben wir eine Demokratie… und Frieden! Wir können auf der selben Seite stehen, wenn ihr wollt. Gemeinsam ein Wirtschaftswunder vollbringen... die schlimme Vergangenheit hinter uns lassen... nach vorne schauen, für die Zukunft unserer Kinder..."
„Gebe ihm jemand ein Taschentuch, damit er sich den Speichel vom Mund wischen kann, bevor er zur Hölle fährt.", flüsterte D'Artagnan verächtlich, und spuckte vor dem Politiker auf den Boden.
„Ja. Ich glaube, das sind wir ihm schuldig..."
Janosch griff in seine Tasche und kramte ein samtenes, hellblaues Tuch hervor, das er Stauffer höhnisch in dessen nassgeschwitztes Gesicht schleuderte.
Stauffer fing es mit zittrigen Händen auf, wollte es aber gleich darauf unbenutzt zurückgeben.
„Nein, bitte... gebt mir noch eine letzte Chance. Sagt mir, was ich tun soll, und ich tue es! Ich habe Beziehungen. Ich kann euch helfen, wenn ihr wollt... bei was auch immer. Was soll ich tun?"
Nun schaltete sich auch der bislang im Hintergrund gebliebene Markus in das Gespräch ein.
„Verrate mir, was das für ein Gefühl war... Benjas Todesurteil zu unterzeichnen?", fragte er den ehemaligen Gauleiter, während er hasserfüllt mit seiner Pistole auf dessen Schädel zielte.
„Einen Jungen in den Tod zu schicken, dessen einziges Vergehen es war, einen eigenen Willen zu haben... Hat es dir wenigstens Befriedigung verschafft? Oder war es für dich einfach nur ein dreckiger Job, wie jeder andere auch?"
Stauffer versuchte, den Ball flach zu spielen.
„Hör mal, Junge... äh, Markus... Wenn man eine verantwortungsvolle Position in der Gesellschaft inne hat, muss man manchmal auch harte Entscheidungen treffen, die einem selber weh tun, und zur Not auch Gewalt anwenden.
Das könnt ihr vielleicht in eurem Alter noch nicht verstehen... aber nicht alles, was gut für den Einzelnen ist, ist auch gut für das Volk.
Mein Gott, habt ihr eine Ahnung, wie leicht ganz Europa von den Russen überrannt worden wäre, wenn sich euer Ungehorsam und die unverwirklichbaren Ideen dieser Gegenwelt weiter ausgebreitet hätten? Wir mussten ein Zeichen setzen... und zwar ein abschreckendes, denn auf etwas anderes hören die Menschen leider nicht!
Und nein, es hat mir keine Freude bereitet, ein Kind wie Benja hinrichten zu lassen, um deine Frage zu beantworten. Aber ich dachte damals eben, es wäre für die Zukunft unseres Volkes das Beste, verstehst du?"
„Es gibt keine Zukunft!", erwiderte Markus finster. „Nicht für dich, und nicht für dein Volk."
Er dachte an Nemo, Valerian und Natalie... an die heißen Sommertage, in denen er mit Benja im Stroh lag und die Wolken an sich vorüberziehen ließ, an die unzähligen geschwänzten Unterrichtsstunden, die Streiche, die Angst vor Entdeckung und die Freude danach, wenn sie wider Erwarten ungeschoren davongekommen waren... an alles Schöne, was nie wieder sein würde... dann drückte er entschlossen mehrmals hintereinander den Abzug seiner Pistole.

Unmittelbar, nachdem der erste Schuß durch den weiten Eingangsbereich des Rathauses hallte, eröffneten auch Janosch und D'Artagnan das Feuer.
Von drei Seiten schlug das Blei in Stauffers Körper ein und riss hässliche ausgefranste Löcher in seine weiße Weste. Und Markus genoss diesen Anblick, auch wenn er das nie für möglich gehalten hätte... ja, er weidete sich sogar regelrecht daran, wie ein alter Vampir, der mit jedem Stück Leben, das er seinem Opfer entzog, immer stärker und mächtiger wurde.
Erst, nachdem sie fast ihre gesamte Munition in den ehemaligen Gauleiter hineingepumpt hatten, hörten die drei nahezu zeitgleich zu schießen auf.

Stauffer prallte taumelnd gegen die hinter ihm befindliche Wand und schmierte langsam daran zu Boden.
Überrascht, wie befriedigend es sein konnte, einen verhassten Menschen zu töten, beugte sich Markus zu dem toten Politiker herunter und jagte ihm eine letzte Kugel in den Kopf.
Als Janosch dem leblosen Körper danach noch einen wütenden Stiefeltritt verpasste, begann auch Markus damit, wie im Rausch auf Stauffers Leichnam einzutreten. Ja, er hüpfte sogar mehrmals auf dem weichen Gesicht des Gauleiters herum, den starken Schmerzen im Kniegelenk zum Trotz... obwohl er genau wusste, dass das Benja und die anderen auch nicht wieder lebendig machen würde.
Aber wenn es wirklich stimmte, dass man die menschliche Zivilisation nur durch Gewaltanwendung vor dem Rückfall in Chaos und Barbarei bewahren konnte, so wie es Stauffer und seinesgleichen immer postulierten, dann wollte Markus nun mit Hilfe seiner Stiefel eine echte Hochkultur erschaffen.... jeden kleinen Rest dieses Unmenschen zu Brei zermalmen, bis der Weg frei war für eine neue, bessere Weltordnung.
„Ich - gebe - der - Menschheit - ein - Zeichen - auf - das - sie - hören - muss. Das - ist - Politik! Gefällt - dir - das, hä?“, brüllte er wie von Sinnen, während er nach jedem Wort ein weiteres mal zutrat.
Janosch schob unterdessen ein neues Magazin in seine Pistole und machte ernsthaft Anstalten, noch einmal ein paar Kugeln in den ihm zu Füßen liegenden Klumpen Fleisch zu feuern... doch dann packte ihn D’Artagnan auf einmal mahnend am Ärmel.
„Hey, meinst du nicht, dass er langsam genug hat, alter Freund?“
Jetzt erst beruhigte sich auch Markus wieder ein wenig, trat einen Schritt zurück und betrachtete mit einer Mischung aus Schock und Euphorie das von ihnen angerichtete Blutbad.
„Genug? Da müsste der Scheißkerl noch einige Male reinkarnieren.“, hörte er Janosch missmutig antworten, bevor auch der endlich seine Waffe wegsteckte und sich scheinbar noch immer nicht ganz befriedigt zu seinen Kameraden gesellte.
Auf einmal war es totenstill in der Eingangshalle. Aus den Einschusslöchern in Stauffers Körper stieg grauer Rauch auf, irgendwo weiter hinten schrie jemand laut nach der Polizei. Dann ging mit einem aufdringlichen Bimmeln die schrille Alarmglocke des Gebäudes los, und Janosch, Markus und D’Artagnan verschwanden so unauffällig, wie sie gekommen waren, in den anonymen Straßen der Großstadt.

„Warum hast du mir nicht erzählt, dass er überlebt hat, Janosch?“, fragte Markus mit einem ratlosen Blick zu dem einige Schritte hinter ihnen gehenden D’Artagnan, als sie durch den starken Regen zurück zu ihrem Versteck am Rande der Stadt marschierten. „Denkst du nicht, dass ich ein Recht darauf gehabt hätte, es zu erfahren?“
„Ich dachte, du wüsstest es schon.“, antwortete Janosch, ohne näher auf den Vorwurf einzugehen.
„Nein... nein, verdammt! Wie könnte ich denn?“
Markus war sichtlich genervt. Weniger von den Schmerzen in seinem Knie und dem sich nur langsam verlierenden Blut an seinen Schuhen, als vielmehr von diesem hohen Ross, von dem Janosch schon die ganze Zeit über auf ihn herabzublicken schien.
Das war in Markus’ Augen die pure Arroganz. Vielleicht war er ein paar Jahre jünger als Janosch... aber das gab diesem Kerl noch lange nicht das Recht, ihn weiterhin wie einen naiven Schuljungen zu behandeln.
Daher ließ sich Markus schließlich ohne ein weiteres Wort zu verlieren zurückfallen, in der spärlichen Hoffnung, wenigstens von dem jungen D’Artagnan noch ernstgenommen zu werden.
„Hey, D’Artagnan...“, meinte er, und streckte ihm auffordernd die Hand entgegen, um die längst überfällige Begrüßung nachzuholen. „Heute haben wir diesem Schwein von Stauffer alles zurückgezahlt, was?“

Doch sein Gegenüber reagierte überhaupt nicht auf ihn, sondern lief einfach nur achtlos an ihm vorüber. Erst als D'Artagnan auf Höhe des wartenden Janoschs angekommen war, blieb er schließlich wie ferngesteuert stehen.
Markus wollte sich damit nicht zufrieden geben, setzte entschlossen hinterher und packte ihn ungeduldig an der Schulter.
„D'Artagnan! Ich bin's, Markus. Erkennst du mich denn nicht mehr?"
Wieder erfolgte keine Reaktion. Der Junge starrte nur stur geradeaus, als würde sich außer ihm und Janosch weit und breit niemand auf dem regennassen Bürgersteig befinden.
„Ich sagte doch schon, er kann dich nicht hören.", murmelte Janosch finster.
„Kann er nicht, oder will er nicht?"
„Er sieht oft Dinge, die nicht da sind.", versuchte ihm Janosch zu erklären. „Und vieles, was da ist, erkennt er einfach nicht. Aber du wirst schon noch lernen, damit umzugehen."
Markus schüttelte verzweifelt den Kopf. Er hatte bei dem Vorfall im Rathaus eigentlich nicht das Gefühl gehabt, dass D'Artagnan nicht mehr mitbekam, was um ihn herum geschah. Daher baute sich Markus nun demonstrativ vor ihm auf, blickte ihn auffordernd ins Gesicht und fragte ihn dann ganz langsam, so dass der Junge seinen Lippenbewegungen folgen konnte:
„Was ist mit dir passiert?"
Zunächst schien es, als hätte D'Artagnan nicht einmal mitbekommen, dass er angesprochen worden war... doch dann fixierte er Markus zum ersten Mal überhaupt mit den Augen, wischte sich die klatschnassen Haare aus dem Gesicht und lächelte gequält.
„Was passiert ist? Ich bin müde, Mark... einfach nur müde. Belassen wir's dabei, ok?"
Mit diesen Worten nahm er sachte Markus' Hand von seiner Schulter, klopfte ihm kurz tröstend auf den Rücken und verabschiedete sich dann von seinem alten Freund, bevor er ohne weitere Erklärung in eine heruntergekommene Seitengasse abbog.

„Bravo. Jetzt hast du ihn vergrault.", hörte Markus die vorwurfsvolle Stimme von Janosch in seinem Rücken.
„Was? Aber ich... ich hab doch überhaupt nichts gemacht...?!"
Markus sah dem allmählich zwischen den löchrigen Häuserfronten verschwindenden Jungen ratlos hinterher.
„Wir haben alle unsere Psychosen davon getragen.", meinte Janosch. „Und er... er hat sich eben seine eigene Welt zusammengezimmert, in der er niemandem, weder Freund noch Feind, etwas von sich offenbart. So kann ihn keiner mehr verletzen..."
„Und trotzdem hilft er uns?", überlegte Markus stirnrunzelnd.
„Er kommt und geht wie der Wind.", korrigierte Janosch und packte Markus auffordernd am Ärmel. „Du darfst nur nicht versuchen, ihn einzufangen. Hast du verstanden? Du musst sein Wesen akzeptieren, so wie er das deine akzeptiert! Außerdem brauchen wir ihn für unsere Pläne... also lass ihn in Zukunft einfach in Ruhe!"
„Ja, ist ja gut.", knurrte Markus, bevor er sich verärgert von Janoschs schmerzhafter Umklammerung losriss. „Ich werde ihn nicht mehr ansprechen, wenn dir das so wichtig ist. Scheiße, das ist alles so krank..."
Was hatte die Welt nur aus ihnen gemacht?
Menschliche Ruinen, die sich weigerten, wiederaufgebaut zu werden, während überall um sie herum neues Leben zu erblühen begann.
Aber wäre es nicht auch ein himmelschreiender Verrat an denen gewesen, die man verloren hatte, wenn man sich einfach die Fassade übermalte und die Risse und Narben mit fröhlichen Farben überschminkte, um so zu tun, als ob es nie andere schöne Häuser an dieser Stelle gegeben hätte?
Markus jedenfalls war auf einmal fest entschlossen, sich nicht abreißen und anders, größer und schöner wiederaufbauen zu lassen. Er wollte so bleiben, wie er war… genau wie Janosch und D'Artagnan. Den grausamen Dingen verpflichtet, die sie erlebt hatten, und den vielen

freiheitsliebenden Kameraden, die an der seelenlosen Welt der Erwachsenen zugrunde gegangen waren... nicht den Erfordernissen einer neuen Zeitrechnung, in der man wieder stur nach vorne blickte und ernsthaft glaubte, dass nun alles besser werden würde und jeder Nazi, der vorher voller Überzeugung Spitzel oder Soldat gewesen war, mit etwas Anstrengung ein ebenso überzeugter Demokrat werden konnte.
Nein... Markus fand, dass es deutlich ehrlicher gewesen wäre, nichts in diesem Land wieder aufzubauen, und die zerbombten Städte für alle Zeit in ihrem bedauernswerten Zustand zu lassen, damit auch in hundert Jahren noch Kinder erschraken, wenn sie zum ersten Mal diese geisterhafte Trümmerlandschaft erblickten, und ihre Eltern mit vorwurfsvollen Fragen löcherten, wie das alles hatte passieren können.

In der Folgezeit begleitete Markus die anderen immer häufiger bei ihren Mordanschlägen, Einbrüchen und sonstigen illegalen Unternehmungen... und das, obwohl es für ihn anfangs alles andere als einfach war, von Janoschs jungen Gefolgsleuten als gleichwertiges Mitglied akzeptiert zu werden.
Die Erfahrungen der letzten Jahre schienen diesen Trupp dermaßen eng zusammengeschweißt zu haben, dass es einem Außenstehenden wie Markus kaum möglich war, mit einem von ihnen ein längeres, tiefergehendes Gespräch zu führen.
„Die Jungs sind schwer in Ordnung. Nur etwas scheu.“, sagte Janosch jedes Mal, wenn ihn Markus auf diese Kommunikationsschwierigkeiten ansprach. „Aber du kannst ihnen unbesorgt dein Leben anvertrauen. Genau wie D’Artagnan auch. Ich weiß, er würde dich nicht hängen lassen, auch wenn er nicht mehr der Junge ist, mit dem du dir einst in der Krypta Mut angetrunken hast.“
„Es ist alles so fremd geworden...“, klagte Markus. „Die ganze Welt.“
Wenn er sich früher einmal wie ein willenloser Spielball vorgekommen war, den sich die anderen gegenseitig zuspielten, so lag er nun vergessen auf dem Platz, während die meisten Spieler längst anderen Beschäftigungen nachgingen.
Seiner Heimat entfremdet, der Gegenwelt entrissen worden, bevor er die Chance hatte, ein echter Teil von ihr zu werden... und Janosch und seinen ruchlosen Engelskindern gerade mal vertraut genug, dass sie ihn bei sich mitmachen ließen, ohne dass er hätte befürchten müssen, von ihnen beim nächsten Anflug von Hunger geschlachtet und aufgegessen zu werden... so fühlte sich Markus in jenen Tagen. Und das war ein verdammt beschissenes Gefühl.

Ihr Versteck befand sich im Keller einer ehemaligen Ziegelfabrik am östlichen Stadtrand. Hier, abgesichert durch zahlreiche Eisengitter und geheime Ausgänge, konnten sie völlig ungestört von der Außenwelt ihren finsteren Racheplänen nachgehen.
Markus wusste nie genau, wo sie zuschlugen oder aus welchem Grund... vermutlich auch deshalb, weil er noch immer hin und wieder diese wie aus dem Nichts auftauchenden Blackouts hatte.
Einmal lehnte Markus zum Beispiel gerade an einer Wand in ihrem Versteck und beobachtete, wie Janosch im Kreis seiner Leute die Details eines Auftrags erläuterte. Dann wurde ihm urplötzlich schwarz vor Augen, und im nächsten Moment befand er sich schon auf einer dichtbefahrenen Straßenkreuzung, mit einer schussbereiten Waffe in der Hand auf die Insassen einer noblen Limousine zielend.
„Das geht vorbei.“, versuchte ihn Janosch hinterher zu beruhigen, als Markus die beiden toten Männer auf dem blutbesudelten Rücksitz liegen sah und geschockt fragte, was sie da eben getan hatten. „Du hast viel mitgemacht, wie wir alle hier. Da sind ein paar Aussetzer völlig normal.“
Für Markus war das allerdings nur ein schwacher Trost. Wenn es schon sein Schicksal sein sollte, ein Dasein als ein im Schatten lebender Auftragskiller zu führen, dann wollte er zumindest hin und wieder die beruhigende Gewissheit verspüren, dass die Kerle, die er

umlegte, ihr schlimmes Ende auch wirklich verdient hatten, und nicht nur unglücklich zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen waren.

Die anderen in der Gruppe schienen damit weitaus weniger Probleme zu haben.
Sie bombten und schossen mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie zwischen den Anschlägen auf ihren Matratzen lagen, ihre Waffen reinigten oder miteinander Karten spielten.
Markus zählte neben Janosch und D'Artagnan noch mindestens drei weitere Mitglieder, alle in seinem Alter oder sogar noch jünger.
Desertierte Volkssturmkämpfer, ehemalige Häftlinge, verwaiste Straßenkinder, die nach allem, was sie erleben mussten, den letzten Rest Vertrauen in die Welt der Erwachsenen verloren hatten. Vereint in ihrem Schmerz und der Wut auf alles Autoritäre und Althergebrachte, musste es für einen so eindrucksvoll auftretenden Veteranen wie Janosch ein Leichtes gewesen sein, die nach Vergeltung lechzenden Jugendlichen für seinen niemals endenden Widerstandskampf zu gewinnen.
Um sich auch optisch von den ihnen verhassten Menschen abzugrenzen, liefen sie nachts oft mit schwarz-weiß geschminkten Gesichtern herum. Manchmal, wenn sie von einem Auftrag zurückkamen, schmierten sie sich zusätzlich noch mit dem Blut ihrer Opfer, der Asche und dem grauen Sand der zermahlenen Häuserfronten ein.
Ihre bürgerlichen Namen hatten sie längst abgelegt... doch anders als die Gegenweltler früher legten sie sich keine neuen Namen zu.
„Haben Regenwürmer etwa Namen? Oder Ameisen?", hatte Janosch dem verwunderten Markus irgendwann erklärt. „In der Natur gibt es soetwas gar nicht! Nur die Menschen geben sich und ihren Tieren Namen, weil sie glauben, sich so besser vor dem namenlosen Chaos da draußen schützen zu können, das ihren Spießerseelen solche Angst macht.
Wir dagegen haben keine Angst vor dem Chaos. Also warum sollten wir es ihnen gleichtun und uns mit unterschiedlichen Wörtern belegen? Ich bin einfach ich... und wenn du mir etwas mitteilen möchtest, dann kannst du jederzeit „Du" zu mir sagen."
„Und was ist, wenn Dritte über dich reden wollen?"
„Dritte...", zischte Janosch verständnislos. „Soll ich mir also nur deshalb einen Namen zulegen, um es Dritten leichter zu machen, mich verbal zu fassen zu kriegen? Für die Dritten bin ich einfach ein fremdartiges Wesen, das sie niemals begreifen werden. Das muss ihnen genügen, denn ich will kein bisschen mehr für sie sein."
„Und die anderen sehen das genauso?", fragte Markus ratlos, während er die um ihn herum versammelten Gestalten musterte, die nicht wirklich den Eindruck erweckten, als ob sie sich großartig für dieses Thema interessieren würden.
Neben D'Artagnan war da noch ein rothaariger Typ mit einem leichten Sprachfehler und enormem Aggressionspotential, der soetwas wie Janoschs eifrigster Schüler zu sein schien und ihm in allem, was er sagte, bedingungslos zustimmte... ein anderer, ziemlich ruhig und in sich gekehrt wirkender Jugendlicher, der immer eine russische Pelzmütze und eine zerkratzte Brille trug... und ein dürres Mädchen, vielleicht gerade mal siebzehn Jahre alt, mit kurzgeschorenen Haaren und einer auf dem Handrücken eintätowierten Erkennungs-Nummer. Markus fand, dass sie in ihrem grauen Mantel und den kurzgeschorenen Haaren eher wie ein Junge aussah... aber vermutlich hatte sie ihre Gründe dafür.
„Sieh dich nur um! Du wirst hier niemanden finden, der noch einmal so verwundbar sein möchte, wie er es vor dem Krieg gewesen ist.", antwortete Janosch nach einer längeren Pause. „Wir existieren jetzt nur noch für uns selbst... und für die, die wir töten. Dafür braucht niemand zu wissen, wie wir heißen, glaub mir.
Außerdem geben Engel einander keine Namen. Das tun nur die Menschen, weil sie in ihrer entarteten Zivilisation längst verlernt haben, sich gegenseitig zu fühlen… Deshalb müssen sie sich benennen."

Markus nickte. Weniger aus Verständnis für Janoschs verquere Gedankengänge, als vielmehr aus der schmerzenden Erkenntnis heraus, dass es wohl nur konsequent war, in einer wahnsinnigen Welt über kurz oder lang den Verstand zu verlieren.

Gegenüber hatte sich D'Artagnan gerade einen Strick um den Oberarm gebunden und mit zittrigen Händen damit begonnen, irgendeine klare Flüssigkeit in eine Spritze zu füllen.
Markus beobachtete den Jungen besorgt. Er wusste aus eigener Erfahrung, wie hart es sein konnte, von diesem Teufelszeug loszukommen, das sie einem im Krankenhaus verabreichten, um die Schmerzen besser ertragen zu können.
Dennoch wäre er am liebsten aufgesprungen und hätte dem Jungen empört die Spritze aus der Hand gerissen... denn ihm war klar, dass sich der mit jedem neuen Trip nur noch weiter von dem klugen, munteren Gegenweltler entfernen würde, der er einst gewesen ist.
D'Artagnans Pupillen hatten sich jetzt tief in seine Augenhöhlen zurückgezogen, so dass nur noch das Weiße im Auge sichtbar war... seine Hände kneteten sich verkrampft in ein versifftes Kissen.
„Lass ihn! Es ist das Beste so.", mahnte Janosch an Markus' Seite, der einmal mehr in seinen Gedanken zu lesen schien wie in einem offenen Buch.
„Ja, mag sein.", antwortete Markus resignierend. „Aber er wird draufgehen, Janosch! D'Artagnan wird... ich meine, er wird nicht einmal zwanzig werden, wenn er so weitermacht. Mann, er ist jetzt gerade mal sechzehn, oder?"
Janosch zuckte scheinbar gleichgültig mit den Schultern.
„Ich sagte dir doch schon, er ist wie der Wind... Warum Angst um den Wind haben? Das ist nur ein Zustand. Ein Zustand, der kommt und geht, und der dann eines Tages an anderer Stelle, in einer anderen Person, wieder aufflackern wird.
Menschen können sterben... aber darüber sind du, ich und die anderen doch schon längst hinaus! Das, was wir einmal für unser Leben gehalten haben, hat bereits vor Jahren aufgehört zu existieren. Wir sind zwar noch da... aber unser Leben ist es nicht mehr, verstehst du? Das ist längst gelebt und abgehakt. Wir sind jetzt nur noch ein Zustand, frei von diesen menschlichen Empfindungen wie Trauer oder Schmerz... vielleicht so ähnlich wie Gott..."
„Wenn du meinst.", seufzte Markus schicksalsergeben. „Dann sind wir eben ein Zustand."
Damals im Wald bei den Gegenweltlern mag ihm am Anfang auch vieles fremd und seltsam erschienen sein... unbewusst jedoch hatten ihre utopischen Ideen und Gedanken schon nach wenigen Stunden einen bedeutenden Platz in seinem jugendlichen Herzen erobert.
Doch hier in der alten Fabrikhalle war alles ganz anders. Hier musizierte und feierte niemand so ausgelassen, wie sie es in der Gegenwelt getan hatten... und träumen tat man ganz offensichtlich nur noch im Drogenrausch.
Wo war nur die Hoffnung geblieben? Der Glaube an das ungeheure Potential der Menschen, an Friede, Toleranz und Gerechtigkeit?

„Es gibt zu viele Menschen auf der Welt.", erklärte Janosch einmal im Kreis seiner Getreuen, nachdem von dem Jungen mit der Pelzmütze eines Abends die Frage nach der Rechtmäßigkeit ihres Tuns aufgeworfen worden war. „Viel zu viele... wie sonst ist es zu erklären, dass Millionen von ihnen draufgehen können, und ihre Gesellschaft danach trotzdem noch immer irgendwie funktioniert?
Daran kann man doch sehr schön ablesen, wie viel Einfluss der Einzelne auf diese Welt hat… so gut wie gar keinen nämlich, um genau zu sein.
Wenn wir also töten, auch wenn es vielleicht im konkreten Einzelfall nicht gerechtfertigt zu sein scheint, so verschaffen wir den Überlebenden dadurch doch zunehmend Platz zum Atmen.
Und ich frage euch: Ist man denn wirklich ein Unmensch, wenn man tausend in einem engen Stall eingepferchte Hühner tötet, damit die verbleibenden zwanzig ein Leben in artgerechter

Haltung führen können? Wäre es nicht viel sadistischer, sie einfach alle zusammen weiterleiden zu lassen? Ich meine, mal angenommen, man kann den Käfig weder öffnen noch größer machen..."
„Aber wer soll darüber entscheiden?", mischte sich das etwas abseits sitzende Mädchen skeptisch in die Unterhaltung ein. „Wer selektiert die Hühner aus, die es wert sind, am Leben zu bleiben?"
Janosch blickte unbeeindruckt zu ihr rüber und antwortete:
„Es ist völlig egal. Oder etwa nicht? Hühner sind doch im Grunde alle gleich. Hältst du sie in Freiheit, werden sie frei und glücklich sein. Sperrst du sie dagegen ein, werden sie Stress bekommen und sich gegenseitig die Federn ausreißen. Und mit den Menschen verhält es sich nicht anders. Es existieren einfach zu viele von ihnen, als dass es jemals ein gerechtes System auf diesem Planeten geben könnte. Das Humanste, was wir tun könnten, wäre, sie alle verschwinden zu lassen... bis auf ein paar wenige.
Und ganz egal, wer auch immer am Ende übrig bliebe... er wäre dann wenigstens eine wichtige Persönlichkeit in dieser Welt, und nicht länger nur eine unbedeutende, wertlose Nummer in der Statistik."
„Man müsste dann aber auch irgendwie dafür Sorge tragen, dass sie sich nie mehr weiter vermehren können als bis zu einem gewissen Grad, nicht wahr?", hörte Markus, der während der ganzen Unterhaltung nur unbeteiligt auf seinem Bett lag, den an Janoschs Seite sitzenden Rothaarigen überlegen. „Damit der ganze Mist nicht eines Tages wieder von vorne los geht."
„Vielleicht ist es ja auch eine Art Kreislauf.", erwiderte das Mädchen nachdenklich. „Die Menschen vermehren sich, gründen mächtige Zivilisationen, die immer fortschrittlicher und degenerierter werden... so sehr, bis in dieser Zivilisation irgendein Mensch etwas Großartiges erfindet, das alle wieder zurück in die Steinzeit katapultiert. Ja, vielleicht gibt es gar kein Ziel in der Schöpfung. Vielleicht besteht der ganze Plan des Lebens darin, dass es sich ständig wiederholt."
„Und wir sind vom Schicksal dazu auserkoren worden, ihn zu erfüllen...", murmelte Janosch noch mit einem abgründigen Lächeln auf den Lippen. Aber da war Markus schon wieder müde hinweggedämmert.

Kapitel 27

Als kurze Zeit später bei einem missglückten Einbruch in eine Forschungseinrichtung, dessen Sinn Markus völlig schleierhaft war, mehrere Streifenpolizisten von einer Salve aus Janoschs Maschinenpistole niedergestreckt wurden, war für die bis dato weitgehend tatenlos gebliebenen amerikanischen Besatzer das Maß voll.
Der US-Militärgeheimdienst begann sich in die Ermittlungen der deutschen Behörden einzuschalten. Depots wurden offengelegt, Zeugen befragt, und manch tatverdächtiger Obdachloser in Untersuchungshaft genommen... allerdings ohne, dass irgendeiner von ihnen auch nur ein Sterbenswörtchen preisgegeben hätte, denn Janosch und seine Engelskinder genossen bei den Gestrandeten der Großstadt nach wie vor einen solch ehrfürchtigen Respekt, wie man ihn sonst allerhöchstens Dämonen und Heiligen entgegenbrachte.
Dennoch, die Luft für Janosch, Markus und die anderen wurde zunehmend dünner, und allen Beteiligten war klar, dass es wohl nur eine Frage der Zeit sein würde, bis sie durch irgendeinen dummen Zufall aufflogen oder ihr Versteck einer der neuen Lagerhallen weichen musste, die man nur wenige hundert Meter entfernt aus dem Boden zu stampfen begann.
Bald würde das Chaos der Nachkriegsjahre, das ihnen so lange Zuflucht gewährt hatte, vollständig einer neuen Ordnung gewichen sein, die so durchdacht und dermaßen selbstverständlich im Bewusstsein der Bürger verankert war, dass sich ihr auf Dauer niemand mehr entziehen konnte.

Der aus Trümmern bestehende Lebensraum der Engelskinder verschwand einfach aus dem Stadtbild... wie ein Dschungel, den die Zivilisationsmenschen rodeten, um Platz für sich und ihre Bauvorhaben zu schaffen, ohne die dort lebenden Tiere nach ihrer Meinung zu fragen.
Für Janosch war es ein Rennen gegen die Zeit... ein aussichtsloses, nicht zu gewinnendes Rennen.
Er wusste, dass er nie im Leben so viele Ordnungshüter töten konnte, wie aus den Tränen ihrer verwaisten Kinder nachwachsen würden. Aber er hatte sich nun einmal geschworen, nichts unversucht zu lassen, um sich und die Seinen vor der sich immer weiter ausbreitenden neuen Zivilisation zu schützen.
Doch in dem selben Maße, in dem Janoschs Vorgehensweise brutaler und die Stimmung in ihrem Versteck apokalyptischer wurde, wuchs in Markus der Widerwillen gegen diesen irrsinnigen Kampf.
Er beobachtete die Pläne der anderen mit zunehmendem Befremden, und konnte sich oft kaum noch auf seine wenigen Aufgaben konzentrieren. Immer häufiger musste er an früher denken, an seine Kindheit, an Benja...
Er fragte sich, was Benja wohl dazu gesagt hätte, ihn in einem solchen Zustand vorzufinden. Wahrscheinlich hätte er sich an ihn festgekettet und tage- und nächtelang lustige Geschichten erzählt, bis Markus endlich wieder lachen konnte.
Aber Benja war nicht mehr hier.
„Mit Stauffer war das was völlig anderes, Janosch.“, meinte Markus am Abend nach dem letzten Anschlag zu seinem Mitstreiter. „Bei ihm wusste ich, dass er es verdient hatte. Ich habe seine Schuld mit eigenen Augen gesehen. Aber heute... heute starben wieder junge Männer wie wir, nur weil sie die falsche Uniform getragen haben.“
„Sie haben für die Sache unserer Feinde gekämpft! Ist das nicht Grund genug?“, ereiferte sich Janosch. „Was erwarten die denn von mir? Dass ich ihre Gesetze respektiere? Wo waren sie und ihre Gesetze denn damals, als Nemo und die anderen wie Tiere zusammengetrieben und abgeschlachtet wurden?
Als wir schwach waren, mussten wir darunter leiden, dass auf der Welt das Recht des Stärkeren galt. Und jetzt, wo wir endlich selbst zu den Starken zählen und es ihnen heimzahlen können, will man uns plötzlich was von Menschenrechten und Demokratie erzählen? Oh nein, Hitlerjunge... so einfach lasse ich mich nicht abspeisen!
Hast du überhaupt mal die Augen aufgemacht und beobachtet, was da draußen vor sich geht? Denkst du, nur, weil das Naziregime zerschlagen wurde, wird jetzt auf einmal alles anders werden?
Die Kleine, die dir vorhin das Leben gerettet hat, ist zum Beispiel gleich nach dem Krieg in einem katholischen Waisenhaus untergebracht worden, wo sie von den Nonnen mit Strenge und Schlägen zu einem angepassten, gottesfürchtigen Fräulein umerzogen werden sollte.
Und einen guten Bekannten von uns hat man unlängst bei einer Razzia auf dem Schwarzmarkt aufgegriffen, in einen dunklen Keller gesperrt und dort tagelang gegen seinen Willen festgehalten… nur, weil er ein paar Schachteln Zigaretten verkaufen wollte.
Deutsche Schutzpolizisten waren das. Ehemalige Nazischergen, unter Kommando der alliierten Besatzungsmacht.
Oh nein, es hat sich rein garnichts geändert! Die Menschen sind wehrlose Opfer der gesellschaftlichen Umstände geblieben, wie eh und je. Und das werden sie auch bleiben... so lange, bis jemand kommt und ihre Regime, die schneller nachwachsen als die abgeschlagenen Köpfe einer Hydra, bis an die Wurzel verfolgt und ein für allemal auslöscht. Und glaub mir, du tätest gut daran, allmählich die grausame Wahrheit zu akzeptieren, und nicht länger an der uns von Gott auferlegten Mission zu zweifeln!“
Mit diesen Worten erhob er sich, schnallte seine Maschinenpistole um und marschierte entschlossen davon.

Markus blickte ihm verstört hinterher... in etwa so, wie ein Hund einem Knochen hinterhersah, den sein Herrchen gerade eben in einen tiefen Abgrund geschleudert hatte. Hinterherspringen oder auf den warnenden Instinkt vertrauen?
Markus entschied sich für Letzteres und blieb regungslos auf seiner Matratze liegen.
Er versuchte, sich irgendwie abzulenken... grübelte lange darüber nach, welcher Tag heute war, und wann er das letzte Mal wirklich fest geschlafen hatte.
Noch immer lief nicht alles ganz richtig in seinem Kopf. Die Blackouts waren zwar seltener geworden, aber sein Gedächtnis spielte ihm nach wie vor manch bösen Streich. Erinnerungen vermischten sich mit Eindrücken aus der Gegenwart, und den anderen Engelskindern war Markus noch immer kein bisschen näher gekommen.
D'Artagnan dagegen schien ihn zumindest gelegentlich wahrzunehmen… allerdings auch nur, wenn er sich nicht gerade wieder einen Schuss gesetzt hatte und hilflos die Augen verdrehte. Das war einfach zu wenig für Markus, auch wenn er im Kreis seiner neuen „Freunde" immerhin keine Angst zu haben brauchte, dass ihn irgendjemand zusammenschlug... oder dass er selber jemanden zusammenschlug, der sich nicht angemessen gegen einen Verrückten wie ihn zur Wehr zu setzen wusste.

„Du denkst schon wieder an früher, nicht wahr?", riss ihn auf einmal die leise Stimme von D'Artagnan aus seinen Gedanken.
Markus wischte sich hastig eine Träne aus dem Gesicht und blickte erstaunt auf... rüber zu dem Jungen, der auf einer der anderen Matratzen hockte und ihn ebenfalls mit einem merkwürdig überraschten Gesichtsausdruck anstarrte.
„An früher... an heute... manchmal sogar an morgen...", antwortete Markus nachdenklich.
„Ganz schön verrückt, was? Wie viel es manchmal braucht, um so ein menschliches Verhaltensmuster auszuradieren, wenn es sich erstmal richtig in einen hineingebrannt hat."
Markus hätte nichts dagegen gehabt, mit D'Artagnan etwas ausführlicher über seine Zweifel und Ängste zu plaudern, doch der blieb zunächst gewohnt distanziert, betrachtete die leere Schlafstätte gegenüber und fragte nur:
„Nanu, wo ist denn Janosch abgeblieben? Ist er etwa nicht hier?"
„Er ist fort, denke ich...", erklärte Markus und deutete hinter sich. „Hat sich die Waffe umgebunden und ist da rausgegangen."
„Mach dir keine Sorgen. Der wird ganz sicher bald zurückkommen.", beruhigte ihn D'Artagnan.
Markus wusste nicht so recht, was er darauf erwidern sollte.
„Ich mach mir doch überhaupt keine Sorgen!", stellte er schließlich klar. „Außerdem hast doch du mit dem Thema angefangen, nicht ich."
D'Artagnan grinste und ließ sich wieder nach hinten auf sein Schlaflager fallen.
„Weißt du, was ich mir mal überlegt habe?", begann er langsam und verträumt, wie beim Rezitieren eines Gedichtes, zu sprechen, ohne dabei noch einmal in Markus' Richtung zu schauen. „Was, wenn das Universum so groß ist, dass es einen jeden von uns unendlich oft gibt? Und jede Entscheidung, die wir oder andere fällen, lässt wieder unendlich viele weitere Versionen von uns entstehen. Die einen, die es tatsächlich gibt... und die anderen, die es vielleicht hätte geben können, wenn wir uns zu irgendeinem Zeitpunkt in unserem Leben anders entschieden hätten.
Vielleicht gibt es irgendwo da draußen noch einen D'Artagnan, der Geige spielt und an das Gute im Menschen glaubt... oder einen Otto, der auf einer Militärakademie des dort in der anderen Dimension noch immer existierenden Deutschen Reiches im Stechschritt seine Runden auf dem Exerzierplatz dreht..."
„Das hört sich ganz schön schräg an.", drückte Markus vorsichtig sein Befremden über diese ihm ziemlich wirr erscheinende Vorstellung aus. Aber eigentlich war er ja froh, dass der scheue Junge überhaupt mal wieder mit ihm sprach.

„Du meinst, das klingt verrückt, was? Aber wenn es möglich wäre, dann würde ich gerne dort hin reisen und sehen, was aus mir alles hätte werden können, wenn einige Dinge anders gelaufen wären...“
„Und dann?“, fragte Markus gespannt. „Was würdest du dann mit diesem Wissen anstellen?“
D’Artagnan überlegte einen Moment, bevor er sich aufrappelte und Markus eindringlich in die Augen schaute.
„So könnte ich möglicherweise herausfinden, wer ich wirklich bin, verstehst du? Nemo hat damals oft davon gesprochen, dass es im Innersten eines jeden von uns etwas gibt, das sich nicht verändern lässt... von keiner Erziehungsmaßnahme und keiner noch so ausgeklügelten Propaganda. Irgendeinen Grundcharakter, oder nenn’ es Seele... das wahre Wesen eines Menschen...
Aber wer weiß das schon. Vielleicht gibt es auch gar kein wahres Wesen, und wir waren einmal alle wie identische Holzklötze, die eben nur auf unterschiedliche Weise mit dem Hobel bearbeitet worden sind.
Was denkst du?
Wer, glaubst du, bist du wirklich, wenn du die ganzen hässlichen äußeren Einflüsse, die dich geprägt haben, einmal außen vor lässt? Bist du der Killer, der in einer alten Fabrik lebt und nicht so recht weiß, was er dort eigentlich zu suchen hat? Bist du Markus, der alte Freund von Benja... der Junge, den D’Artagnan mal für so etwas wie einen großen Bruder gehalten hat? Wer willst du sein, großer Bruder?“

Markus versuchte unbeholfen, sich den bohrenden Blicken seines Gegenübers zu entziehen. Irgendetwas behagte ihm nicht bei dem Gedanken daran, dass alles ebenso gut ganz anders hätte laufen können... denn dann hätte er sich ja eingestehen müssen, im Grunde auch nur einer dieser kaputtgehobelten Holzklötze zu sein.
„Ich denke...“, meinte er nach einer längeren Pause. „Ich denke, ich will niemand sein...?“
„Nein, sag nichts!“, fiel ihm D’Artagnan ins Wort, und sprang auf einmal hastig von seiner Matratze auf, um wie besessen in Markus’ umherliegenden Sachen zu wühlen. „Hör mir einfach nur zu! Wenigstens dieses eine Mal!“
Wenigstens dieses eine Mal?
Markus wollte schon etwas darauf erwidern, weil es ja nun wirklich nicht an ihm lag, dass sie so selten miteinander kommunizierten. Aber da hatte D’Artagnan bereits den Brief hervorgezogen, den Markus’ Vater damals für seinen Sohn geschrieben hatte, und begann konzentriert daraus vorzulesen.

„Wenn du aus dem Fenster blickst,
auf eine Welt, die du nicht verstehst,
und die dir zunehmend irre erscheint...

Wenn du dabei zusehen musst,
wie die Menschen ihren Wahnsinn täglich aufs Neue kultivieren,
anstatt ihn einzudämmen...

Wenn du ihnen sagst, dass dir ihre Welt Angst macht,
und sie dich dafür auslachen,
weil du ja noch ein Kind bist...

Wenn sie dir zu erklären versuchen,
wie ihre kaputte Gesellschaft funktioniert,
obwohl sie das deinem Gefühl nach schon längst nicht mehr tut...

und wenn sie dich dann anheuern wollen,
als Matrose auf ihrem leckgeschlagenen Seelenverkäufer,
damit du deine Pflicht erfüllst und ihnen beim Rudern hilfst...
... lass sie untergehen!

Schließe das Fenster, wende dich ab und vergiss.
Vergiss alles, was sie dir über Vaterland, Opfer und Pflicht erzählt haben.
Denn deine einzige Pflicht ist es,
jenen beizustehen, bei denen dein Herz ist.
Und das einzige Vaterland, das du besitzt, ist tief in dir drin."

„Irgendwie wahr. Obwohl es die Worte eines Erwachsenen sind.", stellte Markus verwundert fest. „Und das steht alles da drin?"
Er war sich nicht mehr sicher... war das wirklich der selbe Brief, den ihm Janosch damals vorgelesen hatte? Markus konnte sich nicht mehr genau erinnern... und damals, nach seiner Rückkehr aus dem Irrenhaus, war er sich eigentlich auch sicher gewesen, darin in erster Linie eine Kampfansage an die etablierte Gesellschaft herausgehört zu haben.
Doch nun saß er hier, umgeben von seltsamen Menschen, die er oft nicht verstand, die immer extremer wurden, und deren blutige Machenschaften ihm zunehmend Kopfzerbrechen bereiteten… und auf einmal ergaben die mahnenden Zeilen des Vaters einen völlig anderen Sinn für ihn.
„Deine einzige Pflicht ist es, jenen beizustehen, bei denen dein Herz ist..."
Aber wo zum Teufel war sein Herz?
Doch nicht hier, bei dieser jungen Killer-Elite, die ihn wahrscheinlich trotz allem, was er durchgemacht hatte, noch immer für ein verheultes Weichei hielten.
Und auch nicht in der Welt da draußen, in der Welt der Heuchler, der fiesen Täter und hilflosen Opfer... denn den billigen Platz in der letzten Reihe, der in deren neuer Ordnung auf einen wie ihn zu warten schien, konnte und wollte er unmöglich einnehmen. Soviel stand fest.

„Du solltest nach Hause gehen!"
D'Artagnan hatte sich jetzt dicht zu Markus gesellt und ihn fast beschwörend an der Schulter gepackt.
„Nach Hause, zu deiner Familie! Denn es ist allmählich an der Zeit, eine Entscheidung zu treffen, Mark. Zieh einen Schlußstrich unter deine Vergangenheit... oder zieh einen Schlußstrich unter das hier!
Aber beides zusammen wird auf Dauer niemals gut gehen. Im Gegenteil, das macht doch alles nur noch schlimmer. Darin sind die anderen und ich uns jedenfalls einig.
Ich war übrigens auch zu Hause, weißt du?
Gleich nach Kriegsende... da habe ich alle hier zurückgelassen und meine alte Familie besucht.
Mein Vater hat mich nur entsetzt angeschaut, als ich auf einmal in der Tür stand... mit den fremd aussehenden Klamotten, den langen Haaren und dem rebellischen Blick in den Augen.
„Du bist nicht mein Sohn!", hat er wie von Sinnen gebrüllt. „Du bist nur ein dahergelaufener Irrer. Verschwinde! Und selbst, wenn du mein Sohn wärst... mein Sohn hat in diesem Haus nichts mehr verloren. Er hat nur Schimpf und Schande über unsere Familie gebracht. Er ist ein Herumtreiber, ein Taugenichts!"
Ich glaube, meine Mutter hat mich gleich erkannt. Aber als der Alte mit seiner Schimpfkanonade loslegte, hat sie nur widerspruchslos geschwiegen und traurig auf den Boden gestarrt.

Spätestens in jenem Moment war mir klar geworden, dass ich dort nichts zurückgelassen hatte, was es wert gewesen wäre, es irgendwann noch einmal wiederhaben zu wollen. Aber ich musste das erst mit eigenen Augen sehen, um es zu begreifen..."
„Du schlägst also vor, einen Abschiedsbesuch zu machen? Bei mir zu Hause?", fragte Markus wenig begeistert, und langsam genug, dass D'Artagnan die Bedeutung der Worte von seinen Lippen ablesen konnte.
„Nicht wir, und nicht Janosch. Nur du allein!", antwortete D'Artagnan, als ob er ernsthaft erwartet hätte, dass Markus das ganze Rudel zu Kaffee und Kuchen bei seiner Familie mitnehmen wollte. „Nimm dir eine Auszeit, Mark. Wer weiß, was dabei herauskommt... Und am Besten gehst du noch heute, bevor Janosch wiederkommt!"
Markus drehte sich vorsichtig um, um sich zu vergewissern, dass der, von dem sie sprachen, nicht schon längst hinter ihm stand.
„Ich dachte immer, du wärst auf seiner Seite?", flüsterte er.
„Denkst du das wirklich?", antwortete D'Artagnan kopfschüttelnd, mit einem seltsam verzerrten Grinsen im Gesicht. „Ich mag völlig kaputt sein... aber nicht so kaputt! Ich werde Janosch immer treu ergeben sein, das kannst du mir glauben. Jedoch nicht deshalb, weil ich alle seine Ideen gut finde... sondern wegen damals.
Als du und ich nur noch hilflos auf dem Boden lagen und darauf warteten, zusammen mit den anderen Opfern im Steinbruch verscharrt zu werden, ist er mit der Kraft eines Wahnsinnigen aus der Asche emporgestiegen und hat uns beide gerettet. Das hat mich so beeindruckt, Mark... dafür verzeih ich ihm alles. Restlos alles!"

Markus wusste nicht so recht, wie er das nun wieder verstehen sollte, denn bislang hatte er eigentlich immer den Eindruck gehabt, dass Janoschs Pläne innerhalb der Gruppe auf ungeteilte Zustimmung stießen.
Oder war ihm das möglicherweise nur so vorgekommen, weil er sich viel zu selten mit ihnen alleine unterhalten konnte, so wie jetzt? Hatte er Janosch vielleicht vorschnell sein Vertrauen geschenkt... aus Dankbarkeit, so wie D'Artagnan, oder einfach nur aus Mangel an Gelegenheiten, weil da keiner mehr war, dem er sonst noch hätte vertrauen können?
Markus schloss die Augen und faltete die Hände über seiner schmerzhaft pochenden Stirn zusammen.
Der Zug, auf den sie damals mit dem Mut der Verzweiflung aufgesprungen waren, schien endgültig an seinem Bestimmungsort angekommen zu sein… auf einem gottverlassenen Abstellgleis, mitten im Nirgendwo. Und Markus war sich eigentlich sicher, dass ihn nichts, aber auch gar nichts, noch einmal ins Leben zurückbringen konnte.
Doch vielleicht hatte D'Artagnan ja nicht ganz Unrecht, und es war tatsächlich eine gute Idee, noch einmal nach Hause zu fahren, in das alte Bauerndorf... durch die vertrauten Straßen zu schlendern, mit denen ihn so viele Erinnerungen verbanden, und sich von der engstirnigen Landbevölkerung begaffen zu lassen wie eine fliegende Kuh, nur weil er etwas getan hatte, was doch eigentlich das Selbstverständlichste auf der ganzen Welt sein sollte.
Ja, vielleicht wäre das die richtige Therapie, und danach wüsste er wieder, was er an dem kleinen verrückten Mörderhaufen hier hatte... nämlich die letzte Zuflucht, die einer wie er in dieser Welt noch haben konnte.
„Warum kommst du nicht einfach mit?", fragte Markus schließlich hoffnungsvoll. „Mit zu mir? Ich zeig dir die Orte meiner Kindheit, wo ich mit Benja Verstecken gespielt habe, und wo unser altes Baumhaus steht..."
Er blickte rüber zu D'Artagnan, doch der lag längst regungslos auf seiner Matratze, die Spritze noch in seinem von Einstichen übersäten Oberarm steckend.
Ein Faden Speichel floss ihm aus dem geöffneten Mund, und Markus wollte schon aufstehen und besorgt zu ihm rüberhechten. Doch genau in dem Moment, als er sich ruckhaft

aufrichtete, sah er wieder diese schwarzen Flecken vor den Augen, die ihm binnen kürzester Zeit das gesamte Sichtfeld zukleisterten.
Er tastete sich blind nach vorne, dann versagten auch seine Beine ihren Dienst, und er sank kraftlos zu Boden... zurück in die taube, traumlose Dunkelheit, in der er wohl einen Großteil der letzten drei Jahre verbracht haben musste.

Er erwachte in einer miefigen Eckkneipe irgendwo am Rande der Stadt.
Das übliche Stimmengewirr drang an sein Ohr, doch es klang nicht besonders euphorisch, woraus Markus schloss, dass es entweder schon tief in der Nacht oder noch ziemlich früh am Abend sein musste.
Da waren Janosch, der Rothaarige, und ein dritter, deutlich älterer Mann, den Markus noch nie zuvor gesehen hatte, auch wenn er ihm auf eine merkwürdige Weise vertraut vorkam.
Sie saßen alle zusammen um einen hölzernen Tisch herum, auf dem einige leere Schnapsgläser standen.
Janosch war gerade dabei, mit den anderen irgendeinen kompliziert aussehenden technischen Bauplan zu besprechen, als er sich auf einmal zur Seite drehte und fragend zu Markus rüberschielte.
„Bin ich wieder weggewesen? Für wie lange?“, versuchte sich Markus trotz seiner sich ein wenig taub anfühlenden Zunge zu artikulieren.
Janosch schüttelte nur wortlos den Kopf. Der Rothaarige grinste. Und der dritte im Bunde, der ältere Kerl mit runder Stirnglatze und einer Nickelbrille, meinte nur leise „Dein Freund ist verrückt. Weißt du das eigentlich?“
„Wir sind alle verrückt!“, stellte sich Janosch daraufhin demonstrativ auf Markus’ Seite.
„Alle. Aber das ändert nichts, Professor. Gar nichts! Geben sie uns eine Minute.“
„Professor?“, murmelte Markus noch immer etwas schläfrig. Doch Janosch packte ihn nur mit einer kalten Umklammerung am Ärmel und warf ihm einen strengen Blick zu.
„Nun reiß dich endlich zusammen, Junge! Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um auszuticken.“
Markus nickte frustriert und schwieg.
Er versuchte, sich an diesen alten Kerl zu erinnern, der da nervös mit seinen Händen auf dem Tisch trommelte und eindeutig nicht so recht in die Gesellschaft von kaputten Freaks, wie sie es waren, zu passen schien.
Ein Professor... woher zum Teufel sollte er einen Professor kennen?

Sie sprachen über Vernichtungslager, über Auschwitz und darüber, unter welch barbarischen Umständen eine jüdische Bekannte des Professors und deren beiden Kinder dort ums Leben gekommen waren.
„Wisst ihr... ich habe doch nur eine Tür gesucht.“, erzählte der Alte mit brüchiger Stimme.
„Eine Tür in der Welt, um meine Familie und andere Familien vor diesem ganzen Wahnsinn retten zu können. Wäre ich erfolgreich gewesen, hätten es die Nazis nie mitbekommen... und ihr auch nicht! Alles wäre gut geworden, und meine Familie wäre...“
„Wäre verschwunden!“, ergänzte Janosch ungestüm. „Auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Machen sie sich doch nichts vor, Professor! Ein Dimensionstor, durch das man im Falle eines großen Krieges seine Angehörigen in Sicherheit bringen kann, wie mit einer Arche Noah... das ist doch völliger Unfug!
Alles, was sie in den letzten Jahren Forscherei entwickelt haben, ist eine Möglichkeit, Menschen in Luft aufzulösen. Ohne Chance, sie irgendwie zurückzuholen.
Sowas nenne ich eine Waffe. Und als solche sollten wir sie endlich auch einsetzen!“
„Frauen... Kinder... Greise...“, flüsterte der Professor fassungslos. „Sie haben sie alle getötet.“
„Und wir töten nur ihre Soldaten.“, entgegnete ihm der Rothaarige grimmig. „Finden sie das gerecht?“

Der Professor schüttelte schweigend den Kopf und kippte sich hastig ein halbvolles Glas Whiskey in den Rachen.
Nein, es war nicht gerecht. Aber anders als seine jugendlichen Mitverschwörer konnte er nicht so einfach alles vergessen, was er in den ganzen Jahren vor dem Krieg an Liebenswertem und Gutem erfahren hatte.
„Gibt es denn keine andere Lösung, um Wiedergutmachung zu erlangen? Unseren Frieden machen mit dem neuen System?“
Janosch hatte sich von seinem Platz erhoben und ging nachdenklich in der dämmrigen Gaststube auf und ab. Mittlerweile waren sie mit dem Wirt allein, der ein wenig verunsichert hinter seinem Tresen stand, ein Bierglas polierte und sich darum bemühte, möglichst desinteressiert zu wirken.
„Aktion und Reaktion... die Prinzipien, nach denen alles funktioniert, mein guter Professor! Das müsste ein Wissenschaftler wie sie am allerbesten verstehen.“, erklärte Janosch mit mehr als nur einem Hauch Ergriffenheit in der Stimme. „Die Frage ist doch: Sind wir stark genug, um auch nach diesen Prinzipien leben zu können... oder lassen wir uns von illusionären Dingen wie Menschlichkeit und Moral in Ketten legen? Und das nur, um unseren Feinden, die sich weitaus weniger um Moral und Menschlichkeit scheren als wir, einen entscheidenden Vorteil zu verschaffen?“
„Nein...“, antwortete der Professor mit zitternden Lippen. „Nein. Du hast ja Recht. Wir dürfen ihnen gegenüber nicht verweichlicht sein. Nie wieder! Aber nur, weil wir wissen, wie man die Büchse der Pandora baut, gibt uns das noch lange nicht das Recht, sie zu öffnen... davon abgesehen ist es ja noch nicht einmal sicher, ob eine Vervielfachung der Strahlendosis und des Materials auch tatsächlich die Reichweite erhöht, und nicht irgendetwas anderes, vielleicht noch weitaus Schlimmeres anrichtet.“
Markus wurde hellhörig.
„Hey, von was redet ihr da eigentlich?“, fragte er Janosch in energischem Tonfall. „Wir haben doch ausgemacht, dass wir alles gemeinsam planen, oder nicht?“
„Halt dich da raus, kapiert?“, zischte Janosch wütend zurück. „Du kannst jederzeit abhauen, wenn dir etwas nicht passt! Und das gilt auch für dich, Professor! Aber gib mir vorher die vereinbarten Unterlagen und den Zündmechanismus, damit wir die Sache endlich zum Abschluss bringen können!“
Der Alte nahm seine Brille ab, um sich mit einem Taschentuch den angesammelten Schweiß von der Stirn zu tupfen.
„Möge Gott im Himmel uns allen vergeben.“, flüsterte er beinahe beschwörend, bevor er Janosch unsicher einen silbernen Schlüssel überreichte. „Schließfach 543... da ist alles deponiert, worüber wir gesprochen haben.“
Markus hatte nun endgültig genug.
Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, um seiner Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen, in dieser verschworenen Runde nur das uneingeweihte fünfte Rad am Wagen zu sein.
„Ihr seid alle völlig irre im Kopf!“, rief er so laut, dass selbst der diskrete Wirt einen Moment lang erschrocken zu ihm rüberschauen musste. „Und ich dachte schon, ich wäre es. Aber wahrscheinlich bin ich von allen noch der Normalste hier!
Und wisst ihr was? Es ist mir scheißegal, was ihr noch alles in die Luft sprengen wollt. Ich hab die Schnauze voll von eurem antifaschistischen Bombenleger-Geschwätz. Ich geh jetzt nach Hause!“

Janosch drückte dem Wirt unterdessen großzügig einige Geldscheine in die Hand.
„Hier! Dafür, dass du heute abend taub warst.“
Der Wirt nickte eifrig und verließ zufrieden zählend den Schankraum.

„Hier ist doch sowieso jeder taub!“, raunte Markus seinen Kameraden im Vorbeigehen zu, während Janosch im Hintergrund seinen Schlüssel an den Rothaarigen weiterreichte und ihn bat, alles weitere in die Wege zu leiten.
Aber darauf achtete Markus schon gar nicht mehr, denn was immer die Verrückten auch vorhaben mochten... es würde dieses Mal ohne seine Mithilfe stattfinden müssen.
Als er den Ausgang gerade erreicht hatte und die abgenutzte Türklinke runterdrückte, vernahm er noch einmal die drohende Stimme von Janosch in seinem Rücken.
„Sechs Tage, Hitlerjunge! Du hast sechs Tage Zeit, deinen Arsch wieder hierher zu bewegen. Sonst wird die große Abrechnung ohne dich stattfinden.“
„Ich scheiß auf dich, Janosch.“, murmelte Markus verächtlich, ohne sich nochmal zu ihm umzudrehen. „Ich scheiß auf euch alle.“
„Ja ja, schon klar. Wir sehen uns dann am Staudamm! Du weißt ja wo...“, rief ihm der Rothaarige unbeeindruckt nach, bevor Markus wütend die Tür hinter sich zuknallte und die anderen mit ihren finsteren Racheplänen alleine ließ.

Kapitel 28

Während der langen Zugfahrt nach Hause bemühte sich Markus, eine zeitlang nicht mehr an aufplatzende Nazi-Schädel, einsturzgefährdete Ruinen und die genaue Prozedur beim Zusammenbauen eines Schnellfeuergewehrs zu denken.
„Du hast jetzt Ferien!“, sagte er mahnend zu sich selbst. „Für sechs Tage. Mindestens. Genau, wie Janosch gesagt hat. Und wer weiß... vielleicht sogar noch viel länger! Also mach sie dir nicht kaputt, indem du deine Arbeit mit nach Hause nimmst. Entspann dich und schau dir die schöne Gegend an!“
Vor ihm bauten sich im Rhythmus der gemächlich tuckelnden Bahn unbekannte Landschaften auf. Die flachen Felder wechselten sich mit größeren Waldgebieten ab, vereinzelt zogen auch idyllische Dörfer und kleinere Städte am Fenster vorbei, denen Markus jedoch nicht das geringste Interesse entgegenbrachte.
Kaum vorstellbar, wie sehr ihn eine solche Zugfahrt noch vier Jahre zuvor fasziniert hätte. Jetzt starrte er nur teilnahmslos in die Welt hinaus, ohne sich auch nur ein kleines bisschen daran erfreuen zu können.
Auch die im Abteil herumtollenden Kinder nahm er kaum wahr. Vielmehr gingen ihm bei ihrem Anblick bloß Bilder von strammstehenden, streng dreinschauenden Erwachsenen durch den Kopf, die stolz eine Fahne in die Höhe reckten und sich dabei gegenseitig an Gehorsam und Austauschbarkeit zu übertreffen versuchten. Fast ein wenig geschockt dachte Markus daran, dass sie alle einmal fröhlich lachende Kinder gewesen sein mussten... genau wie die, die sich jetzt hier mit ihm im Zug befanden.
Wie war das möglich?
Wie konnte eine so hoffnungsvolle Saat nur so dermaßen verkommen?

Die letzten paar Kilometer von Lehenburg aus ging er zu Fuß.
Mit jedem Schritt, den er tat, wurde ihm die Umgebung vertrauter. Es war zweifellos der Ort seiner Kindheit... das, was er einmal „Heimat“ genannt hatte.
Doch jetzt war Markus nur noch ein Fremder hier. Die elegante Kleidung, die Melone auf dem Kopf, sein Spazierstock, die ungewöhnlich langen Haare und seine düsteren Gedanken... alles an ihm war viel zu anders, als dass es noch in irgendeiner Weise in dieses kleine, spießige Bauernkaff hineingepasst hätte.
Und auch wenn Markus genau wusste, dass er jeden der neugierig in seine Richtung glotzenden Dorfbewohner im Ernstfall wie eine Fliege zerquetschen konnte, war ihm doch jeglicher Augenkontakt mit ihnen spürbar unangenehm.

Sie machten ihm Angst. Ihre Naivität, die Unbekümmertheit, mit der sie ihrem Alltag nachgingen... am meisten schockierte Markus aber die Vorstellung, dass er jetzt vielleicht selber noch einer von ihnen sein würde, wenn ein paar entscheidende Dinge in seinem Leben anders gelaufen wären… ein ahnungsloser Bauer, der skeptisch den schüchternen, edel gekleideten Fremden begutachtete, der gerade an ihm vorüberschritt, ohne auch nur einmal auf den Gedanken zu kommen, dass dieser Fremde die brodelnde Hölle in sich trug und ein einziger falscher Satz genügen könnte, um ihn Tod und Vernichtung auskotzen zu lassen. Nein, so unwissend wollte Markus nie wieder sein. Nicht, so lange es da draußen Menschen wie ihn und Janosch gab.

Vor Benjas Elternhaus blieb er zum ersten Mal stehen.
Er schaute minutenlang schweigend in den Garten... blickte auf die vielen bekannten Plätze, die einmal so voller Leben und glücklichem Kinderlachen gewesen waren. Jetzt lag eine dicke Laubschicht auf der Holzbank, und das Gartenhäuschen, in dem er sich mit Benja früher oft versteckt hatte, schien längst zu Brennholz für den Winter verarbeitet worden zu sein.
Markus wollte schon deprimiert weitergehen, als sich ihm aus dem Gartentor langsam eine stämmige, verunsichert dreinblickende Gestalt näherte.
Es war Benjas Vater. Seine Augen schienen sich förmlich an dem fremden Jungen festzuklammern, die Lippen in dem faltigen Gesicht bebten. Er musste in den letzten Jahren offenbar stark gealtert sein.
„Markus?“, fragte er. „Du bist es, hab ich Recht?“
Markus nahm seinen Hut ab und strich sich die Haare aus dem Gesicht, damit der Alte ihn besser erkennen konnte.
„Was ist denn nur passiert? Wo zur Hölle seid ihr damals bloß hingegangen?“
Ganz offensichtlich hatte man ihn über den Tod seines Sohnes und das, was in der Gegenwelt vorgefallen war, nie informiert.
„Und Benjamin? Was ist mit Benjamin? Ist er... “
Markus nickte.
„Ja. Er ist... im Kampf gefallen.“
„Dieser verdammte Krieg.“, fluchte sein Vater leise. „Wir waren alle so dumm! Ich verfluche diese Nazi-Verbrecher, die meinem Sohn eingeredet haben, dass er für sein Vaterland zu kämpfen hat. Er hatte doch genauso wenig Ahnung wie wir anderen auch. Er war noch so jung...“
Fast schien der stattliche Mann weinen zu wollen, doch er beherrschte sich.

Markus kam langsam näher. Der Alte sollte nicht denken, dass Benja als sinnloses Kanonenfutter gestorben war.
„Soll ich ihnen was verraten? Sie haben sich in ihrem Sohn gewaltig getäuscht!“, stellte er unmissverständlich klar. „Benja hatte schon länger als ich, sie, oder irgendwer sonst in diesem Kaff geahnt, was für ein Irrsinn in unserem Land vor sich ging. Er starb als Held im Kampf für die Freiheit. Nicht für die Nazis oder die Amerikaner oder sonstwen.“
Die Augen seines Vaters weiteten sich.
„Dann... dann war er also ein Held.“, seufzte er fast erleichtert. „Aber ich habe es ihm wohl nie so richtig zugetraut...“
Im Hintergrund öffnete sich die rustikale Haustür, und eine mollige Frau mit einem Baby auf dem Arm schaute neugierig auf die Straße hinaus. Wie es aussah, hatte der Typ auf seine alten Tage noch einmal Nachwuchs gezeugt.
„Hat er von mir gesprochen?“, fragte Benjas Vater aufgeregt. „Hat er doch sicher, oder? Was hat er gesagt?“
Markus blickte ihm mit einer Mischung aus Mitleid und Verachtung in die Augen.

„Ach, das Übliche...“, erklärte er seelenruhig. „Dass er sie niemals wieder sehen will, dass er ihre Schläge satt hat. Ja, ein paar mal hat er sich sogar gewünscht, sie wären tot. Aber...“, fügte er rasch hinzu, bevor Benjas Vater etwas darauf erwidern konnte. „...das haben sie sich selbst zuzuschreiben! Sie haben ihn nie als gleichwertigen Menschen betrachtet. Immer nur als einen jungen Hund, der dressiert und gefügig gemacht werden wollte.“
Der Alte wischte sich desillusioniert eine Träne aus dem Gesicht.
„Ich war wohl kein sehr guter Vater... auch wenn ich mir das immer wieder eingeredet habe...“
Markus sah mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen zu der Frau und dem Kleinkind herüber, das ihn mit kritischen, grünblauen Augen musterte.
„Vergessen sie’s. Sie können Benja nichts mehr geben... das ist vorbei. Aber sie können es beim nächsten Mal besser machen! Seien sie ihrem Kind ein guter Kumpel, kein strenger Führer. Denn ich glaube, Führer hatten wir in diesem Land schon genug.
Und wenn der Kleine später einmal einen besten Freund hat und die beiden in ihrem Übermut das halbe Dorf auf den Kopf stellen... seien sie nicht zu streng zu ihm. Er wird sie eines Tages stolz machen. Ganz sicher!“
Der Mann nickte ihm dankbar zu. Dann setzte Markus bedrückt seinen Hut auf und verabschiedete sich von ihm.
Als er in die Augen des Babys geblickt hatte, die ihn so sehr an die Augen von Benja erinnerten, hätte er am liebsten laut losgeheult.
Aber nicht einmal dazu schien er nach allem, was er in den letzten Jahren durchgemacht hatte, noch in der Lage zu sein.

Markus’ Mutter und seine Schwester Marie, die mittlerweile zu einem knackigen jungen Teenager herangereift war, freuten sich natürlich überschwenglich, als der fast sicher Totgeglaubte auf einmal so unverhofft in seinem Elternhaus auftauchte.
Leider konnte sein Großvater diese Überraschung nicht mehr miterleben, denn er war, wie sie ihm später mitteilten, im letzten Kriegswinter an einer verschleppten Lungenentzündung gestorben.
Sein Vater hingegen wurde immer noch vermisst. Ob er nun in Kriegsgefangenschaft geraten oder gefallen war, vermochte ihnen niemand zu sagen... und es war deutlich zu spüren, wie sehr diese Ungewissheit Mutter und Schwester noch immer belastete.

Natürlich musste Markus erst einmal erzählen, wie es ihm in der Fremde ergangen war, und weswegen er damals überhaupt so Hals über Kopf sein Zuhause verlassen hatte.
„Benja und ich... wir haben uns dem Widerstand angeschlossen.“, meinte er nur knapp, da er sich nicht sicher war, inwieweit seine so befremdlich normal wirkenden Angehörigen die grausamen Einzelheiten seiner Kriegserlebnisse überhaupt verkraften würden. „Wir haben gekämpft. Er ist gefallen. Ich habe überlebt.“
„Oh Markus... das ist alles so furchtbar.“, erwiderte seine gläubige Mutter schon jetzt sichtlich mit der Ohnmacht ringend. „Aber trotz allem danke ich Gott dafür, dass er dich wieder heil zurück nach Hause geführt hat!“
„Ja. Der verlorene Sohn...“
Markus musste grinsen.
War es nicht seltsam? Wenn ein Kind von zu Hause ausbüchste und nach zwei Stunden zurückkam, wurde es wütend angebrüllt und bekam den Hintern voll. Kehrte es hingegen erst nach einigen Jahren zurück, dankten sie alle ihrem Gott und lagen sich glücklich in den Armen...
Markus hatte das nie so ganz verstanden. Aber es war wohl einfach eine typisch menschliche Eigenschaft, den wahren Wert manch scheinbarer Selbstverständlichkeit erst dann erkennen zu können, wenn sie einem einmal mit Gewalt entrissen worden ist.

In den folgenden Tagen versuchte er, sich wieder langsam an ein normales Leben heranzutasten, in dem völlig andere Dinge im Mittelpunkt standen als das ewige Verstecken und aus der Deckung heraus Zuschlagen, das in den vergangenen Monaten seinen kompletten Alltag ausgemacht hatte.
Es sollten fünf Tage werden, in denen unglaublich viele Erinnerungen an früher hochkamen. Zum Beispiel, als er draußen beim Luftschnappen die alte, verwitterte Gartenbank betrachtete. Er und Benja hatten im Sommer oft darauf gesessen, und Markus erinnerte sich noch gut an eine ganz bestimmte Nacht. Es war irgendwann 1941, kurz nachdem sein Vater einberufen worden war.
Traurig und verloren schaute er damals in den klaren Sternenhimmel hinauf... wie ein schwacher, entwurzelter Grashalm, der sich schon vor jedem leichten Windstoß fürchtete, ohne etwas von dem heraufziehenden Orkan zu ahnen.
„Ich glaube irgendwie, er wollte gar nicht gehen.“, murmelte Markus leise vor sich hin. „Er sagte, es sei seine Pflicht. Aber er hat dabei geweint.“
„Verrückte Welt.“, erwiderte Benja kopfschüttelnd. „Mein Alter hätte was weiß ich was dafür gegeben, den Bolschewisten in den Hintern treten zu können. Aber wegen seinem kaputten Rücken haben sie ihn nicht genommen. Jetzt sitzt er fast nur noch zu Hause rum und meckert.“
„Würdest du da etwa hin wollen? In den Krieg?“, wollte Markus wissen.
Benja verzog sein Gesicht zu einer grimmigen Schnute.
„Du weißt doch, als ich mal beim Spielen auf den rostigen Nagel getreten bin. Das hat höllisch weh getan... und ich frage mich, wie es sich dann erst anfühlen muss, wenn einem eine Kugel die inneren Organe zerfetzt. Ich bin mir sicher, das ist nichts, um das man sich reißen sollte!“
Er starrte eine Weile übelgelaunt auf den Boden. Doch dann blickte er wieder zu Markus auf und lächelte.
„Ehrlich gesagt... ich glaube, ich will für überhaupt niemanden kämpfen, den ich nicht persönlich kenne! Unser verehrter Führer mag vielleicht den Durchblick haben, was Politik und Strategie angeht. Aber, naja, wie soll ich sagen... ich kann mit ihm nicht hier sitzen, meinen Arm um ihn legen und in die Sterne schauen. Verstehst du? Das kann ich nur mit dir. Daher wärst du auch der einzige Mensch, für den ich mich jemals abknallen lassen würde.“

Markus sprang hastig auf und rannte davon... über die Felder, bis zum nahen Wald. Weg von seinen gnadenlosen Erinnerungen. Weg von der Erkenntnis, dass er die beste Zeit seines Lebens schon längst hinter sich hatte.
Doch es half nichts. Die Bäume erzählten Geschichten. Jeder verfluchte Strauch am Wegrand schien ihm eine neckische Anekdote aus seiner glücklichen Kindheit zuhauchen zu wollen. Erst, als er nach einer knappen halben Stunde Dauerlauf an dem kleinen Waldsee ankam, an dem er mit Benja an unzähligen Sommertagen gebadet und rumgealbert hatte, beruhigte sich Markus wieder ein wenig und ließ sich entkräftet auf einem alten Holzsteg niedersinken.

Die sanften Wellenbewegungen des Wassers und die stille, saubere Luft hier draußen brachten ihm schon nach kurzer Zeit einen Anflug von Frieden und Ausgeglichenheit zurück. Erst jetzt wurde ihm auch so richtig bewusst, wie sehr er, der einst so naturverbundene Bauernbursche, unter dem Dreck und den kalten, grauen Häuserfronten der Großstadt gelitten hatte.
Dazu noch der Lärm, der Gestank, und das ewige Gewusel der Menschen, die in den Stoßzeiten wie ein nicht enden wollender Strom an einem vorüberzogen...
Markus konnte nie sagen, was sie gerade empfanden, wo sie hin wollten, oder ob von ihnen irgendeine Bedrohung ausging.

Begegnete man dagegen hier auf dem Land jemandem, konnte man ziemlich schnell sagen: Das ist der Bauer Soundso, der gerade zu seinem Feld fährt... oder der Dorftrottel, der schon morgens mit einer Flasche Bier herumeiert... oder ein Sonntags-Urlauber aus der Stadt, der sich augenscheinlich das falsche Schuhwerk für seine Wanderung ausgesucht hat.
Es war alles wesentlich nachvollziehbarer, viel weniger anonym, so dass man hier auf dem Land wohl erst gar nicht auf solche finsteren Gedanken kommen konnte wie Janosch und dessen verwahrloste Stadtkinder... von wegen, dass die Menschen eingepfercht wie die Hühner vor sich hinvegetierten und förmlich darum bettelten, von ihrem Leiden erlöst zu werden…
Nein, das waren Stadtgedanken. Und Janosch-Gedanken, mit denen sich Markus ohnehin nicht mehr abgeben wollte.
Sie gehörten einfach nicht in diese Gegend.

Markus beobachtete melancholisch das glitzernde Sonnenlicht, das dem eigentlich ziemlich trüben See einen geradezu märchenhaften Glanz verlieh.
Wie gern wäre er jetzt darin eingetaucht, um sich irgendwo auf den dunklen, schlammigen Grund zu setzen und das Licht von unten zu beobachten... wie ein Fisch, der von dem ganzen Wahnsinn, der einige Meter über ihm geschah, nicht das geringste mitbekam, und für den die ganze Welt nur aus diesem See mit seinen überschaubaren Freuden und Gefahren bestand.
Doch nachdem Markus seinen Arm eine zeitlang sehnsuchtsvoll durch das verlockende Nass gezogen hatte, musste er enttäuscht feststellen, dass das Wasser zu dieser Jahreszeit längst viel zu kalt war, um ernsthaft für immer ein Fisch sein zu wollen.
Damals hatte es sich völlig anders angefühlt...
Damals, als er und Benja nach dem Schwimmen in ihren Badehosen auf dem Steg lagen, um sich von den Kräften der Natur trocknen zu lassen, und er gedankenversunken dabei zuschaute, wie die Wassertropfen auf Benjas sonnengebräunter Haut abperlten und beim Herunterlaufen allmählich kleiner wurden.
Irgendwie gefiel ihm dieser Anblick, auch wenn er sich normalerweise von halbnackten Männern, insbesondere von seinem Vater oder ihrem wie ein Bär behaarten Scharführer, eher abgestoßen fühlte.
Vielleicht lag es einfach daran, dass Benja für ihn kein typischer Mann oder Junge war. Markus hatte ihn nie als Angehörigen eines bestimmten Geschlechts angesehen, genausowenig, wie er ihn je aufgrund seiner Herkunft für einen Bauern oder wegen seiner schlechten Schulnoten für einen Dummkopf gehalten hätte.
Benja passte einfach in keine dieser Schubladen. Vermutlich galt das für alle Menschen... aber bei Benja war das Besondere eben noch ein gutes Stück ausgeprägter als bei den meisten anderen.

„Hey Mark, schau mal her.“, meinte Benja, während er fasziniert seinen eher dünnen Oberarm betrachtete. „Findest du, dass ich ordentlich Muskeln habe?“
Er spannte angestrengt seinen Arm und hielt ihn seinem Freund auffordernd vor die Nase.
„Naja...“, erwiderte Markus um Ernsthaftigkeit bemüht. „Bei Johnny Weißmüller sieht das ein bisschen anders aus. Aber für nen Vierzehnjährigen ist das schon in Ordnung, denke ich...“
Doch Benja ließ nicht locker.
„Komm, fass mal an und überzeug dich selbst! Ich bin halt eher der drahtige Typ, dem du das nicht gleich auf den ersten Blick ansiehst... aber wirst schon sehen, da ist was dahinter.“
Skeptisch berührte Markus die weiche Haut seines Freundes, konnte aber außer einem kleinen Knoten nichts feststellen, was irgendwie auch nur im Entferntesten an das herangekommen wäre, was beispielsweise Heinz Stauffer in seinem Oberarm mit sich herumschleppte.

„Hmm ja, geht so.“, kommentierte er vorsichtig, da er mittlerweile fast trocken war und keine große Lust darauf verspürte, von dem in seiner Eitelkeit gekränkten Benja noch einmal zurück ins Wasser befördert zu werden.
„Zeig mal bei dir!“
Ohne auf eine Erlaubnis zu warten, beugte sich Benja über ihn und betastete neugierig seinen Oberarm.
„Und?“, fragte Markus amüsiert. „Zufrieden?“
Benja grinste nur und klatschte ihm seine nasse Hand auf die Schulter.
„Ehrlich, Mark... wenn du ein Mädchen wärst, fänd ich das Ärmchen voll niedlich!“
„Niedlich?“, ereiferte sich Markus. „Ich zeig dir gleich, wer hier niedlich ist.“
Mit diesen Worten stürzte er sich auf ihn, um den deutlich schmächtigeren Knirps an seiner Seite auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Doch Benja schien auf einen solchen Angriff nur gewartet zu haben, denn er tauchte geschickt unter Markus hinweg und versuchte ihn dann seinerseits mit einem entschlossenen Hebelgriff zu Fall zu bringen.
Sie rauften eine Weile ausgelassen, mit dem Ergebnis, dass sie schließlich beide ins Wasser stürzten und...

Eine kalte, über den See wehende Windböe riss Markus aus seinen Erinnerungen in die einsame Wirklichkeit zurück.
Inzwischen war die wärmende Sonne komplett hinter grauwuchernden Wolken verschwunden, und es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis über dem abgelegenen Waldsee die ersten Regentropfen niedergingen.
Markus vergrub traurig den Kopf unter den Armen.
Was würde er jetzt nicht alles geben für eine kurze Berührung seines Freundes? Für einen einzigen dieser zufälligen Körperkontakte, die zumeist von Benjas Initiative ausgingen, und die dann oftmals in einer wilden Balgerei endeten... so selbstverständlich... so unschuldig... Wirklich unschuldig?
Markus horchte auf, denn ihm fielen urplötzlich wieder Fragmente seiner Unterhaltung mit Nemo ein. Damals, im Dorf der Gegenweltler, als er sich mit Benja wegen deren unkonventionellen Moralvorstellungen in die Haare bekommen hatte.

„Vermutlich hätte er aus deinem Mund lieber andere Worte gehört. Nicht dieses braune Geschwätz von Volk, Rasse und Vaterland, das euch in der Schule beigebracht wird. Oder... oder er ist heimlich in dich verknallt. Das würde seine Reaktion natürlich auch erklären, wenn du mich fragst.“
„Was? Benja? Was reden sie da? Sie kennen ihn doch gar nicht! Benja ist ganz sicher nicht schwul. Sonst wäre ich es wahrscheinlich auch. Außerdem hat er sich ja schließlich in Natalie verknallt, oder irre ich mich da?“
„Das ist euer Problem, Junge, nicht meins. Ich weiß nur, dass sich da draußen unzählige Menschen aus Angst davor, von ihrer Herde ausgestoßen zu werden, durch ihr ganzes Leben lügen... nur wegen dieser verdammten gesellschaftlichen Tabus, die letztlich keinem etwas nützen.“
„Benja ist anders! Benja sagt einem immer geradlinig ins Gesicht, was er denkt. Er würde nie lügen... außer vielleicht... für unsere Freundschaft oder so. Was weiß denn ich.“

Auf einmal war sich Markus nicht mehr so sicher, was da die ganze Zeit über zwischen ihm und Benja abgelaufen war...
Wenn er daran dachte, wie sie sich früher bei jeder sich bietenden Gelegenheit umarmt oder gegenseitig in den Schwitzkasten genommen haben... wie ihm Benja nachts in seinem Zimmer diesen einen verstohlenen Kuss auf die Wange gedrückt hatte... und wie gerne er sich im Nachhinein an diesen Moment zurückerinnerte...

Bedeutete das jetzt etwa, dass er und Benja... schwul... waren?
„Und wenn schon.“, versuchte sich Markus hastig einzureden. „Du hast an die zwanzig Menschen erschossen! Dann kommt’s darauf ja wohl auch nicht mehr an.“
Doch es kam leider sehr wohl darauf an. Denn wenn es wirklich so gewesen sein sollte... wenn sich Benja und er tatsächlich insgeheim nach mehr gesehnt hatten, und es einzig ihre Angst war, die sie bis zuletzt davon abhielt, einander noch näher zu kommen... dann hätte sich Markus das nie verzeihen können. Niemals!
Nicht jetzt, wo alles unwiederbringlich verloren war, und es auch nicht mehr viel schlimmer hätte kommen können, wenn sie sich damals noch getraut hätten, diesen letzten Schritt aufeinander zuzugehen.

„Diese scheiß Tabus, diese verfluchten, gottverdammten Konventionen...“, sprach Markus den Tränen nahe zu sich selbst, während er mit den Fäusten zornig auf die harten Holzbalken des Stegs einprügelte.
„Wie wenig ist dadurch jemals gerettet worden? Und wie unermesslich viel wurde dadurch zerstört? Wie glücklich hätten wir werden können ohne diesen ganzen Mist? Wie glücklich???“
Die letzten Worte schrie er regelrecht in den Himmel hinaus, als wollte er jeden, der jetzt da oben selbstgefällig auf seine Schöpfung herabschaute, allein durch seine Stimmgewalt aus allen Wolken fallen lassen.
„Wer hat sich diese ganze Scheiße nur ausgedacht? Wer??“
Markus betrachtete seine aufgescheuerten Fingerknochen und das auf dem Steg klebende Blut. Dann schlug er noch unzählige weitere Male auf das Holz ein.
Wenn wenigstens die Vergangenheit perfekt gewesen wäre, er hätte die kaputte Gegenwart vielleicht noch irgendwie ertragen können... aber diese Ahnung, dass sie damals, trotz ihrer Freundschaft und allem, was so wunderbar gewesen war, vielleicht immer noch unter ihren eigentlichen Möglichkeiten gelebt hatten, steckte wie ein vergifteter Stachel in seiner Seele. Und alles nur wegen den anderen! Wegen deren krankhaftem Wahn, nicht nur ihr eigenes Leben kontrollieren und in ein enges Moralkorsett stecken zu müssen, sondern die Leben ihrer Kinder und Nachbarn gleich mit.
„Gottverdammtes Menschenpack!“, brüllte Markus weiter. „Janosch hatte Recht. Ihr müsst alle weg! Alle!! So lange ihr da seid, wird alles Grenzen haben. Selbst das Glück! Selbst das gottverdammte Glück...“
Er spürte einen schmerzhaften Krampf in seinem Bauch und beugte sich nach vorne über das Wasser, um sich zu übergeben. Aber außer einem Faden zähflüssiger Spucke wollte auch nach längerem Würgen und Brechen nichts aus seinem ausgetrockneten Hals herauskommen.
„Sechs Tage, Hitlerjunge! Sechs Tage!“, glaubte er auf einmal dicht hinter sich Janoschs Stimme zu hören.
Er drehte sich erschrocken um… doch alles, was er erkennen konnte, waren ein paar verschwommene Bäume und der jetzt immer stärker auf den See herniederprasselnde Regen. Markus reckte verzweifelt seinen Kopf in die Höhe, um von dem kalten Nass seinen heißgelaufenen Schädel kühlen zu lassen.
„Jetzt dreh bloß nicht durch!“, flüsterte er beinahe beschwörend zu sich selbst. „Nicht hier, nicht zu Hause! Janosch ist weit weg in in der Stadt. Genau wie seine wilde Horde. Nur du bist hier. Und du wirst ihnen nicht die Freude machen und vorzeitig zu ihnen zurückgekrochen kommen. Ganz sicher nicht! Du ziehst das jetzt durch, genau wie geplant... Du hast Ferien, schon vergessen?“
Markus grinste, wischte sich die Rotze aus dem Gesicht und rappelte sich dann vorsichtig auf, um sich wieder auf den Heimweg zu machen.
„Nein, ich hab’s nicht vergessen. Ich habe Ferien... mitten im Oktober... wie genial ist das denn?! Benja, wenn du jetzt hier wärst... das würdest du mir nicht glauben...“

Als Markus bei seinem Elternhaus ankam, hatte er seine Emotionen wieder weitestgehend unter Kontrolle gebracht. Schließlich sollten seine Mutter und seine Schwester, die sich vermutlich schon mehr als genug Sorgen machten, auf keinen Fall sehen, wie dreckig es ihm tatsächlich ging.
Er trottete an ihnen vorbei, als sie gerade in der Stube beim Essen saßen, und raunte ihnen ein kurzes, gleichgültiges „Hallo, ich bin zurück“ zu... dann stieg er ohne weiter auf die beiden zu achten die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.
Hinter sich drehte er den Schlüssel im Schloss herum und ließ sich dann niedergeschlagen auf sein Bett fallen.
Während er so dalag und gedankenverloren an die Decke starrte, musste er unwillkürlich daran zurückdenken, wie er vor sechs oder sieben Jahren die Masern hatte und tagelang nicht raus konnte.
Benja durfte wegen der Ansteckungsgefahr nicht zu ihm nach oben kommen... aber selbstverständlich hatte er sich nicht daran gehalten und war heimlich durchs Fenster eingestiegen.

„Du wirst dich anstecken.“, murmelte Markus schläfrig.
„Eben.“, erwiderte Benja leise und lächelte. „Dann bin ich genauso aussätzig wie du, und unsere Eltern können uns wieder bedenkenlos zusammenkommen lassen.“
Markus hustete stark, bäumte sich kurz ruckartig auf und lehnte sich danach vorsichtig wieder zurück.
„Benja... wenn ich jetzt sterben muss...“
„So schnell stirbt man nicht.“, unterbrach ihn Benja beruhigend.
„Ja, aber wenn... zu wem würdest du dich dann in Zukunft ins Zimmer schleichen?“
Benja überlegte.
„Hmm, vielleicht zu irgendeinem hübschen Mädchen?“
„Du würdest mich wohl gar nicht vermissen, was?“, fragte Markus herausfordernd nach.
„Kaum.“, erwiderte Benja nicht ganz ernstgemeint.
Dann sah er ihm lächelnd in die Augen.
„Und weißt du auch, warum? Weil du immer mit dabei wärst! Bei jedem Fußballspiel, bei jedem Dorffest, bei jedem Fick. Ich kenn dich doch schon so lange, Mark... in dieser ganzen Zeit habe ich schon so viel von dir aufgenommen, dass du, so lange ich noch am Leben bin, gar nicht sterben kannst. Auch dann nicht, wenn deine Knochen schon längst in irgendeinem Grab vor sich hin faulen.“

Auf einmal überkam Markus die tröstliche Gewissheit, dass das Ganze auch umgekehrt seine Gültigkeit haben musste. So lange er noch am Leben war, lebte auch Benja! Er war immer bei ihm... die ganze Zeit über, in jedem einzelnen seiner Gedanken... genau wie die Sonne nicht zu scheinen aufhörte, nur weil es Nacht wurde oder eine dichte Wolkendecke die Sicht versperrte. Sie war noch immer vorhanden... irgendwo da draußen, und in den Herzen all jener, die an sie glauben wollten.

„Was ist denn auf einmal mit dir los? So habe ich dich ja seit damals nicht mehr erlebt...“, staunte seine Mutter, als Markus nur kurze Zeit später freudestrahlend in die Wohnstube gestürzt kam.
„Mir ist gerade etwas Wichtiges klargeworden, Mama!“, verkündete er stolz. „Benja ist nicht tot... nein, er ist immer bei mir gewesen. Die ganze Zeit über!“
Er wollte ihr schon übermütig in die Arme fallen, riss sich aber zusammen, als er bemerkte, dass sie nicht alleine waren... denn auf der rustikalen Eckbank neben dem Kamin saß ein alter Mann und musterte ihn sichtlich überrascht von oben bis unten.

Markus brauchte eine Weile, um zu realisieren, um wen es sich bei dem etwas dicklichen Besucher handelte. Aber da er in seinem ganzen Leben nur einem einzigen Menschen begegnet war, der noch so einen altmodischen Kaiser Wilhelm-Bart trug, konnte es eigentlich nur einer sein:
Gottfried Henkel, ein Schwager seines Cousins, und Bürgermeister der kleinen Nachbargemeinde, mit dem Markus' Vater früher öfters mal zur Jagd gegangen war.
„Markus! Die Jule hat mir schon erzählt, dass du es nach Hause geschafft hast. Das ist wirklich ein Wunder!"
Er erhob sich etwas wackelig, um auf Markus zuzugehen und ihn mit einer Umarmung zurück im Leben willkommen zu heißen.
Doch auf halbem Weg stoppte er jäh und begutachtete den Jungen noch ein wenig genauer als zuvor.
„Eigenartig... du erinnerst mich verdammt stark an jemanden, weißt du das eigentlich?"
„Ach ja? An wen denn?", fragte Markus nicht wirklich interessiert.
Ehrlich gesagt hatte er den Alten noch nie so richtig leiden können. Er war ihm früher immer irgendwie grob und unangenehm erschienen... auch wenn er jetzt eher den Eindruck hatte, als ob er den Atem anhalten musste, um den Kerl nicht aus Versehen aus seinen Stiefeln zu pusten.
„Da waren diese amerikanischen Militärpolizisten.", erklärte ihm der Besucher arglos. „Sie haben ein großes Waldstück tagelang nach irgendwelchen Spuren durchsucht, und dann haben sie mir einige Bilder gezeigt... Bilder von kommunistischen Attentätern aus dem Osten. Wir haben sie bei uns unten im Rathaus aushängen, so dass ich sie mehrmals täglich vor mir sehe. Und naja, ich hätte fast schwören können, einer von denen sieht genauso aus wie du!"
„Ach wirklich?", erwiderte Markus beiläufig. „Ich wusste noch gar nicht, dass ich auf irgendeiner Fahndungsliste stehe..."
Er lächelte verschmitzt, so wie Benja es in dieser Situation getan hätte... doch insgeheim schossen ihm in jenem Moment eine Menge besorgniserregender Fragen durch den Schädel.
Wieso ermittelten die Bullen ausgerechnet hier in der Gegend?
Hatten sie Janoschs blutige Spuren bis hierher zurückverfolgen können?
Wussten sie etwa auch von der Gegenwelt?
Aber selbst wenn sie irgendwie davon erfahren haben sollten... wer würde die Engelskinder damit in Verbindung bringen können?
Pfarrer Brünneisen vielleicht?

„Naja, ihr jungen Leute mit euren langen Haaren und euren Stadtklamotten seht für mich aber auch irgendwie alle gleich aus.", entschuldigte sich der alte Gottfried, während er Markus einen kräftigen Händedruck verpasste und ihm gleichzeitig mit der anderen Hand herzhaft auf die Schulter klopfte.
„Die Zeiten ändern sich nunmal.", erklärte seine Mutter mit einem milden Lächeln auf den Lippen. „Und ich glaube, das ist auch gut so, nach allem, was wir durchgemacht haben..."
Darauf ließ der Bürgermeister von Markus ab, schaute skeptisch auf die Uhr und nahm dann langsam seinen Hut vom Tisch.
„Vermutlich hast du Recht, Jule. Markus, war nett, dich einmal wiederzusehen. Tja, ich muss dann mal wieder los!"
„Falls sich etwas Neues ergibt, meldest du dich doch sofort?", rief ihm Markus' Mutter noch ungeduldig hinterher.
„Natürlich. Ist doch Ehrensache!"

Nachdem der Alte die Tür hinter sich ins Schloss fallen lassen hatte, warf Markus seiner Mutter einen fragenden Blick zu.

„Der alte Onkel Gottfried! Den hatte ich ja schon völlig vergessen. Was um Himmelswillen wollte der denn hier?“
„Ach...“, seufzte sie und lehnte sich ein wenig kraftlos an den nahen Fenstersims. „Es geht um Papa. Gottfried hat da so ein paar merkwürdige Gerüchte aufgeschnappt... naja, du weißt ja, wie er ist.“
Markus musste daran denken, wie gerne er jetzt mit seinem Vater gesprochen hätte. Über dessen Brief, und vielleicht... vielleicht ja auch über alles andere, was in den letzten Jahren passiert war.
Irgendwie vermisste er das Gefühl, dass da immer jemand in der Nähe war, zu dem er mit allen Problemen kommen konnte… der zwar manchmal etwas genervt reagierte, wenn Markus und Benja mal wieder Unsinn angestellt hatten, der aber letzten Endes immer wie ein Fels für seine Familie einstand, wenn es hart auf hart kam.
Janosch war nicht wirklich ein Ersatz dafür. Der wusste zwar auch auf alles eine Antwort, aber sein Vater hatte die Probleme irgendwie diplomatischer und vor allem menschlicher zu lösen verstanden... und eigentlich wollte Markus ja jetzt sowieso nicht an Janosch denken.
„Was für Gerüchte?“, fragte er daher schnell, um sich durch das Gespräch abzulenken. „Was ist mit Papa passiert?“
Seine Mutter zuckte nur ratlos dreinschauend mit den Schultern.
„Ich weiß es nicht. Und Gottfried weiß auch nichts Genaues. Aber er hat mir vom Brief eines Deserteurs erzählt, den man in einem Stall in Pommern gefunden haben soll...
Angeblich kam er hier aus der Gegend, und Gottfried meinte, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Papa handeln würde. Gottfried hat dort in der Gegend Verwandte, und einer von denen will ihn am Abend zuvor auf der Straße erkannt haben.“
Sie schluckte kurz... doch für Markus war diese Geschichte natürlich nichts Neues, wenngleich ihm Janosch nichts von den genauen Umständen erzählt hatte, unter denen der Brief damals der Gestapo in die Hände gefallen war.
„Das Seltsame daran ist, dass sich fast alle Bewohner dieses Dorfes in Luft aufgelöst haben sollen...“, fuhr seine Mutter mit leichter Gänsehaut fort. „Sie sind einfach verschwunden. Gottfried meinte, dass die Nazis dort ein geheimes Experiment mit irgendeiner Wunderwaffe ausprobiert hätten. Gottloses Teufelszeug eben. Wer weiß, was da mit der Zeit noch alles zum Vorschein kommen wird...“
Auf einmal durchfuhr Markus ein eisiger Schauer.
Er sah wieder die schwarzen Flecken vor seinen Augen, und glaubte für einen Moment, die Besinnung verlieren zu müssen. Erst, als er sich haltsuchend am Esstisch abstützte, wurde es wieder etwas besser.
„Diese Wunderwaffe...“, stammelte Markus nur. „Ich glaube, es gibt sie wirklich. Ich habe erst letzte Woche den Bauplan vor mir liegen sehen!“
Langsam schien sich alles zusammenzufügen. Sein eigener Vater... sein eigener Vater ist durch dieses Scheißding umgekommen! Und jetzt wollte es die Ironie des Schicksals, dass er selbst dabei zusah, wie Janosch und dessen Freunde damit die Erde entvölkerten. Denn genau das war es doch, was sie mit der Erfindung dieses Professors vorhatten!
Die ganzen Andeutungen, die Janosch immer gemacht hatte... das Gespräch in der Kneipe...
„Aber Junge... Markus... das ist ja schrecklich.“, stammelte seine Mutter, die auf Markus einmal mehr einen ziemlich überforderten Eindruck machte. „Ich habe gedacht, das wäre alles nur Seemannsgarn, was sich die Soldaten halt so erzählen. Sag mal, du hast doch hoffentlich nichts damit zu tun?“
Markus fühlte sich auf einmal wieder so klein wie ein Fünfjähriger. Seine Mutter schaffte es wirklich, sein in den langen Jahren des Blutvergießens mühsam aufgebautes Selbstbewusstsein mit einem einzigen Satz zunichte zu machen.

„Nein...“, wand er sich hin und her wie ein kleines Kind. „Nein, natürlich nicht, Mama. Ich... ich meine, ich bin viel rumgekommen in der Welt, weißt du... da sieht man eben viele Dinge... das ist alles!“
Seine Mutter schien ihm das nicht wirklich abzunehmen, beschloss aber, die Sache auf sich beruhen zu lassen... so, wie man es hier auf dem Land eigentlich immer tat, wenn einem für ein angesprochenes Problem nicht sofort eine sinnvolle Lösung einfallen wollte.
Nur Markus konnte seine Gedanken jetzt nicht mehr so einfach hinunterschlucken.
„Sag mal... meinst du nicht, dass es irgendwo das Beste wäre für die Menschheit, wenn sich der Großteil von ihnen einfach in Luft auflösen würde? Ich meine, Überbevölkerung, Käfighaltung und so...“, versuchte er etwas wirr, die Argumente, die er damals von Janosch aufgeschnappt hatte, wiederzuverwerten. „Die kennen sich kaum. Es ist doch kein Sadismus, sie einzuschläfern, oder? Ich meine, denk doch mal an die ganzen Tiere, die niemand mehr schlachten wird! An die Natur, die wieder erblühen kann... das wäre doch fast wie in der Bibel, nur ohne Adam und Eva. Aber die Äpfel und die Schlangen wären glücklich...“
Er fuhr sich hilflos über die nassgeschwitzte Stirn und schaute unruhig im Zimmer umher. Was laberte er da eigentlich gerade für einen Mist zusammen?
Verdammt, er war hier daheim, bei Mama und Marie... und nicht in einem verlassenen Fabrikgebäude mit irgendwelchen Junkies!
Doch seine Mutter schien ihm sein Geschwätz nicht übel zu nehmen. Im Gegenteil... sie ging zwei Schritte auf ihn zu, nahm ihn in den Arm, und dann sagte sie etwas, was Markus in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen sollte.
Sie sagte:
„Es wird alles wieder gut!“
Jeder andere hätte von Markus für diesen Satz in dieser Situation nur ein verächtliches Kopfschütteln geerntet. Doch aus dem Mund seiner Mutter klangen die Worte so rein, so wahrhaftig...
Vielleicht war es diese Reinheit, die Markus die ganze Zeit über davon abgehalten hatte, den letzten Rest Verstand zu verlieren und so zu werden wie Janosch und die anderen.
Dankbar drückte er seiner Mutter einen Kuss auf die Wange.
„Du hast so viel für mich getan, Mama!“, verkündete er feierlich. „Ich werde nicht zulassen, dass dich irgendjemand wegzaubert.“
Dann löste er sich von ihr und schaute leise fluchend auf den Kalender, der an der Wand neben der alten Kastenuhr hing.
Die sechs Tage waren ja schon fast um!
Er musste zurück. Janosch musste diesen ganzen Wahnsinn abblasen!
Denn Nazis und deren Helfer zu vernichten, war das Eine... doch unschuldige Menschen dafür zu bestrafen, dass sie sich vor der Grausamkeit der Welt einen verklärenden, bunt bepinselten Schutzwall aufgebaut hatten, etwas völlig anderes.
Vielleicht war es ja wirklich das Stadtleben, diese ständige Konfrontation mit der größenwahnsinnigen Schattenseite der menschlichen Zivilisation, dieser jahrelange Anblick der grauen Ruinen, der die Engelskinder so dermaßen abstumpfen ließ...
Wenn Janosch, D’Artagnan und die anderen nur eine Weile hier her aufs Land kommen würden, um von Markus’ Mutter bewirtet zu werden und die naive Herzlichkeit der Menschen zu erfahren... wer weiß, vielleicht würden sie irgendwann erkennen, dass sie falsch lagen... dass die Welt aus weitaus mehr bestand, als bloß aus Gewalt und blutigen Vergeltungsaktionen.
Markus wollte es ihnen zumindest nahelegen, auch wenn er genau wusste, dass er Janosch bislang noch nie von irgendetwas überzeugen konnte. Es war doch im Grunde immer nur umgekehrt gewesen. Janosch hatte einen Plan, und Markus und die anderen setzten ihn wie ferngesteuert in die Tat um…

„Was hast du, Junge?“, fragte die Mutter, als sie seine innere Unruhe bemerkte.
„Ich muss nochmal fort!“, erwiderte Markus, während er schon auf dem Weg zur Tür war.
„Aber warum denn? Du bist doch gerade erst angekommen...“, meinte sie besorgt.
Markus blieb noch einmal stehen und versuchte, ihren Blick und ihre Gesten wie ein Schwamm in sich aufzusaugen, um dieses gütige, naive Menschengeschöpf niemals wieder zu vergessen… selbst dann nicht, wenn er irgendwo am anderen Ende der Welt durch Blut und Schlamm kriechen würde.
„Ich muss da noch ein paar alten Kameraden klarmachen, dass der Krieg vorbei ist. Wenn ich nicht wiederkomme, dann sag Mariechen, dass ich sie lieb hab. Und dich hab ich auch lieb!“
Er fasste in seine Jackentasche und zog den verknautschten Brief heraus, den er vor lauter Erinnerungen fast vergessen hatte.
„Hier... das ist es, wovon Gottfried erzählt hat. Der letzte Brief von Papa. Frag nicht, wie ich ihn bekommen habe...“
Mit einem zuversichtlichen Lächeln drückte er ihr den Brief in die Hand, flüsterte leise „Mach’s gut, Mama.“, und machte sich dann hastig, ohne noch einmal zu ihr zurückzuschauen, auf den Weg zum Bahnhof. Wie der Held eines tragischen Theaterstücks, der im letzten Akt seiner unentrinnbaren Bestimmung entgegeneilte... dem großen, endgültigen Vorhang, der über seinem Leben herabfallen würde und alles, was noch nach Erlösung und Sühne lechzte, für immer und ewig unter sich begraben sollte.

Kapitel 29

Am nächsten Morgen kam Markus sichtlich erschöpft an dem großen Stausee im Thüringer Wald an, von dem ihm Janosch in der Vergangenheit schon mehrmals vorgeschwärmt hatte.
„Auf meiner Flucht habe ich mich mal für ein paar Tage dort versteckt. Und glaub mir, da draußen findet dich keiner... es sei denn, du willst, dass sie dich finden. Wenn die Welt irgendwo so etwas wie einen Arsch hat, dann hier.“
Diese Aussage konnte Markus nun, nachdem er die halbe Nacht durch den Wald marschiert war, nur bedingungslos unterschreiben.
Kein Dorf, keine Häuser, keine größere Straße... und kilometerweit nichts als Bäume. Zweifellos ein nahezu idealer Ort für menschenscheues Gesindel, das Böses im Schilde führte und dabei möglichst wenig Aufsehen erregen wollte.

Schon von Weitem fielen ihm drei verlassen herumstehende Lastwagen mit leergeräumten Ladeflächen auf. Was immer sie transportiert hatten, musste sich jetzt irgendwo da oben auf der Staumauer befinden.
Markus schielte den steinernen Damm hoch und versuchte angestrengt, irgendwelche Einzelheiten zu erkennen... doch das grelle Licht der aufgehenden Sonne blendete ihn viel zu stark, so dass er seinen Blick schnell wieder abwandte.
Direkt vor ihm befand sich eine schmale, steile Treppe, die am Rand des Staudamms empor führte.
Markus hatte das merkwürdige Gefühl, sie schon einmal hinaufgestiegen zu sein... konnte sich aber beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, wann genau das gewesen sein sollte. Vielleicht verwechselte er sie auch nur mit einer ähnlichen Treppe irgendwo anders. Auf jeden Fall würde aber wohl kein Weg daran vorbeiführen, sie zu benutzen, wenn er nicht umständlich der Straße folgen und noch mehr Zeit verlieren wollte.
Seine Beine schmerzten von dem langen Fußmarsch, vor allem sein Knie machte ihm wieder mächtig zu schaffen. Dennoch kämpfte sich Markus auf seinen Stock gestützt tapfer die steinernen Stufen nach oben... immer in der Hoffnung, dass es noch nicht zu spät war, um Janosch von seinem verrückten Racheplan abzuhalten.

Plötzlich verspürte Markus einen stechenden Schmerz hinter seiner Stirn. Ihm wurde schwindelig, und er sah wieder für einen Moment diese schwarzen Flecken vor den Augen, wie so oft in den vergangenen Monaten, wenn sich wieder ein längerer Aussetzer ankündigte.
„Verdammt! Nicht jetzt!“, fluchte Markus, während er sich wie ein Ertrinkender an das rostige Treppengeländer klammerte. „Bitte... Ich darf jetzt nicht schlappmachen! Ich muss doch die Welt retten... Ich muss da rauf!!“
Er versuchte, sich irgendwie abzulenken... noch ein paar dieser positiven Erinnerungen an seine Kindheit hervorzukramen, die ihm in den letzten Tagen so viel Kraft und Entschlossenheit verliehen hatten.
Spontan fiel ihm die riesige Eiche auf dem Hügel ein, die Benja in ihrem letzten gemeinsamen Sommer unbedingt hinaufklettern wollte.
Sie befanden sich beide schon gute acht Meter über dem Boden... die Äste unter Markus’ Füßen wurden immer dünner. Einige knirschten bereits bedrohlich bei jeder weiteren Bewegung von ihnen. Dennoch weigerte sich Benja beharrlich, umzukehren. Er wollte mindestens so hoch hinaus, bis er über die Wipfel der umstehenden Bäume hinweg ins Tal schauen konnte.

„Verrate mir, warum wir das machen, Benja!“, keuchte Markus, während er sich verkrampft an einen alles andere als stabil aussehenden Zweig krallte. „Warum haben wir uns nicht einfach da unten ins Gras gelegt und von der schönen Aussicht geträumt?“
„Und wenn nun das ganze Leben ein Traum ist?“, kam von etwas weiter oben nicht minder erschöpft zurück. „Dann würdest du wohl ständig nur träumen, wie du ängstlich im Gras liegst und von der schönen Aussicht träumst, anstatt dass du gleich davon träumst, auf einen hohen Baum zu klettern und selbst nachzuschauen, was?“
„Zumindest vergrößert das die Chance, dass ich auch morgen noch einen Traum haben kann!“, konterte Markus, dem Benjas Gedanken, seit sie bei Nemo und den anderen gewesen waren, zunehmend seltsam erschienen. „Hast du denn gar keine Angst, dass du abstürzt und dann plötzlich alles vorbei ist?“
Benja schaute verständnislos grinsend zu ihm zurück.
„Nein, Mark... weißt du, vor was ich viel mehr Angst habe? Dass ich den Baum nicht besteige und irgendwann trotzdem alles vorbei ist.“

Markus löste sich von seiner Erinnerung und schaute grimmig die verbliebenen Stufen hinauf. Auch wenn er damals nicht so ganz einordnen konnte, was ihm Benja da eigentlich sagen wollte... heute verstand er ihn.
Das Leben war dazu da, es einzusetzen... als Einsatz in diesem verdammten Menschen-Spiel, in dem man alles gewinnen und ebenso schnell alles verlieren konnte.
Doch wer nichts setzte und sein Leben stattdessen einfach nur verwaltete, der hätte sich den Kasinobesuch von vornherein sparen können... der war nur Inventar. Ein in der Gegend herumstehendes Möbelstück, das den risikofreudigeren Besuchern die Illusion eines echten Zuhauses vermitteln sollte.
Benja wollte nie zum Inventar gehören.
Und Markus nun auch nicht mehr. Es war Zeit, aus dem Schatten ins Licht zu treten und endlich sein eigenes Spiel zu beginnen. Das war das Mindeste, was er seinem Freund für dessen selbstloses Opfer schuldig war.
So schleppte sich Markus Schritt für Schritt näher an das Unvermeidliche heran.
Kurzzeitig glaubte er sogar, durch die Kraft der Erinnerung seinen inneren Dämonen ein Schnippchen geschlagen zu haben... doch sobald sich seine wie wild durcheinanderpurzelnden Gedanken auch nur für einen Moment auf Janosch und dessen Vorhaben fokussierten, hämmerte es sofort wieder in seinem Schädel, als ob ihn jemand mit einem unbarmherzigen Vorschlaghammer traktieren würde.

Markus kam sich ein wenig so vor wie Jesus auf dem Weg nach Golgatha.
„Verlass mich nicht, Vater, verlass mich nicht...“, flüsterte er, auch wenn da weit und breit kein Vater war, der ihn noch hätte verlassen können. Aber es half... die religiösen Gedanken erfüllten ihren Zweck und lenkten ihn für den Rest seines beschwerlichen Weges ab. Etwas anderes haben sie wohl ohnehin noch nie zu leisten vermocht.

Endlich hatte Markus das obere Ende des Dammes erreicht.
Vor ihm tat sich ein Bild der Verwüstung auf. Da lagen mehrere Leichen… offensichtlich unglückliche Bedienstete der städtischen Wasserwerke, die von Janosch und seinen Komplizen regelrecht hingerichtet und dann achtlos auf einen Haufen geworfen worden waren.
Der steinerne Boden war von blutroten Schleifspuren übersät, und den herumliegenden Betonsplittern nach zu urteilen musste hier auch eine Granate oder ähnliches detoniert sein.
„Jetzt haben sie völlig den Verstand verloren...“, murmelte Markus kopfschüttelnd. Er wollte schon zu den reglos daliegenden Körpern gehen… nachschauen, ob vielleicht irgendeiner von ihnen noch am Leben geblieben war, auch wenn er längst ahnte, dass er sich das bei Janoschs berühmt-berüchtigter Gründlichkeit eigentlich sparen konnte… doch dann blieb er auf einmal wie angewurzelt stehen.
Mit sichtlichem Entsetzen in den Augen starrte er auf den gigantischen Höllenapparat, der sich in der Mitte des Staudamms drohend in den Himmel reckte. Ein rostiges Gerät voller Schläuche und Stahlplatten, das entfernt an ein großes Flakgeschütz erinnerte... nur, dass sich dort, wo eigentlich das Abschussrohr sein sollte, eine mehrere Meter lange, spiralförmige Antenne befand, die einsatzbereit auf die Wasseroberfläche des Sees gerichtet war.
„Großer Gott, was ist denn das für ein monströses Ding?“, schoss es Markus durch den Kopf, bevor er sich ungläubig auf das gusseiserne Geländer der Staumauer gestützt der Maschine und den fünf drum herum versammelten Gestalten näherte. „Wo haben die nur dieses ganze Zeug her?“

„Schön, dass du auch noch kommst!“, begrüßte ihn der Rothaarige mit einem zufriedenen Kopfnicken. „Aber ich dachte mir schon irgendwie, dass du dir das große Finale auf keinen Fall entgehen lassen willst.“
Markus achtete nicht weiter auf ihn... auch nicht auf den gewohnt unnahbar dreinschauenden D’Artagnan, und nicht auf die beiden anderen, die wenige Meter dahinter standen und ihm erwartungsvoll zulächelten.
Stattdessen drückte er sich nur ohne eine Miene zu verziehen an ihnen vorbei, bis er schließlich unmittelbar vor Janosch zum Stehen kam.
Der schien ihn zunächst überhaupt nicht zu bemerken, da er auf den Knien konzentriert die Verbindung mehrerer Kabel überprüfte, die an der Seitenfront des Geschützes in einen silber schimmernden Zylinder mündeten. Erst, als sich Markus’ Schatten zwischen ihn und die Sonne schob, blinzelte er schließlich überrascht nach oben.
„Hitlerjunge!“, rief er fast schon freudig aus, so, als ob sie einander jahrelang nicht gesehen hätten. „Na, was sagst du zu unserer kleinen Weltverbesserungsmaschine? Gefällt sie dir?“
„Weltverbesserungsmaschine?“, verschaffte Markus seiner angestauten Empörung Luft, während er verächtlich auf das unheimliche Gerät deutete. „Dieses Ding hat meinen Vater auf dem Gewissen! Und du Dreckskerl hast es die ganze Zeit über gewusst!“
Janosch wischte sich die ölverschmierten Hände an seinem Mantel ab, dann baute er sich in seiner ganzen Größe vor Markus auf und warf ihm ein süffisantes Lächeln zu.
„Nicht ganz, Hitlerjunge.. nicht ganz. Dieses Ding, wie du es so lieblos nennst, hat bis zum heutigen Tage noch niemandem etwas zuleide getan.

Dein Vater und ein paar hundert andere Unglücksraben verschwanden einzig und allein deshalb, weil im Labor des Professors ein Reagenzglas überlief und ein paar Spritzer destilliertes Wasser auf den Strahl eines gerade mal handtellergroßen Prototypen tropften."
Er deutete begeistert auf den sich hinter ihnen majestätisch bis beinahe zum Horizont ausbreitenden Stausee.
„Und nun stell dir vor, was erst passieren wird, wenn wir die vom Professor entdeckte interdimensionale Strahlung gebündelt auf die millionenfache Menge Wasser abfeuern..."
„Willst du etwa die ganze Erde zerstören?", ereiferte sich Markus lautstark. „Bist du dann endlich zufrieden, wenn uns der ganze beschissene Planet um die Ohren fliegt?"
Er konnte es kaum fassen, dass er all die Monate mit diesen durchgeknallten Irren gegessen und geschlafen hatte, ohne auch nur das Geringste vom wahren Ausmaß ihrer Pläne mitzubekommen.
Doch Janosch wiegelte ab.
„Das ist ja gerade das Wunderbare an dieser Waffe... wenn man es überhaupt „Waffe" nennen kann:
Sie zerstört nichts, und sie tötet nichts. Alles, was sie tut, ist für einige Sekunden etwas in die Luft zu projizieren, das... nun ja, um ehrlich zu sein, wissen wir selber nicht so genau, was es eigentlich macht und wie es aussieht.
Aber Tatsache ist, dass bei dem verunglückten Experiment des Professors fast alle Bewohner des Dorfes verschwunden sind.
Nur vier Personen sind damals verschont geblieben:
Ein blinder alter Mann, zwei Kleinkinder, die vermutlich friedlich geschlummert haben dürften... und der Professor selbst, der beim Brüten über seinen Apparaturen eingeschlafen war.
Doch ein jeder, der zu diesem Zeitpunkt seine Augen offen hatte, ist auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Wohin auch immer... jedenfalls weg von diesem Teil der Welt. Und nur das zählt für mich!"
Markus schüttelte hilflos den Kopf.
„Das ist doch völliger Schwachsinn...", stammelte er heiser. „Du willst also einen Großteil der Menschheit einfach verschwinden lassen, ja?"
„Zumindest einen jeden, der morgens um halb zehn die Augen offen hat.", bestätigte Janosch ungeniert. „Glaub mir, Europa wird danach viel friedlicher sein. Ein großer, fruchtbarer Kontinent fast ohne Menschen...übrig bleiben nur Kinder, Blinde und faule Langschläfer. Sicher, ein paar Nachtschichtarbeiter werden wohl auch dazu gehören... aber mit denen werden wir schon fertig, falls sie ernsthaft versuchen sollten, die alte Ordnung wiederherzustellen. Und wenn uns die Russen oder die Amis nicht in Ruhe lassen, tja, dann werden wir die eben auch noch wegzaubern...
Verstehst du denn nicht? Das ist ein Geschenk der Götter. Wir müssen es einsetzen, so lange wir noch die Möglichkeit dazu haben!"
Markus sank langsam an der Brüstung zu Boden.
Wie hatte es bloß so weit kommen können?
Er war doch eigentlich nur ein harmloser kleiner Junge gewesen... ein Kind, das einfach nur in Frieden Kind sein wollte. Aber selbst das war schon zu viel verlangt in einer Welt, in der Kinder lediglich dazu dienten, den zukünftigen Nachschub für die Erwachsenenfront sicherzustellen. Ein einseitiger Generationenvertrag, den ein jeder mit seinem Blut unterschreiben musste... ob er nun wollte oder nicht.
Doch Markus hatte sich dagegen aufgelehnt. Er wollte sich nicht von anderen ein Leben auf den Leib schneidern lassen, wo er doch längst ein so viel besseres gefunden hatte...
War das denn eine so große Sünde gewesen, dass er es verdient hatte, nun dem Irrsinn nahe vor diesem unheilvollen Abgrund zu stehen? Nur noch von einer Horde gefallener Engel begleitet, die für das Erlangen ihrer Freiheit die gesamte westliche Zivilisation mit allem, was

sie an Schönem und Schrecklichem hervorgebracht hatte, unwiderruflich zur Hölle schicken wollten... oder wohin auch immer...

Markus fragte sich, ob dies der Punkt war, an dem es früher oder später immer enden musste, wenn man nur entschlossen genug Widerstand leistete… der Punkt, an dem man auf einmal nur noch vor der einen Wahl stand, entweder nachzugeben und den Zustand der Welt zumindest ein Stück weit zu akzeptieren, oder konsequent zu bleiben und damit in den Augen all jener, von denen man doch eigentlich bloß in Ruhe gelassen werden wollte, zu einem verabscheuungswürdigen Monster zu werden.
Je länger Markus darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Einsicht, dass all diese Gedanken nie für ihn bestimmt gewesen waren... denn sie waren zweifellos viel zu groß für seinen kleinen Kopf. Am liebsten hätte er ihn sich augenblicklich abgehackt, damit da oben endlich Ruhe einkehrte.
Es konnte sich doch nur um einen tragischen Irrtum handeln, dass gerade er in eine dermaßen ausweglose Situation geraten war. Gott musste ihn versehentlich mit jemand anderem verwechselt haben, der für diese ganze Scheiße die nötige Skrupellosigkeit besaß.
Immerhin glaubte er nun zum allerersten Mal wirklich zu verstehen, warum sich Jesus Christus damals so widerstandslos ans Kreuz nageln ließ. Vielleicht stand der ja einst vor einer ganz ähnlichen Entscheidung wie Markus jetzt... und ihm war dazu auch nichts Sinnvolleres eingefallen, als einfach noch eine Weile hängen zu bleiben und sich dann ein für alle mal von dieser Welt zu verpissen.

Mittlerweile hatten sich die anderen zu Markus und Janosch hinzugesellt.
„Was wird denn nun?“, fragte der Rothaarige ein wenig verunsichert. „Ihr beiden wollt unsere Show doch hoffentlich nicht wieder abblasen?“
Janosch warf ihm einen finsteren Blick zu.
„Natürlich nicht!“, sprach er entschlossen. „Was denkst du denn? Dass ich mich von einem kleinen Jungen umstimmen lasse, nur weil der mit der Situation überfordert ist? Nein, wir ziehen das jetzt durch! Genau so, wie wir es geplant haben.“
Während Janosch und seine Leute einen laut brummenden Generator anwarfen und letzte Vorbereitungen zum Abschuss ihrer Wunderwaffe trafen, versank Markus immer tiefer in seiner eigenen Welt, die ein wenig so aufgebaut war wie die gepolsterte Gummizelle damals in der Anstalt. Weich, ruhig, und vor allem überschaubar.
Benja saß ihm gegenüber und starrte ihn an... so selbstverständlich, als wäre er niemals fort gewesen, wenngleich ihn das schwarze Einschussloch auf seiner Stirn und sein bleicher Teint nicht unbedingt besonders lebendig erscheinen ließen.
Doch solche Äußerlichkeiten waren für Markus in dem Moment völlig nebensächlich, denn er wusste ganz genau: Wenn ihm jetzt noch irgendwer aus dieser verfahrenen Situation heraushelfen konnte, dann war es sein Freund Benja. Denn dem fiel schließlich immer was ein.

„Was soll ich nur tun, Benja? Die wollen die Welt zerstören... Unsere Welt, in der wir einmal so viel Spaß hatten. Erinnerst du dich noch?“

„Ich erinnere mich an vieles, Mark. Aber was ist, wenn sie Recht haben? Wenn die Menschen so weitermachen wie bisher... sich noch mehr vermehren, noch mehr Zäune aufstellen, noch mehr Kriege führen? Wäre es nicht sogar unsere Pflicht, sie alle verschwinden zu lassen, damit man hier auch in Zukunft noch Spaß haben kann?“

„Hitler wollte auch alle verschwinden lassen, die nicht in seine neue Weltordnung passten. Damit die aufrechten Arier dann dort in Frieden leben konnten und genug Platz hatten, um

sich auszubreiten. Was unterscheidet Janosch und die anderen denn eigentlich noch von ihm, außer dass sie statt aufrechten Ariern eben aufmüpfige Jugendliche bevorzugen, die ihre neue Welt bevölkern sollen?“

„Das kannst du doch nicht vergleichen, Mark! Janosch will eine Welt, wo jeder machen kann, was er möchte. Hitler dagegen wollte eine Welt, in der schon Kinder in Uniformen gesteckt werden und alle nach seiner Pfeife tanzen.“

„Ach ja? Schau dir Janosch und seine Engelskinder doch mal an! Denkst du ernsthaft, die würden in einer neuen Welt auf einmal versuchen, ihrem Nachwuchs die Liebe zu den Blumen und zur Poesie näher zu bringen? Die würden aus den Kindern doch nur das machen, was sie selber sind... kaltherzige Killer und Menschenfeinde.“

„Immerhin tragen sie keine Uniformen! Sie sind... ich weiß nicht, vielleicht sind sie ja tatsächlich Engel, die von Gott gesandt wurden. Ich meine, wer sollte die Welt denn sonst zurück auf Null setzen, wenn nicht so Leute wie sie? Die Zeugen Jehovas etwa? Dann gäbe es doch nur wieder neue Verdummung.
Nein... wenn, dann soll Janosch es tun! Er hat keine Ideologie außer der, alle anderen Ideologien zu vernichten. Damit jeder sich selbst eine eigene bauen kann... so wie wir es getan haben.“

„Wir hatten Hilfe von der Gegenwelt! Und wenn Nemo und seine Leute jetzt noch am Leben wären, sie würden Janosch ganz bestimmt Einhalt gebieten. Ach nein, was rede ich da... wir würden jetzt alle in ihrem kleinen Dorf leben, D'Artagnan hieße noch immer D'Artagnan, und Janosch würde nächtelang allein durch den dunklen Wald schleichen und die Eichhörnchen erschrecken. Jeder wäre wieder genau da, wo er hingehört. Alles wäre aufgeräumt.
Ok, draußen in der Welt würde weiter der Wahnsinn toben... aber egal! Zumindest könnten wir uns jede Nacht vor dem Einschlafen beruhigt sagen, dass wir einen anderen Weg gehen und besser sind als diese Narren da draußen.
Doch wenn wir jetzt mit Janosch dieses Ding abfeuern, dann können wir uns in Zukunft bei jedem leerstehenden Haus, an dem wir vorübergehen, fragen, ob da drin wohl jemand gewohnt haben mag, der es auch wirklich verdient hatte, einfach so ausgelöscht zu werden... oder ob es vielleicht nicht bloß das Haus von einer Familie war, die sich immer darum bemüht hat, eine gute Familie zu sein...“

„Du willst es also ernsthaft verhindern, Mark? Auch wenn die Welt, die du retten möchtest, langfristig gesehen viel mehr Leben zerstören wird, als es Janosch mit seiner Strahlenkanone jemals tun könnte?“

„Ich will überhaupt keine Leben zerstören, verstehst du das denn nicht? Ich will mit gutem Beispiel vorangehen! Leben und leben lassen, Benja... Aber wie soll das jemals funktionieren, wenn nicht einmal diejenigen den Mut dazu aufbringen, die den Finger am Abzug haben?“

„Oh Mann, dein Seelenheil scheint dir ja plötzlich enorm wichtig zu sein... Brünneisen hätte sicher seine Freude daran gehabt, dass von seinen Predigten wenigstens bei einem etwas hängengeblieben ist.
Na gut, aber wenn es dir so viel bedeutet, helfe ich dir meinetwegen. Ich muss ja nicht immer meinen Dickkopf durchsetzen. Außerdem ist es ja auch ein bisschen meine Schuld, dass es überhaupt so weit gekommen ist...“

„Danke, Benja! Danke vielmals! Aber wie? Wir sind zwei, die sind fünf. Und vernünftig reden kann man mit denen sowieso schon längst nicht mehr. Die hören uns doch gar nicht erst zu.“

„Sie werden dir zuhören! Vertrau mir einfach. Sie kennen die Geschichte, wie wir drei damals entgegen aller Vernunft dem Deutschen Reich den Krieg erklärt haben. Für sie bist du eine mindestens ebenso große Legende wie Janosch... “

„Ach wirklich? Sie haben aber manchmal eine komische Art, mir das zu zeigen.“

„Was erwartest du? Hast du mal versucht, dich mit ihren Augen zu betrachten? Du bist oft ewig lang nicht ansprechbar, zickst bei den geringsten Anlässen rum wie ein Mädchen, und siehst manchmal Dinge aus der Vergangenheit, die einfach nicht da sind. So haben sie natürlich keinen Respekt vor dir, Mark. Aber wenn du dich jetzt vor ihnen aufbaust, als ob du Janosch wärst... ohne Zweifel, ohne die geringste Angst, dass es schiefgehen könnte... dann werden sie vielleicht zur Abwechslung einmal auf dich hören, und nicht auf ihn!“

Janosch wollte gerade den Zünder einstellen, als er auf einmal hinter sich das nur all zu vertraute Geräusch einer entsicherten Pistole vernahm.
Er drehte sich überrascht um, und erkannte Markus, der einen knappen Meter hinter ihm stand und mit der Waffe direkt auf seinen Nacken zielte.
„Hitlerjunge? Drehst du jetzt völlig durch?“, rief der etwas weiter entfernt stehende Rothaarige sichtlich empört.
„Keinen Schritt näher!“, erwiderte Markus drohend. „Keinen Schritt näher, oder ich drücke ab!“
Der Rothaarige gehorchte widerwillig... aber nicht, ohne wütend vor Markus auf den Boden zu spucken.
„Und, was soll das jetzt werden?“, fragte Janosch seelenruhig, ohne das geringste Anzeichen von Furcht in seinem Auge. „Willst du uns etwa alle umlegen?“
„Nein, Janosch. Ich will das wirklich nicht. Aber ich werde es tun, wenn es nicht anders geht. Ich werde nämlich nicht zulassen, dass ihr Millionen unschuldiger Menschen einfach verschwinden lasst!“
„Niemand in diesem Land ist unschuldig! Das haben wir doch schon tausendmal durchgekaut.“, erwiderte der Rothaarige eher genervt als von Markus Drohungen in irgendeiner Weise eingeschüchtert. „Bauern, Hausfrauen, Arbeiter... sie alle haben das System unterstützt. Hätten die Bauern keine Milch mehr angeboten, wären die SS-Leute verdurstet. Hätten die Hausfrauen nicht mehr ihre Pflicht erfüllt, wären alle Nazis längst im Dreck erstickt. Ohne die Maurer hätte es keine Mauern gegeben, ohne die Stahlarbeiter keinen Stacheldraht und keine Waffen, mit denen man Krieg führen konnte... und ohne die Bäcker und Metzger nichts, was die Naziverbrecher am Abend nach ihrem schändlichen Tageswerk hätten essen können.
Jeder beschissene Händler, der ihnen ein rotes Stück Stoff für ihre Hakenkreuzflaggen verkauft hat, hat eine Mitschuld daran. Und jeder, der diesen Händler seinerseits mit irgendetwas beliefert hat, auch! Kapierst du? Sie stecken alle unter einer Decke... Mörder und die, die sie bewirten. Die ganze verseuchte Gesellschaft!“
„Und die Kinder?“
Markus war sich sicher, dass sie zumindest den Kindern keine Schuld an dem geben konnten, was passiert ist. Doch Janosch zischte nur leise, ohne sich zu ihm umzudrehen: „Vergiss die Kinder...“
Und der Junge mit der Pelzmütze fügte erklärend hinzu:

„Die haben in dieser Welt ohnehin keine Zukunft, außer der, früher oder später genauso schuldig zu werden wie ihre Eltern. Auch darüber haben wir schon oft genug diskutiert, nicht wahr?“
„Schuld haben in erster Linie die Nazis... nicht die einfache Bevölkerung!“, antwortete Markus fast beschwörend. „Habt ihr eine Ahnung, wie schwierig die Lage für viele gewöhnliche Menschen war? Sie waren auch nicht einverstanden mit allem, was die Nazis taten. Aber sie sahen sich einer solchen Übermacht gegenüber, dass jeder Versuch, zu widersprechen oder sich mit anderen zusammenzuschließen, eine lebensgefährliche Mutprobe gewesen wäre! Und ihr könnt einfach nicht von jedem Menschen erwarten, dass er so wie ihr alles hinschmeißt und jedem, der ihm nicht in den Kram passt, den Krieg erklärt... erst recht nicht, wenn er Familie hat, um die er sich kümmern muss, und wenn er zusätzlich noch den ganzen Tag mit Propagandascheiße und Lügen gemästet wird!!“
„Ich erwarte, dass jeder Mensch ab einem gewissen Alter die Zusammenhänge erkennt.“, erwiderte der Rothaarige gereizt. „Die Buddhisten sagen, dass man durch böse Taten schlechtes Karma ansammelt...“
Er deutete streng auf das große Geschütz in seinem Rücken.
„Das hier ist schlechtes Karma! Und anstatt umständlich darauf zu warten, bis die Menschen reinkarnieren, zahlen wir ihnen das, was sie durch ihr Tun und Nichtstun angesammelt haben, gleich jetzt an Ort und Stelle zurück.
Es ist unser Schicksal, so zu handeln. Alles, was wir erlebt haben, unsere Erfahrungen mit der Welt der Alten, all das Leid, das unerwartete Aufeinandertreffen mit dem Professor... das alles lässt nur den einen Schluss zu, dass es von uns einfach erwartet wird, die uns verliehene Macht einzusetzen und diesen Planeten zu befreien! Sieh das doch endlich mal ein und übernimm Verantwortung...“
„Halt! Dann gebt den Menschen wenigstens noch eine letzte Chance!“, flehte Markus, auch wenn er ahnte, dass sich die erkalteten Herzen seiner Kameraden damit kaum erweichen lassen würden. „Eine Chance, die wir nie hatten. Die Welt wird sich verändern, Leute! Die Menschen benötigen nur noch etwas Zeit. Ich... ich habe es in ihren Augen gesehen! In den Augen von Benjas Vater, von meiner Mutter und den Leuten im Dorf.
Die allermeisten bereuen aufrichtig, was passiert ist. Sie können sich nur nicht von heute auf morgen ändern. Aber spätestens ihre Kinder, die werden ganz genau wissen wollen, wie das damals alles geschehen konnte. Sie werden fragen, warum so viele Menschen sterben mussten, wieso man nicht früher etwas unternommen hat... und sie werden die richtigen Konsequenzen daraus ziehen! Ich bin mir wirklich sicher. Dieses Unrecht wird niemals vergessen werden!“
„Verdammt, Markus, oder wie auch immer du heißen magst...“, fluchte D’Artagnan. „Wir stecken da alle gemeinsam mit drin. Jetzt nimm endlich die Knarre runter, und wir reden nochmal drüber. Oder denkst du wirklich, es ist eine Lösung, wenn du dir jetzt eine Kugel in den Kopf jagst?“
Er unterstrich seine Worte noch, indem er seine Finger zu einer Pistole formte und sie sich demonstrativ an die Schläfe hielt.
Aber Markus achtete nicht weiter darauf. Wozu sollte er sich auch mit diesem blöden Geschwätz abgeben? Die waren doch sowieso alle verrückt... selbst D’Artagnan, obwohl ihm der von allen noch am Vernünftigsten erschien.
„Hör mir zu, D’Artagnan! Vielleicht werde ich mir ja tatsächlich irgendwann eine Kugel in den Kopf jagen, das kann gut sein. Aber euren Boss nehme ich vorher noch mit! Und das willst du doch sicher nicht, oder?
Nein, ich glaube nicht, dass du das willst... denn was wäre ein Rudel ohne Leitwolf? Was seid ihr ohne Janosch, hä? Doch nur ein Haufen verwahrloster Waisenkinder!“
D’Artagnan schien nach den richtigen Worten zu suchen, um Markus zu besänftigen, während ihm der Rothaarige von hinten argwöhnisch etwas zuflüsterte.

„Ja, in Ordnung. Hast ja Recht. Ich versuch's!", murmelte D'Artagnan, und ging dann mit ausgestreckten Armen auf Markus und Janosch zu.
„Nimm endlich die Waffe runter, Markus! Dann können wir über alles reden."
Doch Markus reagierte nicht. Ihm war klar, dass ihn die verschlagenen Kerle nur aufs Kreuz legen wollten... und dass Janosch bloß auf eine passende Gelegenheit lauerte, um ihm in einem unaufmerksamen Moment die Waffe aus der Hand zu reißen und ihn dann ohne Erbarmen in den dunklen Tiefen des Sees zu versenken.
„Ach, auf einmal wollt ihr also mit mir reden, ja? Aber sonst ignoriert ihr mich alle und tut so, als ob euch meine Meinung einen Dreck interessiert! Immer nur Janosch, Janosch, Janosch…"
Markus hielt die Pistole noch etwas näher an Janoschs Schläfe heran. Irgendwie war es ein unheimlich befreiendes Gefühl, diesen abgebrühten Typen, der immer auf alles eine Antwort zu haben schien, auch einmal so machtlos und verwundbar dastehen zu sehen wie jetzt. Vielleicht hätte er das ja schon viel früher tun sollen... den Mut aufbringen, ordentlich auf den Putz zu hauen, um Janosch und den anderen klar zu machen, wer hier in Wahrheit die Hosen anhatte.

„Komm schon, Mark! Du weißt es doch längst, hab ich Recht?", drang wieder D'Artagnans beschwörende Stimme zu ihm rüber, auch wenn sie sich auf einmal merkwürdig verzerrt anhörte. „Janosch ist nicht hier. Das ist er schon lange nicht mehr..."
„Was laberst du da wieder für einen Scheiß?", fuhr ihn Markus genervt an. „Da steht er doch! Da ist Janosch! Direkt vor deinen Augen!"
Wie zur Bestätigung lehnte Janosch so gut es ihm in seiner Situation eben möglich war den Kopf nach hinten und flüsterte heiser:
„Hör nicht auf ihn, Hitlerjunge! Er ist verrückt! Er kann nicht mehr zwischen Traum und Realität unterscheiden. Also lass dich jetzt bloß nicht von ihm bequatschen! Ich bin genauso real wie du."
D'Artagnan befand sich nun auf der halben Distanz zwischen Markus und den anderen Engelskindern.
Er hatte Tränen in den Augen und ließ sogar demonstrativ das Magazin aus seiner Pistole fallen, um seinem alten Freund klarzumachen, dass von ihm keinerlei Gefahr ausging.
„Janosch ist nicht hier!", wiederholte er mit einer Stimme, die Markus' gesamte Umgebung zum Erbeben brachte. „Janosch ist seit vielen Jahren tot! Er starb damals im Zug bei dem Fliegerangriff."
Für die Dauer einer dumpfen Vorahnung war Markus wie versteinert.
Nur einen winzigen Moment lang... aber der genügte, dass ihm Janosch mit einer blitzschnellen Bewegung die Waffe aus der Hand riss und sie gleich darauf wutentbrannt auf D'Artagnan richtete.
„Das ist eine Lüge! Eine verdammte Lüge!!", brüllte er dem Jungen, der nicht länger an seine Existenz glauben wollte, zornig entgegen. „Ich bin noch nicht tot!!!"
Dann drückte er mehrmals den Abzug. Wie oft, kann Markus bis heute nicht genau sagen... aber er muss wohl das komplette Magazin leergefeuert haben.
Mit jedem Treffer wurde D'Artagnans Körper ein Stück weiter nach hinten gerissen, als wollten Janoschs gnadenlose Geschosse die Worte des Jungen mit aller Gewalt Lügen strafen. Doch der hielt den innerhalb Sekundenbruchteilen in ihn einschlagenden Kugeln mehrfach stand.
Erst, als Janosch das Feuer endlich eingestellt hatte, fasste sich D'Artagnan benommen an ein noch rauchendes Einschussloch in seiner Brust und warf Markus ein letztes gequältes Lächeln zu.

„Einer für alle... und alle für einen... war das nicht ne tolle Sache, großer Bruder?“, keuchte er taumelnd wie ein angeschlagener Boxer kurz vor dem finalen K.O. „Aber jetzt hast du... alles... kaputt gemacht...“
Dann brach er unmittelbar vor den sichtlich geschockten Engelskindern zusammen.

Markus schaute prüfend an sich herunter. Sein unheilvoller Blick folgte dem karierten, hochgekrempelten Hemd, über seinen mit zahllosen Einstichen und Narben versehenen Unterarm, seine schwarzen, ledernen Handschuhe, bis er schließlich einen ewig erscheinenden Moment der Erkenntnis lang auf der schweren Pistole hängen blieb, die er da abschussbereit in der Hand hielt.
Jetzt erst dämmerte Markus das ganze Ausmaß seines Wahnsinns....
Er hielt die Waffe noch immer in der Hand! Er hatte D’Artagnan niedergestreckt!
Weil... weil... es wäre ihm weißgott leichter gefallen, sich von der hohen Mauer hinab in den See zu stürzen, als sich diese eine Sache einzugestehen...
weil er und Janosch in Wirklichkeit ein und die selbe Person waren!

Die Kreuzigung war vollzogen.
Aber dort oben am Kreuz hing nicht Markus, sondern der leblose D’Artagnan...
Er war es, der sich im Namen der Wahrheit geopfert hatte.
Markus hingegen stand in eine römische Uniform gekleidet unter ihm und reckte noch immer die blutbesudelte Lanze in die Höhe, mit der er seine Version der Realität gegen die schier unaussprechliche Wirklichkeit zu verteidigen versuchte.
Doch nun, wo die Lanze mit jeder Sekunde schwerer und die vorwurfsvollen Blicke der Umherstehenden immer unerträglicher wurden, dämmerte ihm allmählich, dass er für eine beschissene Lüge gemordet hatte.
Denn Markus war Janosch... Er war es, wann immer er sich dazu gezwungen sah, Dinge zu tun, die sich unmöglich mit seinem unschuldigen, gutmütigen Wesen in Einklang bringen ließen. Und wenn sich Janosch dann wieder nach Menschlichkeit und einem normalen Leben sehnte, verwandelte er sich in Markus zurück… in jenen durchschnittlichen Jungen, der wie so viele seiner Altersgenossen durch eine Woge des über die Welt hereingebrochenen Irrsinns vom Deck des leckgeschlagenen Seelenverkäufers gespült worden war, auf dem er einstmals so sicher zu stehen glaubte.

Kraftlos warf Markus die Pistole über die Brüstung und wagte einen verlorenen Blick in die hinter dicken Wolken hindurchschimmernde Sonne.
Da waren keine schwarzen Flecken mehr vor seinen Augen. Sein Sichtfeld war auf einmal so klar wie seit vielen Jahren nicht mehr.
Und jetzt erinnerte er sich auch wieder... daran, wie er damals im Steinbruch trotz seiner schweren Verletzungen todesmutig auf Benjas Mörder zugestolpert war... wie er sich noch wunderte, dass Leutnant Ruprecht just in diesem entscheidenden Moment die Munition ausging... und wie er dann mit einem kalten Blick in den Augen das dort in der Wiese liegende Messer ergriff und in einem geradezu übermenschlichen Kraftakt die beiden deutlich älteren und stärkeren Soldaten niederrang und ihnen den glänzenden Stahl in ihre uniformierten Wänste stieß.
Als das Gemetzel vorüber war, lud er den noch schwach atmenden D’Artagnan auf seine Schulter und trug ihn wie ferngesteuert in Richtung Dorf, bis ihm schließlich auf halber Strecke der besorgte Pfarrer Brünneisen entgegenkam und Markus endgültig die Besinnung verlor.
Erst zwei Tage später kam er wieder zu sich, mit weißen, sauberen Verbänden am ganzen Körper... und im Haus von guten Freunden, wie ihm der neben ihm wachende Pfarrer versicherte.

„Hier bist du erst einmal in Sicherheit, bis... ach, ich weiß es auch nicht. Das ist alles so hart... und das mit Benja, das tut mir so unsagbar leid...“
Markus sah noch ganz schemenhaft das Bild des toten Jungen aus dem Steinbruch vor sich.
„Nur... nur ein weiteres unschuldiges Opfer des Krieges...“, stotterte er im Fieberwahn.
„Ja. Genau wie du, mein Junge.“, entgegnete ihm der Pfarrer, und tupfte ihm mit einem weichen Handtuch fürsorglich den Schweiß von der Stirn.
„Opfer?“
Markus versuchte sich zu erinnern. Aber alles, was ihm noch genau im Gedächtnis war, war dieses große Messer, mit dem er immer und immer wieder auf zwei SS-Männer eingestochen hatte... so lange, bis er ihre verfluchten Innereien in den Händen hielt.
„Ich bin doch kein Opfer, alter Mann... ich bin... ich bin der Schlächter von Triaczika! Ich bin Janosch! Erkennst du mich denn nicht?“
Alles andere hätte doch auch überhaupt keinen Sinn ergeben...

Die verbliebenen Engelskinder hatten den regungslos dastehenden Markus zwischenzeitlich von drei Seiten eingekreist.
„Er hat nie irgendjemandem vertraut... nur dir!“, stellte der Rothaarige vorwurfsvoll klar.
„Wir alle haben dir vertraut!“
„Er hat dich immer verteidigt.“, ergänzte das Mädchen mit den kurzen Haaren. „Wenn wir mal wieder genug hatten von deinen ständigen Stimmungsschwankungen und deinen sinnlosen Grausamkeiten, dann hat er immer gesagt: „Ihr müsst ihn verstehen! Er hat Schlimmes durchgemacht.“ Ja, verdammt. So war er! Und obwohl er so sehr für dich sorgen musste, hat er dich immer noch wie einen großen Bruder betrachtet, zu dem er aufschaute wie zu seiner letzten verbliebenen Hoffnung...“
Sie schielte wehmütig zu D’Artagnans tot in der Sonne liegenden Körper zurück.
„Wie willst du das jemals wiedergutmachen, Markus, hä?“, meldete sich nun auch noch der Dritte im Bunde zu Wort. „Welcher Preis erscheint dir hoch genug für den Besten von uns?“
Ihre geballten Vorwürfe fraßen sich wie ätzende Säure durch Markus’ Gehirn.
Er wusste, dass er durch seine Wahnsinnstat eine so große Schuld auf sich geladen hatte, dass nichts auf dieser Welt ihn jemals wieder davon hätte reinwaschen können. Und das wollte er auch gar nicht… denn im Gegensatz zu manch feigem Nazikollaborateur, der hinterher alles abstritt und um sein Leben winselte, hatte sich Markus trotz allem noch einen Rest von Würde bewahrt.
Es war nun an der Zeit, zu seinen Fehlern zu stehen und sich seine gerechte Strafe abzuholen... Zeit, sich vor einem höheren Wesen für seine verkorkste Existenz und all die daraus entstandenen Folgen zu verantworten.
„Mein Leben.“, antwortete er daher leise, aber bestimmt, und beugte wie ein zum Tode Verurteilter, der auf das herannahende Fallbeil wartete, seinen Kopf nach unten. „Mein Leben soll der Preis sein, den ich zahlen möchte für alles, was ich euch in den letzten Jahren auch immer angetan haben mag!“
Der Rothaarige verzog nur verächtlich das Gesicht.
„Du machst es dir einfach, was? Erst baust du uns auf, dann lässt du uns fallen. Erst rettest du uns das Leben, dann tötest du einen von uns. Und wenn es dann darum geht, dich deiner Verantwortung zu stellen, dann verdrückst du dich bereitwillig aus dieser Welt. Oh nein, Janosch... So leicht kommst du uns diesmal nicht davon!“
Mit diesen Worten leerte er seinen Revolver und warf ihn Markus unmotiviert vor die Füße.
Die anderen beiden schauten sich kurz fragend an, dann nickten sie einander zu und taten es ihrem Mitstreiter gleich.
„Du willst also unbedingt diese Welt retten?“, murmelte der Junge mit der Mütze nach kurzer Beratung mit seinen Freunden, bevor er wieder aus dem Kreis der anderen heraustrat und mehrere Schritte auf Markus zuging… so nah, bis er seinen unregelmäßigen, warmen Atem

im Gesicht spüren konnte. „Fein. Dann wollen wir doch mal sehen, wie ernst es dir diesmal damit ist. Was für eine Strafe sollen wir ihm auferlegen, Leute?“
„Fünfzig Jahre...“, zischte der Rothaarige, der daraufhin ebenfalls näher herantrat. „Fünfzig Jahre Leben!“
„Nein, das wäre herzlos.“, überlegte das Mädchen im Hintergrund mit einem eisigen Lächeln im Gesicht. „Sagen wir, fünfzig Jahre, angefangen von dem Tag, an dem er im Steinbruch zu Janosch geworden ist. Also jetzt noch knapp siebenundvierzig. So lange soll die Gnadenfrist dauern, die wir der Menschheit gewähren wollen. Dann wollen wir uns wieder hier einfinden und darüber richten, ob sich seit damals etwas Nennenswertes gebessert hat. Und wenn nicht...“
„...dann werden wir die kleine Erfindung des Professors ohne Reue einsetzen!“, fügte der Rothaarige drohend hinzu.
Markus blickte den Dreien fassungslos in die Augen.
Fünfzig Jahre Leben? Wenn er nur daran dachte, wie allein die letzten vier verlaufen waren, war er sich nicht sicher, ob es die Menschheit wirklich wert war, um ihretwillen so lange durchzuhalten.
„Und wenn ich vorher sterben sollte?“, fragte er daher in der Hoffnung auf ein kleines, gnadenvolles Schlupfloch. „Ich meine, rein zufällig. Vom Bus überfahren, von Verrückten abmassakriert, Hirntumor... Kann ja schließlich ne Menge passieren im Leben... und nicht jeder wird siebzig...“
Der Rothaarige grinste nur und verpasste Markus einen schmerzhaften Stoß an die Stirn.
„Dann pass besser gut auf dich auf! Sonst wird diese Welt nämlich niemanden mehr haben, der am Tag des jüngsten Gerichts für sie einsteht. Und verlass dich drauf: Wir werden dann noch da sein. Entweder wir oder unsere Nachkommen.“
„Der hält das sowieso nicht durch.“, meinte das Mädchen kopfschüttelnd. „Und falls doch, bin ich mir sicher, dass er uns in fünfzig Jahren Recht geben wird...“
„Das werde ich nicht!“, murmelte Markus trotzig, aber nicht gerade sehr überzeugt.
Er hatte keine Ahnung, ob diese Abmachung von ihnen nun als Strafe oder Therapie gedacht war... doch sie hätten ihm zu diesem Zeitpunkt wahrlich kaum etwas Schlimmeres antun können.

Die drei Engelskinder weideten sich noch einige Augenblicke an seinen sichtlichen Seelenqualen.
Dann ließen sie von ihm ab, suchten ihre Sachen zusammen und verstauten einen Rucksack mit mehreren Granaten und Dynamitstangen unterhalb des Geschützes.
„Besser, du stehst hier nicht mehr all zu lang rum, Mark.“, meinte der Rothaarige noch im Vorübergehen. „In genau fünf Minuten wird sich dieses Wunderteil mit einem lauten Bumms über den ganzen See verteilen.“
„Ein Jammer.“, ergänzte sein Kollege. „Aber wir haben ja jetzt jede Menge Zeit, uns ein neues, noch viel schöneres zu bauen...“
Das war das Letzte, was Markus von ihnen gehört hat.
Er sah ihnen noch eine Weile verstört dabei zu, wie sie den toten D’Artagnan auf den Haufen zu den anderen warfen, alles mit Benzin übergossen und anzündeten. Dann wandte sich Markus von seinen ehemaligen Freunden ab und hinkte in die andere Richtung davon... hinein in ein langes Leben, das ihm aufgrund der ungeheuren Verantwortung, die nun auf ihm lastete, und seiner nicht wiedergutzumachenden Schuld lange Zeit wie ein einziger Fluch erschien.

Nur ganz langsam kehrte in ihn ein Stück des hoffnungsvollen Träumers zurück, der er einmal für ein paar Tage im Sommer gewesen war.

Er studierte alte Schriften von Cyrus und dessen Nachkommen, die sich in der Gruft von Brünneisens Kirche befanden, reiste in die entlegensten Gebiete der Erde, und reichte hier und da einigen verzweifelten Jungen und Mädchen die Hand, um ihnen beim Aufbau einer neuen Gegenwelt mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.
Nach dreißig Jahren hatte Markus so viel erlebt, dass die Zeit des Krieges nur noch einen kleinen Bruchteil seiner Erinnerungen ausmachte.
Nach vierzig Jahren und etlichen vergeblichen Bemühungen, die Engelskinder oder irgendeine vergleichbare Gruppe aufzuspüren, war er fest davon überzeugt, dass sie sich längst aufgelöst oder gegenseitig abmassakriert hatten.
Doch dann, letzten Monat, wurde vor unserem Unterschlupf ein Paket abgegeben... Adressiert an Markus, obwohl eigentlich niemand wissen konnte, wo wir uns zu jenem Zeitpunkt aufhielten.
Wir öffneten... und fanden darin einen verkohlten menschlichen Schädel.
Markus brauchte gar nicht lange zu überlegen. Er wusste sofort, dass es sich nur um den Schädel von D'Artagnan handeln konnte.
Die Engelskinder warteten noch immer auf ihn... und sie haben ihm und der Menschheit bis heute nicht verziehen."

Kapitel 30

„Tja, nun weißt du's also.", kam Yaominh schließlich zum Ende seiner Erzählung. „Genau fünfzig Jahre ist es jetzt her, dass der Traum von einer besseren Weltordnung im Kugelhagel der Nazis zu Grunde ging. Und heute bei Sonnenaufgang wird die Entscheidung fallen. Heute wird Gericht gehalten über all jene, die sich seit so vielen Jahrhunderten angemaßt haben, uns ihren Glauben und ihre Gesetze aufzuzwingen."
So langsam begriff Nikita den Ernst der Lage.
„Das ist doch krank... Wie aus einem schlechten Comic.", murmelte er von Yaominhs Geschichte noch sichtlich aus der Bahn geworfen. „Mann, Yao, wo bist du da nur hineingeraten?"
Yaominh zuckte ratlos mit den Schultern.
„Ich hab schon lange aufgehört, mir diese Frage zu stellen. Keine Ahnung... vielleicht muss man einfach nur oft genug nach dem Teufel rufen, bis er schließlich irgendwann erscheint. Ich habe nach ihm gerufen, und jetzt bin ich hier an Markus' und Demiros Seite, um in seine hässliche Fratze zu blicken.
Das ist alles kein Zufall... und ich glaube, es ist auch kein Zufall, dass du heute Nacht mit dabei bist."
„Natürlich ist das kein Zufall.", erwiderte Nikita zynisch. „Du hast erst bei mir zu Hause angerufen und mich dann später entführt. Erinnerst du dich?"
Er machte eine kurze Pause. Zu gern hätte er jetzt ein wenig mit Yaominh gestritten, weil er glaubte, mal dringend einige Dinge klarstellen zu müssen. Doch er ahnte, wie unbedeutend das alles war, angesichts der Tatsache, dass sie sich möglicherweise kurz vor der Apokalypse befanden...
„Ich habe das alles nicht gewollt, Niki.", versuchte sich Yaominh leise zu entschuldigen. „Ich wollte nicht, dass wir zusammengeschlagen werden, dass man uns auf die Schienen bindet und dass wir nun gemeinsam auf das Ende der Welt warten... Ehrlich! Ich hatte mir das alles ganz anders vorgestellt. Einfach so, dass wir uns treffen, ne Pizza essen gehen, du erzählst mir was von deinen beruflichen Plänen, ich tu so, als ob's mich interessieren würde, und am Ende des Abends kippe ich dir ohne dass du es mitbekommst ein Schlafmittel in den Drink..."
„Na, dann hab ich ja noch richtiges Glück gehabt.", witzelte Nikita, auch wenn er ahnte, dass ihm Yaominh damit lediglich das Leben retten wollte. Kein Grund also, dem Jungen nun irgendwelche Vorwürfe deswegen zu machen... ganz im Gegenteil.

Wenn überhaupt jemand dafür verantwortlich gemacht werden konnte, dass Nikitas Leben gerade extrem aus der Bahn zu gleiten schien, dann war das Nikita selbst. Schließlich war er es gewesen, der sich ausgerechnet diese Nacht zum Sterben ausgesucht hatte. Er hatte Yaominh dazu veranlasst, sich seinen erbärmlichen Weltschmerz anzuhören und ihm auf die Beine zu helfen, obwohl der ganz offensichtlich schon jede Menge anderer Probleme mit sich herumschleppte.
Auf einmal kam sich Nikita richtig beschissen vor… wie ein egoistisches Kind, das den Feuerwehrmann bat, seine Lieblingspuppe aus dem brennenden Haus zu retten, während das Feuer längst die ganze Stadt bedrohte.
Vielleicht hatte Yaominh ja Recht und es war wirklich kein Zufall, dass ausgerechnet Nikita in einer dermaßen absurden Situation landen musste. Vielleicht war Gottes Sinn für Humor noch weitaus kranker, als er es sich am Abend davor hätte vorstellen können...

„Woher wollt ihr eigentlich wissen, dass die Engelskinder wirklich noch existieren?“, fragte Nikita in der klammen Hoffnung, dass sich am Ende alles als ein schlechter Scherz herausstellen könnte. „Wäre doch möglich, dass jemand anderes den Schädel geschickt hat... Wer weiß, eventuell hat ihn sich Markus ja sogar selbst geschickt. Ich meine, wenn er irgendwie schizophren ist, könnte das doch durchaus möglich sein, oder nicht? Und selbst, falls es die echten Engelskinder sein sollten... wer sagt denn, dass ihr Geschütz funktioniert? Oder dass es überhaupt jemals funktioniert hat?“
Yaominh runzelte sorgenvoll die Stirn.
„Ich glaube eben an die Heilige Scheiße, Niki. Genau wie du.“, meinte er wenig optimistisch, was Nikita sofort zu einer weiteren Frage veranlasste.
„Und was meinst du, wie das alles ausgehen wird? Werden sich die Engelskinder von euch umstimmen lassen?“
Er hielt kurz inne und warf seinem Gegenüber einen eindringlichen Blick zu.
„Ihr wollt sie doch hoffentlich umstimmen, oder?“
Yaominh nickte überzeugt.
„Natürlich! Das heißt, Markus will es auf jeden Fall, hat er gesagt...“
„Und du?“, hakte Nikita kritisch nach.
„Ich weiß es nicht. Ganz ehrlich... ich glaube, es gibt nicht mehr viel, was mich noch mit dieser Welt und diesen Menschen verbindet.“

Nikita wusste erst nicht so recht, was er darauf erwidern sollte.
Es war eine Sache, die Welt hin und wieder mal zur Hölle zu wünschen, aber eine ganz andere, untätig dabei zuzuschauen, wie sie von anderen tatsächlich dorthin geschickt wurde. Zumindest empfand es Nikita in diesem Moment so, vielleicht auch aufgrund seiner sozialistischen Erziehung... denn es war nunmal nicht gerade sehr sozialistisch gedacht, die Proletarier aller Länder zusammen mit ihren Unterdrückern einfach in Luft aufzulösen.
„Aber wenn selbst Markus nach all den Jahren noch immer glaubt, dass man die Menschheit retten sollte…“, versuchte Nikita seinen alten Freund zu überzeugen, „... dann wird es ja wohl schon ein paar gute Gründe dafür geben, oder nicht?“
„Täusch dich da mal nicht in ihm.“, antwortete Yaominh. „Wenn du mich fragst, hat Markus überhaupt kein Problem damit, dass irgendwer den großen Reset auslöst. Er möchte nur nicht, dass es wegen ihm passiert. Er will nicht dafür verantwortlich sein, verstehst du? Deshalb versucht er, es mit aller Macht zu verhindern... und Demi und ich helfen ihm dabei, weil wir es ihm einfach schuldig sind, nach allem, was er für uns getan hat.“
Wirklich beruhigend klang diese Relativierung in Nikitas Ohren natürlich nicht. In den meisten Comics, die er kannte, kamen die Helden, die sich der Rettung der Welt verschrieben hatten, jedenfalls deutlich enthusiastischer rüber.

„Aber Markus ist nicht ganz Herr seiner Sinne, wenn ich das richtig verstanden habe... oder war es zumindest lange nicht. Denkst du, er hat das jetzt unter Kontrolle?“
„Manchmal höre ich ihn, wie er leise mit jemandem spricht. Doch da ist niemand außer uns.“, erwiderte Yaominh nachdenklich. „Er meinte einmal, dass Benja hin und wieder zu ihm kommt und nach dem Rechten sieht... Was Janosch angeht, bin ich mir nicht ganz sicher. Ich habe schon ein paar Dinge erlebt, da konnte ich mir echt nicht mehr vorstellen, dass das noch der selbe gutherzige Alte ist, der mich damals auf so wundersame Weise aus der Scheiße gezogen hat. Er kann manchmal ganz anders sein... da musst du nur mal Demiros Vater fragen, den Markus vor ein paar Jahren halb totgeschlagen hat. Aber ich kann das verstehen. Ich bin auch schon ein paar mal ausgerastet...“
Er strich sich die Haare aus dem Gesicht und lächelte still in sich hinein... und Nikita konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sein alter Freund die ganze Sache ein wenig zu locker anging.
Was, wenn auf einmal wieder der eiskalte Janosch die Oberhand über Markus’ Charakter gewinnen würde? Er könnte Yaominh doch einfach abknallen, ohne mit der Wimper zu zucken... genauso, wie er es damals mit D’Artagnan gemacht hatte. Und Yaominh würde sich vermutlich noch nicht einmal dagegen zur Wehr setzen, so loyal, wie er Markus und Demiro gegenüber zu sein schien...

„Hey, weißt du, was ich mir vorhin im Auto überlegt habe?“, fragte Yaominh, der ganz offensichtlich nicht länger über Markus’ dunkle Seite reden wollte. „Als ich da neben dir auf dem Rücksitz saß und du die Augen zu hattest, kam mir plötzlich der Gedanke in den Sinn: Was, wenn es dich gar nicht gibt?
Ich meine, üblich ist es ja nicht, dass Dreizehnjährige in deutschen Krankenhäusern irgendwelche Behinderten betreuen. Vielleicht bist du ja nur so eine Art „Magic Friend“, den ich mir ausgedacht habe, um den Klinikalltag besser ertragen zu können... ein Junge, der laufen konnte, der mich ablenkte und mit dem ich ein paar nette Abenteuer erlebt habe, die in Wirklichkeit gar nicht real waren… und dann, als mir gestern Abend alles zuviel wurde, habe ich dich aus den Tiefen meines Unterbewusstseins zurückgeholt, damit du mich wieder ein wenig aufmunterst.
Echt Mann, diese Überlegung erschien mir auf einmal gar nicht mehr so abwegig zu sein...“
„Deshalb hast du vorhin im Auto dann auch die Waffe auf mich gerichtet, stimmt’s?“, erahnte Nikita den wahren Grund für das merkwürdige Verhalten seines alten Freundes, das ihm zunächst so befremdlich erschienen war. „Genau so, wie es Markus mit Janosch gemacht hat...“
„Ja, genau.“, bestätigte Yaominh. „Hat mich aber dann echt gefreut, dass du real warst!“
„Vielleicht bin ich ja real... aber du nicht!“, überlegte Nikita durchaus ernstgemeint.
„Vielleicht bin ich der Irre, und du bist eine meiner lange unterdrückten Persönlichkeiten...“
Yaominh konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen.
„Das wäre aber verdammt unlogisch, Niki, oder? Ich meine, dass sich ein Krüppel einen gesunden Freund herbeiträumt, ist ja irgendwie noch nachvollziehbar. Aber wieso sollte sich jemand wie du ausgerechnet einen Krüppel herbeiwünschen?“
Eine gute Frage, dachte Nikita… aber bei genauerem Hinsehen gar nicht mal so unlogisch.
„Wer weiß... vielleicht, um endlich nicht mehr der größte Verlierer auf dem Planeten zu sein.“, antwortete Nikita mit einem Augenzwinkern. „Um jemanden zu haben, der noch weiter unten ist als ich... der mir nie einen Vorwurf machen würde wegen irgendwas, weil er weiß, wie unbedeutend diese ganzen Kindereien sind, aufgrund denen sich normale Teenager gelegentlich in die Haare kriegen... Jemand, der mich niemals in die Pfanne hauen könnte, weil da nichts ist, was ihm mehr bedeuten würde als die Freundschaft zu den paar wenigen Menschen, die ihn in dieser Welt ernstnehmen und akzeptieren.
Also ich finde, da gäbe es schon ein paar gute Gründe...“

„Wer weiß, vielleicht sind wir ja beide nicht ganz real.“, sponn Yaominh ihre Überlegungen weiter. „Nur zwei imaginäre Freunde, die sich gegenseitig erschaffen haben, um nicht länger einsam zu sein...“
„Blödsinn!“, stellten sie dann aber nahezu gleichzeitig fest. Dennoch fand Nikita irgendwie Gefallen an dem Gedanken, nur die Illusion einer Illusion zu sein. Denn das würde zweifellos vieles vereinfachen.

Minutenlang sprach keiner ein Wort.
Sie saßen bloß ratlos herum, betrachteten schweigend die religiösen Engelsmotive an der Decke und warfen sich hin und wieder ein paar verlorene Blicke zu.
Yaominh fühlte sich trotz Nikitas wohltuender Anwesenheit nicht wirklich besser als am Tag davor. Im Gegenteil... auf einmal waren dank seinem alten Freund die ganzen Ängste und Bedenken wieder da, die er doch eigentlich schon längst überwunden zu haben glaubte, und er verfluchte sich selbst dafür, dass er sich von Markus und Demiro so leicht hatte wegschicken lassen.
Zumal, wenn Nikita mit seinen Befürchtungen Recht behielt und Janosch tatsächlich wieder die Kontrolle über Markus gewinnen sollte, niemand mehr da war, der das Ruder noch einmal zu ihren Gunsten herumreißen konnte.
Demiro mochte stark und edel sein, doch Yaominhs Meinung nach war er leider auch viel zu vernunftorientiert, um es im Ernstfall mit der ganzen wiedervereinigten Engelshorde aufnehmen zu können. Nein, er würde wahrscheinlich nur rumlabern und versuchen, durch kluge Worte einen Kompromiss auszuhandeln, ganz, wie er es einst von Markus gelernt hatte. Aber so konnte man bei denen nicht punkten, denn die verstanden nur eine Sprache... und zwar die Sprache der Hölle. Da war sich Yaominh ziemlich sicher.
„Komm, lass uns in die Pfarrstube zurückgehen.“, schlug er schließlich vor, um seine hin und her irrenden Gedanken wieder ein wenig unter Kontrolle zu bekommen. „Ich will dir etwas zeigen...“
Nikita nickte nur stumm und folgte ihm... an den Bänken vorbei, durch die seitliche Tür hindurch, bis sie schließlich wieder in dem verstaubten, aber nichts desto trotz irgendwie gemütlich wirkenden Wohnzimmer des Geistlichen standen.

„Stehst du eigentlich noch immer so auf Depeche Mode wie früher?“, fragte Yaominh, der es sich mittlerweile wieder auf dem alten Sessel bequem gemacht hatte. „Ich weiß noch genau, wie du mir damals immer von denen vorgeschwärmt hast...“
„Hast du aber wahrscheinlich kaum nachvollziehen können, oder?“, erwiderte Nikita amüsiert.
Yaominh legte eine CD in den Player und drückte die Starttaste.
„Anfangs ja. Aber weißt du was? Als es mir später allmählich besser ging und Markus und Demiro mir mal einen dicken Batzen Falschgeld zugesteckt haben, war das Erste, was ich mir davon gekauft habe, das „Black Celebration“-Album. Ich glaube, ich habe es so oft gehört, dass ich die anderen damit fast in den Wahnsinn getrieben habe.“
„Echt wahr?“, freute sich Nikita, während im Hintergrund die ersten Takte von „A question of time“ ertönten. „Um ehrlich zu sein, ich fahr noch immer genauso drauf ab wie damals. Und ich würde alles dafür geben, die Jungs einmal live zu erleben. Also falls ihr zufällig auch Konzertkarten fälschen könnt...“
„Da musst du Markus fragen. Aber ich denke mal, wenn wir den morgigen Tag überleben, wird sich da sicher etwas arrangieren lassen.“

„I’VE GOT TO GET TO YOU FIRST, BEFORE THEY DO. IT’S JUST A QUESTION OF TIME, BEFORE THEY LAY THEIR HANDS ON YOU, AND MAKE YOU JUST LIKE THE REST. I’VE GOT TO GET TO YOU FIRST. IT’S JUST A QUESTION OF TIME...“

„Hier! Das ist es, was ich dir eigentlich zeigen wollte.“, sagte Yaominh, bevor er ein kleines Fotoalbum aus dem Rucksack zog und es vor Nikita ausbreitete. „Das bin ich mit Demi, kurze Zeit, nachdem wir uns kennengelernt haben...“
Erstaunt schaute Nikita auf das Bild, das noch deutlich den kleinen, traurigen Yaominh von einst erkennen ließ. Der posende Knabe an seiner Seite musste dann wohl Demiro sein, auch wenn er mit seinen langen Haaren und den schwarzen Heavy Metal-Klamotten irgendwie völlig anders aussah als heute.
„Das ist Demiro?“, fragte Nikita sichtlich verwundert. „Der scheint ja noch wandlungsfähiger zu sein als du.“
Yaominh lächelte und blätterte ein paar Seiten weiter.
„Allerdings, das ist er. Siehst du, das waren wir dann ungefähr ein Jahr später...“
Ein merkwürdiges Foto, das wohl irgendwo in einer Blockhütte oder ähnlichem aufgenommen wurde. Demiro hatte darauf relativ kurze, wasserstoffblond gefärbte Haare, und richtete fies grinsend eine Pistole auf Yaominh, der sich halbnackt und etwas ängstlich dreinschauend unter einer Decke verkriechen wollte.
„Das... das ist nur gespielt, nehme ich an?“, fragte Nikita verunsichert. „Du hast da nicht wirklich Angst, oder?“
„Hey, das ist mein Bruder! Ich hab doch keine Angst vor meinem Bruder.“, antwortete Yaominh schnell und schlug die nächste Seite auf.
Da war ein Bild, das Yaominh sichtlich stolz auf den Schultern von Markus sitzend zeigte... darunter ein weiteres: Yaominh und Demiro im Kreis einiger junger Leute auf einer feuchtfröhlichen Feier. Beide machten einen ziemlich angeheiterten Eindruck… vor allem Demiro, der sich gerade angeregt mit einem Mädchen an seiner Seite unterhielt, während Yaominh in Gedanken offenbar irgendwo anders zu sein schien und fasziniert den grünlich schimmernden Inhalt seines Cocktails beobachtete.
Ganz besonders stach Nikita aber auf der direkt gegenüberliegenden Seite ein Foto ins Auge, auf dem nur Yaominhs Gesicht zu sehen war... blutverschmiert, mit einer aufgeplatzten Lippe und einer grün und blau angeschwollenen Backe.
„Markus hat gesagt, ich sollte dieses Foto besser gut aufbewahren...“, erklärte Yaominh. „Damit ich niemals vergesse, wo meine Grenzen liegen...“
„Was hast du denn da angestellt?“, hakte Nikita irritiert nach. „Dich wieder mit einer Gruppe Glatzen angelegt?“
„Sowas ähnliches.“, erwiderte Yaominh knapp. „Aber das ist eine längere Geschichte... Erzähl ich dir vielleicht ein andermal.“
Er überblätterte hastig einige Seiten des Albums, bis er schließlich bei einem Foto hängen blieb, das ihn sichtlich stolz vor einem meterhohen Graffiti zeigte.
„YOUR GAIN IS OUR PAIN!“ war als breiter Schriftzug darauf zu lesen... darunter die kunstvoll gezeichneten Gesichter einiger Kinder, die von der Schrift und einigen schweren Geldsäcken mit Dollarzeichen fast zerquetscht wurden und dem Betrachter klagend ihre Hände entgegenstreckten.
„Das habe ich letztes Jahr auf die Außenfassade der Deutschen Bank gesprüht. Hat ne ganze Nacht gedauert...“, erklärte Yaominh.
„Cool!“, antwortete Nikita beeindruckt. „Machst du sowas öfter?“
Fast ein wenig bedauernd schüttelte Yaominh den Kopf.
„Nicht mehr, nein... Ich würde gern, aber es ist leider viel zu gefährlich. Beim letzten Mal wurde ich beinahe erwischt, und Markus ist ziemlich sauer geworden. Naja, aber ich kann ihn schon verstehen. Hier steht schließlich weitaus mehr auf dem Spiel als das Streben eines jungen Sprayers nach künstlerischer Selbstverwirklichung.“
Er schaute noch eine Weile gedankenversunken auf das Graffiti, dann klappte er das Album zu und drückte es beinahe zärtlich an seine Brust.

„Diese Momentaufnahmen, Niki... diese ganzen verrückten Erinnerungen... meine durchgeknallte Familie... das ist meine Welt! Die einzige Welt, die mir etwas bedeutet, verstehst du? Ich hasse die anderen Menschen nicht. Sie sind mir einfach nur egal.
Ich empfinde nichts für sie, denn keiner von ihnen hat jemals aufrichtig etwas für mich empfunden. Ich...“
Er stockte, und Nikita hatte auf einmal den Eindruck, dass seinem alten Freund diese ganze Angelegenheit doch weitaus mehr zu schaffen machte, als er nach außen hin durchblicken lassen wollte.
„Ist schon gut, Yao...“, versuchte ihn Nikita zu trösten. „Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen. Keine Ahnung, wie es mir an deiner Stelle gehen würde. Wahrscheinlich genauso...“

„IT’S JUST A QUESTION OF TIME, AND IT’S RUNNING OUT FOR YOU. IT WON’T BE LONG UNTIL YOU DO EXACTLY WHAT THEY WANT YOU TO. IT’S JUST A QUESTION OF TIME...“

Während das Lied im Hintergrund verstummte und die ersten Takte von „Stripped“ erklangen, legte Yaominh das Fotoalbum bedächtig auf den Tisch zurück. Dann stand er mit einem unterdrückten Seufzer auf und trottete unmotiviert ans Fenster.
„Ich würde es dir so gerne besser erklären können. Würde dich gern in meine Gedanken lassen...“, murmelte er, bevor er die hoffnungslos aus der Mode gekommenen, beigen Vorhänge zur Seite zog und hinaus in die Dunkelheit starrte.
Wie sehr wünschte er sich, dass diese Nacht niemals enden würde... Kein weiterer Sonnenaufgang, kein Morgen, keine Konsequenzen. Ein ewiger Schwebezustand, in dem Welt und Gegenwelt einander einfach in Ruhe ließen.
„Wenn du mich fragst, ist alles längst außer Kontrolle geraten...“, startete er schließlich noch einmal einen Anlauf, um Nikita von seiner Sicht der Dinge zu überzeugen. „In der Welt da draußen, meine ich. Die Zivilisation... diese gigantische Maschine, die von den Menschen über Jahrtausende hinweg zusammengeschraubt wurde, um ihnen zu Diensten zu sein...
Sie dient heute längst nicht mehr. Sie herrscht vielmehr über die Enkel und Urenkel derer, die vielleicht nur das Beste für ihre Nachfahren im Sinn hatten, als sie diese Maschine einst in Betrieb nahmen und immer weiter ausbauten.
Sie zwingt die Menschen dazu, sich einen Platz zu suchen, auf dem sie artig sitzen und in die Pedale treten sollen. Die einen haben Glück und erwischen einen Platz auf der Sonnenseite, andere müssen im dunklen Maschinenraum schuften, ohne jemals das Licht des Tages zu Gesicht zu bekommen. Aber sie alle treiben durch ihre Arbeit die Maschine an, denn die Maschine benötigt Unmengen an Energie. Kein Wunder, wenn man bedenkt, über wie viele Funktionen sie verfügt...
Irgendwo hat diese Maschine zum Beispiel einen Auswurfschacht, aus dem Bomben fallen und kleine Kinder in Stücke reißen.
An einer anderen Stelle befinden sich mehrere Greifarme, die die Verletzten dann wieder zusammenflicken... denn die Maschine kann so ziemlich alles. Häuser bauen, Regenwälder roden, Raketen auf den Mond schießen, alte Menschen pflegen, Flüsse vergiften, Umweltschutzgesetze erlassen, Demonstranten verprügeln...
Ist also eigentlich schon ein beeindruckendes Gerät, das allerdings bloß funktionieren kann, weil so viele Menschen an den unterschiedlichsten Stellen diese Maschine mit ihrer Lebenskraft füttern.
Das Problem an der Sache ist jedoch: Ich bin keiner dieser Menschen! Ich stehe außerhalb von dieser Maschine, wo ich ihre monströsen Ausmaße erkennen kann und bei jedem gottverdammten Atemzug mitbekomme, wie ihre Abgase die Luft verpesten.

Manchmal werfe ich daher Steine gegen die Maschine, oder ich klaue mir heimlich irgendwas, was sie produziert. Hin und wieder helfe ich aber auch den Menschen ein bisschen, weil sie mir leid tun.
Doch Teil der Maschine will ich nie wieder sein... weder in diesem Leben, noch in irgendeinem anderen. Und wenn sie eines Tages aufhören sollte zu existieren, dann..."
Er überlegte einen Moment, als ob er allein durch den Klang einiger gutgewählter Worte die gesamte Welt zum Einstürzen bringen könnte.
„... dann würde ich mir aus ihren Trümmern gern eine neue, kleinere Maschine bauen. Eine, die mir besser gefällt, und deren Funktionen der Einzelne noch überblicken und gegebenenfalls an seine Bedürfnisse anpassen kann."
Yaominh zog die Vorhänge wieder zu und blickte traurig zu Nikita rüber.
„Vernichtung der Menschheit... das ist so ein harter, hässlicher Begriff. Es... es hilft einfach, wenn du es dir als große, stinkende Maschine vorstellst, die einfach weggezaubert wird."
Nikita fuhr sich nachdenklich durch die Haare.
„Ich weiß nicht... so richtig überzeugt klingst du ja selber nicht.", meinte er skeptisch.
„Natürlich nicht!", entgegnete Yaominh. „Ich bin doch im Grunde auch nur ein Mensch. Ja, Niki. Nur ein schwacher Mensch. Das alles macht mir tierisch Angst, und ich möchte am liebsten losheulen oder wegrennen... doch Demiro hat gesagt, es wäre übertrieben, deswegen zu weinen. Man weint ja auch nicht, wenn es Winter wird, die Blätter von den Bäumen fallen und das meiste Leben unter einer weißen Schneedecke begraben wird... denn das Leben wird ja wiederkommen!
Irgendwann ist wieder Sommer, und vielleicht ist es dann ein besserer. Ich weiß es nicht..."
Fast schon hilfesuchend schaute Yaominh auf die hölzerne Uhr an der Wand. Mittlerweile war es kurz vor halb fünf.
„Verdammt, sie müssten eigentlich längst zurück sein!"
Dann hinkte er besorgt zurück zum Fenster und warf abermals einen Blick hinaus.
„Hör mal... die können doch sicher auf sich selbst aufpassen.", bemühte sich Nikita darum, ihn wieder ein wenig zu beruhigen.
Irgendwie kam es ihm nämlich so vor, als ob sein alter Freund in diesem Moment das Gewicht der ganzen verdammten Maschine, die er da eben beschrieben hatte, auf seinen schmalen Schultern trug... und das seiner komischen Familie noch dazu. Das konnte unmöglich gut für ihn sein.

„Ey, das können sie doch wohl, oder nicht?"
Erst jetzt reagierte Yaominh.
„Ja, natürlich.", antwortete er, allerdings wenig überzeugt. „Die werden locker mit zehn Leuten fertig, wenn es drauf ankommen sollte. Die Frage ist nur, wer beschützt sie heute Nacht vor sich selbst?"
„Mach dir keine Sorgen… die kommen schon noch. Was ist, erzählst du mir so lange noch irgendwas?"
Yaominh ließ sich wieder unruhig auf seinem Sessel nieder.
„Was willste denn noch wissen?", fragte er und trank noch einen Schluck aus seiner längst kalt gewordenen Tasse.
„Demiro... Erzähl mir was über Demiro!", erwiderte Nikita nach einer kurzen Bedenkpause… weniger aus drängender Neugier, als eher aus der Hoffnung heraus, Yaominh damit zumindest für eine Weile wieder auf andere Gedanken bringen zu können. „Wie ist er zur Gegenwelt gekommen... und warum? Und wie ist er so?"
„Demi ist im Grunde ganz ähnlich wie ich... und doch wieder völlig anders.", erklärte Yaominh. „Er ist ein Ghettokind, ich bin ein Slumkind. Ghettokinder haben im Gegensatz zu den Slumkindern meistens genug zu essen... aber Essen allein macht einen nunmal nicht satt.

Wie soll ich es ausdrücken... die Verzweiflung, die ihn zur Gegenwelt geführt hat, ist eine andere gewesen als bei mir. Nicht so dramatisch. Kein Krieg, keine Verstümmelung, keine gierigen Fernsehkameras, und doch...
Es ist schwer zu beschreiben. Am besten, ich erzähle dir seine Geschichte von Anfang an, dann wird es ja vielleicht etwas klarer für dich."

Kapitel 31

„Demiro hieß damals noch Kemal. So, wie ihn seine türkischen Eltern genannt hatten, die vor knapp zwanzig Jahren als Gastarbeiter aus Anatolien nach Deutschland gekommen waren.
Er war ein typisches Migrantenkind… ein kleiner, schüchterner Junge, der hoffnungslos verloren zwischen mehreren Welten feststeckte, von denen er aufgrund seines kindlichen Alters nicht einmal eine einzige wirklich begreifen konnte.
Da war die eine Welt... die Welt, aus der seine Eltern kamen, und in der sie trotz all der Jahre im fremden Deutschland nie zu leben aufgehört hatten. Eine Religion, die es Kemals älterer Schwester verbot, ohne Kopftuch in die Schule zu gehen… archaische Traditionen wie Ehrenmord und Zwangsverheiratung unter streng von der Wand blickenden Ahnen-Portraits… eine Welt voller beengender Träume von besseren Zeiten und von der Rückkehr in die alte, steinige Heimat, mit der Kemal jedoch nicht viel mehr verband als ein paar Fotos von Ziegen und Lehmhütten, und die verklärten Erinnerungen seines notorisch unzufriedenen Vaters.
„Zuerst kommt die Ehre der Familie!", forderte der Vater immer wieder. „Du darfst niemals vergessen, dass du einer von uns bist. Ein Türke!"

Eine ganz andere Welt war die bundesdeutsche Wirklichkeit. Schule, Lehrer, Polizisten... ihm fremde Erwachsene, die von ihm erwarteten, sich an ihre schwer verständlichen Gesetze zu halten und dafür dankbar zu sein, dass die Gesellschaft ihm die wunderbare Chance gab, in einer schäbigen, tristen Wohnsiedlung aufwachsen zu dürfen, die bei den meisten seiner deutschen Mitschüler nur als „Kanakenviertel" bekannt war.
„Du musst dich integrieren.", forderten sie von dem kleinen Kemal. „Pass dich an und werde wie wir. Ein Deutscher!"
Aus der Sicht der Immer-integriert-Gewesenen sicherlich eine nachvollziehbare, berechtigte Forderung.
Doch wenn deine Seele keine Wurzeln hat, wie kannst du da erblühen?
Wie kannst du dich jeden Tag anständig und ohne Scheiße zu bauen durch den Schulalltag schleppen, wenn dieser Alltag aus lauter Fremden besteht, die dir nie irgendetwas Gutes getan haben, außer dich vielleicht mal kurz von der Tafel her für ein fehlerfreies Diktat zu loben?
Wie kannst du etwas lernen von denen, die behaupten, nur das Beste für dich zu wollen, wenn sie doch immer auf dienstlich korrekter Distanz zu dir bleiben... ganz anders als dein Vater, der dir wenigstens manchmal den Arm auf die Schultern legt oder dir durch schmerzhafte Schläge mit seinem Gürtel beweist, dass ihm deine Zukunft nicht egal ist...

Und da war noch eine dritte Welt. Eine Welt, in der der damals vierzehn Jahre alte Kemal vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl verspürte, so etwas Ähnliches wie ein Zuhause zu haben.
Es war seine Gang... das heißt, nicht wirklich seine. Eigentlich war es Yussufs Gang. Der rüpelhafte neunzehnjährige Automechaniker hatte Kemal aber nach langem Bitten und Betteln mitmachen lassen, nachdem Kemal ihm durch eine Reihe von Kaufhausdiebstählen seine Nützlichkeit bewiesen hatte.
„Jetzt bist du einer von uns, Lan. Ein Gangster!", verkündete er dem stolzen Kemal gönnerhaft.

Und Kemal freute sich wie ein kleines Christenkind an Heiligabend. Endlich war er unter seinesgleichen... unter lauter entwurzelten Halbstarken, die sich genauso verhielten, wie es ihnen die fremden, unsympathischen Deutschen schon seit jeher vorgeworfen hatten: Messerstechen, Abzocken, Rumschlägern, Passanten anpöbeln...
Sie nennen es ihre „Kultur“, Autos tieferzulegen, sich Gel in die Haare zu schmieren, und sich rund um die Uhr gegenseitig zu beweisen, wie cool sie sind... aber wenn du mich fragst, bedienen sie damit nur unterste Proletenklischees und bringen den rechtsgerichteten Parteien viele neue Wählerstimmen ein.
Außerdem, wo ist da die Eigenständigkeit?
Den Traum von teuren Sport-Klamotten, Goldketten und schnellen Autos hat ihnen die Industrie eingeflüstert... das Machogehabe, ihre politischen Ansichten und die Überzeugung, dass mit Gewalt und Schlägen alles leichter geht, haben sie dagegen einfach von ihren Vätern übernommen.
Wenn du so willst, dann sind sie Bastarde... das Verkommenste aus zwei Kulturen, angereichert mit etwas Outlaw-Romantik und viel runtergeschluckten Minderwertigkeitskomplexen, die fast zwangsweise irgendwann zur Explosion führen müssen.
Doch eine zeitlang glaubte Kemal tatsächlich, an der Seite seiner neuen Freunde das große Los gezogen zu haben.
Adrenalinstöße bis zum Umfallen... man lebte nur für den Moment, und hatte massig unrealistische Träume vom schnellen Geldverdienen und einem Leben als reicher Drogendealer im Kopf. Außerdem waren immer genug Leute um einen herum, um nicht aus Versehen in eine trübe, depressive Stimmung zu verfallen.
Und falls dies allen Ablenkungsmöglichkeiten zum Trotz doch einmal passierte, trank man einfach ein paar Bierchen mehr als sonst und gab dem nächstbesten Passanten eins auf die Fresse. Dann sah man, wie scheiße es anderen ging, und war wieder für eine Weile zufrieden mit seinem Leben.

So verbrachte Kemal knapp anderthalb Jahre.
Bis zu jenem verhängnisvollen Dienstag, als er zusammen mit Yussuf, Ali und Mahmut im Bus saß und einem etwas schwuchtelig wirkenden Herrn mit rosa Hemd „Hey, du schwule Sau!“ zurief. „So Leute wie dich sollte man alle umlegen!“
„Ja... ihr Schwulen seid eine perverse Schande der Natur. Korrekt, oder?“, meinte Ali mit fragendem Blick zu seinen Kollegen.
„Klar, Mann. Sowas is doch ned normal!“
„Das habe ich alles schon einmal gehört.“, mischte sich auf einmal der alte Markus ein, der zufällig auf dem gegenüberliegenden Fenstersitz saß und diese Szene nicht länger tatenlos mit ansehen konnte.
Sofort trafen ihn acht grimmige Augen, denen der jugendliche Zorn förmlich eingebrannt zu sein schien.
„Was? Kennst du uns etwa, du scheiß Kartoffel, du? Oder warum sagst du sowas?“, rief ihm der erboste Yussuf zu.
Markus drehte sich zum Gang hin und legte sich vorsichtshalber seinen Spazierstock zurecht, der sich in Situationen wie dieser schon manches Mal als äußerst nützlich erwiesen hatte.
„Nun... Adolf Hitler hat zum Beispiel einmal etwas ganz ähnliches über die Schwulen behauptet.“, fuhr Markus belehrend fort. „Wisst ihr, wer Adolf Hitler war?“
„Klar, das war so ein deutscher Oberkartoffelwichser!“, erwiderte Kemal, um seinen älteren Kollegen zu zeigen, dass er auch ein bisschen Ahnung hatte.
„Das ist doch komplett egal, Lan.“, konterte der ältere Yussuf. „Hör doch nicht auf das Geschwätz von so einer schwulen Nazischwuchtel. Die Mistsau machen wir jetzt platt!“

Markus seufzte, denn er musste einsehen, dass gute Argumente allein in dieser Diskussion wohl niemanden überzeugen würden.
Daher stand er auf und knöpfte sich bemüht langsam seinen schwarzen Mantel zu.
„Wisst ihr, Jungs... damals im Krieg, da haben viele mutige Widerstandskämpfer ihr Leben gelassen. Im Kampf für die Freiheit, für eine tolerantere Gesellschaft... und, wie es scheint, auch dafür, dass asoziales Pack wie ihr heute andere Menschen belästigen darf und dabei auch noch auf seine Menschenrechte pochen kann."
Yussuf hatte genug gehört.
Er packte den Alten am Kragen... das heißt, er versuchte es zumindest.
Doch Markus wich geschickt aus und verpasste dem unbeherrschten Türken eine schallende Ohrfeige, so dass Yussuf nach hinten auf den unvorbereiteten Ali flog.
Dem halbstarken Mahmut, der sich gerade erheben und auf ihn losgehen wollte, schlug Markus wütend mit dem Stock auf die Finger.
„Wenn es nach mir ginge, würdet ihr hier nicht mehr lebend rauskommen.", zischte Markus sichtlich aufgebracht. „Keiner von euch!"
Yussuf spürte, dass ihm diese Situation zu entgleiten drohte. Er musste handeln, sonst würden sich hinterher alle in seinem Viertel über ihn lustig machen.
Ohne noch länger zu zögern, griff er in seine Tasche und zog ein kleines, silbernes Klappmesser heraus.
Er stieß sich von dem hinter ihm eingequetschten Ali ab, um sich auf Markus zu stürzen und ihm ein wenig Angst einzujagen... doch just in diesem Moment spürte er einen schmerzhaften Stich in seiner Hand.
Yussuf registrierte geschockt, wie ihm das Messer aus den Fingern glitt und zu Boden fiel... dann bemerkte er das rote Blut, das aus einer tiefen Wunde an seinem Handrücken auf den Sitz tropfte.
Ungläubig schaute er erst zu seinen verdutzten Kollegen, dann zu Markus, der ihm mit eisiger Miene eine lange, aus seinem Spazierstock herausragende Klinge an die Kehle presste.
„Siehst du das? Was, wenn ihr mal irgendwann nicht mehr die besseren Waffen habt? Was, wenn jemand daherkommt und auf einmal euch als unwertes Leben bezeichnet? Fändet ihr, dass man ihm das verbieten sollte? Dass man einschreiten sollte? Oder sollte man ihn gewähren lassen... ihn euer Leben auslöschen lassen??"
Yussuf presste sich ängstlich in den Sitz.
Mehr noch als die lange Klinge des Alten fürchtete er die zornige Entschlossenheit in dessen Augen. Das war keiner dieser üblichen vorwurfsvollen Spießer-Blicke... das war die pure Mordlust, die möglicherweise nur noch von einem ganz dünnen Faden Menschlichkeit davon abgehalten wurde, endgültig auszubrechen.
„Bitte...", stammelte der jetzt völlig hilflos hinter Yussuf eingeklemmte Ali. „Bitte, lassen sie uns gehen..."
„Erbärmlich!", zischte Markus fast ein wenig enttäuscht über so wenig Gegenwehr. „Ihr seid einfach nur erbärmlich!"
Er betätigte einen Schalter am Griff, worauf die Klinge genauso schnell, wie sie hervorgesprungen war, wieder in den Stock zurückfuhr.
„Ich habe Menschen gekannt... Menschen in eurem Alter, die besser als so mancher Erwachsener wussten, was falsch und was richtig war. Oh ja, sie waren so viel größer und edler als ihr... Um ihretwillen werde ich euch nicht töten. Heute nicht."
Durch die beschlagene Fensterscheibe hindurch sah Markus das Glasdach der nächsten Haltestelle auftauchen und machte sich auf den Weg zur Tür... an einigen Fahrgästen vorbei, deren Gesichtszüge vor Entsetzen über diesen ihren Alltag pulverisierenden Vorfall wie gelähmt waren.
Er grinste halbwegs befriedigt, bevor er sich ein letztes Mal zurück zu den immer noch ziemlich kleinlaut dasitzenden Möchtegern-Gangstern wandte.

„Ihr könntet Helden sein, wisst ihr das eigentlich?
Ihr habt die Voraussetzungen dafür. Einen jungen, gesunden Körper, und ein Hirn, mit dem ihr denken könnt. Zu schade, dass ihr nicht von den richtigen Leuten umgeben seid.“
Markus schüttelte bedauernd den Kopf, dann stieg er in der sicheren Überzeugung, nie wieder etwas von den vier jungen Türken zu hören, aus dem Bus.

Doch sein Auftreten war nicht ganz ohne Folgen geblieben.
Den anderen gelang es dank eines abendlichen Puff-Besuchs zwar recht schnell, diese peinliche Schmach zu verdrängen und nicht mehr daran zurück zu denken... doch Kemal ließen die Worte des unbekannten Alten fortan nicht mehr los.
Dass er kein Held war, wusste Kemal längst... noch nicht einmal ein Held für die Menschen, die ihm so viel bedeuteten. Seine sogenannten Freunde... sie ließen ihn doch oft gar nicht zu Wort kommen, weil sie einfach viel schneller und lauter reden konnten als er. Und wenn er doch einmal etwas sagte, hatte er immer das Gefühl, es interessierte die anderen nicht wirklich.
Er war eben auch der Jüngste, der Kleine, auf dessen Gefühle man nicht zu achten brauchte, weil man in ihrer Welt nur die Gefühle von denen achten musste, die stärker waren als man selbst.
Kemal hasste diese Welt. Ständig musst du den coolen Macker raushängen lassen und deine Schwächen verbergen, sonst fallen sie alle über dich her. Die Eltern, die Lehrer, selbst deine besten Kumpels...
Wenn Kemal in seinem Leben eine Lektion gelernt hatte, dann diese.
„Zu schade, dass ihr nicht von den richtigen Leuten umgeben seid.“
Wieder und wieder hallte die Stimme des Alten durch seine unruhigen Nachtgedanken.
„...nicht von den richtigen Leuten umgeben...“
„...nicht von den richtigen Leuten umgeben...“
„...nicht von den richtigen Leuten umgeben...“
„Ja, zu schade...“, musste sich Kemal schließlich gemartert eingestehen.
Vielleicht hatte der Alte mit seinen Vorwürfen ja wirklich nicht so ganz Unrecht gehabt. Aber mit wem konnte man in dieser Welt schon über so etwas reden?

Es war knapp vier Wochen später.
Kemal hatte Markus zufällig in der Stadt wiedergetroffen.
Zunächst hatte er ihn nur heimlich beobachtet und aus sicherer Entfernung dabei zugesehen, wie sich der Alte vor einem Cafe mit einem langhaarigen, jüngeren Typen unterhielt. Der Junge drückte ihm irgendetwas in die Hand… vielleicht Drogen, vielleicht eine Nachricht.
Dann schlenderte er weiter, die Fußgängerzone entlang.
Vor einem Laden blieb Markus erneut stehen und plauderte kurze Zeit mit einer Obdachlosen, die sich dort mit ein paar Decken ihr Lager ausgelegt hatte.
Kemal folgte ihm noch immer. Er bemühte sich, unauffällig zu wirken, und drehte sich nur scheinbar interessiert in Richtung der Schaufenster, als ob er sich auch nur die billigste der darin ausgestellten Golduhren hätte leisten können.
Aus dem Augenwinkel nahm er schließlich wahr, wie der Alte weiterging und in einer engen Seitengasse verschwand.
„Jetzt nur nicht aus den Augen verlieren!“, nahm sich Kemal vor, und bog ebenfalls um die Ecke.
Da war eine Treppe, die runter in Richtung U-Bahn führte.
Kemal vermutete, dass Markus dort hinuntergegangen sein musste, und legte noch einen Zahn zu.

Unten in der Unterführung war es ungewöhnlich dunkel. Nur wenige Passanten verirrten sich an so einen Ort... und da es dort meistens auch stark nach Urin und Erbrochenem stank, hielten sich auch Yussuf und seine Gang nicht all zu oft in dieser Gegend auf.
„Fuck!“, fluchte Kemal, denn von dem Typ war weit und breit nichts mehr zu sehen.
Der junge Türke schaute noch um die nächste Biegung, aber da er auch dort niemanden ausmachen konnte, beschloss er, seine ohnehin völlig dämliche Verfolgung einzustellen und wieder zurück ans Tageslicht zu gehen.
Was hatte er sich überhaupt von dem Alten erhofft? Etwa, dass der ihm einen Rat aus seinem reichhaltigen Erfahrungsschatz mit auf den Weg gab?
Was verstanden deutsche Rentner schon vom Leben im Ghetto... von der Verachtung, die einem die anderen entgegenbrachten... von diesem immerwährenden Kampf um Anerkennung und Respekt?
Nein... er würde ihm vermutlich ohnehin nur so unnütze Ratschläge geben wie „Lies vor dem Einschlafen in der Bibel!“ oder „Pass in der Schule auf, damit du später mal einen anständigen Beruf erlernen kannst!“
Kemal spuckte vor sich auf den Boden. Auf so ein Geschwätz konnte er gern verzichten, also sollte sich der Kerl doch seinetwegen in Luft auflösen, wenn er das für eine gute Idee hielt...

„Suchst du jemand bestimmtes?“, hörte Kemal auf einmal eine bedrohliche Stimme in seinem Rücken. Er fühlte, wie ihn ein scharfer, gefährlicher Gegenstand am Nacken streichelte und sich dann unangenehm in seine weiche Haut hineindrückte.
„Ich... ich wollte sie nur... etwas fragen.“, stammelte Kemal, der sofort erkannte, dass es sich bei dem Angreifer nur um den verrückten Alten aus dem Bus handeln konnte.
Der Druck an seinem Hals verschwand.
„Dreh dich um!“
Kemal gehorchte eingeschüchtert und blickte in das zu allem entschlossene Gesicht von Markus, der seinen spitzen Spazierstock wieder herunternahm und seinen jugendlichen Verfolger neugierig musterte.
„So, so...“, murmelte er gespannt. „Also, dann schieß mal los, was du auf dem Herzen hast. Du willst doch nicht etwa wissen, wie man ein Held wird?“
„Doch!“, bestätigte Kemal ohne lange zu überlegen. „Doch, genau das! Ich will ein Held sein und nicht mehr ständig von allen herumgeschubst werden. Sie haben doch gesagt, wir könnten Helden sein, wenn wir nur die richtigen Leute kennen würden...“
Markus war schon ein wenig überrascht von dem plötzlichen Sinneswandel des Jungen... denn er hatte nun wirklich nicht damit gerechnet, dass seine zornigen Worte im Bus auch nur bei einem Einzigen der vier Halbstarken auf fruchtbaren Boden gefallen waren.
„Nanu, du kannst ja sogar richtig vernünftiges Deutsch reden... nicht nur dieses prollige Kanakenkauderwelsch.“, stellte er erfreut fest. „Vielleicht ist bei dir ja doch noch nicht alles verloren. Wie sieht’s aus, hast du Zeit und Muße für einen Spaziergang? Ein bisschen aus der Stadt raus, rüber in den Wald?“
„Was wollen sie denn im Wald?“, fragte Kemal. „Da gibt’s doch nur voll beschissene Bäume und so.“
„Nicht ganz.“, korrigierte Markus. „Es gibt dort vor allem Ruhe. Du schaust in die Baumwipfel, hörst dem Rauschen der Blätter zu, und ganz unwillkürlich wird dir bewusst, dass du und deine Sorgen und Träume im Grunde nur eine ganz kleine, unspektakuläre Randerscheinung sind... nicht der Mittelpunkt der Welt, nicht einmal der Mittelpunkt dieser Stadt...
Nun, ich werde da jetzt jedenfalls hinwandern. Mir ist gerade danach. Wenn du magst, kannst du gerne mitkommen.“
Kemal überlegte kurz. So lange ihn weder Yussuf, Ali noch einer seiner anderen Freunde dabei sahen, hatte er ja eigentlich nichts zu verlieren... und die würden wohl kaum auf die

Idee kommen, einfach so durch den Wald zu spazieren und sich irgendwelche Bäume anzuschauen.
„Ist gut, alter Mann. Ich komme mit.“, erwiderte er. „Ich höre mir an, was mir die Bäume und die Blätter zu sagen haben.“

Kapitel 32

Sie marschierten eine steil ansteigende Straße entlang.
Irritiert schaute sich Kemal um. Obwohl es noch immer die selbe Stadt war, in der er schon so viele Jahre lebte, kannte er diese Gegend nur vom Hörensagen.
Mit jedem Schritt, den sie aus der Stadt hinaus machten, schienen die Gärten grüner, die Häuser protziger, und die davor parkenden Autos teurer zu werden.
Hier lebten sie also, die Reichen und Schönen, die sich höchstens mal zum Einkaufen in die Innenstadt begaben, ansonsten aber tunlichst darum bemüht waren, unter ihresgleichen zu bleiben.
„Ich bin noch nie hier gewesen.“, meinte Kemal beiläufig. „In all den Jahren nicht...“
Markus bemerkte, dass den Kleinen die Gegend ziemlich beeindruckte.
„Das ist das Ghetto der Reichen.“, erklärte er so, wie er es an Kemals Stelle selbst gerne erklärt bekommen hätte. „Die Menschen, die hier wohnen, haben genügend Geld, um sich alle ihre Träume zu erfüllen. Und doch sind viele von ihnen bitterarm.“
„Das verstehe ich nicht. Warum sind sie arm, wenn sie so viel Geld haben, dass sie sich alle Träume erfüllen können?“, fragte Kemal verwirrt.
Markus blieb stehen und schaute dem Jungen gütig in die Augen.
„Nun... sie träumen nicht mehr. Sie verwalten nur noch ihren Wohlstand. Und deshalb sind viele von ihnen ärmer als du und ich...“
„Sie haben coole Autos!“, warf Kemal beeindruckt ein. „Und einen Swimming Pool im Garten, wie echte Gangster!“
„Coole Autos... ja, das haben sie...“, erwiderte Markus sichtlich amüsiert. „Und goldene Uhren. Und eine Heidenangst, dass jemand bei ihnen einbricht und ihren ganzen Gangsterkram klaut.“

Nachdem sie eine ganze Weile auf einem nur wenig frequentierten Radweg gelaufen waren und der Lärm und die Hektik der Stadt längst hinter ihnen lagen, blieb Markus schließlich nachdenklich stehen.
„Was siehst du?“, fragte er den ihn erwartungsvoll anschauenden Kemal.
„Bäume.“, antwortete Kemal etwas enttäuscht.
Doch Markus schien sich damit nicht zufrieden zu geben.
„Und was noch?“
Kemal blickte sich suchend um.
„Einen Weg. Ein paar Wolken. Einen alten Mann, der komische Fragen stellt... Und noch mehr Bäume? Ach, was weiß denn ich. Ist doch nix besonderes hier... nur langweilige Natur und so Zeug.“
„Nein!“, widersprach Markus. „Nein, hier ist noch mehr. Stell dir vor, du wärst Gott und schwebst irgendwo ein paar Meter hier über dem Weg. Was siehst du dann noch?“
„Mich, wie ich mich mit dir unterhalte?“
Kemal hatte wirklich keinen Plan, was der alte Mann jetzt eigentlich von ihm hören wollte.
„Nicht ganz.“, erwiderte Markus. „Du bist ja im Moment der Gott da oben. Du redest nicht mit mir. Du schaust einfach nur runter und beobachtest. Was siehst du?“

Eines der größten Defizite der Menschen ist, dass viele von ihnen überhaupt nicht in der Lage sind, sich selbst mit den Augen eines neutralen Beobachters zu betrachten. Sie können

Gegenstände beobachten, Situationen, andere Menschen... aber sich selbst beobachten sie nicht all zu oft. Sich selbst halten sie für ganz selbstverständlich, für etwas, das einfach da ist und nicht weiter hinterfragt werden muss.
Sie sehen sich nicht eingebettet in ihre Umgebung, sondern nur die Umgebung allein, die sich vor ihnen auszubreiten scheint wie ein Sklave vor seinem Herrn.
Doch dass auch sie selbst letztlich nur Teil der Umgebung anderer sind und somit in jeder Sekunde ihres Daseins in irgendeiner Weise beeinflusst und geprägt werden, erkennen sie nicht.
Und viele wollen es wohl auch gar nicht erkennen... denn das Wissen, dass das, was sie für ihre Gestalt halten, vielleicht nur deshalb zustande gekommen ist, weil sie von ihren Mitmenschen über Jahre hinweg gequetscht oder in die Länge gezogen wurden, würde die Bedeutung, die sie sich selbst und ihrem vermeintlich wahren Ich beimessen, auf schmerzhafte Weise relativieren.
„Also, sag schon, was siehst du hier?“, fragte Markus abermals.
„Einen alten Mann und einen jungen Türken.“, antwortete Kemal schließlich nach längerem Überlegen.
Markus nickte.
„Ja. Und jetzt beschreibe den jungen Türken doch mal etwas genauer...“
Kemal sah ein wenig verunsichert an sich herunter.
„Ich...“, begann er, korrigierte sich aber gleich, als ihn Markus’ strafender Blick traf. „Ich meine natürlich, er... er hat ein weißes Shirt und eine korrekte blaue Jeans an. Er hat schwarze Haare... Er ist halt ein cooler Türke, Mann!“
„Ist er das wirklich?“, hakte Markus nach. „Aber was tut er dann hier, weit ab von seinen Homies im Ghetto und allem, was coole Türken wie er normalerweise tun?“
„Er...“
Es fiel Kemal ziemlich schwer, auf diese Weise über sich zu sprechen. Warum durfte er nicht einfach „Ich“ zu sich sagen?
„Er unterhält sich mit einem seltsamen alten Mann.“
„Warum?“, forschte Markus weiter.
„Weil er...“, überlegte Kemal angestrengt. „Weil er, ich weiß nicht... ich meine, er weiß nicht, was er hier tut. Er stammelt rum und redet dummes Zeug.
Er hat... ich glaube, er hat Angst. Er hat Angst, dass ihn alles erdrückt. Dieses Land, sein Vater, die reichen Leute in ihren Villen... einfach alles, irgendwie.“
Markus nickte zufrieden und legte dem Jungen die Hand auf die Schulter.
„Ja, jetzt kommen wir der Sache schon näher.“, lobte ihn der Alte, während sie langsam weiterspazierten. „Was würdest du sagen, woher kommt diese Angst?“
„Weil es schwer ist... so schwer, hier zu bestehen. Mach dies, mach das, sagen sie einem. Sei ein Gangster, nein halt, sei besser keiner! Sei ein guter Schüler... ach was, vergiss das schnell wieder! Schau lieber, dass du Geld verdienst, heiratest und deinen Eltern viele Enkelkinder bescherst.“, klagte Kemal sichtlich nervös, weil er sich schon seit vielen Jahren nicht mehr so weit vor einem anderen Menschen geöffnet hatte. „Verstehen sie? Das einzige, was er von anderen bekommt, ist ein Tritt in den Arsch. Sein Vater schlägt ihn oft, seine Freunde beachten ihn nur, wenn er irgendeinen extremen Scheiss anstellt... Deshalb ist er so, wie er ist...“
„Nun, man könnte ja jetzt sagen: So wie ihm geht es sehr vielen Menschen.“, versuchte Markus dem jetzt kurz vor dem Losheulen stehenden Jugendlichen klarzumachen. „Er muss sich eben seinen Platz in der Welt suchen, genau wie sein Vater zuvor das auch getan hat, und dessen Vater, und seine Freunde, und die Lehrer an seiner Schule...“
Kemal nahm ein Taschentuch und schneuzte sich verlegen die Nase.
„Dann... dann kann er wohl nichts dagegen tun, was?“, fragte er mit einem Blick, der nichts außer einem winzig kleinen Fünkchen Hoffnung zu enthalten schien.

Markus zögerte zunächst mit der Antwort... auch, weil er tiefe Zweifel hegte, ob es wirklich eine gute Idee war, mit einem, der nicht von selbst auf diese Gedanken kam, überhaupt über so etwas zu sprechen.
Andererseits konnte er den Jungen jetzt ja schlecht mit ein paar klugen Lebensweisheiten abspeisen und ihn dann wieder in das Drecksloch zurückschicken, aus dem er hervorgekommen war.
„Es gibt viele verschiedene Arten, wie du mit einer verschimmelten Torte umgehen kannst, die man dir zum Essen anbietet.“, begann er schließlich den Versuch einer Erklärung. „Du kannst die Torte trotz deines Ekels essen und dir früher oder später eine schlimme Vergiftung einfangen. Du kannst sie dem, der sie dir anbietet, aus Protest ins Gesicht werfen... dann handelst du dir aber mächtig Ärger ein, weil der, der sie anbietet, vermutlich denkt, dass die Torte ziemlich lecker wäre und du einfach nur undankbar bist.“
„Und wenn ich sie einfach stehen lasse?“, fragte Kemal nachdenklich.
„Dann machst du dir auch nicht unbedingt viele Freunde. Aber dir und den anderen geschieht auf diese Art und Weise zumindest auch kein großes Unheil... Und wenn du Hunger hast, dann backst du dir eben einen eigenen, besseren Kuchen.“, erwiderte Markus. „Was hieße das im übertragenen Sinn dann für den Jungen, der hier auf dem Weg steht und Angst hat, dass ihn die ganze Welt erdrückt? Soll er der Welt in die Fresse schlagen... soll er sich der Welt unterordnen und alles schlucken?“
„Die Welt einfach stehen lassen? Sich ne eigene backen?“, überlegte Kemal. „Aber wie? Er ist jung, er hat keine Kohle, Mann... er kann nicht einfach allen sagen: Leckt mich am Arsch. Dann muss er unter einer Brücke schlafen und so ne Scheiße.“
„Würde er es denn tun wollen, wenn er ein gutes Kochbuch zur Verfügung hätte, und wenn ihm jemand die Zutaten besorgen würde? Würde er sich dann getrauen, den verschimmelten Kuchen, den ihm die anderen reichen, dankend abzulehnen?“
„Auf... auf jeden Fall!“, stotterte Kemal, in dem wieder ein bisschen Mut aufkeimte. „Er würde einen ganz wunderbaren Kuchen backen und nie wieder Schimmel essen!“
Markus grinste zufrieden. Möglicherweise bestand da ja doch eine kleine Chance, aus einem pubertierenden Bengel wie ihm einen echten Gegenweltler zu machen...

Von da an trafen sie sich regelmäßig in der Stadt und den umliegenden Wäldern.
Markus erzählte all die Geschichten aus der alten Zeit, die ihm von Nemo und den anderen am Lagerfeuer beigebracht worden waren... er lehrte Kemal viel über Philosophie und historische Zusammenhänge. Dinge, die den jungen Türken früher nie interessiert hätten. Doch in der Gegenwart von Markus war das anders. Ganz gleich, von was Markus auch berichtete... ob von der Armut der Bauern, von Cyrus’ Weltverbesserungsideen oder von dem Terror der Nazis... Kemal hatte nicht ein einziges Mal das Gefühl, dass ihn all das nichts anginge.
„Was weißt du über den Koran?“, fragte Markus, als ihm Kemal wieder einmal frustriert von der religiösen Strenge seines Vaters berichtet hatte.
„Das ist der Wille Allah’s.“, antwortete Kemal ohne lang zu überlegen. „Ein Buch, das den Menschen hilft, den richtigen Weg zu finden. Zumindest sagt das mein Vater immer.“
Markus gab sich mit dieser Antwort natürlich nicht zufrieden.
„Und? Hat es dir schon einmal geholfen? Hat es dir erklärt, wie du dir Respekt verschaffen kannst?“
Kemal zögerte kurz, schüttelte dann aber energisch den Kopf.
„Nein. Nur, wie ich mir Respekt bei Gott verschaffe.“
Markus lächelte.

„Du meinst, bei dem Gott, den sich die Verfasser des Korans vorgestellt haben? Oder denkst du, unter all den vielen Büchern und Schriften, die behaupten, die Wahrheit über Gott zu kennen, ist einzig und allein der Koran im Recht, und alle anderen liegen falsch?“
„Schwer vorstellbar.“, entgegnete Kemal. „Das ist aber noch kein Beweis dafür, dass der Koran nicht doch Recht hat, oder? Ich meine, nicht dass ich das alles glauben würde... aber es besteht doch zumindest die Möglichkeit, nicht wahr?“
Erfreut darüber, dass der Junge derart logisch denken konnte, setzte sich Markus auf eine nahe Bank, um Kemal seine Sicht der Dinge näherzubringen.
„Stell dir mal vor...“, begann er zu erzählen, nachdem Kemal an seiner Seite Platz genommen hatte. „Stell dir vor, jemand klingelt an deiner Tür und erklärt dir, dass du unbedingt diesen dicken Vertrag unterschreiben sollst, den er dir auffordernd vor die Nase hält. Er sagt, dann ginge es dir besser... und dass es auch vielen anderen schon besser geht, die diesen Vertrag vor dir unterzeichnet haben.
Aber bevor du dazu kommst, dir das Kleingedruckte durchzulesen, fügt er noch schnell hinzu: „Ach übrigens: Ich bin nicht irgendein Handelsvertreter. Ich bin Gott, dein Herr, und wenn du nicht unterschreibst, wirst du ewig im Feuer der Hölle schmoren!“
Würdest du den Vertrag dann wirklich noch ernstnehmen? Nein, würdest du nicht... weil dir dein gesunder Menschenverstand von vorneherein sagt: „So ein Schwachsinn! Gott würde nie an meiner Tür klingeln... und wenn doch, dann würde er mich sicher anders zu überzeugen wissen als durch die Nennung seines Namens oder irgendwelche fiese Drohungen.“
Doch was machen Kirchen und Religionen denn anderes, als ihre mal mehr, mal weniger interessanten Gedanken dadurch aufwerten zu wollen, dass sie diese Gedanken als das Wort Gottes bezeichnen?
Denkst du, das ist seriös? Denkst du, so würde sich jemand verhalten, der wirklich die ultimative Wahrheit im Angebot hat?
Ich glaube ja eher, wenn die Worte der Bibel oder des Korans wirklich so genial und einzigartig wären, wie die Gläubigen dies immer beteuern, dann würden sie die Menschen auch überzeugen, ohne dass man die angst- oder hoffnungseinflößende Gottes-Keule auspacken müsste. Die echte, ultimative Wahrheit würde allein durch sich selbst überzeugen.“
„Und woran erkenne ich solche echten Wahrheiten unter den vielen falschen?“, meinte Kemal mit sichtlicher Bewunderung für die immer wieder unerwarteten Gedanken von Markus, die er zwar längst nicht alle verstanden hatte, aber die er auch irgendwie auf keinen Fall mehr missen wollte. „Das ist ja gerade der Scheiß, dass einem jeder was anderes erzählt, und man sich auf nix verlassen kann...“
„Diese Frage kannst du dir sicher selbst beantworten.“, erwiderte Markus. „Es ist zwar im Grunde ein hochphilosophisches Thema... aber zum Philosophieren muss man schließlich kein Akademiker sein. Das sollte ein jeder von uns wagen. Je früher, desto besser.“
„Keine Ahnung, echt!“, resignierte Kemal stöhnend vor der sein junges Gehirn sprengenden Komplexität dieser Frage. „Komm schon, gib mir nen Tipp!“
Markus blickte geduldig auf die weit unter ihnen liegenden Dächer der Stadt.
„Na gut...“, meinte er nach einer kurzen Pause. „Überleg dir, woran du falsche Wahrheiten erkennst... und dann nimm einfach das Gegenteil davon.“
Damit konnte Kemal etwas anfangen. Fast schon freudig verknüpfte er die Dinge, die ihm dazu einfielen, und zählte sie dann stolz auf:
„Falsche Wahrheiten sind Lügen.“, sagte er als Erstes. „Wenn man daran glaubt, fällt man über kurz oder lang auf die Schnauze. Sie werden einem meist von Menschen erzählt, die einen verarschen oder ausnutzen wollen. Und sie versuchen, einen mit allen Mitteln davon zu überzeugen.“
„Nicht schlecht.“, murmelte Markus. „Und das Gegenteil davon?“
„Das Gegenteil... das Gegenteil davon ist: Man kommt damit gut durchs Leben. Sie werden einem von Menschen erzählt, die es gut mit einem meinen. Und... “

Markus grinste, denn jetzt saß Kemal in einer Zwickmühle.
„Aber dein Vater meint es doch gut mit dir, hast du gesagt. Er erzählt dir seine Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen. Also könnte man ja sagen, seine Version der Wahrheit ist die einzig wahre."
„Stimmt auch wieder.", überlegte Kemal zerknirscht. „Gibt es überhaupt eine richtige Antwort auf diese Frage?"
„Es gibt sehr viele mögliche Antworten. Aber vermutlich werde ich jede einzelne davon durch ein Gegenbeispiel entkräften können."
„Was bringt es dann überhaupt, sich darüber zu unterhalten?", wunderte sich Kemal.
Markus deutete demonstrativ auf seine Stirn.
„Es bringt Bewegung da oben! Und wenn dir morgen wieder irgendwer weismachen will, dass seine Sicht der Dinge die einzig wahre ist, dann kannst du ihm guten Gewissens entgegnen, dass das sehr unwahrscheinlich sein dürfte..."

„Würdest du es als eine echte und unumstößliche Wahrheit bezeichnen, dass es falsch von uns war, den Schwulen im Bus damals dumm anzumachen?", fragte Kemal schließlich. „Oder kann man das auch wieder so oder so sehen?"
Markus lächelte amüsiert vor sich hin, denn ihm schien diese Frage alles andere als dumm zu sein.
„Nun... es hat ihm wahrscheinlich den ganzen Tag versaut, nur damit ihr euch für ein paar Sekunden besser fühlen konntet. Also war es vom moralischen Gesichtspunkt her eindeutig falsch. Andererseits hätten wir beide uns nie kennengelernt, und du hättest vielleicht noch viel mehr Scheiße gebaut... Auch möglich, dass du den Schwulen dadurch bewegt hast, in eine andere Stadt zu ziehen, wo er kurze Zeit später die Liebe seines Lebens kennenlernt. Du siehst, auch aus moralisch schlechten Taten können durch die Unberechenbarkeit des Schicksals gute Dinge entstehen. Genau, wie gutgemeinte Taten zu etwas Schlechtem führen können."
„Also gibt es nirgendwo eine eindeutige Antwort.", fasste Kemal ein wenig enttäuscht zusammen. „Nicht einmal für so eine einfache Frage...?"
„Nein.", bestätigte Markus. „Aber genau das ist eben die Natur des Lebens... ob es uns nun gefällt oder nicht.
Du kannst nicht einfach blind durch deine Umwelt rennen und darauf vertrauen, dass du im Recht bist, oder dass alle anderen im Unrecht sind. Du musst darüber nachdenken. Lange und intensiv. Und hin und wieder musst du dich dann auch positionieren und Entscheidungen fällen... immer in der Gewissheit lebend, dass diese Entscheidungen auch falsch sein können, weil nichts allgemeingültig ist, und weil sich jeder von uns irren kann.
Zu viele Menschen kultivieren lieber ihren Glauben anstatt ihrer Zweifel. Doch Glaube ohne Zweifel macht dich zu einem Lemming, der anderen blindlings in den Abgrund folgt... und ständige Zweifel ohne Glauben lassen dich depressiv werden.
Nur beides zusammen bringt dich voran. Zweifle grundsätzlich an allem, aber finde etwas, woran du auch noch im tiefsten Zweifel glauben kannst. Dann bist du vermutlich auf dem richtigen Weg... und weiter als viele andere."
Für Kemal war es, als hätte sich ihm eine komplett neue Dimension aufgetan. Ihm gefiel die Vorstellung, dass man alles analysieren und hinterfragen konnte, und dass es einem mit etwas Übung möglich war, dadurch sogar deutlich ältere und stärkere Menschen zu bezwingen, die ohne sich selbst zu reflektieren in den Tag hinein lebten.
Daher wurden seine Gespräche mit Markus im Lauf der Zeit auch immer ausführlicher... und der Junge merkte zunächst gar nicht, wie er sich langsam besser in der deutschen Sprache auszudrücken begann, wie er Stück für Stück das typische Gangster-Gehabe ablegte und sich zunehmend mehr Gedanken über die Gesellschaft und seine Rolle darin machte.

Seit sie sich kennengelernt hatten, waren mehrere Monate vergangen.
Kemal kam jetzt immer öfters auch in Markus' Wohnung... ein kleines Appartement im Dachgeschoss eines Hochhauses. Sehr spartanisch eingerichtet. So, als würde Markus in Kürze abreisen wollen und die ganze Zeit über nur aus seinen längst gepackten Koffern leben. Eigentlich gab es in der ganzen Wohnung überhaupt keine persönlichen Gegenstände von ihm, abgesehen von ein paar alten Büchern an der Wand und einem Regal voller edler Getränke… Wodka, Cognac, und auch die eine oder andere Flasche Absinth.
„Keine Ahnung, ob es an meinem türkischen Blut liegt...", meinte Kemal eines Abends deprimiert, als er von dem ganzen Stress zu Hause mal wieder reißaus genommen hatte und zu Markus geflüchtet war. „Aber weißt du, Markus, ich brauch einfach so diese Nähe, diese innige Beziehung zu anderen Menschen. Ich brauch meine Eltern und meine Freunde, irgendwie... auch wenn sie in deinen Augen noch so dumm und ungebildet sein mögen."
Markus hörte geduldig zu und überlegte, wie er die Haltung Kemals zu seinem ihn immer wieder runterziehenden Umfeld am besten kommentieren sollte.
Er wusste, so lange der Junge in dieser Umgebung leben würde, würde er nie das volle in ihm steckende Potential entfalten können, von dessen Qualität Markus nach ihren unzähligen Gesprächen längst überzeugt war.
„Sind es wirklich sie, die du brauchst?", fragte er schließlich nachdenklich. „Oder denkst du, dass man sie auch problemlos austauschen könnte? Also geht es eher ums Prinzip, dass du dir eben einen Vater, Brüder und einige Freunde wünschst... oder geht es um die konkreten hinter diesen Rollen stehenden Personen?"
„Scheiße, du stellst heute wieder Fragen...", grinste Kemal verlegen. „Ich würde sagen, es geht mir eher ums Prinzip. Wahrscheinlich wäre es, wenn ich einen anderen Vater hätte, ganz genauso... und ich würde statt an meinem jetzigen Vater eben an ihm festhalten."
„Eigentlich doch ganz schön irrational, oder?", meinte Markus, allerdings ohne dem Jungen deswegen einen Vorwurf machen zu wollen. „Dass wir Menschen uns unsere Freunde und Familie oft nicht sorgfältig genug aussuchen. Es ist ja nicht so, dass du mit deinem, ich sag mal, leicht masochistischen Verhältnis zu deiner Familie alleine bist. Aber warum? Warum akzeptieren so viele die Umstände, in die sie hineingeboren wurden, als unabänderlich? Warum können sie nicht sagen: „Ich suche mir die Vaterfigur oder den Freund, den ich brauche, woanders als in der Kloake, in die ich zufälligerweise vom Klapperstorch hineingeschmissen wurde?""
„Hey, ich bin kein Masochist, ok?", regte sich Kemal auf. „Ich hätte auch lieber nen Vater, der gut zu mir ist und Freunde, mit denen ich so reden kann wie mit dir! Aber so ist es nunmal nicht... und man kann sich das nicht einfach aussuchen und alles hinter sich lassen, weil... weil das eben zur Identität eines Menschen dazugehört!"
„Identität...", murmelte Markus wenig begeistert. „Pass auf, ich zeige dir, was Identität ist!"
Mit diesen Worten griff er hinter sich ins Regal und kramte ein leeres Bierglas hervor, das er vor Kemal auf den kleinen Küchentisch stellte.
„Das sind wir Menschen, wenn wir geboren werden.", erklärte er dem ein wenig ratlos dreinschauenden Kemal. „Ein Behältnis ohne Inhalt. Manche schön von Form und Wuchs, andere unscheinbar, mit unterschiedlichem Fassungsvermögen... aber noch ohne Inhalt."
„Und meine Identität?", fragte Kemal ungeduldig.
„Die kommt jetzt!"
Markus grinste und schüttete den Rest seines Morgenkaffees aus der Kanne in das Glas.
„Das hier... das ist das, was du von deinen Eltern mitbekommen hast. Ihre Kultur, ihre altmodischen Traditionen... Ich finde, abgestandener Kaffee beschreibt diesen Teil deiner Identität am besten."
Dann beugte er sich nach hinten und nahm eine Flasche Coca Cola zur Hand.
„Das hier ist westliche Jugendkultur. Das, was man dir im Fernsehen erzählt. Das, was du kaufen sollst, wenn du dein Taschengeld bekommen hast."

Er kippte die Cola zu dem Kaffee ins Glas, und erwiderte auf Kemals verwirrten Blick: „Auch das ist ein Teil von dir, oder nicht? Du bist schließlich nicht nur bei deinen Eltern aufgewachsen...“
Markus wartete gar nicht erst auf eine Reaktion von Kemal, sondern beugte sich nach hinten zum Küchenschrank, um noch ein paar weitere Getränke zu holen.
„Was haben wir denn da noch... lass mal sehen... saure Milch... ja, das ist eklig, aber gesund. Das ist der Teil, der dir vom Staat gereicht wird. Du sollst schließlich so lang wie möglich arbeiten können, daher musst du brav bleiben und sollst die Finger vom Alkohol lassen. Und was haben wir denn hier Schönes? Jim Beam? Das ist der Traum vom Abenteuer, von Männlichkeit und rauschenden Partys, wie in deiner Gangster-Rapmusik.
Und dann wären da natürlich noch deine Kumpels...“
Er griff nach einer Flasche billigem Fusel.
„Hauptsache hart, egal, ob es Sinn macht oder nicht. Ja...“
Beobachtet von den skeptischen Blicken Kemals, schüttete Markus nun von jedem Getränk etwas in das Glas, bis es schließlich kurz vorm Überlaufen war.
„Oh, wie dumm von mir... ich habe noch etwas ganz Wichtiges vergessen...“, murmelte Markus. „Ein Schluck Absinth... die grüne Fee... für all die schönen Diskussionen, die wir beide in den letzten Wochen geführt haben.“
Er kippte auch davon noch etwas zu der Mischung dazu, wischte den überschwappenden Schaum ab, und schob das Glas dann auffordernd zu Kemal rüber.
„Darf ich vorstellen... deine Identität!“
Angewidert starrte Kemal auf die dunkle, übel riechende Brühe.
„Das ist ekelhaft, Markus!“, beschwerte er sich. „Du erwartest doch wohl nicht, dass ich das jetzt austrinke, oder?“
„Willst du denn nicht wissen, wie es schmeckt?“, erwiderte Markus. „Ich kann dir versichern, es schmeckt genau so, wie es aussieht... aber es ist nunmal deine Identität. Gute Einflüsse, schlechte Einflüsse… und das Ganze ziemlich mies ineinander gemixt...“
„Kann ich es nicht einfach auskippen?“
Markus schüttelte den Kopf.
„Du sagtest doch, du hast Angst davor, keine Identität mehr zu besitzen...“
„Ja schon, aber ich kann mir doch was Eigenes mixen oder das Glas auch einfach leer lassen. Warum ausgerechnet dieses Zeug trinken, das du mir da zusammengemischt hast?“, wollte Kemal verständnislos wissen.
„Warum ausgerechnet die Identität annehmen, die dir das Leben aufgedrückt hat?“, konterte Markus schlagfertig. „Warum nicht eine eigene suchen? Warum nicht allen anderen den Stinkefinger zeigen und einfach auskippen, was dir nicht gefällt? Oder bist du bei der Wahl deiner Getränke etwa wählerischer als bei der Wahl deiner Identität?
Dein Name, deine Religion, deine Nationalität...
das ist alles nur ein Getränk, das andere dir eingeschüttet haben. Und damit kannst du tun und lassen, was immer du willst, Junge.“

Kemal schien noch nicht restlos überzeugt, daher versuchte es Markus weiter.
„Als ich damals nach dem Krieg wieder zu Hause war, kam mir alles so fremd und unwirklich vor.
Selbst, wenn ich es gewollt hätte... ich hätte nie wieder der Markus von damals sein können. Der unbeschwerte Hitlerjunge, der Sohn seiner Familie...
So sehr ich meine Mutter und meine Schwester auch gemocht hatte, ich wusste, ich würde nicht bei ihnen bleiben können. Meine Gedanken unterschieden sich einfach zu sehr von den ihren. Sie hofften inständig, dass es wieder aufwärts gehen würde mit unserem Land... ich dagegen hasste alle Menschen und dachte manchmal stundenlang an nichts anderes als an Rache und Vergeltung.

Das passte unmöglich zusammen, und so verschwand ich bald darauf wieder für lange Zeit aus ihrem Leben."
Er setzte seine Brille auf und warf Kemal einen eindringlichen Blick zu.
„Was ich damit sagen will: Manchmal stößst du deine Identität nicht bewusst ab... sondern sie stößt dich ab. Sie absorbiert dich, ohne dass du etwas dagegen unternehmen kannst. Weil es einfach keinen Platz für einen Staatsfeind und Mörder in einer intakten, christlichen Familie gibt."
Kemal fand das Beispiel etwas unpassend, weil das damals bei Markus schon etwas extremer gewesen sein musste als bei ihm.
Prinzipiell aber glaubte er zu erahnen, wass ihm der alte Mann dadurch mitteilen wollte.
„Und du meinst, genauso gibt es für einen cleveren Jungen wie mich keinen Platz in einem Umfeld von dummen Kanaken und strenger islamischer Tradition? Du meinst, dass ich gar nicht anders kann als damit zu brechen?"
„Ich sage, sie haben schon längst mit dir gebrochen!", verbesserte Markus. „Sie haben deinen Charakter auf die Rolle zurechtgeschnitten, die du in deiner Familie oder deiner Clique ihrer Meinung nach spielen sollst... anstatt dass sie diese Rolle auf deinen Charakter abgestimmt hätten.
Glaub mir, für sie bist du niemand, den sie ernsthaft verstehen wollen. Ich kenne genügend solcher Leute. Die sehen in allem nur das, was sie zu kennen glauben... wie in dem Gleichnis von den blinden Bettlern und dem Elefant, das ich dir erzählt habe.
Sie führen eine Beziehung zu einem Trugbild von dir. Nicht zu dir selbst. Sonst hättest du vermutlich keinen Fremden wie mich gebraucht, um mit jemandem über all die Fragen sprechen zu können, die dir auf dem Herzen lagen... hättest stattdessen damit einfach zu deiner Familie gehen können..."
„Du meinst, in einer echten Familie sollte man über alles reden können, sonst ist sie keine Familie?", fragte Kemal skeptisch... wohl wissend, dass damit wohl weit über die Hälfte der Familien nicht mehr sein würden als eine Ansammlung von Menschen, die miteinander irgendwelche nervigen Rollenspiele spielten.
„Über alles reden, ja... und auch ab und zu mal einer Meinung sein.", antwortete Markus. „Sonst ist es nur ein Krampf für alle Beteiligten."
Kemal sagte lange nichts.
Er befürchtete, dass Markus letzten Endes wie immer Recht behielt, und dass es über kurz oder lang auf den großen Bruch zwischen ihm und seiner Herkunft hinauslaufen würde.
Aber noch war ihm das einfach zu früh. Er war doch gerade mal sechzehn, und noch nicht einmal mit der Schule fertig. Er hatte nicht viel mehr außer seinen Gedanken und seinen Wurzeln... und nur noch die Gedanken alleine zu haben, schien ihm für einen Jungen in seinem Alter ein bisschen arg wenig zu sein.

Eines Nachts kam Kemal deutlich verpätet und mit einer aufgeplatzten Lippe zu dem Aussichtspunkt über der Stadt, den sie als Treffpunkt vereinbart hatten.
Auf Markus' Frage, wer das gewesen sei, schaute er nur mit ausdruckslosem Blick auf den Boden.
„Mein Vater... Er... er ist irgendwie dahintergekommen, dass ich mich regelmäßig mit dir treffe. Vielleicht hat's ihm meine Schwester verraten.
Jedenfalls... er ist völlig ausgerastet und hat mir verboten, dich jemals wiederzusehen. Er hat gemeint, dass du ein kranker alter Mann bist, dass ich bloß aufpassen soll, und dass du dich wahrscheinlich nur sexuell an mir vergehen willst... Dann hat er mich in mein Zimmer eingeschlossen, und dann hat er gesagt, dass er dich anzeigen will, und dann..."
„Jetzt beruhige dich erst einmal wieder, und trink einen Schluck.", erwiderte Markus gelassen und bat ihn mit einer einladenden Geste, sich zu ihm auf eine der Bänke zu setzen.

Er reichte ihm seinen silbernen Flachmann, in dem sich meist etwas sehr Hochprozentiges befand.
Kemal hatte bisher immer dankend abgelehnt, doch diesmal griff er gierig danach und trank so viel, bis er sich verschluckte und von einem heftigen Hustenanfall am Weitertrinken gehindert wurde.
Markus nahm ihm die Flasche vorsichtig aus den Händen und steckte sie wieder wie eine heilige Reliquie in seinen weiten Mantel zurück.
„So. Und jetzt gehst du zurück zu deinem Vater und sagst, dass es dir leid tut und du ihm in Zukunft gehorchen willst!“
„Was?“
Kemal glaubte, nicht richtig gehört zu haben.
„Bete fünfmal am Tag, streng dich etwas mehr in der Schule an, und hör auf, dir über alles so viele Gedanken zu machen!“, sprach Markus unbeeindruckt weiter. „In ein paar Monaten kannst du dann vielleicht eine Ausbildung zum Kfz-Mechaniker anfangen und in eine eigene Wohnung ziehen. Und spätestens dann werden auch die Schläge von deinem Vater aufhören.“
„Ist das der Weg? Ist das der Weg, den ich deiner Meinung nach ernsthaft einschlagen soll?“, fragte Kemal entsetzt.
„Nun... für viele ist es ein Weg.“, antwortete Markus. „Der vielleicht beste Weg, den diese Gesellschaft einem wie dir zu bieten hat. Es sei denn, du hast Glück und wirst ein erfolgreicher Rapper... das wäre natürlich noch besser.“
Kemal seufzte und fuhr sich frustriert durch die mittlerweile sichtlich länger gewordenen Haare.
„Mann, Markus... ich versteh echt nicht, was das alles soll. Zuerst erzählst du mir ständig, dass die meiste Musik, die meine Altersgenossen hören, nur machohaftes Balzgehabe von spätpubertären Möchtegernrebellen ist... und jetzt soll ich auf einmal anfangen zu rappen...“
„Ich sage nur, dass du auf dein Herz hören sollst.“, korrigierte ihn Markus. „Das ist das Wichtigste. Und dein Herz hängt doch noch an seinen Wurzeln, und an dieser Gesellschaft... hab ich nicht Recht?“
„Du willst mich nur testen, kann das sein?“, fragte Kemal auf einmal mit hoffnungsvoller, entschlossener Stimme. „Du beobachtest, wie ich reagiere... ob die langen Gespräche, die du mit mir geführt hast, gefruchtet haben oder nicht. Aber ich habe dich auch beobachtet, Markus! Ich habe dich auch ein bisschen analysiert...“
„So?“, fragte Markus nur scheinbar überrascht. „Und zu welchem Schluss bist du dabei gekommen?“
„Du bist nicht der typische deutsche Rentner, der den ganzen Tag Tauben füttert und stundenlange Gespräche mit jedem führt, der sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen kann.“, erwiderte Kemal überzeugt. „Du bist... sehr radikal, sehr umtriebig. Vermutlich bin ich der einzige Grund, der dich überhaupt noch in dieser Stadt hält.
Du hast dich noch nicht zur Ruhe gesetzt.
Ich glaube, du hast nach wie vor große Pläne... Pläne, die auch mich betreffen. Und das Letzte, was du wolltest, wäre, dass aus mir ein angepasstes, integriertes Mitglied der Gesellschaft wird. Hab ich nicht Recht?“
Markus nickte dem Jungen anerkennend zu und sagte mit ernster Miene:
„Was immer du tust... es ist deine Entscheidung, und alleine du musst mit den Konsequenzen klarkommen.
Alles, was ich dir bieten kann, ist ein Leben im Schatten dessen, was andere Menschen als „Gesellschaft“ bezeichnen. Wenn du mit mir gehst, wirst du nicht viele Freunde haben. Du wirst dich mit jedem Tag weiter von der Normalität entfernen... wirst Teil einer unbeachteten Elite sein, die ihren Mitmenschen machtlos und deprimiert bei deren Selbstzerstörung zusieht. Gefällt dir diese Vorstellung? Gefällt dir die Idee, dass du ein Heilmittel für die tödliche Krankheit hast, von der die Menschheit befallen ist... und dass nahezu jeder, dem du davon

etwas abgeben willst, dich nur anspuckt und verspottet, weil er sich überhaupt nicht krank fühlen möchte?“
„Mir gefällt die Idee, dass mich niemand mehr herumschubst. Keine Eltern, keine Bullen, keine Lehrer, keine Stresser...“, antwortete Kemal feierlich. „Und wenn ich dafür erst zu einem Geist werden muss, dann... dann soll es verdammt noch mal so sein!“

Abdullah Yilderim traute seinen Augen nicht.
Da stand sein jüngster Sohn Kemal mitten in der Nacht in der Wohnstube und durchwühlte seelenruhig die Schubladen, in denen Abdullah seine Papiere und sein Barvermögen aufbewahrte.
„Was tust du da?“, fragte der kräftige Türke mit dem strengen Schnauzbart mit einem drohenden Unterton in der Stimme. „Beklaust du jetzt sogar deine eigene Familie, du Schande des Islam?“
Er ballte bereits die Hand zur Faust... unschlüssig, ob er erst noch einen Gürtel holen oder sie seinem Sohn gleich direkt ins Gesicht schlagen sollte.
Der drehte sich im selben Moment ganz gelassen zu seinem Vater um.
„Ich hole mir nur, was mir zusteht... Schmerzensgeld, für all die Jahre in diesem Rattenloch hier.“
„Du wagst es, so mit mir zu reden?“, regte sich Abdullah auf. „Na warte, ich werde dir zeigen, wie man mit seinem Vater spricht. Und gleich morgen schick ich dich zurück in die Türkei zu Onkel Kermet, und du heiratest seine Tochter Ayshe, wie sich das gehört!“
Abdullah Yilderim stürmte wutentbrannt auf seinen Sohn zu und holte schon mit der flachen Hand aus... doch die Silhouette einer Gestalt, die regungslos im hinteren Teil des Raumes stand, ließ ihn erschrocken innehalten.
„Sei besser vorsichtig, Vater...“, flüsterte Kemal in der Gewissheit, ihm dank Markus’ Anwesenheit zum ersten Mal widersprechen zu können, ohne Schlimmeres befürchten zu müssen. „Glaub mir, du hast keine Ahnung, wer da in deinem Haus ist.“
„Was hat das zu bedeuten?“, schimpfte Abdullah irritiert. „Ist das dieser Verrückte, mit dem du dich triffst?“
Er wandte sich dem immer noch relativ unbeteiligt wirkenden Markus zu.
„Ich werde die Polizei rufen! Ja, genau! Entweder, sie verlassen sofort mein Haus, oder ich rufe die Polizei.“
„Du schlägst wohl nur Kinder selbst, was?“, erwiderte Markus, mittlerweile zunehmend gereizt. „Ach nein, bei dir und deinesgleichen nennt sich das ja „Erziehung“. Die Erziehung eines potentiellen Genies zu einem eingeschüchterten Hund. Sag... wenn dein Sohn der Prophet Mohammed wäre... würde es dir wenigstens dann leid tun, ihn geschlagen zu haben?“
„Der Prophet?“, spottete Abdullah verächtlich. „Dass ich nicht lache! Dieser Junge hier ist kein Prophet... er hat noch nie irgendetwas Gutes oder Nützliches getan, macht mir immer nur Ärger!“
Er spuckte in Rage auf seinen eigenen Teppich.
Markus ging daraufhin einen bedächtigen Schritt auf den Türken zu, während Kemal im Hintergrund weiter nach den Ersparnissen seines Vaters suchte.
„In jedem Kind steckt etwas Göttliches.“, versuchte ihm Markus klarzumachen. „Und wenn du ein Kind zu einem dermaßen kleinen Geschöpf zusammenfaltest, dass es in deine Hosentasche passt, dann bist du ein weitaus größerer Lästerer, als wenn du mitten in Mekka den Ayatollah in den Arsch ficken würdest!
Ihr erzieht euren Nachwuchs in dem Glauben, zu wissen, was das Beste für ihn ist. Ihr reicht euren Kindern Kleider, die sie anziehen sollen... steckt sie in Uniformen, blaue Arbeitsanzüge oder andere Erfindungen eures Systems.
Aber was, wenn das alles Bullshit ist und dieses System so nie hätte existieren dürfen? Dann macht ihr euch mitschuldig daran, dass es bestehen bleibt. Ihr beteiligt euch an der schon

jahrtausendelang stattfindenden Vergewaltigung der Schöpfung... und das nur, damit ihr euch nicht eingestehen müsst, dass ihr selber auch bloß bemitleidenswerte Produkte dieser Vergewaltigung seid."

„Siehst du, er ist verrückt!", beschwerte sich Abdullah bei seinem Sohn. „Verrückt! Ein Irrer, der Gott lästert und auf alles spuckt, was die Menschen in den letzten Jahrhunderten Großartiges geschaffen haben."
Kemal achtete nicht weiter auf seinen Vater. Er hatte endlich ein paar tausend D-Mark gefunden und streckte sie Markus zufrieden entgegen.
„Komm, gehen wir! Ich habe alles, was ich brauche..."
Kemal ahnte, dass Markus kurz davor war, die Beherrschung zu verlieren, und wollte jetzt eigentlich nur noch so schnell wie möglich hier raus, bevor die Situation eskalierte.
Doch Abdullah packte ihn am Kragen und stieß ihn wütend nach hinten gegen den Schrank.
„Du bleibst hier!", brüllte er. „Du bleibst hier und machst, was dein Vater dir befiehlt! Du hast wohl völlig den Verstand verloren. Dieser... dieser Alte ist in einer Sekte und die haben dein Gehirn gewaschen, stimmt's?"
„Wenn Wäsche bedeutet, etwas von dem Dreck zu befreien, der sich im Lauf der Zeit dort angesammelt hat... ja, verdammt, dann ist es eben so!", giftete Kemal zurück. „Und jetzt lass mich bitte durch, Vater. Leb dein sogenanntes „Leben"... und ich lebe meins. Aber wage es nicht, dich mir in den Weg zu stellen oder mir das zu nehmen, was mir zusteht. Fünftausend Mark für mehr als zehn Jahre Prügel... damit kommst du noch gut weg, wenn du mich fragst. Also lass mich jetzt durch, sonst..."
Er versuchte, sich an seinem Vater vorbeizudrängen. Doch der stemmte ihm sein ganzes Gewicht entgegen und scheuerte Kemal dann die flache Hand ins Gesicht.
Kemal sagte nichts, sondern wich nur ein paar Schritte zurück und fasste sich mehr traurig als schmerzerfüllt an die Backe.
„Es ist besser, du gehst schonmal nach draußen, Kemal.", mischte sich nun endlich Markus in das Geschehen ein. „Dein Vater und ich müssen kurz etwas unter vier Augen besprechen."
Kemal nickte niedergeschlagen... denn nach allem, was er über Markus wusste, ahnte er, dass es jetzt gleich ziemlich hässlich werden würde.
„Ich wünschte, du wärst vernünftig gewesen, Vater.", sagte er, bevor er erneut versuchte, sich an ihm vorbeizudrücken. „Es hätte nicht so weit kommen müssen... Ich wünschte, du hättest nur ein einziges Mal auf mich gehört."
„Du bleibst, wo du bist!", befahl Abdullah Yilderim abermals in strengem Tonfall. „Denn das, was ich dieser... dieser Person hier zu sagen habe, kannst du von mir aus gerne mit anhören!"
„In Ordnung.", sagte Kemal frustriert und lehnte sich abwartend an die Schrankwand hinter ihm. „Ich bleibe und höre zu..."

Noch im selben Moment krachte der Spazierstock von Markus mit voller Wucht gegen Abdullahs Schädel.
Der Türke taumelte, fasste sich erschrocken an die Stirn, registrierte das Blut auf seiner Hand... dann stieß er einen empörten Fluch in seiner Heimatsprache aus und stürzte sich wütend auf den alten Mann.
Doch Markus blieb davon unbeeindruckt und brachte ihn mit einem Schlag zwischen die Beine und einem weiteren frontalen Hieb ins Gesicht zu Fall.
„Das erste Gebot lautet: Du bist dein eigener Gott und sollst auch andere Götter neben dir dulden.", erklärte er angestrengt, während er mit seinen Stiefeln weiter auf den am Boden Liegenden eintrat.
„Das zweite Gebot lautet: Mach dir viele unterschiedliche Bilder von dir und deinen Mit-Göttern.
Gebot Nummer drei: Scheiß auf den Namen, den du von anderen bekommen hast.

Gebot Nummer vier: Du sollst jeden Tag genießen wie einen Feiertag.
Gebot fünf, und das ist jetzt etwas für dich: Ehre deine Kinder, denn sie sind reiner, als du es je sein wirst.
Nummer sechs: Töte niemanden, wenn es nicht unbedingt nötig ist.
Sieben: ...“
„Es ist gut, Markus!“, unterbrach ihn Kemal und versuchte, den Alten von seinem sich blutüberströmt auf dem Teppich krümmenden Vater wegzuziehen. „Ich glaube, sein Bedarf an Religion ist für heute gedeckt.“
Markus schnaufte und blickte verächtlich auf den sich wie ein Häufchen Elend windenden Türken herunter.
„Allah... Allah wird euch strafen!“, flüsterte der mit letzter Kraft.
„Das ist sehr unwahrscheinlich.“, antwortete Markus grimmig, und setzte sein Opfer mit einem harten Tritt gegen den Schädel endgültig schachmatt.

„Tut mir leid.“, entschuldigte er sich kurz darauf bei Kemal. „Aber bei solchen Kerlen drehe ich schnell durch... allein schon wegen der Sache mit Benja damals. Und wegen der vielen, die durch das Unverständnis ihrer Eltern zu psychischen Wracks geworden sind...“
Während Markus mit einem weißen Tuch seinen Stock und die Stiefel von den Blutspritzern befreite, schaute Kemal ein letztes Mal zurück in dieses schmerzende, und doch so vertraute Gefängnis seiner Kindheit.
Er hatte es überlebt.
Als er dicht hinter Markus aus der Wohnung ging, verlor er im Flur eine einzelne Träne. Nicht nur für seinen Vater, sondern für alle Menschen, denen es nicht gelungen war, rechtzeitig auszubrechen... die für immer in der kleinen, beschränkten Welt, in der sie aufwuchsen, gefangen bleiben würden.
Einige Stunden zuvor war er sich noch sicher gewesen, dass er die elterliche Wohnung beschämt und ehrlos wie ein Dieb verlassen würde.
Doch jetzt fühlte er sich eher wie ein überraschend von einer tödlichen Krankheit Genesener, der die Siechenstation des Krankenhauses verließ. Ohne Reue, ohne den geringsten Skrupel... versunken in der Hoffnung, dass alle, die noch leiden mussten, entweder ebenfalls rasch gesundeten, oder dass ihnen vom Schicksal wenigstens ein gnädiger, schmerzloser Tod gewährt werden mochte.

Tja, so wurde Kemal jedenfalls ein Teil der Gegenwelt.“, kam Yaominh allmählich zum Ende der Story. „Er änderte seinen Namen in Demiro, vor allem, um noch einen letzten Schlußstrich unter sein bisheriges Leben zu ziehen, und weil er nicht mehr auf Schritt und Tritt an seine ungeliebten Wurzeln erinnert werden wollte.
Gemeinsam mit Markus reiste er dann eine Weile um die halbe Welt, wo sie viele Freunde und Ziehkinder von Markus besuchten und noch so manches herbe Abenteuer erlebten. Naja, Markus kennt sehr schräge Gestalten, das kannst du mir glauben. Aber das wäre dann fast schon wieder Stoff für eine extra Geschichte.
Wer weiß, vielleicht erzählen sie’s dir ja irgendwann noch...“
„Ich kann’s kaum erwarten.“, erwiderte Nikita, der immer noch nicht so recht glauben konnte, dass das alles wirklich so passiert sein soll, wie es ihm Yaominh gerade eben geschildert hatte. „Ich meine, ich hätte ja nie gedacht, dass sich ein Mensch so extrem verändern kann wie Demiro. Erst recht nicht, wenn er aus einer ganz anderen Kultur stammt...“
„Die Gegenwelt bringt eben das Beste in einem Menschen zum Vorschein. Du musst nur verzweifelt genug sein, um daran zu glauben. Das ist eigentlich das ganze Geheimnis... das Geheimnis meiner kaputten Familie.“, erklärte Yaominh stolz, während er sich nach vorne beugte, um das auf dem Tisch liegende Fotoalbum wieder in seinem Rucksack zu verstauen.

Dabei streifte seine Jacke unbeabsichtigt die abgenutzte Lehne des Sessels, wodurch sich sein Arm bis hinauf zum Ellenbogen entblößte.
Nikitas Blick fiel zunächst wieder auf die Narben am Handgelenk, die ihm Yaominh ja schon zuvor präsentiert hatte. Doch dann entdeckte er weiter oberhalb auf Yaominhs Haut einige punktförmige, teils rot umrandete Wunden, von denen Nikita sofort wusste, dass es sich nur um die Einstichstellen einer Spritze handeln konnte… Einstichstellen, wie er sie erst neulich in einer Fernsehdokumentation über Junkies am Bahnhof Zoo gesehen hatte.
Schockiert starrte er dem vietnamesischen Jungen in die Augen, dessen Pupillen ihm auf einmal seltsam glasig und starr vorkamen.
„Was ist das?“, fragte er ihn mit der vorwurfsvollen Stimme eines Erziehungsberechtigten, während er ihn gleichzeitig wütend am Arm packte. „Spritzt du dir dieses scheiß Zeug etwa auch? Kommt dadurch dein Bestes zum Vorschein, ja? Hast du dir heute schon einen Schuss gesetzt? Das würde dann auch erklären, warum du vorhin am Bahndamm plötzlich abgegangen bist wie Bruce Lee…“
Eigentlich war es gar nicht Nikitas Absicht gewesen, seinen alten Freund so schroff anzuschnauzen… aber er konnte es nunmal auf den Tod nicht ausstehen, wenn er das Gefühl hatte, von Menschen, die ihm eigentlich ziemlich am Herzen lagen, für dumm verkauft zu werden… oder schlimmer noch, dabei zusehen zu müssen, wie sie sich selbst etwas vormachten, so, wie es sein Vater über viele Jahre hinweg getan hatte.
„Ich habe kein Alkoholproblem.“, pflegte der immer voller Überzeugung zu ihm zu sagen, wenn er von seinem besorgten Sohn darauf angesprochen wurde. „Es ist nur dieser verfluchte Kapitalismus… der macht uns alle kaputt. Wenn wir erstmal unsere geliebte Republik wiederhaben, werde ich nie wieder eine Flasche anrühren. Ganz ehrlich!“

„Komm schon, Niki...“, versuchte ihn Yaominh lächelnd zu beruhigen. „Jetzt sei nicht so spießig! Ich meine, vor ein paar Stunden wolltest du deinen Loserarsch noch gleichgültig vor den nächsten Zug werfen, und jetzt spielst du schon wieder die Moralpolizei? Geht das immer so schnell bei dir?“
Doch Nikita dachte gar nicht daran, sich so einfach zum Schweigen bringen zu lassen.
„Nein, Yao. Nein. Ich spiele nicht Moralpolizei. Ich spiele den Freund, der sich verdammt noch mal Sorgen um dich macht!
Du hast dich so verändert. Das hat mich ja auch erstmal wahnsinnig beeindruckt, deine Souveränität, dein ganzes Auftreten... aber verrate mir: Wie hoch war der Preis dafür? Welchen Preis hast du zahlen müssen, um da hinzukommen, wo du jetzt bist?“
Yaominh riss verärgert seinen Arm zurück.
„Ach leck mich doch, Niki! Wo warst du denn die letzten vier Jahre, hä? Hast du dich etwa meiner angenommen, wie Markus und Demiro es getan haben? Nein, hast du verdammt noch mal nicht! Und wenn ich dämlicher Junkie nicht extra bei dir vorbeigekommen wäre, hättest du dich einfach heimlich, still und leise aus dem Leben davongestohlen... und es wäre dir völlig wurst gewesen, ob ich in der Zwischenzeit in einem Behindertenheim, in der Gosse oder auf dem Straßenstrich lebe! Also erzähl mir jetzt nicht so einen Schwachsinn von wegen Freundschaft und so...“
Er schaute abermals auf die Uhr in seinem Rücken, während er unruhig mit den Beinen hin und her zuckte... ganz offensichtlich schien ihn das lange Fortbleiben seiner Kameraden zunehmend nervös zu machen. Vielleicht, so vermutete Nikita, lag es aber auch nur daran, dass sie den ganzen Stoff bei sich hatten und er dringend einen neuen Fix benötigte…

„Mann, ich war doch damals noch ein halbes Kind!“, versuchte ihm Nikita klarzumachen, dass er ihm die alte Geschichte unmöglich vorhalten konnte. „Was hätte ich denn schon großartig für dich tun können? Meinst du, die hätten mich einfach so mit dir in den Westen gehen lassen?“

„Nicht einfach so...“, antwortete Yaominh schmollend. „Aber irgendwie. Alles ist möglich! Hast du eine Ahnung, wie es da ist, wo ich herkomme? Wie das Leben für ein Waisenkind in den Slums von Saigon aussieht? Da kriegst du nichts geschenkt! Nicht das Geringste... es sei denn, du bist mutig genug und nimmst es dir einfach! Wenn du mit deiner dekadenten Einstellung dort ausgesetzt worden wärst... immer dieses „Aber ich kann doch nicht...“, „Aber ich darf doch nicht...“, „Aber in den Gesetzen steht doch...“ - dieses ganze feige Wohlstandsgewäsch, auf das ihr reichen Europäer euch auch noch was einbildet und es Zivilisation nennt...
Glaub mir, du wärst da unten einfach nur jämmerlich verhungert mit deiner Inkonsequenz! Genau wie du sagst: Es ist immer nur eine Frage des Preises, den du zu zahlen bereit bist. Und ich... ich bin nunmal bereit gewesen, alles zu zahlen, um nicht länger als hilflos mit den Augen rollendes Vorzeigekrüppelchen vor mich hinvegetieren zu müssen.
Ja, Niki. Dafür hätte ich mich sogar dem Teufel verkauft, wenn er mir einen vernünftigen Deal angeboten hätte! Aber Markus kam zuerst...“
Nun war Nikita erst richtig sauer, denn er sah es irgendwie überhaupt nicht ein, sich jetzt auch noch dafür entschuldigen zu müssen, dass er nicht in einem beschissenen Entwicklungsland aufgewachsen war. Er hatte sich seine Kindheit schließlich genauso wenig rausgesucht wie Yaominh, sonst hätte er garantiert eine andere gewählt.
Außerdem wollte Yaominh mit diesen abstrusen Vorwürfen doch nur vom eigentlichen Thema ablenken.
„Markus?“, erwiderte Nikita daher unwirsch. „Hat er dir das Heroin besorgt, ja? Ich nehme einfach mal an, dass es so war. Denn ein Einarmiger kann sich ja schlecht selbst einen Schuß in den Arm jagen...“
„Jetzt hör doch endlich mal auf damit!“, empörte sich Yaominh lautstark. „Du bist doch nur neidisch, weil der Krüppel von einst auf einmal über dir steht und es dann auch noch wagt, ein Leben voller Action und Abenteuer zu haben...“
„Oh ja, natürlich! Ich beneide dich wirklich um die ganzen Prügeleien, das ständige Verstecken im Untergrund, und das Wissen um das Ende der Welt... Echt, Yao! Vielleicht solltest du mal einen Psychologen aufsuchen. Stichwort Größenwahn, und so weiter. Ich meine, ok, du hast definitiv manches erreicht, worauf du stolz sein kannst. Aber inneren Frieden? Frieden hast du dabei ganz sicher nicht gefunden, auch wenn du’s dir noch so sehr einredest. Hinter deiner coolen Fassade sitzt doch der blanke Hass auf alles und jeden, der es irgendwann mal einfacher hatte als du. Hab ich nicht Recht?“
„Wer hat schon Frieden in dieser Welt?“, fragte Yaominh mit einem wenig begeistert wirkenden Naserümpfen.
„Vielleicht der von dir so verachtete Leichtathlet, der bei den Paralympics antritt und sich eine Medaille holt?“, überlegte Nikita, wieder sichtlich um einen etwas moderateren Tonfall bemüht, um die Emotionen nicht noch weiter hochkochen zu lassen. „Vielleicht wäre das doch die bessere Wahl für dich gewesen...“
„Na wenigstens hab ich deine Erlaubnis, mir noch ab und zu ein paar Steroide in den Körper jagen zu dürfen.“, konterte Yaominh sarkastisch. „Außerdem…“
Er wollte gerade noch einen draufsetzen… aber dann ließen ihn ein heller Lichtschein am Fenster und ein polterndes Geräusch aus der Kirche unvermittelt aufhorchen.

„Sie sind wieder da!“, rief er mit einem auf einmal wieder wesentlich gelöster wirkenden Gesichtsausdruck. „Na endlich!“
Dann stand er auf und humpelte eilig in Richtung Tür davon, ohne sich noch einmal zu Nikita umzudrehen.
„Wir reden nachher weiter, Niki.“, meinte er im Vorübergehen. „Wirst schon sehen, es ist nicht alles so, wie es scheint...“
„Ja, da bin ich mir sicher.“, murmelte Nikita, während er Yaominh deprimiert hinterhersah.

Was war in dieser Nacht schon so, wie es schien?
Vor einer halben Stunde noch hätte er Yaominh dankbar um den Hals fallen können, in dem blinden Glauben, endlich einen echten Seelenverwandten gefunden zu haben... und jetzt... jetzt saß er ernüchtert hier rum und musste sich eingestehen, dass die Abgründe, die sich in Yaominhs Seele auftaten, vielleicht doch ein bisschen zu tief für einen stinknormalen lebensmüden Jugendlichen wie ihn waren.
„Wieso sollte sich jemand wie du ausgerechnet einen Krüppel herbeiwünschen?“, ging ihm noch einmal ihre Unterhaltung von vorhin durch den Sinn.
„Wer weiß... vielleicht, um endlich nicht mehr der größte Verlierer auf dem Planeten zu sein. Um jemanden zu haben, der noch weiter unten ist als ich... der mir nie einen Vorwurf machen würde wegen irgendwas, weil er weiß, wie unbedeutend diese ganzen Kindereien sind, aufgrund denen sich normale Teenager gelegentlich in die Haare kriegen... Jemand, der mich niemals in die Pfanne hauen könnte, weil da nichts ist, was ihm mehr bedeuten würde als die Freundschaft zu den paar wenigen Menschen, die ihn ernstnehmen und akzeptieren.“
Das hatte sich so clever und folgerichtig angehört.
Doch was Nikita nicht bedacht hatte, war, dass so ein Freund vermutlich auch verdammt anstrengend sein würde... weil er eben nicht nur der dankbare, treue Begleiter für alle Lebenslagen war, sondern ein unergründliches, vom ständigen Überlebenskampf und zornigen Rachegedanken gezeichnetes Wesen, dessen Narben weitaus tiefer gingen, als es ein flüchtiger Blick in sein unschuldig lächelndes Gesicht vermuten ließ.
War es das, was Yaominh gemeint hatte, als er sagte, dass ihm einzig Markus und Demiro Normalität geben konnten?
Weil es einem wie ihm nur unter Seinesgleichen möglich war, mit all seinen extremen Gefühlen und Stimmungsschwankungen akzeptiert zu werden?

Nikita raufte sich die Haare und starrte mit betretener Miene vor sich hin.
Er hatte sich mächtig übernommen. Nicht nur mit Yaominh... mit allem.
Wäre er doch letzten Abend einfach früh schlafen gegangen, anstatt sein Schicksal dieser kalten, unerbittlichen Nacht anzuvertrauen.
Auch wenn er in seinem Leben nicht wirklich viel zu lachen hatte... diese wenigen Stunden der Ruhe, in denen er in seinem Bett lag, dem nächtlichen Fernverkehr lauschend, der auf der nahen Bundesstraße vorüberzog... verträumt im Licht der durch die brüchigen Jalousien dringenden Laternen das alte Depeche Mode-Plakat betrachtend... sich vorstellend, wie das wäre, neben Dave Gahan und Martin L. Gore auf der Bühne zu stehen und von tausenden Menschen allein dafür geliebt zu werden, dass er ab und zu mal eine Taste auf seinem Keyboard betätigte... diese Stunden gehörten einzig und alleine ihm.
Seine ganz persönliche Gegenwelt, deren einziger Fehler vielleicht darin bestand, dass sie spätestens am nächsten Morgen von einem neuen Tag und den damit verbundenen Enttäuschungen gnadenlos über den Haufen getrampelt wurde. Dennoch hätte sich Nikita jetzt am liebsten dorthin zurückgewünscht.
Er hatte sich etwas nach vorne gebeugt und fuhr mit der Hand gefühlvoll über den staubbedeckten Fußboden.
Wie friedlich hier alles wirkte... wie unberührt… so, wie es vielleicht auf der ganzen Erde aussehen könnte, wenn die Engelskinder ihren Plan in die Tat umsetzen würden.
Für die allermeisten Menschen sicherlich eine erschreckende Vorstellung, und doch...
Auf einmal stutzte Nikita.
Da war deutlich ein Schuhabdruck im Staub zu erkennen. Etwas weiter entfernt erspähte er noch einen, und dann noch einmal zwei... ziemlich groß, wie von schweren Stiefeln oder ähnlichem verursacht, und definitiv nicht von ihm oder Yaominh stammend.
Vor nicht all zu langer Zeit musste also doch schon einmal jemand hiergewesen sein!
Irritiert erhob sich Nikita vom Sessel und begann, die Verfolgung der Spuren aufzunehmen.

Sie führten ihn quer durch das ganze Zimmer, bis sie schließlich vor dem an der Wand hängenden alten Jesus-Gemälde abrupt zu enden schienen.
Aus so einer unbestimmten Ahnung heraus fasste Nikita mit der Hand unter das Bild, fuhr prüfend über die raue Leinwand... und ertastete oberhalb des Rahmens tatsächlich einen verdächtigen runden Knopf, der auf der Rückseite mit einer rotblinkenden Diode und einem winzigen Speicherchip versehen war.
„Eine Wanze?“, schoss es Nikita fragend durch den Kopf, während er das merkwürdige Objekt neugierig in Augenschein nahm. „Was zum Henker hat das zu bedeuten?“
Gespannt drehte er sich in Richtung Decke, um nach irgendwelchen weiteren Auffälligkeiten Ausschau zu halten.
Dieser Leuchter... ragte da nicht oben eine kleines Kabel heraus, das definitiv nicht zum Lichtanmachen gedacht war?
Es sah fast aus wie eine getarnte Überwachungskamera oder etwas in der Art… jedoch keine von der altmodischen Sorte, wie sie die Stasi früher verwendet hatte. Nein, das Ding wirkte wesentlich kleiner und raffinierter.
Nikita rückte angestrengt einen der Sessel zurecht, damit er hinaufsteigen und die merkwürdige Technik etwas genauer unter die Lupe nehmen konnte... denn falls sich seine Befürchtungen bestätigen sollten und hier tatsächlich irgendjemand herumschnüffelte, dann befanden sich Yaominh und die anderen vielleicht in akuter Gefahr.

Er hatte diesen Gedanken noch nicht einmal ganz zu Ende gedacht, als in der Kirche nebenan in kurzen Abständen mehrere Schüsse fielen. Einen Moment lang flackerte im ganzen Haus das Licht… dann waren etliche aufgeregt durcheinanderschreiende Stimmen und ein lautes Gepoltere zu hören.
„Oh Shit!“
Nikita warf sich instinktiv auf den Boden und robbte dann mit geducktem Kopf zur Sitzgarnitur zurück, wo er wie ferngesteuert nach Yaominhs Rucksack griff und hektisch darin herumzuwühlen begann, bis er schließlich den kalten Griff der dort deponierten Desert Eagle zu fassen bekam.
Er blickte sich verstohlen um, bevor er die Waffe herauszog und schützend vor sich hinhielt. Das gab ihm so ein irrationales Gefühl von Sicherheit... das Gefühl, mit Hilfe dieser Pistole zur Abwechslung einmal gestaltend auf sein Schicksal einwirken zu können, anstatt weiterhin nur von anderen gestaltet zu werden... wenngleich er eigentlich keine Ahnung hatte, ob da überhaupt ein Magazin drin war, und wie man so etwas im Zweifelsfall nachprüfen konnte. Doch solche logischen Bedenken interessierten ihn in diesem Augenblick herzlich wenig, denn Nikita spürte einfach, dass ihm das, was da drüben vor sich ging, nicht gleichgültig sein durfte. Er musste etwas unternehmen!

Kapitel 33

Zwischen den Bänken der Kirche und vorne am Eingang hatten sich mehrere vermummte Uniformierte in Position gebracht.
Demiro und Markus knieten mit Handschellen gefesselt vor dem Altar, während sie Yaominh in Ermangelung eines zweiten Handgelenks einfach an einem hölzernen Geländer in der ersten Bankreihe befestigt hatten. Dicht dahinter standen zwei weitere maskierte Gestalten, die mit ihren Maschinenpistolen drohend auf die Gegenweltler zielten.
Fünf, sechs, sieben...
Insgesamt acht Uniformierte zählte der unbemerkt durch einen schmalen Türspalt schielende Nikita allein in seinem Sichtfeld... und ihm war dank seiner langjährigen Fernseherfahrung sofort klar, dass es sich dabei nur um Polizisten handeln konnte, auch wenn die Eindringlinge

keine normalen Polizeiuniformen trugen, sondern in ihren martialischen, grünen Tarnanzügen und den schwarzen Sturmhauben eher an ein Antiterrorkommando erinnerten.
Außerdem erspähte er noch mindestens zwei in Zivil gekleidete Bullen, die durch ihre eleganten Anzüge und die der Kommunikation dienenden Knöpfe im Ohr ganz offensichtlich einen auf deutsches F.B.I. machen wollten und mit einem drohenden Unterton in der Stimme abwechselnd auf ihre Gefangenen einredeten.

„Wir wissen ganz genau, wer ihr seid!“, hörte Nikita einen von ihnen sagen... so laut, dass seine Worte dabei wie die Stimme eines fanatischen Pastors durch die ganze Kirche hallten.
„Eure falschen Ausweise interessieren uns einen Dreck! Für wie blöd haltet ihr uns eigentlich?“
Nikita lehnte sich an den Türrahmen und schaute ratlos auf die verlockend glänzende Pistole in seinen zitternden Händen.
Verdammt, was sollte er jetzt nur tun?
Hier sitzen bleiben? Sich verstecken? Abhauen?
Oder einfach die Knarre durchladen und den Dreien zur Hilfe eilen?
Doch es waren keine dahergelaufenen Skinheads oder Verbrecher, die seine neuen Freunde da bedrohten. Nein... es handelte sich ganz offensichtlich um Polizisten!
Und Nikita wusste nur zu gut, dass es in den Augen der Öffentlichkeit neben Kindesmissbrauch und Mord kaum ein schlimmeres Verbrechen gab, als gegen einen Ordnungshüter Widerstand zu leisten.
„Polizisten sind dafür da, um uns zu beschützen. Polizisten sorgen unter Einsatz ihres Lebens dafür, dass die Menschen sicher und angstfrei auf die Straße gehen können. Polizisten haben einen verdammt harten Job und meinen es im Grunde nur gut mit dir.“
Sätze wie diese waren von Kindheit an fest in Nikita verankert worden... auch, wenn er eigentlich nie ein besonders gutes Verhältnis zu den grüngekleideten Aufpassern gehabt hatte. Dazu hatten sie ihn schon viel zu oft kontrolliert, wenn er nachts mal wieder einsam und unverstanden durch das verlassene Industriegebiet seiner Heimatstadt gestreunt war... und Nikita hatte dabei eigentlich nicht ein einziges Mal den Eindruck bekommen, dass ihm da jemand gegenüberstand, der es im Grunde nur gut mit ihm meinte.
Da standen vielmehr zwei Erwachsene, die ihm körperlich und von ihrem rechtlichen Status her haushoch überlegen waren, und die ihm dies durch ihre eintrainierte Gestik, ihre Bewaffnung und ihre Uniformen auch zu jeder Sekunde erbarmungslos vor Augen führten.
Sie kleideten sich anders als Nikita, redeten anders, hatten vermutlich auch völlig andere Träume als er. Sie belästigten Jugendliche, die ihre Mofas frisierten, stellten Bußgeldbescheide aus, wenn man zu laut Musik hörte, und beschlagnahmten unerlaubte Gegenstände, die sich andere mühsam von ihrem Taschengeld abgespart hatten...
Alles Dinge, die Nikita niemals tun würde. Daher konnte er Polizisten auch beim besten Willen nicht als artverwandte Lebensformen betrachten. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart eher wie ein schwacher Erdenwurm, der gerade vor irgendwelchen schleimigen Invasoren vom Mars stand und auf Gedeih und Verderb deren teilweise völlig unverständlichen, fremdartigen Ansichten ausgeliefert war.
Also eigentlich nichts, was ihn Sympathie oder Mitleid für pflichtbewusste Beamte empfinden ließ und ihn jetzt noch davon abhalten konnte, einfach in die Kirche zu stürmen und ihnen drohend seine Knarre ins Gesicht zu strecken.

„Was soll’s. Im Grunde bin ich doch eh schon seit ein paar Stunden tot...“, murmelte Nikita wie in Trance zu sich selbst.
Dass er zu diesem Zeitpunkt entgegen aller Wahrscheinlichkeit trotzdem noch atmete, hatte er einzig den drei Gegenweltlern zu verdanken... nicht der Polizei, die vermutlich gerade damit

beschäftigt war, einer Anzeige wegen Brandstiftung an einem Bauwagen nachzugehen, während sich Nikita auf den Gleisen seinem vermeintlich sicheren Ende entgegensoff.
Und selbst wenn ihn ein paar Polizisten rechtzeitig auf dem Bahndamm angetroffen hätten, wären sie wohl nie auf die Idee gekommen, ihm eine spannende Geschichte zu erzählen, ihm ihre Freundschaft anzubieten oder irgendwas in der Art.
Die hätten ihn stattdessen erstmal geschnappt und in eine Ausnüchterungszelle gesteckt. Dann hätten sie ihm eine Blutprobe entnommen, seinen Vater angerufen und ihn vielleicht noch von einem Irrenarzt untersuchen lassen, wenn er sich zu vehement gegen ihren Herrschaftsanspruch zur Wehr gesetzt hätte.
Ganz nach Vorschrift eben. Schließlich war es nicht die Aufgabe eines Polizisten, suizidgefährdeten Jugendlichen wie ihm die Freude am Leben zurück zu geben.
Vielleicht würde sie sein Zustand eine Weile betroffen und nachdenklich stimmen... aber letztlich sahen sie in einem wie ihm doch nur eine weitere Akte, auf die man am Ende der Schicht einen Stempel draufmachen musste, damit sich dann die nächste Behörde damit befassen konnte.
Echte Hilfe sah jedenfalls anders aus. Echte Hilfe war das, was Yaominh ihm angeboten hatte! Daher hielt es Nikita auch für seine verdammte Pflicht, jetzt da raus zu gehen und seinem alten Freund aus der Patsche zu helfen... ganz gleich, ob der nun ein Junkie war oder nicht, und wie gerechtfertigt die Vorwürfe der Beamten auch immer sein mochten.
Denn im Gegensatz zu diesen beschissenen Bullen hatte ihm Yaominh heute zumindest schon einmal etwas Gutes getan… und das sollte in ihren Akten auf keinen Fall unerwähnt bleiben…

„Keine Bewegung, alle zusammen!“, brüllte Nikita und streckte dem blondhaarigen Typen in Zivil, der gerade damit beschäftigt war, seinem Kollegen irgendwelche Anweisungen zu erteilen, drohend die Pistole entgegen. „Sag deinen Leuten, sie sollen sofort die Waffen fallen lassen und meine Freunde losbinden!“
Markus und Demiro schienen sichtlich erfreut über diese unerwartete Schützenhilfe zu sein… nur Yaominh wirkte irgendwie alles andere als glücklich. Zumindest zeigte er keinerlei nennenswerte Reaktion auf Nikitas Eingreifen.
Die Uniformierten im hinteren Teil der Kirche hingegen nahmen Nikita sofort ins Visier.
„Ich habe gesagt: Lasst die Waffen fallen, oder euer Chef ist tot!“, wiederholte Nikita deutlich energischer und positionierte sich so, dass der Anführer der Bullen genau zwischen ihm und seinen feuerbereiten Männern stand.
„Mach bloß keinen Mist, mein Junge!“, meldete sich der bedrohte Beamte zu Wort. „Sonst verbaust du dir deine ganze Zukunft...“
„Das ist mir doch egal! Mein Leben ist sowieso gelaufen!“, schrie Nikita gereizt und zielte nun direkt auf die Stirn des Polizisten. „Also entweder, deine Leute gehorchen mir jetzt, oder ich verbau dir erstmal deine Zukunft! Kapiert?!“
Doch sein Gegenüber blieb cool und schüttelte nur lächelnd den Kopf.
„Tut mir leid, Kleiner… aber du hast wohl zu viele Actionfilme gesehen. Deutsche Polizisten lassen ihre Waffen grundsätzlich nicht fallen. Polizeiliches Handbuch zum Verhalten in Konfliktsituationen, Seite 375, Abschnitt zwei: Es darf keine Handlung vorgenommen werden, die dazu geeignet ist, dem oder den Kriminellen den Zugang zu Strafvollzugsgegenständen wie Pistolen oder Handschellen zu ermöglichen, den er ohne diese Handlung niemals gehabt hätte. Dies gilt insbesondere dann, wenn von dem bzw. den Kriminellen eine erkennbare Gefahr für die Sicherheit der Beamten ausgeht, und auch für den Fall, dass ein Beamter oder eine Geisel in die Hände des bzw. der Kriminellen geraten sein sollte.“
„Bullshit!“, brüllte Nikita. „Du laberst einen Haufen Bullshit!“

Der Typ glaubte wohl allen Ernstes, er hatte hier einen normalen Teenager vor sich, der sich von so einem blödsinnigen Geschwätz an der Nase herumführen ließ.
Nikitas Finger näherte sich drohend dem Abzug. Noch einen halben Zentimeter, und der vorlaute Beamte würde mitsamt seinen beschissenen Dienstvorschriften zur Hölle fahren.
„Ok, ok, ist ja gut!“, versuchte er Nikita hastig zu beruhigen. „Meine Leute werden ihre Waffen runternehmen. Ganz wie du möchtest.“
Er nickte den Uniformierten zu, worauf diese widerwillig gehorchten und ihre Maschinenpistolen langsam auf den Boden legten.
„Na also, geht doch.“, fauchte Nikita. „Und jetzt bindet sofort die Gegenweltler los!“
„Die Gegen- was?“, fragte der zweite Beamte in Zivil, der Yaominh und die anderen bewachte, sichtlich überrascht.
„Genau wie befürchtet, Herr Inspektor.“, meinte der von Nikita bedrohte Anführer nach einem kurzen Blick über die Schulter zu seinem Kollegen. „Der alte Fuchs hat den Kindern mal wieder Märchen aufgetischt. Und wie ich ihnen schon sagte: Diese Gehirnwäsche funktioniert bei bestimmten Charakteren bestens.“
Nikita wurde zunehmend nervös.
„Was für eine Gehirnwäsche? Was für Märchen? Verdammt, wovon redet ihr Bullen da?“
Der Blonde ging einen Schritt auf Nikita zu und streckte ihm behutsam die Hand entgegen.
„Das wird jetzt vielleicht schwer zu akzeptieren sein, mein Junge...“, sprach er gelassen.
„Aber was immer euch dieser alte Mann auch erzählt haben mag... irgendein Geschwätz von Weltuntergang, Freiheitskampf, Geheimbünden, bla bla, was auch immer... das alles ist nur ein Produkt seiner kranken Fantasie. Nichts weiter.
In Wahrheit ist dieser Mann, Markus Schönbeck, ein europaweit gesuchter Hochstapler und Pädophiler. Ein Kinderficker, wenn du es so vulgär ausdrücken möchtest...“

Der Anführer der Polizisten fixierte Nikita, als wollte er ihn allein durch die Kraft seiner in eindringlichem Hellblau strahlenden Augen dazu bewegen, die immer schwerer werdende Pistole fallen zu lassen und aufzugeben.
„Und er ist auch nicht, wie er immer wieder gern behauptet, ein politisch Verfolgter des Naziregimes. Vielmehr verbrachte er einzig deshalb viele Jahre seines Lebens im Zuchthaus, weil er zumeist Jungen aus sozial schwachen Familien entführte und dann mit Geschenken und Lügengeschichten gefügig machte. Ja, das ist seine Masche! Er erzählt diesen Kindern und Jugendlichen von irgendwelchen obskuren Geheimbünden, oder davon, dass er vom CIA wäre und sie zu Agenten ausbilden wolle.
Und er macht das wirklich überaus glaubwürdig… so glaubwürdig, dass selbst die vermeintlich cleversten Einzelgänger auf seine Lügengebilde hereinfallen.
Er bringt ihnen Waffen und modernstes Technikspielzeug mit, lässt sie bei irgendwelchen angeblichen „Geheimaktionen“ Schmiere stehen, und trainiert sie in allen möglichen Kampfsportarten. Klar, dass das bestimmte junge Leute, die für so ein Machogehabe anfällig sind, natürlich mächtig beeindruckt.
Man könnte also sagen, Markus Schönbeck ist ein begnadeter Lügenbaron... wenn es nicht so traurig wäre, wie er mit seinen Geschichten aus labilen Jugendlichen psychische Wracks macht. Und das alles nur, damit sie ihm sexuell hörig sind...“
Nikita konnte nicht glauben, was er da hörte.
„Das... das ist doch jetzt nur ein fauler Trick, um mich zu verunsichern, nicht wahr? Ihr denkt, ihr könnt mich mit euren psychologischen Spielchen in die Pfanne hauen!“, rief Nikita und wich vor dem nähergerückten Beamten sicherheitshalber einen großen Schritt zurück, um auch weiterhin den nötigen Abstand zu wahren.
„Überleg doch mal...“, mischte sich nun auch wieder der Kollege des Blonden in die Unterhaltung ein. „Was siehst du hier vor mir auf dem Boden knien? Einen alten Mann und

zwei junge, richtig? Der Alte clever und verschlagen, die Jungen ausländisch, arm, ausgestoßen...
Er liest sie auf der Straße auf, gibt ihnen reichlich zu essen, zahlt ihnen Videospiele, Kleidung und Autos, und vor allem: er hört ihnen zu und scheint sie so ernst zu nehmen, wie sie sonst niemand ernst nimmt. Dann redet er ihnen ein, dass sie etwas Besonderes wären... dass sie eine heilige Mission hätten oder ähnliches, und dass es für das Gelingen dieser Mission unerlässlich ist, dass sie ihre alten moralischen Vorstellungen über Bord werfen.
Er erzählt ihnen Geschichten, in denen scheinbar nur ganz am Rande wilde Sexorgien geschildert werden. Doch im Grunde geht es ihm einzig und alleine darum, die Denkweise seiner jugendlichen, unerfahrenen Opfer komplett umzukrempeln und ihre angeborenen Scham- und Moralvorstellungen wegzuwischen... und weißt du auch, warum er das tut? Einfach nur, damit er seine kranken Triebe befriedigen kann und ein paar ergebene Diener hat, die sich jederzeit ohne zu zögern für ihn in die Luft sprengen würden."
„Und so, wie es aussieht, wärst du beinahe sein nächstes Opfer geworden.", ergänzte der Anführer der Polizisten sichtlich besorgt. „Wahrscheinlich haben sie dich schon viele Wochen lang beobachtet... und dann, als ihnen der Augenblick günstig erschien und du dich vielleicht gerade ziemlich einsam gefühlt hast, sind sie an dich herangetreten. Natürlich haben sie das Ganze wie einen glücklichen Zufall aussehen lassen… so, wie es Markus seit jeher tut. Habe ich Recht? Ist es nicht vielleicht so gewesen?"

Nikita wusste nicht so recht, wie er auf die Vorwürfe der Bullen reagieren sollte.
Er versuchte, Augenkontakt zu dem gefesselten Yaominh herzustellen. Doch der starrte nur stumm und kopfschüttelnd auf den Boden.
„Yao! Yao, sag, dass das nicht wahr ist!", rief Nikita auffordernd in Richtung des Jungen. „Sag, dass ihr nicht auch bloß ein Haufen beschissener Lügner seid wie all die anderen!"
„Glaub ihnen einfach nicht.", flüsterte Yaominh nach einem kurzen Zögern, in dem er mit Markus und Demiro einen verschwörerischen Blick ausgetauscht hatte. „Glaub ihnen nicht, was sie über uns erzählen, Niki... bitte! Glaub einfach nur das, was du glauben willst."
„Du kannst ruhig Mitleid mit deinem Freund haben.", meinte der blonde Beamte, während er achtsam auf die immer zittriger werdende Hand von Nikita schielte. „Er ist im Grunde ja auch nur ein Opfer. Ein Opfer, dem Markus sein schleichendes Gift eingeflößt hat... immer und immer wieder, bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit... bis der vom Schicksal gebeutelte Junge schließlich selbst glaubte, dass die vielen Menschen, die ihm doch eigentlich nur helfen wollten und Spendengelder für seine Therapie sammelten, in Wirklichkeit bloß publicitygeile Karrieremenschen waren.
Klar, einen traumatisierten, in seinen Grundfesten erschütterten Jugendlichen wie Yaominh konnte ein so geschickter Hochstapler wie Markus mit seinen Geschichten natürlich leicht um den Finger wickeln.
Er verstärkte Yaominhs unterschwellige Hassgefühle auf die Gesellschaft, die der Junge wegen dem, was ihm damals zugestoßen war, verständlicherweise in sich trug, und machte ihm gleichzeitig klar, dass er nur bei ihm und seinem Gehilfen Demiro jemals ein menschenwürdiges Dasein führen konnte.
Doch kaum, dass Yaominh ihnen ausgeliefert war, zwangen sie ihn, auf der Straße betteln zu gehen. Manchmal musste er für sie auch Heroin an irgendwelche Stricher verkaufen oder sich selbst anbieten, wenn hin und wieder ein reicher Kunde mit außergewöhnlichen Neigungen anfragte."
„Kemal Yilderim hingegen...", fuhr der zweite Beamte im Hintergrund erklärend fort, und deutete auf den schweigenden Demiro. „Kemal wurde von Markus zunächst mit materiellen Versprechen geködert. Der Alte gab ihm Geld für schicke Klamotten und Schmuck, verlangte als Gegenleistung zunächst nur, dass Kemal ihm ab und zu Gesellschaft leistete. Er informierte sich ausgiebig über Kemals Privatleben... und dann begann er, Kemal

systematisch gegen seinen Vater und seine Freunde aufzuhetzen. Das ging sogar so weit, dass er Kemals Vater zu Hause aufsuchte und zusammenschlug, als dieser den Kontakt zwischen ihm und Kemal unterbinden wollte.
Als Kemal dann schließlich alle Bezugspersonen aus seinem früheren Leben verloren hatte und nur noch dem alten Markus hörig war, zeigte der sein wahres Gesicht und verlangte, dass Kemal mit ihm und seinen anderen „Zöglingen“ abartige sexuelle Handlungen ausübte.
Die Schamgefühle des muslimischen Jungen wischte er mit einem Batzen Falschgeld und abstrusen Geschichten über Geheimbünde beiseite, in denen solche Praktiken angeblich völlig normal seien. Und Kemal... der sah wohl irgendwann gar keinen anderen Ausweg mehr, als dem alten Mann alles zu glauben und dessen Lügen zu den seinen zu machen, um sich so wenigstens noch einen kleinen Rest von Stolz bewahren zu können.“

Nikita wischte sich mit dem freien Arm den angesammelten Schweiß von der Stirn.
Er musste zugeben, dass die Version der Polizisten deutlich plausibler klang als alles, was ihm Markus und Yaominh bislang erzählt hatten.
Was, wenn der Alte tatsächlich nur ein mieses, doppelbödiges Spiel mit ihm spielte?
Was, wenn er die ganze Geschichte vom drohenden Weltuntergang bloß inszeniert hatte, damit Nikita bei ihnen blieb und keinen Fluchtversuch unternahm, so lange er noch dazu in der Lage war?
„Hör nicht auf diesen Scheißkerl!“, fluchte Demiro von hinten. „Das sind alles Bewahrer! Kapierst du das denn nicht?“
Bewahrer?
Nikita musterte den blonden Beamten und seinen Kollegen kritisch.
Beide hatten eigentlich ganz normale Durchschnittsvisagen, und wirkten auf ihn eher wie ganz normale Familienväter, als wie Mitglieder eines autoritären Geheimbundes.
Vielleicht versuchten sie wirklich nur, ihren nicht immer einfachen Job zu überstehen, und gingen danach erschöpft und ausgelaugt zurück zu ihrer Frau und den zwei Kindern, die in irgendeinem spießigen Eigenheim mit Vorgarten schon sehnsüchtig auf sie warteten...
„Bewahrer?“, hörte er den Blonden mit einem unterdrückten Grinsen sagen. „Du lieber Himmel, was ist denn das schon wieder für ein Unsinn?
Wir sind vom BKA, mein Junge! Soko „Erlkönig“. Wir sind Markus Schönbeck und seinen psychisch labilen Opfern schon etliche Jahre auf den Fersen. Wenn du mich in die Tasche greifen lässt, kann ich dir gern meinen Dienstausweis und den Haftbefehl zeigen.“
„Das kann man alles fälschen.“, entgegnete Nikita wenig begeistert. „Das ist kein Beweis, dass ihr Recht habt!“
„Ach, auf einmal willst du also Beweise sehen?“, konterte der Polizist, der allmählich die Geduld zu verlieren schien. „Welche Beweise haben dir denn deine angeblichen Freunde vorgelegt? Lass mich raten... wahrscheinlich keinen Einzigen, nicht wahr? Keine Urkunde, kein Zeitungsbericht... Nichts! Alles, was du über sie zu wissen glaubst, weißt du nur aus ihrem Munde.
Und du hast es geglaubt. Einfach so. Nur, weil du es glauben wolltest. Das ist Markus’ ganzes Geheimnis. Und dafür willst du zehn oder zwanzig Jahre in den Knast wandern? Weil der unbekannte Onkel so schöne Märchen erzählen kann?“
Er streckte Nikita auffordernd seine Hand entgegen.
„Denkst du nicht, dass es langsam an der Zeit ist, deine Bleispritze abzugeben und dich wieder wie ein normaler Teenager zu verhalten, so lange du noch die Möglichkeit dazu hast? Du kannst mir auch vertrauen, dass wir dich nicht grob behandeln oder gar schlagen werden. Wir werden dir einfach nur zur Eigensicherung ein paar Handschellen anlegen, und dann reden wir über alles.

Wir haben übrigens auch einen guten Psychologen dabei, der draußen im Mannschaftswagen sitzt und nur darauf wartet, dass wir ihn reinrufen... Er kann dir wirklich helfen! Na, was sagst du, Kumpel?“

Nikita blickte zögernd auf die Knarre in seiner Hand... dann schaute er abwechselnd in die angespannt wartenden Mienen der Polizisten, und in das Gesicht von Yaominh, auf dem sich eine einzelne Träne den Weg Richtung Kinn bahnte.
Ihm fielen wieder diese Fotos aus dem Album ein.
Das eine, auf dem Yaominh so verängstigt dreinschaute... und das mit dem blutverschmierten Gesicht. „Markus hat gesagt, ich sollte dieses Foto besser gut aufbewahren. Damit ich niemals vergesse, wo meine Grenzen liegen.“, wie der Junge dazu vielsagend erklärt hatte.
Hatten ihn vielleicht Markus und Demiro so übel zugerichtet, um ihn gefügig zu machen? Warum konnten sie ihn vorhin so einfach gegen seinen Willen dazu zwingen, gemeinsam mit Nikita hier in der Kirche auszuharren? Sah das nicht eher nach einer klaren, autoritären Kommandostruktur aus als danach, dass hier drei gleichberechtigte Gegenweltler gemeinsam überlegten, was zu tun war?
Und die Einstiche in Yaominhs Arm? Waren die wirklich aus seinem eigenen Wunsch heraus entstanden, oder hatten ihn die anderen bloß angefixt, damit er niemals wieder von ihnen loskommen würde... so, wie die Zuhälter in den Krimiserien immer die osteuropäischen Nutten gefügig machten?
Nikita ahnte, die traurige Antwort längst zu kennen.
Er schluckte kurz, dann fiel sein wütender und enttäuschter Blick auf den abwesend irgendwas vor sich hinmurmelnden Markus.
„Verdammt, Markus, oder wie auch immer du heißt... rede mit mir! Ist es wahr, was die über dich und die Gegenwelt erzählen? War das alles nur ein Witz? Der beschissene Versuch eines kranken alten Mannes, ein paar junge Außenseiter zu seinen Lakaien umzuformen?“
Markus drehte sich langsam zu Nikita um.
Zunächst schien es, als wollte er alles empört von sich weisen. Doch dann flüsterte er nur... so leise, dass Nikita Mühe hatte, ihn zu verstehen:
„Wahrheit ist immer das, was du für dich selbst zur Wahrheit erklärst. Das ganze Leben ist Interpretationssache. Und viele Menschen interpretieren es leider völlig falsch.“
„Was für den einen ein Verbrechen ist, ist für den anderen vielleicht die einzige Chance!“, ergänzte Yaominh grimmig, ohne dabei jedoch seinen Blick auch nur für eine Sekunde von der unter der Kanzel angebrachten Engelsfigur zu nehmen, auf die er schon eine ganze Weile wie gebannt zu starren schien. „Was dem einen wie eine perfide Lüge erscheint, ist für den anderen das letzte Stück Wahrheit, das ihm noch geblieben ist! Und du, Niki... du tätest gut daran, wenn du dir endlich auch eine eigene Wahrheit schaffen würdest, anstatt das weiterhin andere für dich erledigen zu lassen!
Bezieh endlich Stellung, und leb nicht weiter in den Tag hinein wie ein beschissener Durchschnittsbürger. Du bist zu Höherem geboren, verdammt noch mal! Wir alle sind das! Du musst nur aus tiefstem Herzen daran glauben...“

Nikita fühlte, wie tausend Gefahrguttransporter in seinen Hirnwindungen umherrasten. Ihm kamen die Worte von Janosch in den Sinn, die dieser angeblich damals zu Markus gesagt haben soll.
„Aber ich kann dir garantieren, was immer du von jetzt an tun wirst: Eines Tages wirst du es bitter bereuen!“
Und Nikita bereute schon jetzt. Er bereute, dass er Yaominh einige Stunden zuvor nicht einfach weggeschickt hatte und zurück auf die Schienen geklettert war. Er bedauerte, dass er einen Moment lang ernsthaft so etwas wie einen Hoffnungsschimmer in seinem missratenen

Leben auszumachen glaubte... und es tat ihm leid, dass er jetzt hier stand und mit einer Knarre auf Menschen zielte, die ihm eigentlich nicht das Geringste getan hatten.
Im Grunde war er doch nur ein depressiver Junge, der an einem schlechten Tag den falschen Leuten begegnet war... und zu Höherem geboren waren sie wohl alle nur in ihren entferntesten Wunschträumen.
Langsam, ganz langsam, als ob es noch einen Unterschied machen würde, senkte Nikita schließlich den Lauf seiner Pistole… nicht einmal so sehr aus moralischer Überzeugung heraus, sondern weil er hier einfach nichts mehr sah, für das es sich noch weiter zu kämpfen lohnte.
„Zugriff?“, fragte einer der zwischen den Bänken stehenden Polizisten angespannt.
„Lassen sie es ruhig angehen, Huber.“, erwiderte der Anführer sanft, während er routiniert nach seiner Dienstwaffe griff. „Für heute haben wir schon genug Adrenalin ausgestoßen. Wir wollen doch nicht, dass hier noch irgendjemand zu Schaden kommt.“
Der Polizist nickte.
„Wie sie wünschen, Herr Vogt. Dann schlage ich vor, der junge Mann lässt jetzt artig sein Schießeisen fallen und begibt sich dann zu den anderen auf den Boden...“

„Lasst uns ebenfalls einen geheimen Bund gründen... keinen Bund von Nichtsnutzen, sondern einen Bund der fleißigsten, verdientesten Männer unseres Volkes. Einen Bund von Bewahrern. Lasst diesen Bund dafür Sorge tragen, dass die guten, redlichen Werte in Zukunft nicht mehr so leicht ungestraft in Frage gestellt werden können. Und damit dies keine Maßnahme nur für die nächsten zwanzig Jahre ist, mögen auch die Kinder dieser Bewahrer, die Enkelkinder und deren Kinder in den Dienst der guten Sache treten... bis ein jeder Hort des Wahnsinns, den Cyrus und seine Anhänger ins Leben gerufen haben, gefunden und ausgemerzt wurde.“
„Ein formidabler Geistesblitz, Monsieur Vogt! Dann mögt ihr und eure Nachfahren auch das Recht haben, die Ersten in diesem Bunde zu sein...“

„Vogt...“, zischte Nikita argwöhnisch.
Das konnte unmöglich ein Zufall sein!
Ohne noch weiter über die Konsequenzen nachzudenken, riss Nikita die Pistole wieder nach oben, visierte den Kopf des Blonden an und schoss.
Die Taktik der Bewahrer wäre beinahe aufgegangen... und noch im selben Moment, in dem sein Finger den Abzug nach hinten zog, verfluchte sich Nikita dafür, dass er ihnen beinahe Glauben geschenkt hatte und um ein Haar zum Vollstreckungsgehilfen dieser verlogenen Henker geworden wäre.
Noch viel mehr fluchte er allerdings, als die Pistole in seiner Hand nichts weiter von sich gab als ein zwar harmloses, aber ihm in jenem Moment ungeheuer schmerzhaft erscheinendes „KLICK“.
„Nicht geladen.“, erklärte Yaominh trocken in die gespannte Stille hinein.
„Und das sagst du mir jetzt?“, erwiderte Nikita panisch, während die grimmigen Uniformierten am Eingang der Kirche nach ihren Waffen griffen und sie dann nahezu zeitgleich auf ihn und die gefesselten Gegenweltler richteten. „Warum um alles in der Welt sagst du mir das jetzt erst, hä?“
„Na, wann hätte ich’s dir denn deiner Meinung nach sonst sagen sollen? Als da noch eine winzige Chance bestand, dass du dich vielleicht etwas cleverer anstellst?“
Der blonde Bewahrer klatschte amüsiert in die Hände.
„Ach, das war doch ganz gut für den Anfang. Er ist ja schließlich neu bei euch, nicht wahr? Aber wie dem auch sei. Dann werdet ihr nun eben alle vier für den heimtückischen Mord an meinem Großvater bezahlen... und für die vielen Entbehrungen, die ihr verfluchten Gegenweltler meiner Familie in den letzten dreihundert Jahren aufgebürdet habt!“

„Gut möglich.“, antwortete Yaominh mit einem Augenzwinkern. „Aber du übersiehst da eine Kleinigkeit...“
Er schielte nach hinten zum auf einmal sperrangelweit offenstehenden Kirchentor.
„Die Mörder deines Großvaters sind noch gar nicht vollständig anwesend.“
Jetzt schaute auch Nikita zurück... in sicherer Erwartung, gleich von einer ganzen Kugelwand durchsiebt und nach vorne gegen den Altar geschleudert zu werden.
Doch nichts dergleichen geschah.
Stattdessen fegte urplötzlich eine giftgelbe Wolke durch den Eingangsbereich, die sich in Windeseile zu den davorstehenden Uniformierten ausbreitete und so ihr gesamtes Blickfeld einnebelte.
Noch während sich die ersten von ihnen ebenso hustend wie erstaunt umdrehten, wurden sie von einer in infernalischer Lautstärke durch die Kirche hallenden Maschinengewehrsalve von den Beinen gemäht.
Eine zweite Wolke flutete kurz darauf den linken Teil der Kirche und ließ die dort stehenden Polizisten panisch unter den hölzernen Bänken Deckung suchen.
Dann traten in einer Reihe marschierend drei dunkel gekleidete Gestalten aus dem Tor.
Sie trugen schwarze, an unheilvolle Boten aus der Zukunft erinnernde Gasmasken, und waren mit schweren Schnellfeuergewehren bewaffnet, mit denen sie unerbittlich auf ihre auseinandergetriebenen Feinde feuerten.
„Engelskinder…“, flüsterte Yaominh fasziniert. „Cool! Dann kann die Party ja losgehen!“
Noch im selben Moment zog er die Handschelle straff, mit der er an die hölzerne Kirchenbank gekettet war, und befreite sich dann mit einer ruckartigen Bewegung von seinen Fesseln… so routiniert und geschmeidig, als ob er solche Aktionen jeden Tag stundenlang trainieren würde.
Er schüttelte kurz seinen schmerzenden Daumen, bevor er dem neben ihm stehenden, völlig perplex wirkenden Beamten mit einer raubtierähnlichen Bewegung die Pistole aus der Hand riss und ihm ohne mit der Wimper zu zucken eine tödliche Ladung Blei in den Leib pumpte.

Vogt hatte mittlerweile seine Pistole auf Nikita gerichtet... doch der bemerkte dessen Absicht rechtzeitig und flüchtete so schnell er konnte hinter das schützende dunkle Holz des Altars, während eine Kugel nur um Haaresbreite seinen Kopf verfehlte.
Nachdem der Bewahrer ohne Erfolg noch drei weitere Schüsse auf den Flüchtigen abgegeben hatte, schob er verbissen ein neues Magazin in die Waffe und wandte sich wutentbrannt Yaominh zu, der gerade hastig dabei war, auch Demiro und Markus ihre Handschellen abzunehmen.
„Pass auf!“, rief Markus, der den jungen Herrn Vogt nicht für einen Sekundenbruchteil aus den Augen gelassen hatte, und riss Yaominh im allerletzten Moment mit sich in die sichere Deckung einer steinernen Säule.
Unmittelbar hinter ihnen perforierten mehrere Geschosse die Kirchenmauer.
„Gerade noch mal gutgegangen.“, freute sich Yaominh... doch sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich schnell wieder, als er das aus Markus Hüfte rinnende Blut bemerkte.
„Nun schau nicht so!“, versuchte der alte Mann den Treffer herunterzuspielen. „Irgendwer musste heute ja wohl etwas abbekommen...“

Vorsichtig lugte Nikita hinter dem Altar hervor.
Während sich Yaominh sorgenvoll um Markus’ Wunde bemühte, feuerte Demiro mit zwei Pistolen gleichzeitig auf die Uniformierten und ihren relativ schutzlos in der Mitte der Kirche stehenden Anführer.
Gleichzeitig detonierte im Eingangsbereich der Kirche mit ohrenbetäubendem Knall eine Granate, die einer der bedrängten Polizisten in höchster Not auf seine Gegner abgeworfen hatte. Brennende Holzsplitter und Teile einer Bank sausten mit tödlichem Tempo durch die

Luft, trafen aber keinen der umstehenden Engelskinder, sondern nur die in tausend Teile zerspringende Marienstatue neben dem Meßstock.
Ein verkohltes Gesangbuch schlug dicht neben Nikitas Schläfe ein und erinnerte ihn daran, dass sein Zufluchtsort nicht halb so sicher war, wie er es eigentlich hätte sein sollen.
Nikita stieß einen leisen Fluch aus.
Die Situation hier war eindeutig außer Kontrolle geraten!
Das hölzerne Tor sowie die hinteren Bänke und Sitzbezüge brannten bereits lichterloh, und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis das Feuer auch auf das Gebälk und die Wände übergreifen würde.
Noch dazu tränten Nikitas Augen fürchterlich. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, und hielt sich schützend den Stoff seines Pullovers vors Gesicht, während er ungeduldig auf eine Chance wartete, sich irgendwie zu Yaominh und den anderen durchzuschlagen.
Die waren unterdessen voll und ganz damit beschäftigt, ihre Stellung gegen die wild um sich schießenden Staatsbediensteten zu verteidigen, deren Dienstvorschriften ganz offensichtlich keine Kapitulation vor einer Übermacht Terroristen vorsahen. Jedenfalls wehrten sie sich verbissen und feuerten mit ihren Maschinenpistolen abwechselnd in Richtung der Gegenweltler und der im Schutz der umherstehenden Holzbänke unaufhaltsam näherrückenden Engelskinder.
Als Demiro nachladen musste, sprang Yaominh für ihn aus der Deckung hervor und gab mehrere gezielte Schüsse in Richtung des blonden Bewahrers ab.
Dann ertönte ein gellender Schrei.
Durch den dichter werdenden Rauch- und Gasteppich glaubte Nikita schemenhaft zu erkennen, wie sich Vogt mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Schulter fasste und in Richtung des Ausgangs flüchtete, um sich den rettenden Weg nach draußen mit Gewalt freizuschießen.
Einen der maskierten Engelskinder, der sich ihm geistesgegenwärtig in den Weg stellen wollte, riss er dabei mit einem gezielten Schuss von den Beinen… ein anderer konnte sich gerade noch rechtzeitig durch eine gewagte Hechtrolle in Sicherheit bringen.
„Yao! Verdammt, bleib hier!“, vernahm Nikita auf einmal Demiros mahnende Stimme von der Seite.
Noch im selben Moment humpelte Yaominh entschlossen an ihm vorbei... wie besessen mit ausgestrecktem Arm auf den fliehenden Bewahrer feuernd, ohne auch nur einen kurzen Blick für Nikita übrig zu haben.
Doch Vogt verschwand hinter dem brennenden Kirchentor, noch ehe die von Yaominh abgefeuerten Kugeln ihr Ziel erreichen konnten.
Während ihm Yaominh wutentbrannt nachsetzte, schaute Nikita unschlüssig zu Demiro rüber, der bei dem verletzten Markus in der Deckung geblieben war und auffordernd mit dem Arm winkte.
„Mach schon, geh ihm nach!“, brüllte er Nikita entgegen. „Yao ist dem Typ nicht gewachsen. Das ist der oberste Bewahrer! Der wird ihn eiskalt fertigmachen… also hilf ihm... oder besser noch: Hol ihn zurück!“

Nikita schnaufte zweimal tief durch und spähte dann angestrengt über den Altar hinweg, um einen geeigneten Moment für seinen Sprint zu dem offenen Tor abzuwarten, hinter dem Vogt und mittlerweile auch Yaominh verschwunden waren.
„Ich hab zwar keine Ahnung, wie... aber ich versuch’s.“, murmelte er schließlich nicht gerade optimistisch seine vielleicht letzten Worte, die man ihm seinetwegen später gern auf den Grabstein meißeln konnte.
Noch immer flogen kreuz und quer die Kugeln durch den Saal. Die in die Enge getriebenen Uniformierten hatten sich mittlerweile zwischen einigen Holzbänken verbarrikadiert und schienen völlig unkontrolliert auf alles zu feuern, was ihnen irgendwie vor den Lauf kam.

Eigentlich ein Szenario, von dem die meisten Selbstmörder nur sehnsüchtig träumen konnten… doch Nikita wollte in diesem Moment nichts anderes, als möglichst unbeschadet auf die andere Seite zu gelangen.
Er musste Yaominh einfach noch einmal den Arsch retten, auch wenn es ihn diesmal den seinen kosten sollte. Ansonsten wäre die vielleicht einzige gute Tat, die Nikita in seinem ganzen Leben vollbracht hatte, völlig für die Katz gewesen... und das wollte er sich am Ende dieser Nacht nicht auch noch eingestehen müssen.
Er wartete noch einen kurzen Augenblick, bis gerade keiner der am Kampf Beteiligten in seine Richtung zielte… dann sprang er mit einem verzweifelten Kampfschrei hinter dem schützenden Altar hervor und spurtete so schnell er konnte durch Kugelhagel und beißenden Qualm hindurch ins Freie.

Kapitel 34

Als Nikita atemlos hinaus in die kühle Nachtluft stolperte, sah er gerade noch einen silbernen Mercedes mit getönten Scheiben aus der Einfahrt rasen.
Dann kam auch schon der blaue Golf der Gegenweltler um die Ecke geschossen und bremste unmittelbar vor Nikita urplötzlich ab.
„Mach schon, steig ein!“, hörte er Yaominh durchs geöffnete Fenster rufen. Der fordernde, ungeduldige Blick seines alten Freundes tat ein Übriges, dass Nikita um das Auto herumrannte und sich beinahe willenlos auf den Beifahrersitz begab.
„Warte doch mal...“, versuchte er den jungen Gegenweltler noch einmal zur Vernunft zu bringen, doch da drückte Yaominh schon das Gaspedal durch, worauf der Wagen mit quietschenden Reifen anfuhr und wie von einem professionellen Stuntman gesteuert hinaus auf die Hauptstraße bog... mit einer solchen Geschwindigkeit, dass Nikita dabei durch die enormen Fliehkräfte förmlich in den Sitz gepresst wurde.
„Wow... du kannst ja richtig Autofahren!“, stammelte er überrascht.
„Ja. Dank Automatikgetriebe und einem Schuß Heroin im Blut.“, erwiderte Yaominh verbissen, ohne seinen Blick auch nur für einen Moment von dem hundert Meter vor ihnen fahrenden Daimler zu lassen.
Nikita streifte sich hastig den Gurt über.
„Hör zu, Yao...“, begann er mit dem zaghaften Versuch einer Entschuldigung. „Das, was ich vorhin gesagt habe, tut mir leid. Das ist jetzt vielleicht nicht der richtige Zeitpunkt...“
Anstatt ihm eine vernünftige Antwort zu geben, trat Yaominh nur noch stärker aufs Gas. Erschrocken registrierte Nikita, dass sie soeben eine rote Ampel passiert hatten und mit mindestens 80 km/h in eine Kreuzung hineinrasten.
Neben ihnen stellte sich ein weißer Lieferwagen quer, den von der anderen Seite dann noch ein zu spät zum Stehen gekommener Opel touchierte. Wäre Nikita Katholik, er hätte sich auf der Stelle dreimal bekreuzigt. So krallte er sich stattdessen nur in die Lehne seines Sitzes und schloss die Augen, um seinem kurzen Leben die Möglichkeit zu geben, noch ein wenig an ihm vorüberzuziehen.

„Weißt du, warum sie überall Ampeln aufstellen?“, riss ihn Yaominh aus seinen vermeintlich letzten Gedanken, während sie eine weitere Kreuzung ohne Zwischenfälle passierten.
„Weil es so sicherer ist?“, entgegnete Nikita, dem die Frage in ihrer Situation reichlich absurd erschien, mit besorgtem Blick nach draußen.
„Nein. Weil sie nicht zugeben wollen, dass ihre Version der Welt gescheitert ist!“, korrigierte Yaominh. „Es gibt inzwischen so viele Menschen, dass längst nicht mehr jeder Vollgas geben kann, ohne dass alles im Chaos enden würde.
Also erlassen sie Gesetze, die festlegen, wer wann an der Reihe ist mit Weiterfahren... oder mit Leben.

Ja, Niki, sieh dich um! Hier lebt niemand mehr mit voller Kraft, wie früher vielleicht mal unsere Vorfahren im Wald gelebt haben... wie eigentlich außer den Menschen und deren Gefangenen alle Lebewesen leben. Wir sind dazu dressiert worden, nur dann zu leben, wenn unsere Ampel gerade grün zeigt. Aber sag, ist das etwa normal? Dieses „So, jetzt musst du warten... und jetzt, jetzt darfst du wieder ein bisschen leben..."
„Hast du denn ne bessere Idee, mit dem ganzen Chaos da draußen umzugehen?", wollte Nikita gerne von ihm wissen.
„Natürliche Auslese!", meinte Yaominh, während er in letzter Sekunde einem eindringlich hupenden LKW auswich. „Oder... keine Ahnung. Ich weiß nur eins: Wenn in einem kleinen Wald hunderttausend Rehe leben würden, so dass sie teilweise übereinandergestapelt schlafen müssten, dann wäre das keine artgerechte Haltung mehr. Und sie würde auch dadurch nicht artgerechter werden, dass du ihnen das Lesen beibringst, Ampeln aufstellst und ihnen ein Grundgesetz schreibst.
Zu viel ist einfach zu viel. Da hatte Janosch gar nicht so unrecht..."

Mittlerweile hatten sie den silbernen Mercedes des Bewahrers beinahe eingeholt.
„Wie geht das denn?", wollte Nikita ungläubig wissen. „Sind wir so schnell, oder ist der so langsam?"
Yaominh grinste kurz und deutete auf einen Hebel hinterm Lenkrad, der ganz offensichtlich nicht serienmäßig in der Ausstattung des Wagens enthalten war.
„Demiro hat unseren Schlitten ein bisschen getuned. Für den Fall der Fälle. Naja, einmal Türke, immer Türke..."
Ein Blick nach vorn verriet Nikita, dass sie die Stadt mittlerweile hinter sich gelassen hatten und durch eine enge, um diese frühe Zeit noch weitgehend autofreie Alleestraße fuhren... zum Glück mit einem neuen Belag, denn auf den früher üblichen Kopfsteinpflastern hätte es sie bei der Geschwindigkeit, mit der sie ihrem Feind hinterherrasten, wahrscheinlich schon längst gegen einen der umstehenden Bäume gebrettert.
Mit einem ungemütlichen Rumms stieß der Golf schließlich zum ersten Mal an die hintere Stoßstange des Mercedes.
„Wir können das jetzt schnell hinter uns bringen, oder wir lassen's ein wenig länger dauern. Was ist dir lieber, Niki?", fragte Yaominh seinen Beifahrer, offensichtlich noch immer ungehalten über Nikitas vorwurfsvolle Moralpredigt und sein wenig hilfreiches Verhalten in der Kirche.
Der brauchte für diese Antwort nicht lange zu überlegen.
„So kurz wie möglich, wenn's recht ist.", murmelte er leise.
„Fein.", entgegnete Yaominh. „Dann fass mal vorne unter den Sitz und schnapp dir die Uzi!"
Nikita glaubte, nicht richtig gehört zu haben.
„Die Uzi? Denkst du etwa, ich bin hier als dein beschissener Bordschütze mitgefahren?"
Yaominh warf ihm einen kurzen, verständnislosen Blick zu.
„Ja, genau das!", grummelte er, worauf sich Nikita zunächst nur ratlos die Haare raufte und dann kopfschüttelnd unter den Beifahrersitz griff.
Abgesehen von diesem schwer in Worte zu fassenden Verbundenheitsgefühl, das er Yaominh gegenüber von Anfang an empfand, sah er eigentlich nicht sonderlich viel, was ihn dazu bewegen könnte, noch einmal eine Waffe auf einen anderen Menschen zu richten.
Andererseits gab es für ihn auch längst keinen vernünftigen Grund mehr, es bleiben zu lassen… denn seine Entscheidung, auf welcher Seite er im Zweifelsfall kämpfen wollte, hatte er schließlich bereits in der Kirche gefällt. Und wenn ihnen der rachsüchtige Herr Vogt jetzt auch noch entkommen würde, konnte sich Nikita eine Rückkehr in sein quälend normales Alltagsleben wohl ohnehin abschminken.
Daher zog er nach kurzem Zögern schließlich doch die kleine Maschinenpistole hervor und betrachtete sie mit einer Mischung aus Abneigung und aufrichtiger Ehrfurcht.

Schick sah sie aus, schwarz, erstaunlich leicht... und ein Magazin steckte sogar auch schon drin.
„Hinten links entsichern und dann einfach abdrücken.“, erklärte ihm Yaominh routiniert.
Nikita kurbelte hastig die Seitenscheibe herunter. Dann entsicherte er, streckte den Arm mit der Waffe aus dem Fenster und wartete auf weitere Instruktionen.
„Worauf soll ich eigentlich schießen? Auf die Reifen? Oder besser auf den Tank?“
„Schieß einfach auf das verdammte Auto!“, empfahl Yaominh. „Im Idealfall triffst du den Mistkerl direkt in den Kopf.“
„Ok.“, bestätigte Nikita, dann drehte er die Waffe etwas weiter nach rechts und betätigte den Abzug.

Die erste Kugel pfiff dicht an Vogts Wagen vorbei, die zweite flog irgendwo Richtung Wolken... und die Richtung der Schüsse, die darauf noch folgten, konnte Nikita nicht einmal mehr erahnen, weil ihm die Waffe dank ihres starken Rückstoßes zu diesem Zeitpunkt längst aus den Händen geglitten war und weit hinter ihnen über den nassen Asphalt kullerte.
„Tschuldigung.“, murmelte Nikita kleinlaut, der vergebenen Chance durch den Rückspiegel wehmütig hinterher blickend. „Im Kino sieht das immer so einfach aus...“
„Verdammt!“, stöhnte Yaominh.
Nikita fasste noch einmal unter den Sitz und zog ratlos eine transparente, blaue Spielzeugpistole heraus.
„Was ist das denn?“, fragte er. „Soll ich’s vielleicht mal damit versuchen?“
„Du könntest etwas Benzin reinfüllen. Dann spritzen wir seinen Wagen voll und fackeln ihn ab!“, erwiderte Yaominh, konzentriert darum bemüht, nicht den Anschluss an den Mercedes zu verlieren. „Ähm, du hast nicht zufällig einen Kanister dabei?“
Nikita wusste nicht, ob er jetzt lachen oder weinen sollte.
„Natürlich nicht! Scheiße, ich dachte, du hättest nen Plan oder sowas...“
„Den hatte ich auch.“, knurrte Yaominh. „Aber das war, bevor du hier an meiner Seite Platz genommen hast...“
„Dann stell dir doch einfach vor, ich wäre nicht hier!“, konterte Nikita, auch wenn in ihm noch im selben Moment die ungute Ahnung aufkam, dass er das besser nicht gesagt hätte.
„Ganz wie du meinst!“, verkündete Yaominh mit einem zu allem entschlossenen Blick, bevor er das Gaspedal bis zum Anschlag durchdrückte.
Dann zog er den Turbo-Hebel am Lenkrad.
Durch den unerwartet heftigen Schub wurde Nikita abermals nach hinten gedrückt, und der Golf schoss wie eine Rakete nach vorne, bis er mit dem Wagen des Bewahrers nahezu auf gleicher Höhe war.

Vogt schaute überrascht zu ihnen herüber. So eine Hartnäckigkeit hatte er diesen verwahrlosten Straßenkindern nun wirklich nicht zugetraut.
Mit einem vernichtenden Fluch auf den Lippen ließ er das Seitenfenster herunterfahren, zog seine silberne Pistole aus dem Halfter und feuerte mehrmals in ihre Richtung.
Ein Schuss traf die Kühlerhaube des Golfs, ein weiterer durchschlug die Windschutzscheibe und raste nur haarscharf an Nikitas Kopf vorbei.
„Scheiße!“, brüllte der erschrocken und vergrub sich so gut es ging hinterm Armaturenbrett. Er hätte sich ja gleich denken können, dass er so eine Nacht unmöglich überleben würde.
Wieder schoss der Bewahrer. Diesmal auf den rechten Vorderreifen, der sich mit einem lauten Zischen entleerte und bedrohlich zu eiern begann.
Jetzt musste Yaominh alles auf eine Karte setzen. So fest er konnte riss er das Lenkrad herum. Der Golf scherte nach rechts aus und touchierte die Außenverkleidung des Mercedes... drückte das noble Gefährt immer weiter in Richtung Straßengraben.

Vogt wurde ordentlich durchgeschüttelt und versuchte verkrampft, gegenzusteuern und das Auto irgendwie auf der Strecke zu halten... doch vergebens. Sein Wagen walzte zwei an diesem Unfallschwerpunkt mahnend herumstehende Kreuze platt und schrammte dann nur um Haaresbreite an einem der zahlreichen, wie tödliche Felsformationen emporragenden Bäume vorbei.
Auch das Auto der Gegenweltler geriet nun ins Schlingern.
Nikita spürte am ganzen Körper, wie ihr Wagen den asphaltierten Untergrund verließ und über einige unebene Erdbrocken holperte.
Im vibrierenden Rückspiegel konnte er mit einer gewissen Genugtuung erkennen, dass sich der Mercedes ihres Rivalen just in diesem Moment querstellte und mit der Seite voraus unkontrolliert über die Grünfläche schlidderte.
Nikita wollte sich schon wieder Yaominh zuwenden, um ihm die freudige Botschaft von Vogts Ausscheiden zu verkünden. Doch das Einzige, was ihm beim Blick nach vorne ins Auge sprang, war dieser dunkle Baumstamm, der wie ein todbringendes Geschoss direkt auf sie zuzurasen schien.
Nikita riss noch reflexartig die Arme vors Gesicht... dann gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Glas splitterte, Blech verbog sich, und Nikitas Seele wurde von der ungeheuren Wucht des Aufpralls in eine andere, friedlichere Welt gerissen.

Nikita sah sich selbst, wie er in einem dunklen, aus dem Fels gehauenen Kellergewölbe hockte und ein wenig orientierungslos seine Umgebung inspizierte.
Um ihn herum lagen etliche offene Kisten, die Patronenhülsen und Munitionsgurte beinhalteten... dazu ein Tisch, ein paar Fässer, und ein großes, an der Wand lehnendes Holzkreuz. Irgendwo weiter hinten tropften in unregelmäßigen Abständen einige Wassertropfen von der feuchten Decke in einen darunterbefindlichen Eimer.
Und obwohl er sich eigentlich sicher war, noch nie zuvor an einem solchen Ort gewesen zu sein, ahnte Nikita doch instinktiv, dass es sich hierbei nur um das geheime unterirdische Versteck der Gegenweltler handeln konnte.
Ihm gegenüber saß Yaominh, genau dort an dem alten Holztisch, wo einst Janosch gesessen haben musste, und baute konzentriert ein aus dutzenden Einzelteilen bestehendes Maschinengewehr zusammen.
Als er bemerkte, dass Nikita in seine Richtung schaute, hielt er mit der Arbeit einen Moment inne und lächelte ihm freundschaftlich entgegen.
„Schön, dass du dich unserem Feldzug doch noch angeschlossen hast.“, meinte er.
„Ach ja? Habe ich das?“, fragte Nikita verwirrt. „Um ehrlich zu sein, ich weiß noch nicht einmal, wie ich überhaupt hier runter gekommen bin. Es ist alles so fremd... und doch eigenartig vertraut, als ob ich schon dutzende Male hiergewesen wäre...“
„Träume sind eben so.“, erklärte Yaominh gelassen. „Und das hier ist ein Traum. Also entspann dich und lass es einfach geschehen.“
Nikita schüttelte bloß ratlos den Kopf.
„Aber ich verstehe nicht, wie...“
„Brauchst du auch nicht.“, erwiderte Yaominh. „Träume sind sowieso nur symbolisch zu verstehen. Du musst sie eben interpretieren können.
Dieses Gewölbe hier beispielsweise steht für etwas Verborgenes... für etwas in dir, das nicht an die Öffentlichkeit dringen darf. Die Waffe in meiner Hand ist vermutlich ein Symbol für Stärke und Entschlossenheit...“
Er griff nach dem schweren Maschinengewehr und streckte es seinem Freund demonstrativ entgegen.
„Und das da?“, fragte Nikita und deutete rätselnd auf das hölzerne Jesus-Kreuz in seinem Rücken. „Wofür steht das?“

„Such dir was aus, Niki. Manche sagen ja, es stünde für die Liebe... für Gottes unendliche Barmherzigkeit. Aber jetzt mal im Ernst: Da ist ein Typ, der ausgepeitscht und dann lebendig an ein Stück Holz genagelt worden ist... und das soll was mit Liebe und so zu tun haben? Das ist doch ganz schön pervers, wenn du mich fragst. Für mich ist das, wenn überhaupt, dann allerhöchstens ein Symbol für die Grausamkeit der Menschen, und dafür, wie wenig ein einzelner Sohn Gottes dagegen ausrichten kann. Nichts, was ich in irgendeiner Weise anbeten wollte."
Nikita fand allerdings, dass dieses Zeichen durchaus Sinn machte. Denn wie hätte man einen sadistischen Gott besser symbolisieren können als durch so ein fieses Folter- und Mordinstrument wie dieses Kreuz?
„Mal angenommen, dass es wirklich so etwas gibt wie einen allmächtigen Gott...", sinnierte er weiter. „Denkst du, es bereitet ihm Vergnügen, dabei zuzuschauen, wie die Menschen leiden und sich gegenseitig abmassakrieren?"
„Ich denke, es bereitet ihm Vergnügen, dabei zuzuschauen, wie die Menschen lernen.", entgegnete Yaominh schulterzuckend. „Wie sie sich eintausend Leben lang gegenseitig unterdrücken und totschlagen, um dann im tausendundersten Leben plötzlich zu erkennen, wie dämlich so ein Verhalten eigentlich ist. Dann freut sich Gott..."
„... und drunten auf der Erde werfen diejenigen, die erst neunhundertneunundneunzig mal gelebt haben und das Ganze noch nicht kapieren können, alle Erleuchteten auf einen großen Scheiterhaufen.", ergänzte Nikita zynisch. „Und der liebe, vergnügte Gott sieht einfach nur tatenlos dabei zu, anstatt denjenigen, die es gecheckt haben, mit ein paar Blitzen oder einem Heuschreckenschwarm unter die Arme zu greifen. Obwohl er es zweifellos könnte. Das ist doch nicht gerecht..."
„Ja. Aber wenn das Leben gerecht wäre, bräuchte keiner von uns mehr über solche Dinge nachzudenken. Niemand würde mehr nach Höherem streben, weil alle zufrieden wären mit dem, was sie haben.
Nur die Unzufriedenheit bringt uns voran. Egal ob Jesus, Buddha, oder sonstwer... ein jeder von den Heiligen und Erleuchteten der Vergangenheit, die mit der Ungerechtigkeit in der Welt nicht mehr klarkamen und ausgezogen sind, um eine Antwort zu finden, mussten erst einmal durch unzählige grausame Höllen gehen.
Erleuchtung tut weh, Niki... das war schon immer so. Wenn dir Richard Gere oder der Dalai Lama irgendwas anderes erzählt haben, dann labern sie einfach nur Hollywood-Bullshit für die verblödete Masse. Der Pfad zur Erleuchtung führt durch Leid und Entbehrungen."
„Leid und Entbehrungen?", überlegte Nikita grinsend. „Na, dann müsste ich ja eigentlich auf dem besten Weg sein... Aber jetzt mal im Ernst: Ich bin mir ziemlich sicher, dass sich Erleuchtung völlig anders anfühlt als alles, was ich in den letzten Jahren gefühlt habe. Und falls überhaupt jemand in dieser Welt erleuchtet werden sollte, dann ja wohl eher irgendwelche verschrumpelten Eremiten-Mönche, die einsam in einer Höhle leben, mit ihrer Halskette reden und sich tagelang von einem kleinen Kleeblatt ernähren..."
„Aber genau so einer von der Sorte bist du doch!", erwiderte Yaominh augenzwinkernd. „Ok, du hast dich in keine karge Höhle zurückgezogen. Doch eine abbruchreife, ostdeutsche Plattenbauwohnung kommt schon ziemlich nahe an dieses Ideal ran, findest du nicht auch? Genau wie der Eremit meidest du den Kontakt zu anderen. Du hast keine Lust, an deren mehr oder weniger fröhlichem Leben teilzuhaben... stattdessen lässt du lieber die Rolläden runter und betest stundenlang eintönige Depeche Mode-Mantras vor dich hin.
Und deine Gedanken kreisen ziemlich oft um die Frage, warum diese Welt so ungerecht ist und wie du ihr am besten entkommen könntest.
Glaub mir, der einsame Mönch in der Höhle fragt sich das auch… immer und immer wieder. Also wenn in unserer westlichen Gesellschaft überhaupt noch irgendwer der Erleuchtung näherkommen kann, dann ja wohl am ehesten so ein abgefuckter Einzelgänger wie du... und nicht der zufriedene, selbstverliebte Rest, der mit beiden Beinen im Leben steht und in der

wenigen Zeit, die ihm sein Job und die unzähligen sozialen Beziehungen noch übrig lassen, mal kurz zur Tai-Chi-Entspannungsmusik aus dem Media-Markt die Augen schließt und versucht, sich die Ewigkeit vorzustellen.
Was ist? Noch immer nicht überzeugt?
Dann komm mal mit, ich zeig dir was!“
Mit diesen Worten packte Yaominh Nikita bei der Hand und lief zügig auf einen schmalen Durchgang in der Wand zu.

Nikita ließ sich widerstandslos von ihm abführen... wie er vermutete, in den Raum, in dem die alten Waffen und Rüstungen lagerten.
Doch kaum, dass sie hinter dem steinernen Durchgang verschwunden waren, befanden sie sich urplötzlich in einem hellen, vertrauten Gebäude, bei dem es sich ganz eindeutig um das ostdeutsche Krankenhaus handelte, in dem er Yaominh damals kennengelernt hatte.
„Cool! Das ist ja direkt nebenan…“, ging es Nikita arglos durch den Kopf, dem der spontane Szenenwechsel ansonsten aber nicht im Geringsten merkwürdig erschien.
Er folgte Yaominh an dessem alten Zimmer vorbei durch die engen Gänge, bis sie schließlich vor der Säuglings-Abteilung ankamen, in der seine Mutter damals als Stationsschwester gearbeitet hatte.
Da lagen ein gutes Dutzend neugeborener Babys in kleinen Plastikbettchen, die allesamt fein säuberlich mit dem Namen der Kleinen beschriftet und durchnummeriert waren.
Ein Anblick, der Nikita schon früher immer ein wenig befremdet hatte. Frisches menschliches Leben, umgeben von künstlichem Licht, Apparaturen, die unheimliche Geräusche von sich gaben, und geschäftig herumwuselndem Fachpersonal... wie in einer Fabrik.
So kamen moderne Menschen in diese Welt. Und meistens verließen sie sie auch wieder mit diesen letzten Eindrücken.

„Schau her... da liegt die Zukunft! So zart, so ahnungslos, so formbar...“, murmelte Yaominh nach einem nachdenklichen Spaziergang durch die Reihen der kleinen Neuankömmlinge.
„Lass sie in einer Kaserne aufwachsen, und sie werden gute Soldaten sein. Lass sie ihre Kindheit im Dschungel verbringen, und sie werden zu den besten Jägern werden, die du dir vorstellen kannst... Lass sie hingegen mit buntem Plastikspielzeug aufwachsen und sechs oder sieben Stunden am Tag die Schulbank drücken, und die Mehrheit von ihnen wird perfekt sein im Umgang mit Plastikspielzeug und im Widerspruchslos-auf-einem-Stuhl-sitzen.“
Er machte eine kurze Pause, in der er sich langsam herunterbeugte und einem der Säuglinge zärtlich mit seinen Fingern über die Wange strich.
„Ich habe keine Ahnung, was aus ihnen werden würde, wenn sie in unserer Obhut aufwüchsen... aber ich kann dir garantieren, sie würden keine angepassten Nutzmenschen werden, die sich regieren, kontrollieren und irgendwelche Stundenpläne aufzwingen ließen. Und wer sie dennoch gegen ihren Willen einfangen und zähmen wollte, dem würden sie ohne die geringsten moralischen Bedenken einen vergifteten Dolch in sein pflichtbewusstes Herrenmenschenherz stoßen. Ja, so wären meine Babys...“
„Aber Gewalt führt immer nur zu noch mehr Gewalt. Oder nicht?“, konterte Nikita skeptisch, dem erst jetzt auffiel, dass Yaominh eine schwarze Augenklappe und eine zerschlissene Majorsuniform trug, und auch sonst auf einmal eine unverkennbare Ähnlichkeit zu dem finsteren Janosch aus der Geschichte aufwies.
„Ja, da hast du zweifellos Recht...“, erwiderte Yaominh, Nikitas befremdlichen Blick komplett ignorierend. „Aber ich frage dich: Wie ist denn die heutige Gesellschaft entstanden? Diese ach so zivilisierte Welt, in der sich die Menschen artig in einer Reihe aufstellen, nur leben, wenn die Ampel gerade grün zeigt, und Gewalt bloß von extra dafür ausgebildeten Fachkräften ausgeübt werden darf?

Ich verrate es dir: Diese Gesellschaft ist heute nur deshalb so, wie sie ist, weil man über Generationen hinweg jeden, der eine andere Vorstellung vom Leben hatte, ans Kreuz genagelt oder in fensterlosen Kerkern zur Abkehr von seiner angeblich falschen Denkweise gezwungen hat.
Von wegen „friedliche Zivilisation“... Die modernen Menschen wurden in erster Linie durch Gewalt geprägt. Gewalt hat sie zu den eingepferchten Legehennen gemacht, die sie heute sind. Und ich bezweifle stark, dass man sie ausgerechnet mit Hilfe von Liebe und Verständnis wieder auswildern kann...“
„Aber mich hat diese Gesellschaft doch genauso geprägt. Und dich auch, Yao... oder wer auch immer du sein magst...“, überlegte Nikita angestrengt. „All die Lügen, der ganze Druck, die Angst vor Ausgrenzung... die gleiche Scheiße, die die Mehrheit der Menschen zu angepassten, braven Mitläufern werden ließ, hat uns zum genauen Gegenteil davon gemacht. Zu Einzelgängern, zu Menschenhassern, zu Freaks...
Ich versteh nur nicht, wieso...
Warum fügen die sich in ihr Schicksal und werden teilweise sogar glücklich, und uns kotzt es so dermaßen an? Was ist es, was uns von denen unterscheidet?
Ist es Stolz? Ist es Dummheit? Ist alles eine Frage der Persönlichkeit?“
„Es ist eine Frage der Manipulation... und ob man den nötigen Abstand hat, um diese zu erkennen, oder nicht.“, erklärte Yaominh. „Denn das, was die meisten Menschen für ihre Persönlichkeit halten, ist im Grunde genommen nicht viel mehr als ein Computer-Programm, an dem hunderte andere so lange geschrieben und herumgepfuscht haben, bis es einigermaßen störungsfrei funktionierte.
Doch die Menschen sind nicht dieses Programm. Sie sind vielmehr die Festplatte, auf der es gespeichert ist!
Das Dilemma ist nur: Wie können sie das jemals begreifen, so lange sie von ihrem momentanen Leben, von diesem von Menschenhand geschaffenen Programm, dermaßen in Anspruch genommen werden, dass sie gar keinen Grund sehen, es so konsequent und absolut in Frage zu stellen?
Dafür müssen sie erst einmal ganz unten angelangt sein. In der Einsamkeit, im gesellschaftlichen Abseits... dort, wo du und ich so lange Zeit gefangen waren.
Sie müssen lernen, das komplette Programm zu verachten, das ihnen von anderen als „Leben“ verkauft wurde... so sehr, dass sie es am liebsten abschalten und löschen möchten. Nur so können sie vielleicht irgendwann zu ihrer Festplatte durchdringen. Zu der Hardware, die unser eigentliches Wesen ausmacht...“
„Und was, denkst du, würden sie auf dieser Festplatte finden?“, wollte Nikita in Erfahrung bringen... unschlüssig, ob er die Gedanken der Traumfigur nun als gute Idee oder puren Unsinn auffassen sollte. „Was bleibt denn überhaupt noch von mir übrig, wenn man alles weg lässt, was diese Welt aus mir gemacht hat?“
„Ein Gott!“, erwiderte Yaominh überzeugt. „Ein Gott auf Urlaub im Land der Sterblichen. Eine unsterbliche Seele, so prächtig und stark, dass sie von keiner Macht des Universums mehr in Ketten gelegt werden kann.
Glaub mir, wenn die Menschen wüssten, was sie in früheren Leben schon alles erlebt haben... all diese ungebändigten Gefühle, diese Angst, diese Liebe, dieser Hass... wenn sie nur einen Bruchteil dessen einsehen könnten, was da auf ihrer Festplatte gespeichert ist, dann würden all unsere heutigen Gesellschaftsformen wie Kartenhäuser in sich zusammenbrechen, denn dann würde sich keiner mehr unterdrücken oder von anderen für dumm verkaufen lassen. Und niemand würde sich mehr so klein und primitiv machen wollen, wie man es sein muss, um andere herumzukommandieren.
Doch in den meisten menschlichen Systemen geht es leider seit jeher nur darum, das aktuell installierte Programm möglichst gut zum Laufen zu bringen. Niemand fragt mehr, was sich hinter diesem Programm befindet... ob es bessere gibt, oder ob es überhaupt Sinn macht,

dieses Programm jeden Tag aufs Neue einzulegen und sich gänzlich davon vereinnahmen zu lassen.
Selbst die Kleinsten haben heutzutage doch schon fast jede Minute ihrer Freizeit irgendwie verplant. Später in der Schule gibt man ihnen dann noch mehr zu tun... damit sie möglichst schnell lernen, ihr Programm perfekt zu beherrschen und als angebliche Sieger im Spiel des Lebens vom Platz zu gehen.
Aber dieses ganze Spiel zu hinterfragen, das lehrt man sie heute weniger denn je. Und deshalb werden die meisten von ihnen auch nie über die Qualität ihrer Programmierung hinauswachsen."

Mit diesen Worten nahm er eines der Babys aus seiner Schlafstätte und legte es behutsam auf seine Schulter, wo es seltsamerweise wie angeheftet sitzenblieb, als ob es dort schon immer hingehört hätte.
Ein weiteres Baby ließ er kurz darauf sichtlich amüsiert seinen zerkratzten Arm hochkrabbeln.
„Komm, Niki, lass uns hier evakuieren!", meinte er, während er mit den zwei Winzlingen auf dem Rücken die umliegenden Bettchen inspizierte. „Wir nehmen sie alle mit! Das ist vielleicht die einzige Chance, die sie haben, um nicht so zu enden wie all die anderen. Du weißt doch: It's just a question of time..."
Doch Nikita zögerte noch.
„Das heißt, wir sollen sie einfach entführen? Auch wenn man uns dann für gewissenlose Schurken hält?"
„Ja, genau das!", bestätigte Yaominh. „Weißt du, es gibt weitaus Schlimmeres, als in den Augen all jener ein gewissenloser Schurke zu sein, die diese Welt für die beste aller möglichen Welten halten."
„Mag ja sein...", versuchte sich Nikita irgendwie herauszureden. „Aber du hast mir doch vorhin selbst gesagt, dass das hier nur ein Traum ist! Du bist nicht real. Also warum sollte ich dir überhaupt bei irgendwas zur Hand gehen?"
Yaominh ahmte mit den Fingern die segnende Geste des Messias von dem Gemälde im Pfarrhaus nach, und zwinkerte Nikita dann geheimnisvoll zu.
„Nur, weil das hier ein Traum ist, heißt das nicht, dass ich nicht real bin..."

Kapitel 35

Über der nächtlichen Landstraße lag eine geradezu gespenstische Stille, die lediglich von einem leisen Zischen aus der zusammengeknautschten Kühlerhaube des Golfs unterbrochen wurde, der schrottreif vor einer halb ausgerissenen jungen Buche stand.
„Niki, wach endlich auf! Los, sag was!"
Nur ganz langsam begriff Nikita wieder, wo er sich befand.
Er sah den zersplitterten Baumstamm, das große Loch in der Windschutzscheibe und das Blut auf dem Armaturenbrett, das wohl von dem heftigen Aufprall seines Schädels herrühren musste.
Nikita fasste sich prüfend an die Stirn. Doch anstatt dort etwas Unerfreuliches festzustellen, spürte er bloß einen brennenden Schmerz in seinem rechten Handgelenk, das sich ungesund weich und beweglich anfühlte. Vermutlich hatte er sich irgendwas gebrochen.
„Komm zu dir, verdammt noch mal! Wir müssen hier raus!"
Jetzt erst drehte Nikita seinen Kopf Richtung Fahrersitz... langsam und vorsichtig, damit er ihm nicht aus Versehen abfallen konnte.
„Was ist passiert?"
Yaominh war halb über ihn gebeugt und versuchte angestrengt, ihm den viel zu eng sitzenden Gurt abzuschnallen.

„Der Heiligen Scheiße sei Dank, Niki! Ich dachte schon, du machst nie wieder die Augen auf. Was ist, bist du schwer verletzt?“
Nikita fasste sich mit der gesunden Hand ans rechte Kniegelenk, das irgendwo zwischen dem vorgeschobenen Sitz und der zusammengedellten Front eingeklemmt war und sich weder vor noch zurück bewegen ließ.
„Nein. Ist schon ok.“, erwiderte er bemüht zuversichtlich, da er vor Yaominh auf keinen Fall wie ein jammerndes Weichei rüberkommen wollte. „Aber ich fürchte, du musst die Feuerwehr rufen. Ich komm hier nicht alleine raus...“
„Warte, ich mach das schon.“, meinte Yaominh, nachdem es ihm endlich gelungen war, den Gurt zu lösen.
Er wollte gerade nach Nikitas Bein sehen, als sie auf einmal von einer harschen Stimme unterbrochen wurden, die gnadenlos über die leere Fahrbahn hallte.

„Gegenweltler! Kommt raus! Ich warte auf euch!“
Nikita drehte wenig begeistert seinen Kopf nach hinten.
Es war Vogt. Er stand fordernd auf der Straße, irgendwo zwischen ihrem lädierten Golf und seinem querstehenden, aber äußerlich nahezu unversehrt gebliebenen Mercedes.
„Verdammt, der Mistkerl ist noch am Leben...“, stöhnte Nikita.
„Ja.“, erwiderte Yaominh giftig. „Aber nicht mehr lange!“
Er öffnete die Autotür und tatschte Nikita noch einmal mutmachend auf die Wange.
„Hey, nicht schlapp machen, Kleiner. Ja? Ich bin gleich wieder da!“
Dann löste er sich von ihm, fasste mit der Hand ans Wagendach und zog sich angestrengt daran hoch.
„Yao, warte!“, rief ihm Nikita hinterher, auf einmal deutlich mehr um das Wohl seines Freundes als um sein eigenes besorgt.
„Bleib im Wagen!“, ermahnte ihn Yaominh mit einem letzten Blick zurück. „Das, was ich jetzt erledigen muss... das ist nichts für dich.“
Nikita verzog sein blutverschmiertes Gesicht zu einem schmerzhaften Grinsen.
„Darauf kannst du wetten!“, flüsterte er, bevor er machtlos dabei zusehen musste, wie Yaominh auf die von leichtem Bodennebel bedeckte Straße trat und dann entschlossen, aber sichtlich geschwächt, auf seinen Gegner zuhinkte.
Nikita war klar, dass sein Freund diesen Kampf jetzt alleine bestehen musste. Aber fast genau so sicher ahnte er, dass Yaominh ohne ihn, seinen altgedienten Lebensretter, kaum eine Chance gegen einen Profi wie Vogt haben würde.
„Verdammt!“, fluchte Nikita. Er wollte nicht hilflos dabei zusehen müssen, wie Yaominh da draußen auf dem nassen Asphalt einfach abgeknallt wurde... daher zog er abermals an seinem Knie, diesmal deutlich energischer, bis es ihm schließlich mit zusammengebissenen Zähnen gelang, das Bein zumindest ein Stück weit nach hinten zu ziehen, um etwas mehr Bewegungsspielraum zu haben.
Unterdessen war Yaominh nur wenige Meter vor dem ungeduldig wartenden Bewahrer zum Stehen gekommen.
Die beiden hatten die ganze Straße für sich allein.
Kein künstliches Licht weit und breit… kein herannahendes Auto eines anderen Verkehrsteilnehmers, das ihre finale Auseinandersetzung hätte stören können... nur der ferne Vollmond, der als stummer, unbestechlicher Zeuge vom Firmament auf sie herunterstrahlte.
Da standen sie nun, der erfahrene Herr Vogt und sein jugendlicher Gegenspieler, umgeben von tiefhängenden Nebelschwaden, und belauerten einander wie zwei Revolverhelden in einem dieser alten Spaghetti-Western.
Keiner von beiden war bereit, auch nur laut zu atmen. Denn laut atmen hieße, Schwäche zu zeigen... dem Todfeind den gefährlichen Glauben zu lassen, aus dieser Situation noch einmal lebend herauskommen zu können.

„Was? Du?“, spottete Vogt, nachdem er Yaominh abschätzig von oben bis unten gemustert hatte. „Ausgerechnet du? Ich hätte nicht gedacht, dass die anderen so feige sind, als letztes Aufgebot einen Krüppel für sich kämpfen zu lassen.“
Yaominh bemühte sich, äußerlich so gelassen wie möglich zu bleiben... denn er wollte seinem cleveren Gegner ganz sicher nicht die Freude machen, sich überhitzt und ohne nachzudenken ins Gefecht zu stürzen.
Markus und Demiro hatten ihn schließlich schon des Öfteren eindringlich davor gewarnt, sich jemals alleine mit einem Bewahrer anzulegen.
„Bewahrer sind verschlagen, unbestechlich und körperlich topfit.“, hörte er ihre mahnenden Stimmen in seinem Kopf widerhallen. „Sie sind Meister der psychologischen Kriegsführung, und ihre Ausbildung ist härter als alles, was du dir vorstellen kannst!
Wenn du auf einen von ihnen triffst, versuche sein Selbstverständnis anzukratzen. Lass ihn an dem Sinn seiner Mission zweifeln... dann hast du vielleicht eine kleine Chance.“
Ihn zweifeln lassen...
Yaominh hatte keine Ahnung, ob er mit seinen drei Jahren Gegenwelt-Erfahrung überhaupt dazu imstande war, einen Kerl aufs Glatteis zu führen, der vermutlich von frühester Kindheit an speziell für Momente wie diesen gedrillt worden war.
Aber er wollte es zumindest versuchen. Blindwütig auf ihn einprügeln konnte er schließlich hinterher immer noch, falls die subtile Masche nicht fruchten sollte.

„Na, überrascht?“, begann er das Psycho-Poker um die bessere Ausgangsposition. „Das erinnert mich an deinen Großvater. Der war angeblich auch ziemlich verwundert... bevor ihn Markus und D’Artagnan abgestochen haben wie ein Schwein.“
Er spuckte verächtlich vor Vogt auf den Asphalt.
Doch der ließ sich davon nicht im Geringsten beeindrucken.
„Pubertäres Angeberverhalten!“, diagnostizierte er gelangweilt. „Ist das alles, was dir deine Freunde beigebracht haben? Denkst du ernsthaft, ein freches Mundwerk zu haben und einigermaßen aufrecht gehen zu können reicht aus, um sich ungestraft mit der Elite anzulegen?“
„Die Elite? Ihr?“, erwiderte Yaominh mit einem geschauspielerten Lachen. „Wenn ihr niemanden hättet, den ihr herumkommandieren könntet oder der euch schicke Autos baut, wärt ihr doch nur jämmerliche Opfer! Genau wie Hitler ohne seine Untertanen auf ewig ein bemitleidenswerter, unbekannter Künstler geblieben wäre. Oh nein, Vogt. Die echte Elite hat sich längst von dieser Welt abgewandt, weil sie das alles nicht länger mit ansehen konnte...“
„Eine Elite läuft nicht davon.“, konterte Vogt schlagfertig. „Eine Elite stellt sich ihrer Verantwortung! Rede dir ruhig weiter ein, dass die Führer dieser Welt ein Haufen unfähiger Idioten sind. Doch in Wahrheit sind sie oft genug die letzte Bastion, die die Menschheit vor Chaos und Vernichtung bewahrt!“
Yaominh strafte ihn mit einem abschätzigen Blick.
„Du und deinesgleichen... ihr bewahrt doch nur den Teil der Menschheit, der euch in den Kram passt.“
„Den Teil, der uns alle weiterbringt.“, korrigierte der Bewahrer. „Den Teil, der seinen Nachkommen etwas hinterlassen möchte... den Teil, der Technologien entwickelt, der Bauwerke errichtet, der Straßen anlegt, sich als Mitarbeiter an einem großen Ganzen begreift, für das es sich lohnt, auch einmal Opfer zu bringen und persönlich zurückzustecken... Ja, diesen Teil will ich bewahren! Der andere Teil, der nichts tut außer sich dem Vergnügen und sinnlosen, individualistischen Gedankengängen hinzugeben und das auch noch ernsthaft als „Evolution“ bezeichnet, der kann von mir aus gerne zu Grunde gehen. Er muss es sogar, damit die Menschheit all die schönen Dinge, die sie geschaffen hat, nicht wieder verliert und sich zu faulen Einzellern zurückentwickelt.“

„Die Erbauer der Kirche von vorhin... meinst du, die haben die Menschheit wirklich weitergebracht?“, fragte Yaominh skeptisch, während er jede einzelne Bewegung von Vogt aufmerksam verfolgte. „Wie lange mögen sie wohl an diesem Bauwerk geschuftet haben... zehn Jahre, zwanzig Jahre?
Ich finde es traurig, wenn ich mir vorstelle, wie sie ihr Leben vergeudet, ihre Kinder und Frauen vernachlässigt und ihre Gesundheit zu Grunde gerichtet haben... und das alles nur, weil ihnen irgendwer erzählt hat, dass ihnen ein Gott im Himmel dafür dankbar sein wird, wenn sie ihm ein großes Haus bauen...“
„Ist es eine Hochkultur, wie wir sie heute haben, denn nicht wert, dafür auch solche Opfer zu bringen?“, antwortete Vogt, Yaominhs feindseligen Blick ungerührt erwidernd.
„Ich würde mir viel lieber wünschen, dass die Menschen ihre Freiheit und ihre Familien als heilig ansehen, anstatt irgendwelche kalten Steine zu verehren.“, hielt ihm Yaominh vorwurfsvoll entgegen. „Ich würde mir wünschen, es gäbe eine Hochkultur des Geistes, keine Hochkultur der Bauwerke!“
Vogt streifte sich kopfschüttelnd die Ärmel seines Hemdes zurück.
„Eine Hochkultur des Geistes? Oh, die haben wir doch! Sieh dich nur mal in der Geschichte um. Es gab so viele kluge Köpfe... Hobbes, Machiavelli... meinetwegen auch Goethe... Ist das etwa nichts?“
„Das sind Einzelne... immer nur Einzelne.“, entgegnete Yaominh. „Aber ein einzelnes, kunstfertig errichtetes Gebäude inmitten eines Slums aus Wellblechhütten reicht nicht aus, um von einer architektonischen Hochkultur zu sprechen... und so ist es auch mit den Denkern: So lange nur Einzelne über ihren Horizont hinausblicken, und nicht die breite Masse, so lange bleibt die Menschheit weit hinter ihren Möglichkeiten zurück.“
Der Bewahrer konnte sich ein abwertendes Grinsen nicht verkneifen.
„Das ist doch absurd!“, verkündete er überzeugt. „Nicht jeder Mensch ist zum Philosophieren geboren... viele können nunmal deutlich besser Häuser bauen oder den Müll wegkarren. Also warum nicht jeden für das einsetzen, wozu er von seinen körperlichen und geistigen Voraussetzungen her am besten geeignet ist?“
„Manch scheinbar tumber Bauarbeiter wäre heute ein stolzer Künstler oder Philosoph, wenn er mit Leuten wie uns aufgewachsen wäre, und nicht in einem asozialen Millieu voller Alkoholiker und Dumpfbacken.“, erwiderte Yaominh, bevor er routiniert seinen Teleskopstab aus dem Gürtel zog. „Eure Welt macht die Menschen dumm… und gleichzeitig rechtfertigt ihr den Zustand eurer Welt damit, dass es so viele dumme Menschen gibt. Merkst du nicht, was das für ein kranker Teufelskreis ist? Ihr gebt den Menschen doch erst gar keine Chance, irgendjemandem zu beweisen, was wirklich in ihnen steckt.“
„Ach ja? Wir Bewahrer geben den Menschen nicht nur eine Chance, wir geben ihnen sogar noch etwas viel Wichtigeres: nämlich Führung! Wir sorgen dafür, dass jeder den Platz einnimmt, an den er hingehört... und dafür muss man die Menschen eben manchmal auch ein bisschen schubsen. Ihr dagegen, ihr lauft doch seit dreihundert Jahren nur vor aller Verantwortung und allen Pflichten davon. Elende Deserteure, die andere zum Desertieren anstiften. Aber so helft ihr niemandem. Im Gegenteil... dadurch, dass ihr die Menschen gegen ihre Führer aufhetzt, macht ihr alles nur noch schlimmer.“
„Ursprünglich wollte keiner von uns davonlaufen!“, verkündete Yaominh, während er seinen Stab drohend auf die volle Länge ausfuhr. „Ihr habt Cyrus und seine Leute damals vertrieben, erinnerst du dich? Wir hätten ein Miteinander akzeptiert...“
„Ihr habt den König ausgelacht, den Klerus verspottet, die Bibel entehrt... Habt alles in den Schmutz gezogen, was anderen lieb und teuer war. Und heute, heute wollt ihr am liebsten unsere Demokratie zersetzen!“
„Eure Demokratie... die Art von Demokratie, in der die Wähler schon seit Jahrzehnten nur die Wahl zwischen Bewahrern und Bewahrern haben, hab ich Recht?“, zischte Yaominh verächtlich. Dann warf er seine Jacke auf den Boden und nahm, nur noch mit einem weißen

Shirt bekleidet, seine bevorzugte Kampfstellung ein... die „hungrige Klapperschlange im Kaninchenbau“... einen Stil, den er sich aus einem alten Eastern abgeschaut und seinen körperlichen Möglichkeiten entsprechend angepasst hatte.
Der Worte waren genug ausgetauscht. Er wusste, es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis sich die zwischen ihnen aufgebaute Spannung in einem hemmungslosen Schlagabtausch entladen würde.
„Aber aber, mein junger Freund...“, lachte Vogt, der sich von den konzentriert angespannten Muskeln in Yaominhs Arm nicht sonderlich beeindrucken ließ. „Solche billigen Tricks haben wir doch gar nicht nötig. Unter den bisherigen bundesdeutschen Spitzenpolitikern beispielsweise ist nur ein einziger echter Bewahrer gewesen! Alle anderen waren lediglich clever genug, den Weg einzuschlagen, der ihnen von uns und unseren Verbündeten geebnet worden ist... alles ganz legal und demokratisch. Also lass die Verschwörungstheorien an eurem Lagerfeuer. So einfach, wie Cyrus geglaubt hat, funktioniert die Welt nämlich nicht...“
„Und wie funktioniert die Welt dann, deiner Meinung nach?“, wollte Yaominh hasserfüllt wissen.
Jetzt legte auch Vogt sein Jacket ab und prüfte noch einmal grimmig die Härte seiner Fäuste.
„Die Starken bestimmen, die Schwachen gehorchen... und die Krüppel und Freaks, die schwach sind, aber zu dumm, um das einzusehen und sich zu fügen, die werden über kurz oder lang aussortiert. So wie früher die Indianer, die Zigeuner, oder Nemo und sein verfluchtes Anarchistendorf. Tja, und heute erwischt es eben dich!“
Vogt knickte seinen Kopf zur Seite, worauf das bedrohliche Knirschen seiner Knochen zu hören war… eine Geste, die auf Yaominh nicht unbedingt den Eindruck machte, als ob der Bewahrer aufgrund ihres Gesprächs nun von irgendwelchen Zweifeln oder Gewissensbissen beeinträchtigt wäre.
„Ist das so?“, sprach Yaominh mit ernster, überlegen klingender Stimme weiter, in der Hoffnung, dass man ihm sein wachsendes Unbehagen nicht all zu sehr anmerken würde.
„Dann mach dich schonmal auf was gefasst! Denn du gehörst nicht zu den Starken.
Es ist nicht stark, im Bundestag große Reden zu schwingen, so lange man genau weiß, dass da draußen Millionen Soldaten und Staatsbedienstete bereit stehen, die einen vor denen, die anderer Meinung sind, schützen werden. Es gehört nichts dazu, Teil des Systems zu sein... Befehle zu unterschreiben und von seinen Untergebenen ausführen zu lassen. Nein, Vogt. Wer wirklich stark ist, das wird sich hier und jetzt auf der Straße zeigen... im Kampf Mann gegen Mann!“
„Mann gegen Mann?“, spottete Vogt, beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht von so viel Realitätsverlust seines Gegenübers. „Ich bitte dich! Hast du eigentlich mal in den Spiegel geschaut? Du siehst doch schon so aus, als würde dich der nächste Windstoß umwehen und mit sich fortreißen. So einer wie du gehört in ein SOS-Kinderdorf oder auf eine Sonderschule, und nicht in die Gesellschaft von Terroristen!“
Jetzt hatte Yaominh endgültig genug.
„So etwas Ähnliches habe ich heute schon einmal gehört... und ehrlich gesagt: Es fängt langsam an, mich anzukotzen. Also lassen wir endlich Taten sprechen. Dann wirst du ja sehen, wo ich hingehöre!“
Er pumpte noch einmal ausreichend von der vom Nebel und dem nassen Gras angefeuchteten Luft in seine Lungen, und machte dann einen großen Schritt nach vorne.
Jahrelang hatte er, der einst so stolze Straßenjunge, es ohnmächtig ertragen müssen, dass jeder in ihm nur eine Art sprechenden Bettelbrief sah.
Jahrelang hatte er sich geschämt, nicht so auszusehen wie die anderen Jungs in seinem Alter, bis Markus und Demiro kamen und ihn zu dem wehrhaften Krieger machten, der er schon so lange hatte sein wollen.
Und jetzt... jetzt befand sich endlich ein Feind vor Yaominh, der stellvertretend für alles stand, was ihn so lange Zeit über kaputtgemacht hatte… ein Symbol der menschlichen

Dekadenz, ein Symbol für alle Kriege, für alles Leid und alle Schmerzen, die die Führer der Menschheit über ihre Völker gebracht haben.
Richard Nixon, Mao tse Tung, Joseph Stalin, Saddam Hussein, George Bush, Adolf Hitler... sie alle standen ihm in diesem Moment gegenüber, in Gestalt eines einzigen unbarmherzigen Mannes.
Nun war der Zeitpunkt gekommen, blutige Vergeltung zu üben und dieses verdammte Bewahrer-Geschlecht ein für alle mal aussterben zu lassen.

Yaominh visierte wütend Vogts Schädel an, holte mit all seiner Kraft aus und schlug zu.
Der erste Hieb war für das beschissene Fernsehprogramm. Dafür, dass sie ständig nur Models und Schauspieler mit hübschen Gesichtern zeigten und so taten, als sei das alles repräsentativ. Für all die realitätsfremden Serien, in denen sie bereits den Kindern eintrichterten, dass man Helden an ihren schönen Zähnen und ihrem aufrechten Gang erkannte, und die Bösen an ihrer schwarzen Kleidung, ihren Narben und ihrem fremdartigen Äußeren.
Sein zweiter Hieb, und das war der stärkere, galt allen in den Luxus Hineingeborenen, die sich selbst für das strahlende Zentrum der Welt hielten, während anderswo auf dem selben Planeten Kinder verhungern mussten und Frauen gesteinigt wurden.
Sie waren schon von geburtswegen immer gut drauf und brauchten zum Traurigsein einen triftigen Grund. Bei Yaominh verhielt es sich genau umgekehrt... und dafür prügelte er nun wie im Rausch noch zahllose weitere Male auf Vogts ungewöhnlich harte Knochen ein.
Ein Schlag gegen die Schläfe, gerichtet an jeden Soldaten, jeden Gerichtsvollzieher, jeden Minenproduzenten und jeden Gefängniswärter... ein Schlag auf die Nase an alle Menschen, die bei klarem Verstand und ohne zwingende Not Jobs annahmen, zu deren Natur es gehörte, anderen Gewalt oder Leid zuzufügen.
Yaominh war sich auf einmal sicher, diesen arroganten Mistkerl zu Brei prügeln zu können, ohne dass der die geringste Chance haben würde... allein mit der Kraft seiner in all den Jahren angesammelten Wut.
Und noch ein Hieb quer übers Gesicht für all diejenigen, die sich mehr damit beschäftigten, anderen etwas wegzunehmen, als selber etwas Bleibendes zu erschaffen...
Doch diesmal erreichte Yaominhs Waffe ihr Ziel nicht, denn die Hand des Bewahrers ging dazwischen und packte ihn brutal am Arm.
Vogt wischte sich mit der anderen Hand lässig ein paar Spritzer Blut aus dem Gesicht, als habe ihn nur die harmlose Ohrfeige eines schwächlichen Mädchens getroffen, und schaute dann höhnisch auf den rasenden Yaominh, der verzweifelt versuchte, sich aus der starken Umklammerung des Bewahrers loszureißen.
„Ist das etwa alles, was du drauf hast?“, wollte er von dem Jungen wissen, bevor er ihm mit einer übermenschlich schnellen Bewegung den Stab aus der Hand riss und nach hinten in die Dunkelheit warf.
„Ich kann auch noch das!“, erwiderte Yaominh entschlossen, und verpasste seinem Kontrahenten einen wütenden Kopfstoß.
Doch Vogt ließ sich auch davon nicht sonderlich aus der Fassung bringen.
„Niedlich.“, spottete er nur... dann schnellte abermals seine linke Hand nach vorne, umklammerte Yaominhs Gurgel und zog den Jungen daran gnadenlos mehrere Zentimeter nach oben.

Yaominh spürte, wie er die Bodenhaftung verlor... von dem kräftigen Bewahrer in die Luft gehalten wie ein hilflos zappelnder Fisch, dem das Atmen von Sekunde zu Sekunde schwerer fiel.
„Fick dich doch!“, brüllte er verzweifelt, während ihn sein Gegner mit voller Wucht nach hinten schleuderte.

„Dich zuerst...“, lachte Vogt und beobachtete voller Genugtuung, wie der schmächtige Junge durch die Luft wirbelte und mit den Knien voraus auf dem harten Asphalt aufschlug.
Yaominh war noch immer bei Bewusstsein, aber eine seiner Prothesen hatte sich gelöst, und so schaffte er es trotz mehrmaliger Versuche nicht, wieder einen richtigen Stand zu bekommen und den herannahenden Tritt des Bewahrers abzuwehren.
Der Stiefel traf ihn mitten ins Gesicht... ließ ihn wie einen angefahrenen Hund über die Straße kullern, auf der sich durch seine abgeschürfte Haut ein roter Streifen bildete.
„Jetzt siehst du, wo dein Platz in der Welt ist!“, schimpfte Vogt, während er Yaominh von oben an den Haaren packte und unerbittlich in Richtung des Mercedes zog. „Bist du jetzt zufrieden, du dummes, störrisches Kind?“
Jahrelang hatte er darauf gewartet, endlich einen leibhaftigen Gegenweltler zu fassen zu bekommen… einen dieser geisteskranken Verschwörer, die allen Ernstes glaubten, wegen einiger bedauernswerter Fehler das ganze System, ja, die gesamte Entwicklung der Menschheit, in Frage stellen zu dürfen...
Einen von denen, die zwar gerne die Straßen, die Zahlungsmittel und manches Kulturgut der Allgemeinheit benutzten, aber nicht bereit waren, sich dieser Allgemeinheit unterzuordnen und zum Beispiel auch einmal Dienst an der Waffe zu leisten oder auch nur die einfachsten ihrer Regeln zu befolgen. Und dann besaßen sie auch noch die Unverschämtheit, den kulturellen Wert einer alten Dorfkirche in Frage zu stellen!
Für diese Dreistigkeit konnte es nur eine Strafe geben…

Vogt zog den völlig fertigen Yaominh zu sich hoch und rammte ihn dann kraftvoll mit dem Kopf voraus gegen die eingedellte Seitenfront seines Nobelwagens.
„Soll ich dir etwas verraten?“, knurrte er, ohne dabei auch nur für einen Moment von seinem Opfer abzulassen. „Dein Widerstand ist völlig sinnlos! Euer aller Widerstand ist sinnlos... Wir Bewahrer haben aus den Fehlern der Vergangenheit unsere Lehren gezogen. Und nun sind wir dabei, ein System zu errichten, das so perfekt sein wird, dass nicht mal euer edler Ritter Cyrus es dem Volk noch einmal madig machen könnte.“
Yaominh hörte die Stimme seltsam verzerrt, als stamme sie nicht von einem Menschen, sondern von etwas viel Mächtigerem... von einem Dämon aus der Hölle, der gekommen war, um sie alle in Ketten zu legen.
„Teil eins unseres Planes ist bereits angelaufen: Die Globalisierung.“, fuhr Vogt ungerührt mit seiner Erklärung fort, während er Yaominhs Schädel ein weiteres Mal auf den blutbeschmierten silbernen Lack klatschte. „Die großen Regierungen werden sich verbünden. Europa wird eins, Asien wird eins... bis wir irgendwann eine stabile Weltregierung haben. Das, mein kleiner Pisser, wird kriminellen Subjekten wie euch das Untertauchen in Zukunft nahezu unmöglich machen. Nicht einmal in der entlegensten Steppe Afrikas wird es dann noch einen rechtsfreien Raum geben, wo irgendwelche unzähmbaren Wilden ungestraft von unserer weltweit geltenden demokratischen Leitkultur abweichen können.“
„Wie rührend...“, versuchte Yaominh entgegenzuhalten, obwohl sich zwei seiner Schneidezähne bereits gefährlich locker anfühlten und nur noch an einigen dünnen Fäden am Kiefer zu hängen schienen. „Und jeder, der bei eurer Version von Demokratie nicht mitmachen will, wird einfach ausselektiert, hab ich Recht?“
Ein brutaler Schlag ins Genick machte Yaominh jedoch unmissverständlich klar, dass dieses Gespräch von Vogt lediglich als Monolog gedacht war.
„Teil zwei: Die vollständige Ausrottung jeglichen Widerstands innerhalb der Bevölkerung! Nicht einmal so sehr durch Gewalt, das ist das Geniale daran... sondern einfach dadurch, dass wir die nächsten Generationen in einer völlig veränderten Welt aufwachsen lassen werden. Auch damit haben wir schon begonnen. Falls du in letzter Zeit einmal Radio gehört hast, ist dir sicher aufgefallen, dass die Lieder wieder deutlich fröhlicher geworden sind. Bald wird man nur noch von Sommer, Partys und der Liebe singen. Keine Lieder mehr über Kriege und

den Weltuntergang. Kein Grund mehr, anzunehmen, dass es irgendwelche wichtigen Dinge abseits der eigenen Alltagserfahrungen gäbe.
Ja, wir werden sogar diese ganzen exzentrischen Rockstars über kurz oder lang von der Bildfläche verschwinden lassen. Wir werden den Menschen neue Stars präsentieren, die genau so schwach und normal sind wie sie. Alle verstehen sich als Teil eines Kollektivs, keiner schert mehr aus.
Im Kino wird es keine Actionfilme mehr geben, die einzelkämpferische und auf der falschen Seite des Gesetzes stehende Helden zeigen. Stattdessen stellen wir das Programm in den nächsten zwanzig Jahren ganz unbemerkt um... auf harmlose Animationsfilme, die den Teamgeist stärken, Familienkomödien und glorifizierende Sportlerdramen. Keinem wird es auffallen, denn wir machen das Popcorn billiger.
Und keine Angst vor Langeweile!
Wir werden den jungen Leuten unglaubliche technische Neuerungen anbieten, von denen sie so besessen sein werden, dass sie gar nicht mehr ans Rebellieren denken können. Sie werden den ganzen Tag lang nur noch diese irren Produkte in ihren gierigen Augen spiegeln sehen, und sie werden schnell begreifen, dass Anpassung der beste Weg zur Befriedigung all ihrer Wünsche ist.
In der Schule von Morgen werden die Kinder rund um die Uhr betreut werden. Schulschwänzer und notorische Eigenbrötler, die da nicht mitmachen wollen, werden völlig unauffällig isoliert... und wenn das nicht hilft, behandeln wir sie eben mit Psychopharmaka. Auch die Gehirnchirurgie hat in letzter Zeit übrigens beachtliche Fortschritte erzielt...
Und überhaupt: Die Kinder werden ja immer weniger, und unsere Überwachungsmöglichkeiten im Gegenzug immer besser. Vielleicht können wir eines Tages sogar jedem Kind einen eigenen Grow-Up-Trainer zur Seite stellen, der es professionell dabei anleitet, möglichst schnell erwachsen und vernünftig zu werden. Und um sicherzustellen, dass die Eltern ihren Nachwuchs auch richtig mit-erziehen, müssen sie zunächst einen Test machen, der ihnen die dafür nötige Reife bescheinigt, sonst werden ihnen ihre Kinder einfach weggenommen.
Jeder wird seinen Platz in der Welt finden, und das deutlich gewaltloser als früher. Ein sicheres, nahezu fehlerloses System. Ist das nicht wunderbar?“
„Das ist der zweitdämlichste Weltzerstörungsplan, von dem ich je gehört habe...“, keuchte Yaominh.
„Kein besonders angenehmes Gefühl, zu wissen, dass man einer aussterbenden Spezies angehört, was?“, grinste Vogt und drückte Yaominh’s Gesicht noch ein wenig stärker gegen das Blech seines Wagens. „Anarchisten und Rebellen wie ihr sind bald für immer Teil der Vergangenheit. Zugegeben, in diesem Jahrhundert ist nicht immer alles nach unseren Vorstellungen gelaufen… aber erlaube mir eine Frage: Jetzt, wo du bald überall auf der Welt Frieden haben wirst, aussichtsreiche Karrierechancen, Wohlstand, Essen und eine gute medizinische Versorgung... wogegen willst du denn dann eigentlich überhaupt noch rebellieren?“
Vogt verpasste seinem wehrlosen Gegner noch einen verächtlichen Klaps. Dann öffnete er die Tür seines Wagens und legte Yaominh mit dem Kopf voraus genau in den offenen Spalt... bereit dazu, die Wagentür zuzuschlagen und dem jungen Gegenweltler damit endgültig das sture Genick zu brechen.
Yaominh sah noch einmal mit verschwommenem Blick zu ihm auf.
„Gegen eure beschissene heile Welt, wenn es sein muss!“, entgegnete er mit zitternden Lippen. Auch, wenn jetzt hier für ihn Endstation sein sollte... er wollte dem Bewahrer nicht auch noch das Gefühl geben, der Letzte seiner Art gewesen zu sein. „Mir ist klar, dass einer wie du das nie verstehen wird: aber verdammt noch mal... ich bin nicht Ken. Ich kann mit wohlerzogenen Barbie-Puppen nichts anfangen!

Ich bin ein kaputter Typ und brauche kaputte Freunde. Die Sorte, die mit mir Blutsbrüderschaft schließt… die Sorte, die die halbe Stadt auf den Kopf stellt, wenn mir jemand etwas angetan hat, und die sogar versuchen würden, mich aus dem Knast rauszuballern, falls man mich plötzlich irgendwohin abschieben wollte...
Das ist das mindeste, was ich brauche. Und da solche Leute in eurer Zivilisation kaum noch zu finden sind, wird es immer Menschen wie mich geben, die euch dafür verachten! Ihr seid Haustiere und Nutzvieh. Wir sind Tiger! Wir werden immer da sein... und wir werden uns niemals zähmen lassen..."
„Du redest schon genauso dummes Zeug wie dein Ziehvater.", murmelte der Bewahrer mit einem letzten Blick auf den uneinsichtigen Krüppel zu seinen Füßen. Dann holte er mit dem Flügel der Tür ganz weit aus, um diese unerfreuliche Sache ein für alle mal zu Ende zu bringen. „Aber sei's drum. Für Tiger ist in einer modernen Gesellschaft wie der unseren einfach kein Platz. Erst recht nicht für bissige, unverschämte Tiger ohne Beine. Also fahr zur Hölle..."

„Hey!"
Vogt drehte sich überrascht um... und schaute mitten in das zerkratzte Gesicht von Nikita, der sich endlich befreit hatte und nun mit der unter dem Sitz deponierten blauen Spritzpistole auf ihn zielte.
„Was zum Teufel...?! Wollt ihr mich heute alle verarschen oder was?", spottete der Bewahrer trunken von seinem bevorstehenden Triumph. „Was habt ihr Kinder denn bloß für ein Problem, dass ihr nicht kapieren könnt, wann ihr verloren habt und besser den Mund halten solltet?"
„Vielleicht haben wir wirklich verloren...", entgegnete Nikita, und spritzte den Bewahrer gleichzeitig mehrere Male mit dem Benzin voll, das er vorhin noch schnell aus dem leckgeschlagenen Tank ihres Wagens in das ansonsten völlig harmlose Kinderspielzeug eingefüllt hatte. „Aber das ist noch lange kein Grund, unseren Mund zu halten. Ist doch so, Yao… oder was sagst du dazu?"
Vogt wollte sich schon wutentbrannt auf ihn stürzen, als er voller Entsetzen ein silbernes Feuerzeug in Yaominhs ausgestreckter Hand erblickte.
Einen ewig erscheinenden Moment lang trafen sich noch einmal ihre Augen... die Augen des pflichtbewussten Schäferhundes und des verkrüppelten Tigers…
„Ich bin sehr dankbar!", flüsterte der Tiger.
„Du mieser...", zischte der Bewahrer noch, ehe Yaominhs Daumen nach unten glitt und eine grelle Stichflamme emporschnellte.
Das Feuer fraß sich in Sekundenbruchteilen über Vogts Kleidung bis zu seinen blonden Haaren hinauf.
Er brüllte wie am Spieß und schlug eine Weile hilflos auf sich selbst ein, in der Hoffnung, die lichterloh brennenden Flammen noch einmal ersticken zu können, bevor er schließlich als lebende Feuersäule davonrannte und nach einigen Pirouetten vor einem der umherstehenden Bäume zusammenbrach.

Yaominh hatte ebenfalls etwas von dem in Brand geratenen Benzin abbekommen und war geistesgegenwärtig auf die Straße gekrochen, um das Feuer durch hastiges hin- und herwälzen zu ersticken… aber da war bereits Nikita zur Stelle und löschte die Flammen in Windeseile mit einer der Decken aus ihrem Wagen.
„Wow, Niki...", freute sich Yaominh, bevor er auf seine noch rauchende Jeans schaute und erst einmal eine Weile auf dem Rücken liegen blieb, um zu verschnaufen. „Das war der heißeste Tanz des Jahres..."

„Allerdings.“, erwiderte Nikita und setzte sich erstmal vorsichtig an die Seite seines Freundes... darauf bedacht, sich dabei nicht aus Versehen auf seine verletzte Hand zu stützen.
„Bitte versprich mir, dass wir sowas in Zukunft nicht jede Nacht machen.“
„Nie wieder!“, stöhnte Yaominh und versuchte mit einem Fetzen seines Shirts, sein heftiges Nasenbluten in den Griff zu bekommen. „Aber weißt du was? Ich fühle mich irgendwie lebendig... so lebendig wie schon lange nicht mehr.“
„Wir können ja ein Foto machen.“, versuchte Nikita, der bizarren Situation etwas Humor abzugewinnen. „Zur Erinnerung, für dein Album...“
Yaominh lehnte sich wieder nach hinten und schaute amüsiert in den mittlerweile nahezu sternenklaren Himmel.
„Ja, das ist eine coole Idee...“
Doch dann musste er an Markus und Demiro denken, die er einfach allein gelassen hatte... und seine Miene verfinsterte sich schlagartig wieder.
„Aber vorher haben wir noch etwas zu erledigen!“, erinnerte er seinen Freund.
„In der Tat.“, antwortete Nikita. „Wir müssen den Unfall bei der Versicherung melden, warten bis die Polizei kommt, und dann ab ins nächste Krankenhaus!“
Yaominh warf ihm einen kritischen Blick zu, bis er das schelmische Lächeln in dessen Gesicht bemerkte.
„So läuft das bei uns aber üblicherweise nicht ab, Niki...“, witzelte er, während ihm ganz hinten am Horizont ein näher kommender Lichtkegel auffiel. Auch Nikita nahm davon Notiz und klopfte seinem Freund auffordernd auf die Schulter.
„Komm, ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir von hier verschwinden. Traust du dir zu, einen Mercedes zu fahren? Oder soll ich’s versuchen?“
„Das geht schon irgendwie...“, murmelte Yaominh. „Ich hoffe nur, der Kerl hat vernünftige Musik dabei. Für Händel oder Mozart bin ich gerade echt nicht in der richtigen Stimmung.“
„Keine Panik, wir haben ja noch die Kassette aus meinem Walkman. Bin mir sicher, die wird dir gefallen.“

Die beiden wankten Arm in Arm zum Fahrzeug des Bewahrers, und es war nicht wirklich ersichtlich, wer von beiden sich nun an wem festhalten musste.
Nikita konnte kaum fassen, was in den letzten Stunden mit ihm geschehen war.
Und so absurd es auch klang... Yaominh hatte gar nicht so unrecht damit, als er meinte, er würde sich lebendig fühlen. Denn Nikita erging es irgendwie genauso.
Es hatte sich schon angedeutet, als er den Bauwagen von Atzes Nazi-Clique abgefackelt hatte... Im Grunde hat er in jenem Moment den Alltag in Brand gesteckt! Den einschläfernden, bleiernen, immer gleichen Alltag, der sich wie verdörrtes Dornengestrüpp um einen legte, kratzte, piekste, und einem Tag für Tag das Gefühl gab, in diesem Leben nur ein unbedeutender Statist zu sein.
Das hat Nikita einfach alles angezündet, und auf einmal war Platz da, um sich zu entfalten und jeden Scheiß zu machen, den man schon immer einmal machen wollte.
Noch einmal zu leben vor dem Tod... sowas hätte sich Nikita gestern nicht einmal zu erträumen gewagt.
Aber nun war es tatsächlich passiert. Er fühlte Schmerzen. Er fühlte Wut. Er fühlte sich mit einem anderen Menschen verbunden.
Nun ja, eher mit einem fleischgewordenen Comichelden. Doch dieser Held war verdammt real, er stützte sich auf seinen Arm... und Nikita hätte in diesem Augenblick mit Sicherheit tausende Dinge nennen können, die ihn mehr ängstigten, als die Möglichkeit, dass er sich durch die Ereignisse dieser verrückten Nacht irgendwann in etwas ganz Ähnliches verwandeln könnte.

Kapitel 36

Yaominh und Nikita hatten sich nach einer kurzen Diskussion dazu durchgerungen, nicht mehr zur Kirche zurückzukehren, sondern gleich direkt zu dem etwa eine Autostunde entfernten Staudamm zu fahren, der ursprünglich als Treffpunkt mit den Engelskindern vorgesehen war.
Die alte Dorfkirche, oder das, was nach dem Kampf mit den Bewahrern noch von ihr übrig sein würde, war vermutlich ohnehin längst von einem Großaufgebot von Polizei und Rettungskräften umlagert... und es wäre wohl reichlich unangemessen gewesen, dort mit blutverschmierten Klamotten und einer zerbeulten Nobelkarosse aufzutauchen.
Außerdem hatte Yaominh das dumpfe Gefühl im Bauch, dass die Engelskinder trotz der unvorhergesehenen Ereignisse nicht von ihrem Zeitplan ablassen würden und sich mit Markus und Demiro im Schlepptau längst auf dem Weg an jenen abgeschiedenen Ort befanden, den sie als Richtplatz über die Sünden der Menschheit auserkoren hatten.

Es war 6 Uhr 43… eine knappe halbe Stunde vor Weltuntergang.
Begleitet von stampfenden EBM-Klängen bog der Mercedes in einen gut ausgebauten Versorgungsweg ein, der sie nach ein paar Kilometern Fahrt durch den dunklen Wald direkt zum Damm führen sollte.
Zum wiederholten Male kühlte sich Nikita die Stirn mit dem kalten Revolver, der griffbereit auf dem Armaturenbrett lag.
Wie gern wäre er jetzt wie Yaominh gewesen, der trotz allem, was sie hinter sich hatten, konzentriert am Steuer des Wagens saß... so abgebrüht, so furchtlos... immer die Gewissheit verspürend, egal was passiert, selbst, wenn die halbe Menschheit ausgelöscht werden sollte: Dich kann nichts mehr schocken! Deine Augen haben längst alles gesehen, was es von der Hölle zu sehen gibt.
In Nächten wie diesen musste es ungeheuer praktisch sein, sich so etwas eingestehen zu können. Insgeheim bewunderte er Yaominh dafür... und doch verursachte es in ihm auch ein gewisses Unwohlsein.
Der Junge an seiner Seite schlürfte seinen Kakao und erzählte irgendwelche Anekdoten aus der Vergangenheit mit dem selben unschuldigen Gesichtsausdruck, mit dem er wenig später eiskalt einen Menschen töten konnte.
Und dann gab es wiederum Momente, wo es Nikita so vorkam, als ob Yaominh selbst nicht so richtig begriff, was dieses Leben eigentlich aus ihm gemacht hatte… als ob diese edlen Kleider, die er da trug, viel zu groß für ihn waren, er sie aber trotzdem niemals wieder ablegen wollte, aus Angst, am Ende vielleicht wieder ganz ohne dastehen zu müssen.
Ja, er würde wohl sogar ohne zu zögern sein Leben für diese Kleider aufs Spiel setzen. Typisch Straßenkindermentalität eben... und im Grunde ja auch nur zu verständlich, fand Nikita.
„Hey, was ich vorhin gesagt habe, tut mir wirklich leid.“, entschuldigte er sich noch einmal bei Yaominh. „Ich habe immer geglaubt, dich schon in- und auswendig zu kennen, nur weil wir damals im Krankenhaus ein bisschen Zeit zusammen verbracht haben. Aber ich kannte nur eine Momentaufnahme von dir… ich schätze, das ist einfach zu wenig, um einen anderen Menschen richtig beurteilen zu können.“
„Na ja...“, antwortete Yaominh. „Ich denke, ich habe dich am Anfang auch falsch eingeschätzt.
Für mich warst du immer der deutsche Freund... der aus der Zivilisation, aus der reichen Welt, der sich mit mir abgab, der es immer gut mit mir meinte... dem es aber nie möglich sein würde, mich zu verstehen. Ich meine, mich wirklich zu verstehen...
Doch ich hatte Unrecht, Niki. Ich glaube sogar, du verstehst mich so gut wie kein anderer. Ich... ich wollte nur, dass du das weißt. Für den Fall, dass wir... ich meine, falls nachher irgendwas schief läuft...“

„Ja. Geht mir genauso.“, erwiderte Nikita knapp, ohne dabei den Blick von der in weißes Scheinwerferlicht getauchten Fahrbahn zu nehmen.
Mehr konnte er ohnehin nicht sagen, so einen dicken Kloß hatte er auf einmal im Hals... denn mittlerweile kannte er Gottes kranken Sinn für Humor zu genüge. Gott war ein sadistischer Drehbuchschreiber, der mit seinen Figuren alles andere als gnädig umging.
Wenn er einen wunderbaren Traum in sein Skript schrieb, dann nur, um ihn kurze Zeit später genüsslich platzen zu lassen.
Und Nikita hatte genug Fantasie, um sich vorstellen zu können, wie eine Geschichte enden würde, in der ein Junge wie er und einer wie Yaominh vorkamen, die sich so gut miteinander verstanden... nämlich genau so, wie auch die Geschichte von Markus und Benja einst endete.
Einer musste sterben… der andere ohne ihn weiterleben.
Und wen ereilte der Tod in so einem Fall üblicherweise?
Natürlich nicht den Jungen, der sich zu Beginn des Films vor den Zug werfen wollte...
Nein. Der musste schließlich überleben, um den wahren Wert des Lebens begreifen zu lernen oder irgend so eine dämliche Humanisten-Kacke.
Yaominh würde sterben... denn am Ende erwischte es immer den edlen Wilden.
Woher er diese traurige Gewissheit nahm, konnte sich Nikita selbst nicht so recht erklären... aber da draußen lag Tod in der Luft. Weit über dem zulässigen Grenzwert. Und es gab nichts, rein garnichts, was sie jetzt noch dagegen unternehmen konnten.

Langsam kam der Wagen vor einem kleinen, vergitterten Tor am Rand des Staudamms zum Stehen.
Schon von Weitem hatte Nikita Demiro bemerkt, der einsam an einem steinernen Pfeiler saß. Er trug eine schwarze Baseballkappe, die er tief ins Gesicht gezogen hatte, und starrte nur apathisch auf den Boden.
„Das sieht nicht gut aus...“, murmelte Yaominh, nachdem er den Motor abgestellt hatte und Demiro noch immer keine Regung zeigte.
„Ich weiß.“, erwiderte Nikita leise.
Über den hohen Tannen, die den einsam gelegenen Stausee umgaben, machte sich mit einem blauen Schimmerstreifen schon der anbrechende Morgen bemerkbar.
Dennoch leuchteten am Himmel noch immer zahllose Sterne... viel mehr als in der Stadt, wo das künstliche Licht der Menschen dem Firmament jegliche Magie entzog.
Und es war still... deutlich zu still für ein lärmgewohntes Stadtkind wie Nikita. Keine vorbeidonnernden Züge, kein Verkehr, kein erbostes Hupen irgendwelcher frustrierter motorisierter Frühaufsteher. Nicht einmal die Vögel schienen hier draußen, so weit entfernt von jeglichen Zeugen ihrer Kunst, irgendetwas singen zu wollen.
Auch Nikita und Yaominh schwiegen, während sie aus ihrem Fahrzeug kletterten und kraftlos auf Demiro zuschlappten.
Yaominh trug noch immer die wärmende Decke von vorhin über seinen Schultern. Nikita hatte sein schmerzendes Handgelenk in eine Schlinge gelegt, die sie zuvor aus Yaominhs Gürtel gebastelt und um seinen Hals befestigt hatten. Auf diese Art ruhiggestellt ließen die Schmerzen, die inzwischen auch auf seinen Unterarm übergesprungen waren, zumindest ein bisschen nach... aber die waren in jenem Moment ohnehin Nikitas geringstes Problem.
„Was ist los, Demi? Was ist mit Markus?“, fragte Yaominh, als die beiden Freunde schließlich unmittelbar vor Demiro stehenblieben.
Der schaute mit stark geröteten Augen zu ihnen hoch, die deutlich erkennen ließen, dass er noch vor Kurzem geweint haben musste.
„Markus ist tot.“, sagte er mit verschnupfter Stimme. „Er hat es nicht geschafft...“
Nikita wollte schon tröstend seinen Arm auf Yaominhs Schultern legen, hielt sich aber zurück, als er bemerkte, dass der nicht die geringste Gefühlsregung zeigte.
Stattdessen nickte Yaominh bloß und schaute mit kaltem Blick rüber zum Damm.

„Und die anderen?“
„Verfluchte Engelskinder!“, schimpfte Demiro verächtlich. „Weißt du, was sie gesagt haben? Markus hat seinen Teil der Abmachung nicht eingehalten, haben sie gesagt... während ich noch seinen warmen Körper in den Armen hielt!
Es hat sie kein bisschen berührt. Verdammt, er war doch früher einer von ihnen... diese Kerle sind wahnsinnig! Sie haben keinen Respekt vor dem Leben. Keinerlei Respekt!
Und jetzt stehen sie da hinten und machen ihr beschissenes Geschütz startklar. Genau wie damals...“

Yaominh zog seine Pistole aus dem Hosenbund und schob bemüht die letzten fünf Patronen in die Trommel.
„Ihr bleibt hier!“, knurrte er entschlossen. „Ich erledige das jetzt auf meine Weise...“
Doch kaum, dass er ausgesprochen hatte, riss ihm Demiro empört die Waffe aus der Hand und verpasste ihm eine heftige Ohrfeige... so stark, dass selbst Nikita durch das klatschende Aufprallgeräusch zusammenzuckte.
„Du mieser kleiner Wichser!“, fluchte Demiro, bevor er die Pistole in hohem Bogen in Richtung des dunklen Stausees schleuderte. „Fühlst du eigentlich überhaupt noch irgendwas? Der alte Mann hat dich aufgebaut… er hat dir ein würdevolles Leben ermöglicht... er hat immer an dich geglaubt. Und jetzt ist er tot!
Aber bis zu dir dringt das alles gar nicht durch, nicht wahr?
Du hast die Gegenwelt doch von Anfang an nur benutzt, um stärker sein zu können als der ganze Rest. Für dich ist das hier immer nur eine besonders coole Straßengang gewesen… weil du nämlich tief in deinem Inneren nie aus dem beschissenen Slum rausgekommen bist, in das sie dich vor siebzehn Jahren hineingebumst haben!
Ich habe Markus gleich gesagt, dass einer wie du nicht in unsere Kreise gehört...“
Yaominh ballte zornig die Hand zur Faust.
Was immer Demiro auch fühlen mochte... er hatte nicht das Recht, auf diese Weise mit ihm zu reden. Ausgerechnet er, der ohne Markus Mithilfe doch noch nicht einmal auf die Idee gekommen wäre, sein Leben und sein Umfeld in irgendeiner Weise zu hinterfragen!
Nein... wenn Demiro ernsthaft glaubte, sich plötzlich zur moralischen Instanz aufspielen zu müssen, nur weil er ein paar Jahre länger bei der Gegenwelt dabei war, dann würde ihm Yaominh hier und jetzt eine schmerzhafte Lektion erteilen, die der junge Türke so schnell nicht vergessen würde.
„Du hast doch keine Ahnung! Du weißt nichts! Denkst du wirklich, du kannst es mit mir aufnehmen, ja?“
Yaominh wollte schon zu einem vernichtenden Schlag ausholen, doch da spürte er auf einmal Nikitas mahnende Hand an seinem Arm.
„Hört sofort auf damit! Alle beide!“, forderte der Junge, der sich nun schlichtend zwischen die beiden Streithähne stellte und abwechselnd in Demiros und Yaominhs hasserfüllte Augen starrte.
„Verdammt, Demiro! Was bist du für ein beschissener Freund, wenn du Yao nicht so akzeptieren kannst, wie er ist?
Und du, Yao... du tätest gut daran, dir mal ganz deutlich klar zu machen, wohin das am Ende führt, wenn wir jedem, der uns angepisst hat, immer gleich in die Fresse hauen wollen. Weißt du, wohin es führt? Dazu, dass Menschen gegeneinander Krieg führen und Bomben abwerfen, die unschuldigen Kindern die Beine abreißen...“
„Seit wann hast du hier eigentlich was zu melden, Milchgesicht?“, regte sich Demiro über die ungebetene Einmischung auf.
„Vielleicht, seit ihr keinen besonnenen Meister mehr habt, der euch Gossenkinder vor dem Rückfall in alte Gewohnheiten abhält!“, konterte Nikita provozierend. „Keine Ahnung, wie...

aber Markus hat es irgendwie hinbekommen. Er hat aus euch ein Team gemacht. Und wohl nicht das Schlechteste, wie mir Yao erzählt hat.
Aber wer weiß, vielleicht ist das Projekt Gegenwelt auch einfach nur gescheitert. Vielleicht seid ihr der lebende Beweis dafür, dass Cyrus mit seinen Thesen Unrecht hatte... dass sich eben doch nicht aus jedem Straßenjungen ein Edelmann machen lässt."
„Ja, vielleicht.", gestand Yaominh gerne ein. „Aber was macht das jetzt noch für einen Unterschied? Das hier ist das Ende, Niki... In einigen Minuten wird vielleicht nichts mehr so sein wie zuvor! Und glaub mir, du wirst eines Tages noch mächtig froh sein, dass du dich nicht allein durch das nachfolgende Chaos schlagen musst, sondern dass du zwei asoziale Gossenkinder an deiner Seite hast, die dir mit ihren schmutzigen Händen die Scheiße vom Hals halten können!"
Demiro ging an Nikita vorbei und packte Yaominh genervt am Ärmel.
„Siehst du? Genau das meinte ich! Unser kleiner Mad Max hier kann es in Wahrheit kaum noch erwarten, bis die neue Weltordnung eintritt und er endlich allen zeigen kann, was für ein starker Kämpfer er mittlerweile geworden ist!"
„Frag doch mal Vogt, wie stark ich bin!", erwiderte Yaominh gereizt. „Dem habe ich nämlich vorher das Licht ausgepustet... während du nur hilflos dabei zugesehen hast, wie Markus verblutet ist."
„Ich habe versucht, ihm das Leben zu retten, du Arschloch! Ich bin nicht einfach davongerannt und hab mich zur Betäubung meiner Sinne in die nächste sinnlose Schlacht geworfen... Mein Gott, merkst du denn nicht, dass du dich schon genau so benimmst wie einer von diesen Engelskindern? Keine Moral, keine Verantwortung, keine Gewissensbisse... Sicher, im Vergleich zu dem, was du vorher warst, mag das vielleicht ein Aufstieg sein. Aber was glaubst du wohl, wo das eines Tages enden wird, hä?"

Von der Mitte des Dammes her drang das drohende Rattern eines angeworfenen Generators an Nikitas Ohren.
Noch zehn Minuten, wenn die Engelskinder pünktlich waren...
Nikita ließ enttäuscht von Yaominh ab und machte sich allein auf den Weg in Richtung Staudamm.
Sollten die beiden sich doch gegenseitig die Köpfe einschlagen, wenn sie unbedingt meinten, dass es ihnen dann besser ginge. Er würde jedenfalls nicht tatenlos dabei zusehen, wie ein paar größenwahnsinnige Irre, die sich für die geistige Elite hielten, über das weitere Schicksal der Menschheit bestimmten.
Gut, das geschah im Grunde jeden Tag und nannte sich „Politik"... aber im Gegensatz zu sonst konnte Nikita diesmal etwas dagegen unternehmen. Und was sollte sein Sinn in dieser dämlichen Story sein, wenn nicht der, jetzt dorthin zu gehen und mit allem, was ihm von der Heiligen Scheiße in die Wiege gelegt worden war, dafür zu kämpfen, dass die Vorbereitung des Weltuntergangs weiterhin denen überlassen blieb, die sich professionell mit soetwas beschäftigten?
„Niki! Jetzt warte doch mal!", rief Yaominh und humpelte ihm hastig hinterher. „Du kannst die unmöglich allein fertigmachen!"
„Ich hab eigentlich auch nicht vor, sie in Stücke zu hauen, Yao. Ich will mit ihnen reden, verdammt noch mal..."
„Nach allem, was Markus erzählt hat, kann man mit diesen Freaks aber nicht vernünftig reden!", versuchte ihm Yaominh klarzumachen. „Und ehrlich gesagt, ich glaube ihm das. Die waren doch schon damals völlig durchgeknallt... und ich möchte gar nicht erst wissen, wie kaputt sie heute sind, nachdem sie fünfzig Jahre lang zusammen in irgendeiner Höhle in Transylvanien gehaust haben, oder was weiß ich wo..."

„Du willst das also wirklich durchziehen, suicide boy? “, fragte Demiro, der sich jetzt auch zu ihnen gesellt hatte und Nikita mit einer Mischung aus Bewunderung und Mitleid in die Augen schaute. „Du bist ja noch verrückter als wir!“
„Wir können es zumindest versuchen, oder?“, antwortete Nikita ungewohnt idealistisch. „Das sind wir den vielen Menschen schuldig, die wie Markus’ Mutter nur versucht haben, das Beste aus ihrer beschissenen Situation zu machen. Meint ihr nicht auch?“
Yaominh klopfte Nikita einsichtig auf die Schulter und sagte:
„Also gut, ich bin dabei! Für die Unschuldigen. Für die, die uns Tiger nie verstehen werden... Für mein Recht, Außenseiter bleiben zu dürfen.“
„Nein, Yao.“, murmelte Demiro. „Wir machen das nur für Markus! Mit ihm hat der ganze Wahnsinn begonnen. Wenn wir es heute in seinem Namen zu Ende bringen, braucht sich keiner von uns mehr einen Vorwurf zu machen... dann sind wir wieder im Reinen mit allem, und seine Ehre ist ein für alle mal wiederhergestellt.“
Erfreut über so viel Zustimmung würgte Nikita ein leichtes Lächeln heraus und drehte sich wieder nach vorne.
„Danke, Leute. Aber jetzt kommt... wir haben nur noch knapp acht Minuten!“

Alles, was Demiro, Yaominh und Nikita hörten, als sie sich mit einem komischen Gefühl im Bauch auf die Mitte des Dammes zubewegten, war das gnadenlose Rattern des Generators und ihr angespanntes, unregelmäßiges Atmen.
Hinter ihnen prangte dicht über dem Horizont der langsam untergehende Vollmond. Geheimnisvoll leuchtend, wie ein allwissender Begleiter, der ihnen göttliche Rückendeckung versprach... als ob Markus persönlich nun bei ihnen war, um seine schützende Hand über ihre letzte Mission zu halten.
Nikita schielte unauffällig zu seinen beiden Mitstreitern rüber.
Demiro wirkte ziemlich blass und kraftlos... eher wie ein Held, der gerade von der finalen Auseinandersetzung zurückkehrte, als wie einer, der sich erst noch auf dem Weg dorthin befand. Der von altem, eingetrocknetem Blut bedeckte Yaominh starrte hingegen bloß stur geradeaus, als wollte er die Sache möglichst schnell, und am Besten mit Gewalt, hinter sich bringen.
„Das wird nie im Leben gut ausgehen...“, dachte sich Nikita bei diesem Anblick sorgenvoll. „Nie im Leben!“
Das letzte Aufgebot zur Rettung der Menschheit bestand aus einem zornigen Krüppel, einem emotional stark mitgenommenen Ghettokind und einem gescheiterten Selbstmörder.
Drei verlorene Jungs, von denen ein jeder aus dem Stand heraus mehrere hundert Gründe nennen konnte, die dafür sprachen, diese Welt zu zerstören... aber nicht einmal eine handvoll, weshalb man ihr noch eine Chance geben sollte.
Wie zum Teufel sollten sie dann erst die Engel davon überzeugen, das Jüngste Gericht abzublasen?
Nikita begriff langsam, was Markus für ein toller Typ gewesen sein musste... dass er damals trotz Benjas Tod und allem, was er während des Krieges erlebt hatte, noch in der Lage gewesen war, gegen sein nach Vergeltung lechzendes dunkles Ich anzukämpfen und eine letzte Schonfrist für die Menschheit auszuhandeln.
Doch die war nun endgültig abgelaufen... und weit und breit kein Optimist in Sicht, der sich für den Fortbestand der modernen Zivilisation den Mund fusselig reden würde.

Am Ende des Dammes tauchte langsam die dunkle Silhouette eines großen Geschützes aus der Dämmerung.
„Am Besten, ihr überlasst das Reden mir!“, flüsterte Demiro. „Wenn die Kerle auch nur ahnen, dass wir unsicher sind, haben wir schon verloren.“
„Wo wir gerade davon sprechen...“, erwiderte Nikita skeptisch. „Du hast da was am Auge!“

Demiro blieb fluchend stehen, als habe er seine Tränen erst jetzt bemerkt. Dann rieb er sich mit dem Ärmel übers Gesicht und streckte sich demonstrativ, als ob er einfach nur ein wenig übermüdet wäre.
„Ich rede, Demi!“, meldete sich daraufhin Yaominh zu Wort und hielt ebenfalls an, um die Sache mit seinem Bruder auszudiskutieren. „Du weißt doch gerade gar nicht, wo hinten und vorne ist... außerdem, ich bin gezeichnet vom Krieg, genau wie sie. Mit sowas kannst du bei alten Leuten besser punkten, als wenn du...“
Nikita ließ die zwei einfach hinter sich und marschierte wie in Trance weiter... dem Ende einer wahnwitzigen Nacht entgegen, das in seinen Augen längst überfällig war.
Dank des hellen Mondlichts in seinem Rücken konnte er bereits auf zwanzig Meter Entfernung die ersten Einzelheiten seiner mysteriösen Gegenspieler ausmachen.
Drei von ihnen, die vor der mächtigen Strahlenkanone auf dem Boden knieten, waren augenscheinlich damit beschäftigt, an der Elektronik ihrer Wunderwaffe einige letzte Startvorbereitungen zu treffen. Ein paar Schritte dahinter standen zwei weitere, großgewachsen und in lange Mäntel gehüllt, die mit ihren modernen Infrarotferngläsern aufmerksam in die Dunkelheit starrten, um ihre Kameraden so rechtzeitig vor unerwünschten Besuchern warnen zu können.
Und als wäre das noch nicht genug, hatten sich an der rechten und linken Flanke noch einmal drei relativ jung aussehende Engelskinder mit Scharfschützengewehren postiert, mit denen sie jede Bewegung von Nikita konzentriert im Auge behielten.
Nikita fühlte sich ein wenig wie ein dummes Reh, das schutzlos auf einen bemannten Jägerhochsitz zuspazierte und darauf vertraute, dass gerade Schonzeit war.
Doch er hatte Glück… niemand streckte ihn nieder… und so ging er äußerlich unbeeindruckt weiter, bis er schließlich kurz vor dem bedrohlichen Geschütz stehen blieb und wie zum Fliegen seine Arme ausbreitete, damit sich alle davon überzeugen konnten, dass er unbewaffnet und ohne hinterlistige Absichten erschienen war.

Jetzt erst bemerkte Nikita, dass neben dem Geschütz noch ein weiterer Kerl wartete… er lehnte dort an der Mauer, an der der schizophrene Markus einst desillusioniert herniedergesunken war, die langen Haare undurchsichtig ins Gesicht hängend, und beschäftigte sich mit einem flachen, schwarzen Gerät, das Nikita von Weitem ein wenig an einen Game Gear von Sega erinnerte.
Es dauerte noch einige Sekunden, in denen Nikita ratlos den Augenkontakt zu irgendeinem der stummen, unheimlichen Engelskinder suchte, bis der Typ an der Mauer endlich sein Spielzeug aus der Hand legte und elegant auf ihn zugeschlendert kam.
„Vielleicht ist das sowas wie ihr Anführer...“, vermutete Nikita, ehe er zu seiner sichtlichen Überraschung feststellte, dass es sich dabei gar nicht um einen Typen, sondern um eine athletisch gebaute junge Frau handelte... vielleicht in seinem Alter, vielleicht auch ein paar wenige Jahre älter.
Jedenfalls hatte Nikita heute nicht mehr mit einem weiblichen Wesen gerechnet gehabt… schon gar nicht mit einem dermaßen extravaganten.
Die glatten, bis zu den Schultern reichenden Haare schimmerten in einem geheimnisvollen Violett, ihr schwerer, komplett aus schwarzen Federn bestehender Mantel schleifte beim Gehen über den Boden wie die Robe eines unheilverheißenden Henkers, und um ihren Hals baumelte eine Kette aus kleinen silbernen Totenschädeln.
Doch so richtig unwohl zu fühlen begann sich Nikita erst, als er in ihr kreideweiß angemaltes Antlitz blickte.
Trotz der Schminke konnte er auf ihrer Stirn deutlich einige tiefe Narben ausmachen, die quer über ihr Gesicht bis fast hinunter zum Kinn reichten.
Ganz offensichtlich musste sie einmal etwas ziemlich Übles abbekommen haben, denn sie besaß auch nur noch ein intaktes Auge.

In der Augenhöhle der rechten Seite befand sich stattdessen nur eine spiegelnde Glaslinse, in der Nikita den untergehenden Mond und sein eigenes erschrockenes Gesicht reflektieren sah. Wenn Yaominh ein fleischgewordener Comicheld war, dann war sie jedenfalls die böse Hexe aus dem Mangaland... und damit in etwa das Allerletzte, was Nikita in dieser Nacht noch gefehlt hatte.
„Merkwürdig. Wir haben euch Gegenweltler schon eine ganze Weile beobachtet...“, begann die Unbekannte schließlich mit frostiger Stimme zu sprechen. „Haben euch aufgelauert, euch fotografiert, eure Verstecke observiert... aber dich hat dort bisher noch niemand gesehen.“
„Naja, das ist so:“, erwiderte Nikita mit einem bemühten Pokerface, um nicht den Eindruck zu erwecken, mit seiner unfreiwilligen Rolle als Markus’ Nachfolger schon bei der ersten Kontaktaufnahme überfordert zu sein. „Während ihr uns beobachtet habt, hat einer von uns, nämlich ich, euren Beobachter beobachtet! Damit habt ihr nicht gerechnet, was?“
„Schwachsinn!“, verkündete sie unwirsch. „Wenn ihr wirklich so clever wärt, wie du tust, dann hätten wir euch vorhin wohl kaum aus der Scheiße hauen müssen. Also raus mit der Sprache: Wer bist du wirklich?“
„Du kannst mich meinetwegen Nikita nennen. Und verrätst du mir auch deinen Namen? Oder soll ich raten?“
Nikita musterte sie spöttisch von oben bis unten.
„Heißt du vielleicht... Rumpelstilzchen? Oder Gundel? Gundel Gaukeley? Aber halt, stimmt ja, ihr habt ja überhaupt keine Namen. Ihr schwebt schließlich über diesem ganzen Menschenkram...“
Er hatte kaum zu Ende gesprochen, da raste auch schon eine lange, silberne Klinge auf ihn zu, die erst wenige hauchdünne Millimeter vor seinem panisch zuckenden Auge zum Stehen kam.
„Ich habe sehr wohl einen Namen!“, zischte das Engelsmädchen mit dem langen Messer in der Hand, die es sichtlich genoss, wie sich in Sekundenschnelle dicke Schweißperlen auf der Stirn ihres übermütigen Gegenübers zu bilden begannen. „Aber der ist nicht für Menschenohren bestimmt. Also nicht für dich... und nicht für die Welt da draußen, deren widerlicher Gestank noch dermaßen an dir haftet, dass ich es schon zehn Meter gegen den Wind riechen kann.“
„Lass ihn zufrieden!“, ertönte auf einmal Yaominhs entschlossene Stimme von hinten. „Leg dich lieber mit mir an, wenn du dich traust!“
Der schwarze Engel nahm das Messer runter und starrte überrascht auf den Neuankömmling, der sich gleich darauf schützend an die Seite von Nikita gesellte.
„Du musst Yaominh sein...“, stellte sie amüsiert fest, bevor sie sich unmittelbar vor ihm aufbaute wie ein arroganter Gefängniswärter bei der Zählung seiner Gefangenen. „Um ehrlich zu sein: Du bist kleiner, als ich dachte.
Aber was bedeutet schon Größe... Weißt du, hier bei uns sind einige interessante Geschichten über dich im Umlauf. Ja, man munkelt sogar, dass du dich fast wie einer von uns verhältst. Ein Jammer, dass Markus zuerst auf dich aufmerksam geworden ist…“
Sie zog ihn leicht an den Haaren zurück und leckte mit ihrer spitzen Zunge genüsslich über seine vernarbte Gesichtshälfte.
„Wow! Du schmeckst sogar wie einer von uns!“
Yaominh zuckte unwillkürlich zusammen. Er war es nicht gewohnt, dass ein fremdes Mädchen so auf ihn reagierte.
Natürlich gefiel es ihm auch irgendwie... aber er wusste nur zu gut, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt für schnellen Sex war.
Dennoch näherte er sich mit der Nase ihrem Ausschnitt und schnüffelte dann sanft an ihrer leichenblassen Haut.
„Du bist was ganz Besonderes. Hab ich Recht, mein Engel?“, fragte er sichtlich fasziniert.
Nikita verdrehte genervt die Augen.

Das konnte ja wohl unmöglich Yaominhs Ernst sein, ausgerechnet fünf Minuten vor dem Ende der Zivilisation mit dieser gestörten Killerlady rumturteln zu wollen...
„Aber ich muss dich enttäuschen.“, hörte er Yaominh dann jedoch zu seiner Erleichterung deutlich gefühlsärmer weiterreden. „Ich bin schon ohne dich hässlich genug. Ich brauche das nicht.“
Sie warf ihm einen erbosten Blick zu. Dann sauste auch schon, ähnlich wie eben bei Nikita, ihre scharfe Klinge in Richtung von Yaominhs Gesicht. Doch der hatte seinerseits längst seinen silbernen Stab zur Hand genommen und fing ihre Attacke mit einem lauten Klirren ab, bevor sie ihm in irgendeiner Weise gefährlich werden konnte.
Einige Sekunden verharrten beide in ihrer Kampfposition... Stahl gegen Stahl drückend, keinen Zentimeter Boden preisgebend, sich gegenseitig feindselig anstarrend, als ob sie schon ihr ganzes Leben auf diese eine Gelegenheit des Kräftemessens gewartet hätten... dann erst löste sich das schwarzgekleidete Engelskind von ihm und steckte ihr langes Messer frustriert in den Mantel zurück.
„Deine Fähigkeiten sind beeindruckend, Yaominh. Jammerschade, dass du die Gesellschaft dieser Schwächlinge vorziehst.“
„Diese Schwächlinge sind meine Freunde!“, wehrte sich Yaominh energisch. „Und wenn du es genau wissen willst: Ich ziehe sie deshalb vor, weil ich weiß, dass sie auch dann zu mir stehen werden, wenn ich einmal schwach und hilflos sein sollte. Ihr dagegen, ihr würdet mich doch einfach im Stich lassen, wenn ich irgendwann nicht mehr dazu in der Lage wäre, euren übermenschlichen Ansprüchen zu genügen.
Aber weißt du, solche Freunde, die einen nur dann mögen, wenn man tough und schlagfertig ist, kann ich auf jedem Schulhof bekommen...“
„Kannst du eben nicht!“, zischte das Mädchen. „Nicht du. Und das weißt du auch! Aber in unserer neuen Weltordnung, da könntest du einer der strahlendsten Engel von allen sein! Überleg es dir... ist das nicht besser, als für alle Zeiten ein Verlierer zu bleiben, der sich nicht einmal kurz in der Fußgängerzone ausruhen kann, ohne dass ihm gleich alle mitleidig ihr dreckiges Kleingeld vor die Füße werfen?“

„Cyrus sagte einmal vor langer Zeit…“, mischte sich nun auch der inzwischen ebenfalls hinzugestoßene Demiro in die Unterhaltung ein. „Ruhmreich ist der Aussätzige unter Narren. Erbärmlich der Held, der von Millionen von Feiglingen bewundert wird.“
„Wer hat dich gefragt?“, giftete ihn das Mädchen an. „Ein Großteil der Feiglinge und Narren wird ohnehin bald ausgestorben sein!“
Sie schaute wütend um sich, als wollte sie irgendetwas kaputtschlagen, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Doch der mahnende Blick eines alten Mannes mit schneeweißem, bis zu den Hüften reichendem Haar brachte sie abrupt zum Schweigen.
„Lass gut sein.“, erklärte der in ein dunkelblaues, besticktes Gewand gekleidete Alte ruhig, und gesellte sich gemächlich an ihre Seite.
„Wer bist du?“, fragte Demiro. „Kanntest du Markus?“
„Ja... zumindest die eine Hälfte von ihm.“, erwiderte er. „Die Hälfte, die weiter gedacht hat als andere. Und glaub mir, ich habe mir wirklich gewünscht, noch einmal in sein Gesicht sehen zu können, wenn er sich das endgültige Versagen der Menschheit eingestehen muss, für die er damals so leichtfertig alles aufgab, was wir bereits erreicht hatten...“
„Das Versagen der Menschheit eingestehen? Das hätte Markus nie getan!“, konterte Demiro. „Für ihn war die Menschheit nicht verloren. Ganz im Gegenteil. Er war fest entschlossen, euch aufzuhalten... und jetzt, jetzt sind wir an seine Stelle getreten, um in seinem Namen zu sprechen!“
Das Mädchen verzog verächtlich das Gesicht und schien bereits einen abwertenden Kommentar auf den Lippen zu haben… doch der neben ihr stehende Alte lächelte nur und schaute abwechselnd in Demiros, Yaominhs und Nikitas Augen.

„Ihr drei habt Mut!“, stellte er lobend fest. „Aber etwas anderes hatte ich ehrlich gesagt auch nicht erwartet. Nun gut. Meinetwegen sollt ihr eure Chance bekommen, uns an seiner Stelle zu überzeugen.“
Er kam noch einen Schritt näher und legte sanft seine Hand auf Demiros Schulter, als ob er ihm irgendeinen Segen erteilen wollte.
„Du bist Demiro, nicht wahr? Ehrlich gesagt siehst du ein wenig unscheinbar aus... aber das muss einem in einer Welt wie der heutigen ja nicht unbedingt zum Nachteil gereichen. Wahrscheinlich bist du nur ein Meister der Tarnung, und verstehst es klug, dich immer der jeweiligen Umgebung anzupassen. Ein vernünftiger, edler Gegenweltler. Genau wie Markus...“
Dann ging er weiter zu Yaominh.
„Yaominh… Ich muss gestehen, nach allem, was man sich so von dir erzählt, war ich schon ein wenig neugierig. Und du hast mich bis jetzt nicht enttäuscht. Du bist ein Kämpfer… und du hast Stil. Ein wenig beneide ich Markus darum, dass er so einen Zögling wie dich haben durfte.“
„Einen Freund wie mich!“, korrigierte ihn Yaominh vorwurfsvoll. „Oder sehe ich etwa wie ein Zögling aus?“
Der Alte grinste und nickte ihm anerkennend zu.
„Ich sehe schon, du bist ein stolzer Engel, genau wie wir. Und du hast die Hölle gesehen. Jammerschade, dass wir uns nicht vor fünfzig Jahren kennengelernt haben. Ich glaube, es hätte dir gefallen, damals, in den Ruinen...“

Nikita musste sich eingestehen, dass der Typ ganz anders wirkte, als er sich so einen verrückten Superschurken, der die Welt vernichten wollte, immer vorgestellt hatte.
Sicher, die langen weißen Haare und der edle Satanisten-Mantel machten schon Eindruck. Doch seine Stimme klang sanft, überhaupt nicht aggressiv, und auch sonst kam er Nikita eigentlich ganz nett vor.
Aber wer weiß... vielleicht war dies alles nur Teil seiner Show… der Versuch, seine Gegenüber einzulullen, um ihnen dann in einem unaufmerksamen Augenblick den Boden unter den Füßen wegzuziehen.
Nikita nahm sich jedenfalls vor, wachsam zu bleiben. Er kannte solche Typen schließlich zu Genüge aus dem Kino... und von Hannibal Lecter hätten sich die meisten Menschen wahrscheinlich auch sorglos zum Dinner einladen lassen, so lange es ihnen nicht vergönnt war, ihm einmal beim Kochen über die Schulter zu schauen.
Das Beste war wohl, in die Offensive zu gehen und diesem alten Möchtegern-Engel besser nicht all zu viel Platz zu gewähren, um hier auf dem engen Staudamm sein Charisma zu versprühen.

„Und du bist...?“, fragte der Alte ein wenig orientierungslos, als er sich schließlich vor Nikita aufbaute.
„Nikita!“, antwortete der trotzig. „Aber das interessiert euch ja wohl nicht wirklich…“
„Oh doch. Vor allem interessiert mich die Frage, was du hier zu suchen hast, Nikita. Und ich frage mich, ob es nicht vielleicht etwas leichtsinnig von Markus war, dir so schnell das Vertrauen auszusprechen. Wenn ich die Welt retten wollte, würde ich mir die Kämpfer, die ich zur finalen Auseinandersetzung mitnehme, jedenfalls etwas sorgfältiger auswählen.“
„Er hat mich nicht ausgewählt!“, meinte Nikita, der sich angesichts der irgendwo im Hintergrund vor sich hintickenden Uhr allmählich wie auf glühenden Kohlen fühlte. „Die Heilige Scheiße höchstpersönlich hat das getan. Und ehrlich gesagt können wir uns diesen ganzen Smalltalk ebenso gut für später aufheben, oder? Um Markus’ Willen! Er hat damals ganz sicher auch nicht erst lang übers Wetter geplaudert, während der Fortbestand der Menschheit auf dem Spiel stand!“

Demiro schaute Nikita ob dessen vorlautem Verhalten überrascht an, schließlich war es nicht eben klug, auf diese Weise mit dem Ältesten der stolzen Engelskinder zu sprechen. Yaominh öffnete gar schon den Mund, um irgendetwas zu Nikitas Entschuldigung zu sagen... verkniff es sich dann aber, als er bemerkte, wie der ehemalige Weggefährte von Markus einsichtig nickte.
„Ja, du hast Recht, Junge. Das Wetter wird auch morgen noch da sein. Also lasst uns über die Menschheit reden."
Er zögerte kurz, dann fasste er zügig in die Innentasche seines Mantels.
„Aber ich bin mir irgendwie sicher, dass wir uns sehr bald einigen werden..."

Kapitel 37

Während nicht nur bei Nikita die nackenhaarsträubende Ahnung aufkam, dass der Alte jetzt ein großes Schwert hervorziehen und dann ein tödliches Hauen und Stechen beginnen würde, hatte sich ihr Gegenüber lediglich eine schmale Brille aufgesetzt und eine zusammengerollte Zeitung zur Hand genommen.
Er überblätterte die ersten Seiten oberflächlich und eröffnete dann mit eindringlicher Stimme das Plädoyer der Anklage.
„Also, wie war das? Die Menschheit wird aus den Fehlern der Vergangenheit lernen?
Na, dann schauen wir doch mal...
Wo soll ich anfangen? Bei dem Völkermord in Jugoslawien? Einer Straßenschlacht in Israel? Den neuesten fremdenfeindlichen Anschlägen hier in Deutschland?
Wäre ich neu auf diesem Planeten und hätte nicht jahrzehntelang Zeit gehabt, mich an solche Nachrichten zu gewöhnen... ich würde echt denken, hier regiert der nackte Wahnsinn!
Allein schon dieses Foto hier..."
Er hielt den Dreien ein Schwarzweißbild von irgendeiner russischen Militärparade unter die Nase.
„Tausende Menschen, die sich so kleiden und bewegen, dass jeder exakt gleich aussieht... die im strömenden Regen sinnlos herummarschieren, und alles nur, damit sich irgendein Wodka-abhängiger Dickwanst auf seiner überdachten Tribüne daran ergötzen kann.
Also, wenn ihr jetzt mal kurz vergesst, dass ihr in dieser Welt aufgewachsen seid... wenn ihr euch einmal vorstellt, dass ein objektiver Betrachter aus dem All so etwas sehen würde... was meint ihr? Würde er es verstehen?
Ich sage euch, was er denken würde… Er würde denken: Sieh an, sie haben humanoide Körper, doch sie verhalten sich wie primitive Insekten! Wie Ameisen, die ihre Königin selbst wählen dürfen, und die sich danach als Dank für dieses Privileg bereitwillig herumkommandieren und auffressen lassen… lächerliche, armselige Kreaturen, die Haus und Hof verlassen, um irgendwo in einem weit entfernten Krieg zu krepieren, der angeblich verhindern soll, dass sie jemand umbringt und von ihrem Hof vertreibt.
Sie marschieren in Reih und Glied und werden hart bestraft, falls sie einmal aus dem Rhythmus geraten sollten oder ungefragt ihren Mund aufmachen... dennoch sind sie natürlich alle felsenfest davon überzeugt, für die Freiheit zu kämpfen.
Aber wie soll das möglich sein? Wie kann man für die Freiheit kämpfen, wenn man sich in ein Heer voller gehorsamer Sklaven einreiht?
Das ist alles so absurd...
Wenn ihr mich fragt, wäre es geradezu ein Akt der Barmherzigkeit, diese lächerliche Schmierenkomödie endlich zu beenden, damit die Bühne frei ist für ein edleres und weiseres Schauspiel!"
„Fein... dann lass uns barmherzig sein und sie alle vernichten!", antwortete Yaominh, worauf ihm Nikita sogleich vorwurfsvoll seinen Ellbogen in die Seite stieß. Doch Yaominh ließ sich davon nicht aus dem Konzept bringen und sprach konzentriert weiter:

„Aber dann solltest du dir auch einmal Gedanken darüber machen, wie ein objektiver Beobachter aus dem All einen Menschen bezeichnen würde, der fast seine gesamte Spezies ausradiert, und sich dann auch noch was auf seine Barmherzigkeit einbildet.
Einen größenwahnsinnigen Massenmörder... so würde er diesen Menschen nennen!“
Nikita enschuldigte sich mit einem heimlichen Händedruck bei Yaominh. Irgendwie hatte er schon befürchtet gehabt, diesen letzten Kampf um die Menschheit ganz alleine führen zu müssen.
„Massenmörder?“, schmunzelte der Alte gelassen, und deutete auf das einsatzbereite Geschütz hinter sich. „Wohl kaum. Denn das hier ist kein Massenmord. Das ist nichts anderes als die natürliche Selbstreinigungskraft des Universums! Die eine todbringende Erfindung, die eine jede hochentwickelte Spezies irgendwann machen wird. Und wenn dann in ihrer Gesellschaft noch genügend Hass vorhanden ist, um sie einzusetzen... dann war diese Spezies nie dazu bestimmt, nach den Sternen zu greifen.“
Auch Nikita verzog die Miene zu einem leichten Lächeln, denn jetzt war ihm endlich ein vernünftiges Argument eingefallen, um dem Alten Paroli bieten zu können.
„Atombomben!“, rief er hastig, wie ein geldgieriger Kandidat am Buzzer einer Quizshow, um diese Möglichkeit nicht ungenutzt verstreichen zu lassen. „Diese todbringende Erfindung, von der sie sprechen, war doch im Grunde schon die Atombombe! Die Menschen haben sie eingesetzt, haben sich gegenseitig damit bedroht... doch zu einem alles vernichtenden Nuklearkrieg ist es nie gekommen. Im Gegenteil… heute spricht alle Welt von Abrüstung. Zeigt das nicht, dass die Menschheit sehr wohl dazu in der Lage ist, sich zu ändern?“
Der selbsternannte Engel zog nachdenklich die Augenbrauen hoch.
„Abrüstung? Du nennst es allen Ernstes Abrüstung, wenn sie die Welt mit ihren Waffen statt hundertmal nur noch fünfzehnmal in Schutt und Asche legen können? Ich nenne es Wahnsinn! Das ist so, als ob dein Zimmer in Flammen steht und du erst mal nur die brennenden Vorhänge löschst, weil du meinst, das Bett wird dann schon irgendwann von alleine ausgehen...“
Nikita musste schlucken, denn ihm fiel auf die Schnelle nichts ein, was er dem rhetorisch versierten Alten darauf hätte entgegenhalten können. Zum Glück sprang Demiro für ihn in die Bresche.
„Gut. Lass uns über Deutschland reden, nicht über den Nahen Osten oder irgendwelche größenwahnsinnigen Supermächte. Ganz konkret über Deutschland!
Ich muss dir nicht erzählen, wie es damals vor fünfzig Jahren hier gewesen ist. Das weißt du selbst viel besser als ich.
Und nun schau dir an, zu was es die Menschen mittlerweile gebracht haben.
Von ein paar wenigen Ausnahmen abgesehen darf jeder frei seine Meinung äußern, es gibt keine Pflicht mehr, in irgendeinen Krieg zu ziehen, und ein Choleriker wie Hitler könnte heute höchstens noch in einer Comedyshow Erfolge feiern...
Ich meine, hier läuft weiß Gott nicht alles so, wie es sollte.
Meinungsfreiheit allein nützt dir nichts, wenn sich keine Sau für deine Meinung interessiert. Aber Meinungsfreiheit ist doch zumindest schonmal ein Fundament, auf dem die Menschen aufbauen können.
So lange kritische Schriftsteller noch frei schreiben können, was sie denken, ohne Angst haben zu müssen, dass man sie zusammen mit ihren Büchern auf einen Scheiterhaufen wirft... so lange besteht Hoffnung, dass die Menschen eines Tages auch einmal verstehen werden, was sie lesen.
Verloren ist noch garnichts!“

Nikita konnte nur bewundernd mit dem Kopf nicken. Genau das hätte er dem Alten vorhin am liebsten auch gesagt. Doch er hatte sich in der Schule nie an irgendwelchen politischen Diskussionen beteiligt. Was er wirklich dachte, wollte sowieso keiner hören, und letzten

Endes war es ja doch die Sprache der Gewalt, durch die die Welt in ihrem Rahmen gehalten wurde, und nicht die Sprache des besseren Redekünstlers.
Nur in diesem speziellen Fall schien das auf einmal anders zu sein... und nun fühlte sich Nikita im Vergleich zu den im Reden geübten Gegenweltlern unbeholfen, ja fast tapsig in seinen Bemühungen, mit den Argumenten der Engelskinder mithalten zu können.
Doch anstatt Demiro zumindest teilweise Recht zu geben, wie es Nikitas Meinung nach angebracht gewesen wäre, reagierte der Alte überraschend unwirsch.
„Nichts ist verloren?“, zischte er, packte das zunehmend gelangweilt wirkende schwarzgekleidete Engelsmädchen neben sich am Kragen und hielt sie jedem Einzelnen der Gegenweltler direkt vor die Nase.
„Richtiger Name: Anastasia Jilischkowa. Geboren in Leningrad, seit einem Unfall in früher Kindheit auf einem Auge blind, mit ihren Eltern in den Westen gezogen. Dort ging sie zunächst auf die Hauptschule, wo sie jedoch von allen wegen ihres Aussehens und ihrem schlechten Deutsch gehänselt wurde.
Aber sie hat sich gewehrt, hat die anderen Halbstarken windelweich geprügelt. Als Belohnung wurde sie prompt in eine Sonderschule weitergereicht.
Bald darauf der erste Suizidversuch, Stress mit ihren Eltern, abgeschoben in ein Heim für Schwererziehbare, wo sie von einem der Erzieher regelmäßig vergewaltigt worden ist... naja, zumindest so lange, bis sie den Typen nachts auf dem Zimmer besuchte und ihm seinen Pimmel abgeschnitten hat.
Der Kerl ist verblutet... und Anastasia wies man in die geschlossene Psychiatrie ein.
Nicht, weil sie in irgendeiner Weise verrückt gewesen wäre, sondern weil sie etwas getan hat, was man in dieser Gesellschaft auf keinen Fall tun darf: Sie hat es gewagt, sich zu wehren... und zwar mit ihren eigenen Methoden, nicht mit denen des sogenannten Rechtsstaates...“
Jetzt erst ließ er das Mädchen wieder los, die ihm daraufhin auf Russisch irgendetwas Unfreundliches zuflüsterte und ihm strafend gegen das Schienbein trat.
„Wisst ihr, es gab einmal eine Zeit...“, fuhr der Alte fort, ohne sich in irgendeiner Weise provozieren zu lassen, „...da hat auf dieser Welt das Recht des Stärkeren geherrscht. Durch kamen die Harten, die Widerstandsfähigen, die Kämpfernaturen. Doch die werden heutzutage gnadenlos ausselektiert!
Wer schon als Kind einen so starken Willen hat, dass er nicht ruhig auf seinem Stuhl sitzen möchte, wird mit Medikamenten vollgepumpt. Rennt er davon, weil er keinen Bock darauf hat, sich länger von Eltern, Lehrern oder wem auch immer zu irgendetwas zwingen zu lassen, kommt die Polizei und schleift ihn wieder nach Hause. Und wenn er sich dann immer noch gegen die Ordnung der Erwachsenen wehrt oder den Polizisten gar eine reinhaut, stecken sie ihn in eine Zelle. Dieses Spiel wiederholt sich so lange, bis man irgendwann aufhört, sich zu wehren, und stattdessen lieber zur Spritze oder Flasche greift, um den letzten quälenden Rest von Stolz, den sie einem noch gelassen haben, endgültig abzutöten.
Diejenigen, die sich den verlogenen Normen der Zivilisation nicht wenigstens ein bisschen anpassen wollen, werden so lange bearbeitet, bis sie gebrochen sind.“
„Postnatale Abtreibung.“, knurrte das Mädchen, die sicherheitshalber etwas auf Distanz zu dem Alten gegangen war, um nicht nocheinmal vor Yaominh und den anderen vorgeführt zu werden. „Sie treiben die starken Krieger ab, diejenigen, die eigentlich von ihren Fähigkeiten her die Elite bilden sollten... und lassen nur die Angepassten und so halbangepasste Pisser wie euch überleben! Wer sich partout nicht herumkommandieren, einsperren, reglementieren oder kontrollieren lassen will, ist so gut wie tot. Und das nennen sie dann auch noch Humanität! Doch wohin hat das die Gesellschaft geführt?
Schwache, fettleibige Politiker befehligen vom Schreibtisch aus Soldaten, die in ihrem Namen morden. Und die, die noch stolz und mutig genug sind, um zur Not auch selber und auf eigenen Wunsch hin morden zu können, die sperrt man ein und schimpft sie Verbrecher!“

„Verdammt, wir reden hier von Unseresgleichen!“, übernahm wieder der Alte das Wort, noch ehe Nikita dazu kam, etwas auf die aggressiven Vorwürfe des Mädchens zu erwidern. „Von denen, die unbeugsam geblieben sind! Die Gesellschaft rottet ihre hoffnungsvollste und ehrlichste Saat aus. Tag für Tag, in den Familien, Schulen, Heimen und Jugendknästen.
Und ihr schaut uns an, als ob wir verantwortungslose Massenmörder wären... aber das sind wir nicht! Wir kämpfen nur für die Erhaltung unserer Art.
Wir kämpfen für eine Welt, in der nicht länger die Bürokraten, die Lügner und Schleimer das Kommando haben, sondern wieder diejenigen, denen dieser Platz von Natur aus zusteht… und das sind nunmal genau jene unbeugsamen, stolzen Freigeister, die heute von der sogenannten „zivilisierten“ Gesellschaft als Allererste aussortiert werden, weil sie sich nicht in deren entartetes Zivilisationskorsett hineinpressen lassen wollen!
Warum seid ihr Neuzeit-Gegenweltler denn bis heute so wenige geblieben, dass man euch an einer Hand abzählen kann? Na? Weil solche Fehler wie ihr nach und nach aus der Gesellschaft herausgezüchtet werden… indem man sie bricht oder in krankmachenden Verhältnissen eingehen lässt, bevor sie ihre aufmüpfigen Gene weiterreichen können.
Da draußen tobt seit Jahrzehnten ein neuer Holocaust. Die Schafe wollen uns Wölfe ausrotten, weil sie Angst vor uns haben.
Aber ich frage euch: Sollen wir uns das wirklich gefallen lassen? Sollen wir den Schafen diesen Planeten einfach kampflos überlassen, nur weil sie die Mehrheit stellen?
Wir Wölfe haben diesen Krieg nicht gewollt. Aber wir haben hier und jetzt die Möglichkeit, ihn zu beenden... und zwar als Sieger! Und ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass ein so kluger Wolf wie Markus diese vielleicht letzte Chance ungenutzt verstreichen lassen würde...“

Nikita schielte hilfesuchend zu Yaominh und Demiro rüber... doch die beiden machten erst gar nicht den Eindruck, dem Alten in irgendeiner Weise widersprechen zu wollen.
Im Gegenteil, es schien fast so, als habe seine Ansprache vom neuen Holocaust und dem Krieg der Schafe gegen die Wölfe haargenau in jene klaffende Lücke gepasst, die Markus’ Tod in den Herzen der Gegenweltler hinterlassen hatte. Das war exakt die Botschaft gewesen, die sie hören wollten…
Aber Nikita war jetzt wild entschlossen, diesen Kampf notfalls auch ganz alleine zu einem guten Ende zu bringen.
„Ein paar dieser unbeugsamen, stolzen Krieger, von denen ihr sprecht, kenne ich auch...“, entgegnete er dem Alten mit aller Stimmgewalt, die ihm nach dieser langen Nacht noch geblieben war. „Sie tragen Bomberjacken, Springerstiefel und wohnen bei mir im Block. Wollt ihr allen Ernstes, dass die in Zukunft mehr zu sagen haben als all die anständigen Rentner, Hausfrauen und Pazifisten, die es da draußen gibt? Sieht so eure tolle Vision von einer besseren Welt aus?“
Sein Gegenüber blickte gelangweilt auf die Uhr. Ihr kleines Schwätzchen zog sich jetzt schon deutlich länger hin, als er es ursprünglich eingeplant hatte. Aber er wollte diese jungen Menschheits-Verteidiger zumindest in dem Glauben lassen, dass es sich hier um eine faire Verhandlung mit offenem Ende handelte.
„Tja, das ist die alte Fang-Frage...“, erklärte er daher bemüht freundlich. „Ist der Hund angekettet, weil er bissig ist, oder ist er nur deshalb bissig, weil man ihn angekettet hat? Das Tierreich kann uns da vieles lehren, auch über uns selbst.
Katzen zum Beispiel... Katzen genießen ihre Freiheit. Sie erkunden die ganze Stadt... und wenn irgendwo ein bissiger Hund lauert und sie angreift, dann wehren sie sich eben oder rennen davon. Ein paar gehen sicherlich auch dabei drauf.
Aber käme deshalb auch nur eine einzige Katze auf die Idee, sich an dem Angreifer zu rächen, alle Hunde in der Stadt vorsorgehalber einzusperren oder gar zu töten? Nein. Sie meidet einfach beim nächsten Mal die Gegend, in der der bissige Hund wohnt.

Das ist alles. Genau so hat es die Natur vorgesehen, auf Konfliktsituationen zu reagieren. Und die allermeisten Lebewesen halten sich auch daran.
Nur der Mensch... der Mensch in seinem grenzenlosen Hochmut meint, es besser zu wissen. Er baut Gefängnisse, schreibt Gesetze... kurz: er legt die Hunde an die Kette, um vor ihnen sicher zu sein. Und fühlt sich dann auch noch in seiner Haltung bestätigt, wenn irgendwann ein um seine Freiheit gebrachter Bullterrier durchdreht und einem kleinen Kind den Arm abbeißt.
Verstehst du? Du kannst nicht einfach Ursache und Wirkung durcheinanderbringen. Also erzähl mir nichts von irgendwelchen fiesen Skinheads, die Ausländer verkloppen, welche es gar nicht geben würde, wenn nicht irgendwann mal jemand auf die Idee gekommen wäre, die Erde in unterschiedliche Nationen aufzuteilen!
Davon ganz abgesehen versprechen wir im Gegensatz zu euch Gegenweltlern niemandem ein heiles Utopia voller kluger Denker und Philosophen. Wir versprechen nur, dass in der Welt, die kommt, Feigheit und Charakterlosigkeit nicht länger belohnt, sondern bitter bestraft werden wird. Wer sich zu viele Feinde macht, wird schlicht und ergreifend irgendwann erschlagen werden.
Scheiß auf Anwälte und umständliche Gerichtsverfahren! Die Menschen machen das in Zukunft wieder unter sich aus. Und wenn erst mal einige draufgehen, bis alle die neuen Spielregeln kapiert haben... um so besser! Die Alten- und Pflegeheime sind überfüllt mit Menschen, die eigentlich längst hätten tot sein müssen... die jedoch nie die Gelegenheit dazu hatten, auf natürliche, würdige Art abzutreten, weil dies für ein angepasstes Mitglied der heutigen Gesellschaft kaum mehr möglich ist.
Jetzt siechen sie in ihrem Kot vor sich hin, werden von unmotivierten Pflege-Arbeitern einmal am Tag von einer Seite auf die andere gerollt... und wünschen sich vielleicht sehnlichst, nicht das lange Leben eines Bürohengstes, sondern das intensive eines Straßenkämpfers geführt zu haben.
Wir geben den Menschen ihre Würde zurück, mein Junge!
Wir ziehen den Stecker aus der verlogenen Alltagsmaschine, wir geben ihnen wahre Herausforderungen, Schweiß, Tränen und echtes Glück. All das, was die allermeisten heute doch nur noch aus dem Fernsehen kennen... wir lassen sie wieder fühlen, was es heißt, ein richtiges Leben zu haben.“
„Und wer gibt euch das Recht, für alle anderen zu entscheiden, was richtiges Leben ist und was nicht?“, fragte Nikita beharrlich weiter. „Gute Engel überbringen Nachrichten und führen Befehle aus. Ihr aber verhaltet euch, als wärt ihr selber an Gottes Stelle!
Vielleicht wollen die Menschen ja genau diese Welt haben, die ihr als so unerträglich anseht. Mir gefällt sie übrigens auch nicht... aber die Geschmäcker sind nunmal verschieden. Wenn man das nicht einsehen will und die sich nicht überzeugen lassen, kann man sich nur noch enttäuscht abwenden, so, wie es Nemo und die anderen getan haben... oder man greift zur Waffe und macht es wie Hitler.“
Jetzt mischte sich auch wieder das russische Mädchen in das Gespräch ein, die sich zwischen Nikita und den Alten drängte und ihm einen strengen Blick zuwarf.
„Wer bist du, aus dem Nichts aufgetauchter Nikita, dass du dir anmaßt, auf diese Weise über uns zu urteilen?
Weißt du, ich finde, du solltest nicht mit uns über deine moralischen Bedenken diskutieren. Geh doch mal in die Irrenanstalten, setz dich ans Bett eines mit Medikamenten vollgepumpten Schizophreniepatienten, oder besuch mal einen Abschiebeknast, ein kurdisches Flüchtlingslager oder ein Heim für schwererziehbare Jugendliche. Setz dich zu einem Straßenjungen in Rio, der sich gerade eine Tüte Klebstoff reinzieht, und erzähle ihm, wie toll unsere Welt ist... und dass du derjenige bist, der diese Welt im Namen aller Menschen erhalten möchte.

Aber dafür fehlt dir der Mumm, nicht wahr? Weil du nämlich gar nicht im Namen aller Menschen sprechen kannst... genausowenig wie wir. Du sprichst lediglich im Namen derer, die sich mit den heute herrschenden Verhältnissen arrangiert haben.
Wir hingegen sprechen für einen anderen Teil... für all die Verzweifelten, die lieber von der Hölle verschluckt werden wollen, als weiterhin so ein entwürdigendes Dasein fristen zu müssen.
Wir bieten ihnen eine Chance, eine Zukunft... anderen nehmen wir diese Zukunft dafür. Was soll's. So laufen Revolutionen nunmal ab. Es geht nicht anders. Besser, du akzeptierst das und stehst uns nicht länger dabei im Weg!"

Kapitel 38

Verzweifelt überlegte Nikita, was er noch sagen konnte.
Vielleicht irgendeine rührende Geschichte erzählen von ein paar liebenden Eltern, die sich für ihren Nachwuchs aufopferten, damit der es einmal besser haben würde als sie... deren ganzes Lebenswerk die Engel mit einem simplen Knopfdruck zunichte machen würden...
Das Problem dabei war nur, dass Nikita solche Eltern lediglich vom Hörensagen oder aus der Fernsehwerbung kannte.
In seiner Nachbarschaft hingegen schienen Eltern mit ihren Kindern nur auf zwei Arten zu kommunizieren... entweder mit einem drohenden Unterton in der Stimme, oder mit der flachen Hand.
Möglich, dass dieser Eindruck auch nur entstand, weil man die vielen liebevollen, zärtlichen Momente, die die Familien miteinander teilten, nicht durch die dünnen Wände hindurchhören konnte. Die durchdrangen immer nur die schlimmen Wutausbrüche und Verwünschungen. Wildes Geschrei, Kakerlaken im Badezimmer, Gerichtsvollzieher vor der Tür... muffige Treppenhäuser und besoffene Skinheads auf dem Spielplatz.
Es war wahrlich eine scheiß Welt, aus der Nikita kam. Aber es war eine Welt, in der ihm zumindest niemand unterstellen konnte, unbedeutender als der Rest der Bewohner zu sein.
Fast hatte er ein wenig Heimweh nach dieser bedrückenden Proletarier-Idylle, in der man als durchschnittlich intelligenter Zweibeiner zwar nicht unbedingt glücklich werden, aber zumindest friedlich und halbwegs unbelästigt vor sich hinsiechen konnte, ohne Angst haben zu müssen, mit einem falsch gewählten Wort die gesamte menschliche Zivilisation untergehen zu lassen.
Immer mehr verdichtete sich dieses unbehagliche Gefühl in Nikita, dass er genauso wenig auf diesen Staudamm gehörte, wie Superman in eine asbestverseuchte sechzig Quadratmeter-Wohnung im achten Stock eines ostdeutschen Plattenbaus.
Irgendjemand musste in der Hektik der Nacht die Drehbücher vertauscht haben.
Oder wer weiß… vielleicht hatte Nikita sie ja selber vertauscht, weil er einmal in seinem Leben bei einem Abenteuer dabei sein wollte, um das ihn selbst die neureichen Bonzen-Kinder aus den Vororten beneiden würden…?
Auf einmal hatte Nikita das Gefühl, als würde die Zeit um ihn herum stillstehen.
Er sah die Gesichter seiner Begleiter... so überlebensgroß, so charismatisch, so lebensfremd, wie er sie sich nicht besser hätte ausdenken können.
Was hatte das hier überhaupt gemein mit den kaputten Alltagsgestalten aus seiner Wohnsiedlung? Aus jeder x-beliebigen Wohnsiedlung?
Nichts! Und genau das war der Punkt, an dem sich Nikita endlich der grausamen Wahrheit stellen musste...

Ohne auf sein verletztes Handgelenk zu achten, zog er seinen Pullover aus und schleuderte ihn direkt vor die Füße des Alten. Dann fasste er den Kragen seines darunter befindlichen weißen Shirts und riss es mit dem ganzen Zorn eines schamlos Betrogenen entzwei.

„Was wird denn das jetzt?“, hörte er Demiro dem sprachlosen Yaominh zuflüstern.
Doch Nikita kümmerte sich nicht weiter darum.
Er warf die Überreste seines Shirts mit einem lauten Schrei über die Brüstung des Dammes und wandte sich dann mit entblößtem Oberkörper an die umstehenden Engelskinder.
„Seht ihr?“, rief er ihnen wutschnaubend zu. „Seht ihr das große „S“ auf meiner Brust? Begreift ihr jetzt, mit wem ihr euch angelegt habt?“
Demiro grinste unterdessen nur genüsslich vor sich hin, wohingegen sich Yaominh allmählich ernsthaft Sorgen machte, ob die Ereignisse der letzten Nacht nicht vielleicht doch ein wenig zu viel für seinen alten Freund gewesen waren.
„Was laberst du da, Niki? Das ergibt irgendwie keinen Sinn...“
Nikita deutete zustimmend mit dem Zeigefinger auf ihn.
„Genau, Yao, du sagst es! Das alles hier... die heutige Nacht... dieser ganze Superhelden- und Weltvernichtungs-Scheiß... ergibt keinen Sinn!
Weißt du, was mir in dieser Nacht alles passiert ist?
Ich wurde bedroht, verprügelt, auf die Schienen gebunden, wurde beinahe von einem Zug überrollt, man hat auf mich geschossen, ich war bei einer wilden Autoverfolgungsjagd dabei, habe den Anführer der gottverdammten Illuminaten gegrillt... und gerade eben versuche ich, eine Welt zu retten, die ich im Grunde doch total beschissen finde!“
Yaominh verstand noch immer nicht.
„Ja, und?“, fragte er verwirrt. „Meinst du, mir geht es irgendwie anders?“
„Nein, äh, ja… es... es geht dir sehr wohl anders!“, versuchte Nikita seine sich überschlagenden Gedanken in Worte zu fassen.
Er starrte Yaominh tief in die Augen und sprach so langsam, dass jedes einzelne Wort wie eine tödliche Kugel mitten ins Schwarze traf.
„DENN DU BIST NICHT REAL… NICHTS HIER IST REAL!“

Yaominh und Demiro schauten sich nur schulterzuckend an. Doch Nikita war jetzt wild entschlossen, sich von seiner überbordenden Fantasie keine weiteren Streiche mehr spielen zu lassen.
„Ich meine, es ist doch so offensichtlich.“, sprach er etwas gefasster weiter, wenn auch für den Fall, dass er Recht haben sollte, lediglich zu sich selbst. „Yao... Yao, du bist nur ein beschissenes Symbol, nicht wahr? Ein Symbol für den verständnisvollen, aufmerksam meinen Worten lauschenden Freund, den ich so verdammt gerne gehabt hätte, aber in Wirklichkeit nie gefunden habe.
Demiro... du stehst für das, was ich gerne selber wäre. Ein cooler, rechtschaffener Typ, der sich seiner asozialen Herkunft entzieht und zu etwas Größerem und Besserem wird.
Und du, mein alter, namenloser Engelsknabe...“
Er lief auf den regungslos dastehenden Alten zu und verpasste ihm respektlos einen leichten Klaps auf die Wange.
„Du symbolisierst nichts weiter als meinen schon viel zu lange unterdrückten Hass auf die Welt und alles, was in ihr ist.
Die Bewahrer hingegen verkörpern die Erwachsenen, Polizisten, Lehrer, etc. All jene, die es zeitlebens gut mit mir gemeint haben, und für die ich doch immer bloß der letzte Dreck war.
Seht ihr es nicht? Die ganze Gegenwelt... ein Ort mit anderen Gesetzen, ein Hort der Edelmütigkeit... das alles ist doch in Wahrheit nur der unerfüllbare Wunschtraum eines einsamen Jugendlichen, den seine Lebensumstände, all die Lügen seiner Mitmenschen und der übermäßige Alkoholkonsum schon längst um seinen Verstand gebracht haben.
Wahrscheinlich liege ich immer noch irgendwo auf den Gleisen herum... vielleicht bin ich auch schon lange tot.
Wer weiß?

Die Synapsen meines Gehirns spielen mir vielleicht nur noch einen letzten, gnadenvollen Streich.
Ein finaler Selbstbetrug. Ich rette die ganze Welt, dann wird es auf einmal immer dunkler und dunkler... und wieder hat sich ein unbedeutender Versager aus seinem Leben verabschiedet.
Wer weiß schon, was andere Selbstmörder in den letzten Sekunden ihrer Existenz sehen?
Vielleicht dehnt sich die Zeit für sie ja dermaßen aus, dass sie diese Sekunden als Tage oder gar Wochen empfinden. Vielleicht reisen sie dann in einem Raumschiff zum Planeten Vulkan, oder sie treffen Dracula, der aussieht wie Christopher Lee, und herrschen mit ihm über die Nacht....
Jeder verlorenen Seele den Abschied aus dem Leben, den sie braucht.
Tja, und bei mir ist es eben all das hier gewesen... diese wilde Story, zusammengeklaut aus Kindheitserinnerungen, westlichen Actionfilmen und irgendwelchen antifaschistischen Pioniergeschichten aus der Sowjetunion.
Vielleicht originell, vielleicht irgendwie putzig... aber im Grunde doch nichts anderes als die letzten Gedanken eines vor sich hindelirierenden, gottverlassenen Selbstmörders.
Und deshalb... fickt euch alle! Fickt euch, ihr Engelskinder, Bewahrer und sonstige Mutanten! Fick dich, Demiro. Und sorry, fick du dich auch, Yao! Ich brauche weder imaginäre Freunde noch imaginäre Feinde. Ich sterbe allein und unbedeutend, so wie ich immer gelebt habe. Und deshalb werdet ihr euch jetzt alle in Kaninchen verwandeln!“

Nikita schnippte mit dem Finger und schaute erwartungsvoll auf die nicht existenten Trugbilder. Doch nichts passierte... abgesehen davon, dass sich Demiro verlegen am Kopf kratzte, und der langhaarige Alte sichtlich beeindruckt mehrmals in die Hände klatschte.
„Ich sehe schon, du bist klüger als die meisten anderen in deiner Situation. Viele brauchen Jahrzehnte, um endlich zu kapieren, dass sie nicht mehr am Leben sind.“, murmelte der Wortführer der Engelskinder, und zog aus seinem Mantel einen altmodischen, schwarzen Revolver hervor.
„Gratuliere... du hast es in einem halben Tag geschafft, Nikita! Aber so einfach kommst du hier leider nicht raus. Es genügt nicht, allein mit der Kraft deiner Stimme zu töten. Wenn du diesen Traum wirklich platzen lassen willst, musst du ihm schon zeigen, was du wirklich von ihm hältst...“
Er streckte Nikita auffordernd die Waffe entgegen.
„Nimm sie und erschieß deine imaginären Freunde! Nur so kannst du dich aus dieser Lügenwelt befreien.“
Ohne lang zu zögern nahm ihm Nikita die Knarre aus der Hand und richtete sie auf Yaominhs Kopf, der das Ganze ohne die geringste Gefühlsregung über sich ergehen ließ.
„Ich kann dich überhaupt nicht töten!“, schleuderte ihm Nikita wütend entgegen. „Denn du bist schon lange tot, hab ich Recht?“
Er spannte den Hahn und umklammerte den Abzug mit dem Zeigefinger.
„Tot und begraben.“, bestätigte Yaominh flüsternd. „Du beschleunigst nur den Verwesungsprozess, wenn du jetzt abdrückst.“
Demiro schien das jedoch offenbar ganz anders zu sehen, denn er streckte Nikita beschwörend seine Hand entgegen.
„Nein, warte, tu das nicht! Das ist doch nur ein Trick. Wenn du Yao tötest, wirst du nie aus diesem Traum aufwachen. Außerdem... diese komischen Engelsgestalten da hinten sind ja wohl noch viel irrealer als wir. Also töte sie! Sie sind der Schlüssel! Der Schlüssel für eine neue, bessere Welt hinter dem Regenbogen!“
Nikita grinste verächtlich. Was glaubten diese Traumgestalten eigentlich, mit wem sie es hier zu tun hatten?
Er war ihr gottverdammter Schöpfer... und er würde sich von seinen Kreationen nicht länger auf der Nase herumtanzen lassen.

„Tötet euch doch selbst!“, sagte er, bevor er den Arm herumriss und den Revolver an seine eigene Schläfe hielt. „Ich bin der Schlüssel!“
Dann warf er Yaominh einen letzten wehmütigen Blick zu und drückte ab.

KLICK.
Wieder ertönte nur dieses enttäuschende „KLICK“.
Konnten die Dinger denn nicht einmal geladen sein?
Fast im selben Moment riss Yaominh seinem alten Freund die Waffe aus der Hand und schlug ihm den Griff wütend auf die Nase… zwar nur mit halber Kraft, doch die genügte vollauf, damit Nikita laut aufschrie und mit schmerzverzerrter Miene auf die Knie fiel.
„Du bist so ein Freak, Niki!“, schimpfte Yaominh, ohne das geringste Mitleid mit dem Jungen zu haben, der da hilflos zu seinen Füßen kauerte. „Fühlt sich das etwa nach einem Traum an, hä?“
Nikitas Nase war verstopft wie bei einem schlimmen Schnupfen, aber sie schien zumindest nicht gebrochen zu sein.
Doch das war für ihn in diesem Moment nicht wirklich ein Trost... und so hockte er eine ganze Weile nur regungslos da und starrte stumm auf das klebrige, langsam gerinnende Blut an seinen Fingern.
Es war im Grunde genau wie immer in seinem Leben. Sobald er einmal glaubte, endlich gerafft zu haben, wie der Hase läuft, bekam er nur wieder eins auf die Fresse. Irgendwie roch das tatsächlich stark nach Realität...

Kapitel 39

Nikita hatte sich wieder seinen Pullover übergezogen und wankte wie betäubt auf die Staumauer zu.
Obwohl er den Engelskindern den Rücken zudrehte, konnte er förmlich vor sich sehen, wie sie mit dem Finger in seine Richtung zeigten und hämisch über ihn lachten… über ihn, den naiven Jungen aus dem Osten, der ernsthaft zu glauben schien, mit ein paar guten Argumenten die große Revolution verhindern zu können... über ihn, der schließlich komplett übergeschnappt ist und damit eindrucksvoll unter Beweis gestellt hat, dass er einfach nicht das Zeug dazu hatte, beim Treffen der edlen Helden und Superschurken auch nur etwas mehr zu sein als der beschissene Pausenclown.
Warum hatte er sich überhaupt in all das eingemischt?
Hätte er doch einfach nur seinen Mund gehalten und die anderen ihren jahrzehntealten Bruderzwist unter sich austragen lassen.
Diese ganze Verhandlung war ohnehin von Anfang an eine einzige Farce gewesen. Ein Alibi, mit dem die Beteiligten ihr Gewissen beruhigen und einen Hauch von Fairness vortäuschen wollten.
In Wahrheit war das Schicksal der Menschheit doch längst besiegelt... denn wer würde sich schon die Mühe machen, zweimal ein so großes Geschütz auf einen Staudamm zu schleppen, um es dann nicht wenigstens einmal auch zum Einsatz kommen zu lassen?
„Nimm’s nicht so schwer, Kleiner!“, hörte er das russische Engelsmädchen sagen, die jetzt wieder die schwarze Konsole in den Händen hielt und konzentriert irgendwelche Einstellungen vornahm.
„Stell dir einfach vor, dass die Menschen, die nachher verschwinden werden, in einer besseren Welt aufwachen. Vielleicht kommen sie ja alle in ihr Durchschnittsmenschen-Paradies, wo sie bis in alle Ewigkeit ihre Autos polieren, ihre Jobs ausüben und sich gegenseitig übers Ohr hauen können... ganz ohne länger Angst davor haben zu müssen, dass böse Terroristen ihnen ihr begrenztes Glück streitig machen.

Vielleicht ist es ja so, wer weiß. Ich muss nur noch den roten Knopf hier drücken, und dann...“
Sie streichelte zärtlich über die Tasten des Geräts, als sie urplötzlich vom entsetzten Aufschrei Demiros unterbrochen wurde.
„Yao, pass auf! Hinter dir!“
Von einer bösen Ahnung erfüllt, wirbelte Nikita herum... und erblickte den zu allem entschlossenen Vogt, der sich mit verkohlter Kleidung, angesengten Haaren und deutlich lädiertem Gesicht den Damm entlangschleppte, um die Mission, die ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden war, doch noch zu Ende zu bringen.
Er hielt eine schußbereite Minipistole in seinem ausgestreckten Arm und drückte mehrmals den Abzug, noch ehe die umherstehenden Engelskinder in irgendeiner Weise reagieren konnten.
Dicht hintereinander sauste ein Geschwader aus vier todbringenden Kugeln auf den überraschten Yaominh zu, der noch reflexartig die Hand ausstreckte, als könne er die Geschosse wie Fliegen aus der Luft fischen, ohne Schaden zu nehmen.
Doch Yaominh war nicht der Auserwählte... und so war das Einzige, das ihn vor dem sicheren Tod bewahrte, Demiros breiter Rücken, der sich in letzter Sekunde in die Flugbahn der Kugeln warf und alle vier Geschosse für seinen jüngeren Bruder abfing.
Die Wucht, mit der das Blei in Demiros Körper einschlug, war so stark, dass es Yaominh nur mit Mühe gelang, den Taumelnden mit seinem Arm vor einem harten Sturz zu bewahren.
„Verdammt. Immer muss man auf dich aufpassen...“, flüsterte Demiro mit einem verzerrten Lächeln.
Ihre hilflosen Blicke trafen sich ein letztes Mal. Da war so vieles, was Yaominh noch sagen wollte... so vieles, was unausgesprochen blieb, weil ihm auf einmal die Worte fehlten...
Er versuchte mehrmals, irgendeinen Laut hervorzubringen, bis er schließlich registrierte, dass Demiro längst die Augen geschlossen hatte und nur noch leblos an seiner Brust lehnte.

Yaominh ließ ihn behutsam zu Boden gleiten und zog seinen silbernen Stab hervor. In seinem Gesicht spiegelte sich jetzt die blanke Mordlust wider. Er wusste, dieses Mal würde er nicht unterliegen. Er würde Vogt in Stücke schlagen, bis kein Fingerbreit mehr ganz an ihm war. Und wenn es den ganzen Tag dauern sollte!
Ohne auch nur für einen Moment seinen finsteren Blick von dem Bewahrer zu nehmen, der gerade dabei war, eine neue Patrone in seine Waffe zu schieben, marschierte Yaominh los.
„Yao! Nicht!“, brüllte ihm Nikita hinterher, als er endlich wieder in der Lage war, einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen.
Er setzte ihm nach, um Yaominh wenigstens nicht alleine gegen den zwar angeschlagenen, aber immer noch erstaunlich standhaft wirkenden Bewahrer antreten zu lassen.
„Warte, Yao. Der macht dich fertig!“
Nikita hatte kaum zu Ende gesprochen, als er tatenlos mit ansehen musste, wie Vogt ein weiteres Mal feuerte.
Doch diesmal reagierte Yaominh rechtzeitig und drehte sich mit einer eleganten Bewegung zur Seite weg, so dass die Kugel des Bewahrers haarscharf an ihm vorbeipfiff und statt ihn einen der im Hintergrund stehenden Scharfschützen niederstreckte.
Vogt fluchte und wollte noch einmal nachladen, aber Yaominhs durch die Luft wirbelnder Stab kam ihm zuvor und schlug ihm mit brachialer Gewalt die Pistole aus der Hand.
„Ist das alles, was du drauf hast, hä?“, schrie Yaominh außer sich vor Zorn. Dann holte er zu einem weiteren Hieb aus, unter dem sich der Bewahrer jedoch geschickt hinwegduckte, bevor er seinerseits zu einem tiefen Fußfeger ansetzte.
Yaominh spürte, wie er durch die ungeheure Kraft des Trittes förmlich aus seinen Prothesen gerissen wurde. Er versuchte zwar noch, das Gleichgewicht zu bewahren oder sich zumindest

irgendwo abzustützen, konnte jedoch nicht mehr verhindern, dass er umknickte und seinem unerbittlichen Gegner direkt in die Arme stolperte.

Nikita legte noch einen Zahn zu, aber da hatte Vogt schon einen antik anmutenden Dolch aus dem Gürtel gezogen und den benommenen Yaominh unsanft in seine Gewalt gebracht.
„Bleib, wo du bist!“, herrschte er Nikita an, während er Yaominh von hinten in den Schwitzkasten nahm und seine scharfe Klinge bedrohlich gegen den Hals des Jungen presste.
Widerwillig gehorchte Nikita und verharrte wie angewurzelt auf halber Strecke zwischen den Engelskindern und dem Bewahrer.
„Und jetzt: Legt die Fernsteuerung vorsichtig auf den Boden und geht ein paar Schritte zurück... oder ich werde dieser halben Portion hier den Hals aufschlitzen!“, drohte Vogt weiter.
„Das kannst du vergessen!“, keuchte Yaominh, so gut es ihm in seiner prekären Lage eben möglich war. „Wir verhandeln nämlich nicht mit deinesgleichen.“
Das Mädchen im schwarzgefiederten Mantel schien einen Moment zu zögern. Erst, als sich auch Nikita einmischte und sie energisch darum bat, endlich die Konsole aus der Hand zu legen, besann sie sich wieder auf das, was sie sich einst geschworen hatte: Nie wieder nachgeben! Nie wieder mitleiden! Und nie mehr ein schlechtes Gewissen empfinden!
„Töte ihn doch!“, erwiderte sie kalt. „Wenn du meinst, dass du dich dann besser fühlst... Es wird ohnehin das Letzte sein, was du in deinem Leben noch tun kannst.“
Der Bewahrer blickte nervös auf die Scharfschützen, die ihre Gewehre feuerbereit auf ihn und seine wertlose Geisel gerichtet hatten.
„Dann habt ihr jetzt wohl gewonnen, was?“, rief er ihnen zerknirscht zu, seinen Kopf so gut es ging hinter Yaominh verbergend. „Und ich habe verloren. Alle haben verloren...“
„Langsam, ganz langsam!“, bemühte sich Nikita darum, die Wogen zu glätten, da ihm der apokalyptische Ausdruck in Vogts Augen überhaupt nicht gefiel. „Es gibt keinen Grund, ihr Leben wegzuwerfen! Lassen sie Yaominh einfach los, und wir garantieren ihnen freies Geleit. Ist doch so, oder?“
Das Mädchen warf ihren Kollegen im Hintergrund einen skeptischen Blick zu, dann spuckte sie angewidert auf den Boden und zischte: „Lass ihn los, Vogt, und verschwinde von hier! Du hast unser Wort, dass wir dich nicht abknallen werden. Heute nicht...“
„Freies Geleit?“, überlegte der in die Enge getriebene Bewahrer wenig angetan. „Und wohin? In eure neue, durchgeknallte Welt? Als ein Aussätziger, gefangen in einem Land, in dem der Wahnsinn regiert?“
Yaominh verzog verächtlich das Gesicht.
„Was meinst du, wie ich mich die ganze Zeit fühle?“
Als Antwort drückte ihm Vogt den Dolch nur noch stärker an die Kehle.
„Verdammt! Habt ihr denn keine Angst um euren Freund? Denkt ihr wirklich, ich bluffe nur?“, schrie er wütend in Richtung der regungslos dastehenden Engelskinder.
Nikita tat, was er konnte, um den jetzt sichtlich aus der Spur gebrachten Bewahrer zu beruhigen.
„Hören sie...“, rief er ihm mit einer besänftigenden Handbewegung zu. „Niemand hier denkt, dass sie bluffen. Wir nehmen sie alle verdammt ernst! Und ich verspreche ihnen, dass...“

Nikita redete noch weiter auf ihn ein, aber Vogt hörte längst nicht mehr hin. Denn der Bewahrer konzentrierte sich nur noch auf Yaominh und dessen angestrengte Versuche, sich irgendwie aus der Umklammerung seines Peinigers zu befreien.
„Eine Sache habe ich bis heute nicht verstanden, Yaominh...“, flüsterte er ihm ins Ohr, nachdem er einen aufmüpfigen Kopfstoß des Jungen mit einem strafenden Schlag in dessen Genick beantwortet hatte. „Warum wollt ihr beschissenen Fanatiker lieber sterben, als so zu

leben, wie es seit Anbeginn der Zivilisation üblich ist? Mit Regeln, und Ordnung, und Führern, die es nunmal geben muss?“
„Wenn du einmal erfahren hast, was es bedeutet, wahrhaft frei zu sein...“, versuchte ihm Yaominh begreiflich zu machen. „...das ist, als ob sich dir ein Gott in all seiner Herrlichkeit offenbart. Und völlig egal, was dir die anderen erzählen werden... darüber, dass es keine Götter gibt, oder dass dieser Gott böse ist... du wirst ihnen nie wieder zuhören. Denn du weißt es einfach besser.“
Er bemühte sich, trotz der in seinen Hals schneidenden Klinge nach oben zu schauen… hinauf zu den Sternen, die allmählich im dunklen Blau des anbrechenden Morgens unterzugehen schienen, und die dennoch immer da waren und davon zeugten, dass das, was einem die Erwachsenen hier auf der Erde über Mögliches und Unmögliches erzählten, nur ein ganz kleiner Teil der gigantischen Wahrheit sein konnte.
„Schau es dir an, Vogt! Das Universum... es ist so viel mächtiger als eure beschränkte Welt und eure Regeln. Und genau deshalb werden du und deinesgleichen am Ende immer scheitern.“
Vogt grinste nur verächtlich, nahm das Messer von Yaominhs Hals, und presste es dann entschlossen gegen dessen Rücken.
„Ich sehe da nur Leere und totes Gestein.“, erwiderte er überzeugt. „Aber wenn du unbedingt meinst, dass da oben irgendwo der kleine Prinz wohnt und alles besser weiß... dann richte ihm einen lieben Gruß von mir aus!“
Dann stieß er ihm den Dolch brutal in den Rücken, bis die Klinge auf der anderen Seite wieder aus der Brust austrat und Yaominh blutspuckend zu Boden sank.
Wie in extremer Zeitlupe sah Nikita ihn fallen. Er sah den ungläubigen Ausdruck in seinen Augen... sogar die vorbeieilenden Kugeln der Scharfschützen glaubte er zu erkennen, die mit tödlicher Präzision nur wenige Zentimeter über Yaominhs Kopf hinwegflogen und den dahinterstehenden Bewahrer unbarmherzig mit sich in die Ewigkeit rissen.
Doch für Vogts blutiges Ende interessierte sich Nikita am Allerwenigsten, als er in Riesenschritten zum Ort des Geschehens stürmte.
Stattdessen brach eine Flut von Erinnerungen über ihn herein… unauslöschliche Erinnerungen an die glückliche Zeit im Kreis der Familie, die Scheidung seiner Eltern, das erste Treffen mit Yaominh, dem traurigsten Jungen, den er je kennengelernt hatte... an die tristen Jahre danach, die er damit verbracht hatte, irgendwelchen ständig wechselnden Träumen hinterher zu jagen und schließlich angesichts ihrer Unerfüllbarkeit zu resignieren... All das zog in Sekundenbruchteilen an ihm vorbei. Sein gesamtes Leben... als wäre er selbst an Yaominhs Stelle vom Dolch des Bewahrers durchbohrt worden.

Endlich hatte Nikita seinen Freund erreicht, der immer noch auf seinen Arm gestützt auf dem Boden kauerte und mit bleichem, nassgeschwitztem Gesicht den untergehenden Mond anstarrte.
Zunächst schien er Nikita überhaupt nicht wahrzunehmen.
Erst, als dessen zitternde Hand ungestüm seine Schulter berührte und Nikita die wie unbeteiligte Statuen dastehenden Engelskinder verzweifelt um Hilfe anflehte, drehte sich Yaominh langsam zu ihm herum und flüsterte:
„Du hast wirklich eine verdammt beschissene Nacht erwischt, um die Gegenwelt kennenzulernen... aber... es war nicht immer so wie heute... Wir hatten auch eine Menge Spaß zusammen. Das kannst du mir glauben…“
„Und wir werden wieder Spaß haben, Yao!“, erwiderte Nikita unter Tränen. „Gib jetzt bloß nicht auf, hörst du?“
Nun kam endlich auch das Mädchen zu den beiden dazu und betrachtete kopfschüttelnd die blutig aus Yaominhs Brust herausragende Dolchspitze.

„Red keinen Unsinn, Nikita! Jeder hier sieht, dass er sterben wird. Du willst ihn doch nicht etwa mit einer Lüge in den Tod verabschieden? Oder wozu soll dieses Geschwätz sonst gut sein?“
„Du verdammte gefühllose Hexe!“, schimpfte Nikita zornig. Wenn er nicht beide Hände benötigt hätte, um Yaominhs immer schwerer werdenden Körper zu stützen, der langsam nach vorne wegzusinken drohte, wäre er ihr zweifellos an die weißgeschminkte Gurgel gesprungen.
Das Engelskind allerdings blieb ganz gelassen.
„Reg dich ab, Kleiner! Er stirbt als Märtyrer. Ein guter Tod!“
„Ein guter Tod?“, erwiderte Nikita aufgebracht. „Yao ist keiner von euch... und erst recht kein Märtyrer, klar? Er ist einfach nur mein bester Freund, und sonst nichts!“
Er hätte ihr gerne noch mehr gesagt, aber als er spürte, wie Yaominhs Hand auffordernd an seinem Ärmel zupfte, schluckte er es runter und drehte sich wieder zu ihm.
„Lass sie, Niki!“, flüsterte Yaominh mit kraftloser Stimme. „Sie... sie meint es nicht böse. Sie ist nur ein bisschen verrückt.“
„Ja, verrückt...“, murmelte Nikita abwesend, während er auf das immer roter werdende Shirt seines Freundes starrte.
Was auch immer Nikita in seinem jungen Leben schon für mögliche und unmögliche Wunschträume gehabt hatte... eine heile Familie zu haben, ein schnelles Auto, die Welttournee mit seiner Lieblingsband... er hätte sie in diesem Moment allesamt dafür eingetauscht, dass Yaominh nur ein einziges Mal echtes Glück erfahren durfte.
Echtes Glück, wie zum Beispiel...
Nikita musste grinsen, denn ihm wollte beim besten Willen kein Beispiel für so etwas einfallen. Aber das war ok.
Endlich dämmerte ihm nämlich, was seine Aufgabe in dieser tragischen Geschichte war... weshalb das Schicksal in dieser Nacht ausgerechnet ihn hierher auf diesen Staudamm verschlagen hatte.
Nicht, um die Welt zu retten. Nicht, um den Helden zu spielen.
Nein... nur, um diesen einen, wichtigsten aller Träume Wirklichkeit werden zu lassen.
Echtes Glück für denjenigen, der es von allen am meisten verdient hatte...
Glück für Yaominh.

Nikita schossen Auszüge der Unterhaltung in den Sinn, die dieser geheimnisvolle Professor damals mit Markus geführt hatte.
„Wisst ihr... ich habe doch nur eine Tür gesucht. Eine Tür in der Welt, um meine Familie und andere Familien vor diesem ganzen Wahnsinn retten zu können. Wäre ich erfolgreich gewesen, hätten es die Nazis nie mitbekommen... und ihr auch nicht! Alles wäre gut geworden, und meine Familie wäre...“
„Wäre verschwunden! Auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Machen sie sich doch nichts vor, Professor! Ein Dimensionstor, durch das man im Falle eines großen Krieges seine Angehörigen in Sicherheit bringen kann, wie mit einer Arche Noah... so ein Quatsch!
Alles, was sie in den letzten Jahren Forscherei entwickelt haben, ist eine Möglichkeit, Menschen in Luft aufzulösen. Ohne Chance, sie irgendwie zurückzuholen.
Sowas nenne ich eine Waffe. Und als solche sollten wir sie endlich auch einsetzen!“

Aber was, wenn der Professor nun Recht hatte? Wenn es überhaupt keine Waffe war, sondern lediglich ein Tor in eine bessere, sichere Welt?
Nikita wusste natürlich, dass die Chance dafür verschwindend gering war. Aber nichts anderes als diese eine Chance war ihm noch geblieben... und schlimmer werden konnte es jetzt sowieso nicht mehr, ganz egal, was er tat.

Daher lehnte er Yaominh vorsichtig an das Geländer des Staudamms und flüsterte: „Versuch dich nicht zu rühren. Ich bin gleich wieder da...“, bevor er sich zu dem abgelenkten Engelsmädchen umdrehte und ihr mit einer blitzschnellen Bewegung die Fernsteuerung aus der Hand riss.
Im Hintergrund legten schon wieder die beiden verbliebenen Scharfschützen an… doch das Mädchen hielt sie mit einer schroffen Geste zurück.
„Was soll das werden, rätselhafter Nikita?“, fragte sie zwar ein wenig überrascht, aber nicht ohne Anerkennung.
Nikita warf ihr einen eindringlichen, stechenden Blick zu.
„Ihr wollt die Welt also ganz für euch haben, ja? Weißt du was? Ich schenke sie euch! Macht damit doch, was ihr wollt. Errichtet euer Reich... Ist mir egal. Ich gehöre nicht länger in diese Welt, und habe es wahrscheinlich noch nie getan!“
Dann drehte er sich zu Yaominh, der ihn mindestens ebenso ratlos anschaute wie die umstehenden Engelskinder, aber kaum noch in der Lage war, mit seinen Lippen einen halbwegs verständlichen Satz zu formulieren.
„Weißt du noch, Yao? Damals, auf dem Bahnübergang?“, versuchte ihm Nikita zu erklären.
„Ich habe dir damals das Leben gerettet, gegen deinen Willen. Und ja, du hast Recht... nur aus Eigennutz heraus. Ich gestehe!
Ich habe in deinem Namen über dein Leben entschieden... und ob ich wollte oder nicht, habe ich dir an jenem Tag ein Versprechen gegeben. Das Versprechen von einem besseren Leben, von dem ich genau wusste, dass ich es nie würde halten können.
Doch jetzt...“
Er schaute wie gebannt auf den roten Knopf unterhalb seines Zeigefingers.
„Jetzt ist die Zeit gekommen, es endlich einzulösen.“

Yaominh konnte nur noch „Nein, warte!“ sagen... dann betätigte Nikita den Auslöser.
Die Engelskinder ließen hastig ihre Waffen fallen, setzten ihre dunklen Schutzbrillen auf und warfen sich dann mit vors Gesicht gehaltenen Armen auf den Boden, wie Gläubige, die die Ankunft ihres gleißend hellen Heilands erwarteten.
Nahezu gleichzeitig begann die Strahlenkanone, ein tiefes, unnatürliches Brummen von sich zu geben.
Für einen Moment glaubte Nikita, einen blau leuchtenden, elektrischen Impuls wahrzunehmen, der sich von der spiralförmigen Antenne des Apparats rasend schnell auf die Wasseroberfläche zubewegte.
Im See unterhalb von ihnen bildete sich daraufhin ein kleiner Strudel. Ein blubberndes Geräusch ertönte, ein paar leichte Wellen brandeten an der Staumauer... dann war auf einmal wieder alles genauso still und unscheinbar wie zuvor.
„Wie? Ist das etwa alles gewesen?“
Nikita schaute sich ratlos um.
Die Engelskinder kauerten noch immer wie die Salzsäulen neben ihrer Wunderwaffe...
Yaominh atmete unregelmäßig und bemühte sich um ein bitteres Grinsen, auch wenn es ihm sichtlich Schmerzen bereitete.
„Das scheiss Ding ist kaputt... oder... oder es hat nie funktioniert...“
Nikita antwortete nicht.
Stattdessen formte er seine rechte Hand zum Stinkefinger und reckte sie nur stumm in den Himmel empor. Ein angewiderter Gruß an Gott… an diesen sadistischen Bastard, vor dem Nikita nun endgültig jeglichen Respekt verloren hatte... auch wenn er es sich ja eigentlich hätte denken können, dass der Kerl da oben einen gewöhnlichen Sterblichen wie ihn nicht einfach so in sein abartiges Drehbuch hineinpfuschen lassen würde.

„Hey, siehst du den Mond? Es... es sind zwei!“, stammelte Yaominh plötzlich und deutete aufgeregt in Richtung Horizont. „Es sind auf einmal zwei Monde!“
„Was meinst du?“
Nikita drehte sich neugierig um, konnte aber nichts erkennen, was in irgendeiner Weise nach zwei Monden ausgesehen hätte.
Nein... es war eigentlich alles wie immer...
Yaominh rappelte sich dennoch auf, so gut es ihm eben möglich war, und starrte fasziniert in den wolkenlosen Morgenhimmel.
„Das bin ja ich!“, rief er fasziniert. „Siehst du das nicht, Niki? Da bin ich... und ich habe meine Beine wieder! Ich bin irgendwo in meiner Heimat und spiele Fußball...“
„Ach ja?“, antwortete Nikita, der eher den Eindruck hatte, dass Yaominhs sterbendes Gehirn das alles nur zusammenphantasierte. „Das ist schön.“
„Ey, das glaubst du nicht, Niki! Da... da oben bin ich, und Markus, und Demi... sie leben noch... und... mein schwarzgefiederter Engel... wir sitzen zusammen auf einem Motorrad, uns gehört jetzt die ganze Welt...“
Nikita wollte ihm verständnisvoll die Hand auf die Schulter legen.
Aber sie glitt durch Yaominh hindurch wie durch einen Geist.
„Verdammte Scheisse, was passiert hier?“, fragte Nikita geschockt, während er auf einmal ein unnatürliches, immer stärker werdendes Flimmern vor seinen Augen bemerkte.
Irgendeine unsichtbare Macht zog die Landschaft auseinander... als ob sich jeder Baum, jeder Stein und jedes lebende Wesen um ihn herum wie eine Zelle zu teilen begannen, um sich an anderer Stelle wieder zu völlig neuen Gebilden zusammenzufügen.
„Wie kann es uns zweimal geben...“, stammelte Yaominh. „Das ist unmöglich!“
„Ist es nicht...“, entgegnete Nikita baff, denn mittlerweile konnte er auch sich selbst auf den dunkelblauen Morgenhimmel projiziert sehen.
Er trug eine Uniform der nationalen Volksarmee und marschierte auf irgendeiner Parade, vorbei an einigen prominenten Parteigenossen, unter denen er auch einen stark gealterten Erich Honecker und Gregor Gysi auszumachen glaubte.
„Die Mauer ist nie gefallen... es gab nie eine Wiedervereinigung!“, ahnte Nikita, ohne auch nur im Geringsten erklären zu können, woher er diese Gewissheit so urplötzlich nahm.
„Nur eine von vielen möglichen Realitäten. Vielleicht gibt es Billiarden davon...“, stellte Yaominh ungläubig fest. „Und jetzt fangen sie an, sich zu vermischen... Sieh nur, da!“
Nikita bekam es allmählich mit der Angst zu tun.
Wohin er auch schaute, alles war voller unterschiedlicher Landschaften, voller komplett verschiedener Versionen seiner selbst.
Er sah sich zitternd in einem tiefen Schützengraben kauern... und obwohl er sich absolut sicher war, noch nie an einem solchen Ort gewesen zu sein, wusste er instinktiv, dass er gerade die Reste des Deutschen Reiches gegen die anrückenden Truppen der chinesischen Föderation verteidigte... in dem letzten aller Weltkriege, irgendwo in der glühend heißen turkmenischen Steppe.
Nikita wandte sich erschrocken ab.
Da war sein Vater, bleich und betrunken, über den zerschmetterten Körper seines Sohnes gebeugt, im kalten, sterilen Seziersaal der Gerichtsmedizin... doch auch dieses Bild wurde in Sekundenbruchteilen wieder auseinandergerissen und von einer Szene überlagert, in der Nikita mit kahlgeschorenen Haaren auf einen hilflosen Afrikaner einprügelte.
Er spürte jeden einzelnen Schlag, als ob er gerade live dabei war... spürte das klatschende Geräusch von schweißnasser Haut, das spritzende Blut und die splitternden Knochen.
Er sah sich mit einem unbekannten Mädchen in einem sommerlichen Kornfeld liegen... oder war es ein Krankenbett? Ein Krankenbett in einem stickigen Krankenzimmer, wo er genau in diesem Moment mit zwei dick eingegipsten Beinen aufzuwachen begann?

„Da bist du ja wieder...“, hörte er die hilflose Stimme seines Vaters faseln. „Was machst du nur für Sachen, mein Junge?“
Sein alter Herr stellte ihm Blumen auf den Tisch, doch die Blumen wurden sofort welk... und da war auch kein Bett mehr, sondern nur noch ein moosbewachsener Grabstein.
Nikita fühlte, wie ihn ein ungeheuer schlimmer Brechreiz überkam.
Alles, was irgendwie hätte passieren können, passierte scheinbar in diesem einen Augenblick. Dazu noch dieser grelle Pfeifton, den er anfangs kaum bemerkt hatte, der nun aber immer lauter und unerträglicher zu werden schien... als ob es nur noch eine Frage von Sekunden war, bis sein Hirn angesichts dieser ungewohnten Reizüberflutung kapitulieren und in tausend kleine Teile zerspringen würde.
Und wo waren nur all die anderen? Wo war Yaominh?
Er konnte sie längst nicht mehr sehen... aber er sah jetzt wieder das Krankenbett und spürte, wie die Schmerzen in seinen Beinen immer heftiger wurden. Irgendetwas zog ihn in diese trostlose Welt... und er wusste nicht, wie lange er der unheimlichen Kraft noch widerstehen konnte.
„Ist es hier?“, dachte er, und wandte sich verzweifelt hin und her, um den Anblick der hellgrauen Krankenzimmerwand von sich abzuschütteln. „Hier, wo ich erwachen werde?“

„Niki, was soll ich tun? Das alles ist so... verrückt...“, tropfte auf einmal Yaominhs verzerrte Stimme aus der Infusionsflasche über Nikitas Bett, floss in seine Vene, und eröffnete ihm wieder für einen kurzen Moment den Blick auf den Staudamm... doch bis auf die Leichen von Vogt und Demiro und die um ihr Geschütz herum auf dem Boden kauernden Engelskinder konnte er dort keine weiteren Personen ausmachen. Jedenfalls keinen Yaominh und keinen Nikita...
„Konzentriere dich!“, versuchte Nikita seinen Freund durch all die unbekannten Welten hindurch zu erreichen. „Du musst dich auf die Welt konzentrieren, in die du gelangen möchtest. Hörst du, Yao? Ich glaube, du hast die Chance, endlich glücklich zu werden! Such dir eine Welt aus, die dir gefällt... und dann spring hinein und... vergiss...!“
Nikita spürte, dass seine Stimme mittlerweile aus einer völlig anderen Richtung kam als seine Gedanken.
Er war zwischen den Dimensionen hindurchgeglitten... hatte rechts und links, oberhalb und unterhalb von sich anderen Versionen seiner selbst beim Leben zugeschaut und versucht, mit seinen Instruktionen irgendwie zu Yaominh durchzudringen.
Vielleicht hätte er die Zeit besser dazu nutzen sollen, um sich selbst eine Welt herauszusuchen, in der er meinte, glücklich werden zu können...
Jetzt war es zu spät für Nikita, denn er fühlte ein übermächtiges Ziehen in seinem ganzen Körper. Der Dimensionskanal schloss sich wieder, und Nikita wurde ausgespiehen wie der nicht in diese Sphären gehörende Fremdkörper, der er war.
Er sah ein Bett... kein Krankenbett, eher gemütlich, die Bettwäsche mit irgendwelchen Manga-Motiven verziert. Darin lag er selbst, oder zumindest das, was er in jener Welt darstellte... zusammengekauert, ängstlich das Kopfkissen umarmend... ganz offensichtlich in einen schlimmen Alptraum versunken.
Der Sog wurde immer stärker. Nikita hatte das Gefühl, in höllischer Geschwindigkeit auf die Größe eines Atoms zu schrumpfen. Seine Augen wurden in den Schädel gepresst wie in einer außer Kontrolle geratenen Zentrifuge. Und er hörte sein Herz pochen... so laut, als wollte es ihm jeden Moment wie ein explodierender Feuerwerkskörper aus der Brust springen.
Irgendwie konnte Nikita in diesem Moment gar nicht anders, als trotz seines Stolzes Gott und die Heilige Scheisse inständig darum zu bitten, ihm gnädig zu sein und ihm wenigstens ein kleines bisschen Leben zuzugestehen...
Irgendwo... als irgendjemand... am Besten im Körper eines Schwachsinnigen... unfähig, über die Welt nachzudenken, die er gerade eben eigenhändig zerstört hatte. Und vor allem ohne

jede Erinnerung an diesen einen Freund, der ihm für ein paar Stunden seiner beschissenen Existenz das wunderbare Gefühl gegeben hatte, nicht mehr alleine zu sein. Nie wieder alleine sein zu müssen.

Dann spürte Nikita den Aufprall.
Die fünfundsechzig Tonnen einer in voller Fahrt befindlichen Diesellok mähten ihn gnadenlos um.
Er fühlte den rasenden Schmerz, als er zwischen ihre Räder geriet, sich der glühende Stahl in seine Haut einbrannte und Arme, Beine und seinen Schädel in kleine, handliche Fetzen zerteilte, bevor er mit seiner gesamten Umgebung in einem geräusch- und gegenstandslosen Nichts verschwand.
Exitus.
...
..
Hatte er letztlich doch nur phantasiert?
War nun endlich alles vorbei?
Oder war das, was ihm soeben widerfahren war, nur der Anfang vom Fegefeuer? Die ewig andauernde Rache eines eitlen Gottes, der niemals verzeihen würde, dass ihm Nikita durch sein eigenmächtiges Handeln einen liebevoll vorbereiteten Gag ruiniert hatte?

Epilog 1

„Niki! Niki, wach auf!“
War da was?
Jemand schien ihn zu rufen... anfangs noch zaghaft, dann immer lauter und eindringlicher.
Nikita öffnete vorsichtig die verklebten Augen, hielt sich aber gleich darauf schützend die Hand davor, da er sich offensichtlich in einem ziemlich hellen, sonnendurchfluteten Raum befand.
Hatte da gerade wirklich jemand zu ihm gesprochen, oder gehörte die Stimme noch immer zu seinem Traum?
Nikita vermutete Letzteres, zumal es sich fast ein wenig nach Yaominh angehört hatte... und er verfluchte leise, dass er anscheinend nicht schwachsinnig geworden war und noch immer all diese Erinnerungen mit sich herumtrug.
Ganz langsam bewegte er seine Beine, betastete prüfend sein Gesicht, dann einige andere wichtige Stellen seines Körpers.
Alles schien an einem Stück und an seinem gewohnten Platz zu sein... zumindest, so weit man das auf den ersten Blick erkennen konnte. Selbst sein gebrochenes Handgelenk war wieder genauso schmerzfrei einsatzfähig wie in all den Jahren zuvor.

„Was ist denn? Hast du wieder einen bösen Traum gehabt?“
Jetzt erst realisierte Nikita, dass da tatsächlich noch jemand in seinem Zimmer sein musste.
Er blinzelte angestrengt gegen das Licht, wo er schemenhaft eine Gestalt zu erkennen glaubte.
Aber es dauerte noch einige Sekunden, bis sich seine Augen endlich an die Helligkeit des neuen Tages gewöhnt hatten und er wieder einigermaßen klar sehen konnte.
Er befand sich in einer kleinen Wohnung… spärlich eingerichtet, mit einigen Postern an der Wand, die Nikita eigenartig vertraut erschienen. Vor der Tür lehnte ein gebrauchter Rollstuhl, der, wie Nikita ohne lange nachzudenken wusste, schon eine ganze Weile nicht mehr benutzt worden war.
Am anderen Ende des Bettes, direkt vor seinen ungläubigen Augen, stand der auf eine Krücke gestützte Yaominh. Der selbe Junge mit den selben Narben... durch die etwas kürzeren Haare und die blaue Jogginghose vielleicht ein wenig unspektakulärer wirkend, aber sonst kein

bisschen anders als der, von dem sich Nikita gerade eben für immer verabschiedet zu haben glaubte.
„Wie du mich anschaust...“, meinte Yaominh mit einem Lächeln im Gesicht. „Bin ich denn ein Geist?“
„Ja, das heißt, nein... Du bist einfach nur verrückt!“, erwiderte Nikita, von einer merkwürdigen Mischung aus Freude und Verärgerung erfüllt.
„Du hast die freie Auswahl zwischen unzähligen Welten gehabt... Das hattest du doch, nicht wahr? Und da nimmst du dir ausgerechnet diese hier? Ich meine, du bist immer noch ein Krüppel, und diese Bude sieht nicht unbedingt danach aus, dass wir all zu viel Kohle zur Verfügung hätten... Also was soll das, Yao?“
Nikita ahnte schon, dass sein alter Freund gleich einen lässigen Spruch loslassen würde wie: „Irgendjemand muss doch auf dich aufpassen!“ oder etwas in der Art. Doch Yaominh wirkte eher verwundert als schlagfertig.
„Ich versteh kein Wort, Alter! Hast du zu viel gekifft? Ich hab extra gewarnt: Achmeds Dope ist heftiger als der übliche Scheiß! Wer nicht hören möchte, wird fühlen. Heißt doch so, oder?“
„Was?“
Nikita musterte Yaominh von oben bis unten, als ob er sich vergewissern wollte, auch wirklich das Original und keine billige Fälschung vor sich zu haben. Sprach der Junge nicht irgendwie anders als sonst? Weniger flüssig, und mit einer etwas undeutlichen Aussprache?
„Versuch dich zu erinnern, Yao! Na los! An das, was letzte Nacht geschah... das Ende der Welt...“
„Klar!“, erwiderte Yaominh überzeugt. „Klar, ich erinnere mich daran! Wir saßen unten am Fluss. Haben Bier getrunken, Musik gehört, in die Sterne geschaut... Ich weiß noch, du wolltest unbedingt da hoch. Weg von hier. Hast die ganze Welt zum Teufel gewünscht. Und ich hab gesagt...“
„Da ist sie längst angekommen.“, ergänzte Nikita instinktiv, ohne so richtig zu realisieren, woher er das überhaupt wissen konnte.
„Ja, genau das. Also was ist los mit dir?“

Noch immer ein wenig benommen rappelte sich Nikita auf und streckte sich, um die letzten Reste dieser völlig verkorksten Nacht aus seinem Körper zu drücken.
„Ich... ich hatte einen ganz eigenartigen Traum, Yao.“, begann er schließlich den Versuch einer Erklärung. „Der Traum zog sich über viele Jahre hin. Und in diesem Traum bin ich damals nicht mit dir in den Westen gegangen, sondern zu Hause in Bitterwalde geblieben. Wir haben uns dann jahrelang nicht gesehen. Mir ging es total dreckig, und du warst auf einmal in so einem anarchistischen Geheimbund... du hast mir das Leben gerettet, und du hast außerdem verdammt gut Kung-Fu gekonnt!“
„Kung-Fu?“, grinste Yaominh, während er kopfschüttelnd an sich runter schaute. „Ich wäre ja schon froh, wenn ich endlich vernünftig Treppen steigen könnte... Und dir das Leben gerettet, Niki? Du rettest doch meins, Tag für Tag. Hab ich nicht Recht?“
„Nein, nein...“, wiegelte Nikita ab. „Ich habe in dem Traum gesehen, was aus mir geworden wäre, ohne dich. Glaub mir: Du hast mein Leben definitiv gerettet! Und das nicht nur einmal...“
„Und wie mache ich das?“, fragte Yaominh verwirrt.
„Einfach so.“, sagte Nikita. „Indem du da bist, wenn die anderen nicht da sind. Zuhörst, wenn keiner sonst zuhört. Aber was noch viel wichtiger ist: Du gehörst genausowenig in diese Welt wie ich. Wir sind beide Strandgut, das nie für diese steinige Küste bestimmt war. Und doch sind wir hier...“
Nikita kletterte aus dem Bett, schlüpfte in seine Pantoffeln und schlappte dann verkatert durch die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung im dritten Stock eines baufälligen Altbaus, die ihnen erst

kürzlich nach zähem Ringen mit dem Jugendamt und etwas Unterstützung von seiner Mutter zugesprochen worden war.
War das hier wirklich die Realität? Die einzig wahre, unwiderrufliche Realität?
Nur ganz langsam, Stück für Stück, kehrten all die Erinnerungen wieder zu Nikita zurück. Wie er damals die Ärzte und seine Eltern so lange in den Wahnsinn getrieben hatte, sogar kurzzeitig in den Hungerstreik getreten war, bis sie ihn endlich als Begleitung von Yaominh mit in den Westen gehen ließen. Yaos kleine, aber spürbare Fortschritte beim Gehen und Erlernen der Sprache... das endgültige Zerwürfnis mit Nikitas Vater, der es einfach nicht verstehen konnte, dass sein einziger Sohn die Schule schleifen ließ, schließlich die begonnene Ausbildung abbrach, betteln ging und sich mit zwielichtigen Gestalten herumtrieb... und das alles nur wegen einem Behinderten, mit dem er noch nicht einmal verwandt war.
„Bester Freund hin oder her.“, hatte ihm sein Vater bei ihrem letzten Treffen vorgehalten. „Man verlässt vielleicht seine Freunde für einen guten Job... aber niemand, der klar bei Verstand ist, gibt für einen Freund seine Zukunft auf!“
„Ja, das stimmt.“, hatte ihm Nikita daraufhin trotzig geantwortet. „Deshalb ist die Welt, in der wir leben, auch so beschissen. Genau aus diesem Grund!“
Allein der Gedanke daran, unter lauter Menschen zu leben, die so sehr mit der Planung ihrer Zukunft beschäftigt waren, dass sie das Wahrnehmen der Gegenwart für unnütze Zeitverschwendung hielten, verursachte bei Nikita schon Brechreiz.
Und vielleicht war es genau das, was ihm an Yaominh am allermeisten gefiel: Dass der nie gelernt hatte, auf diese rationale, westliche Weise zu denken. Yaominh dachte wie ein Straßenkämpfer. Was zählte, war allein der Moment... nicht der morgige Tag, oder ob man in ein paar Jahren vielleicht einen guten Job haben würde.
Er würde nie auf die Idee kommen, einen Bausparvertrag abzuschließen, und wenn man nicht aufpasste, konnte er einen ganzen Monatslohn für Süßigkeiten ausgeben, nur weil er gerade Appetit danach verspürte.
Aber als Ausgleich bekam man mit ihm einen Freund, der einem immer die volle Aufmerksamkeit entgegenbrachte... der einem nie das Gefühl gab, dass da irgendwelche Pläne in seinem Hinterkopf schlummerten, die ihm mehr bedeuten könnten als dieser eine Augenblick, in dem man sich gegenübersaß und Gemeinsamkeit atmete.

Auf einmal erschien Nikita alles so klar, als ob er nie ein anderes Leben gelebt hätte.
Und dennoch...
Die andere Version seiner Existenz, die einsame Zeit im Plattenbau, die Selbstmordgedanken... das alles hatte kein bisschen weniger real gewirkt.
Gab es dieses andere Leben wirklich?
Und wenn ja... was war dann aus dem anderen Yaominh geworden? Aus dem Jungen, für den er in seinem Traum die halbe Menschheit zur Hölle geschickt hatte?
Das heißt... hatte er sie wirklich zur Hölle geschickt? Oder doch einfach nur transferiert, in eine Art Paralleluniversum?
Hatte der andere Yaominh vielleicht doch auf ihn gehört und sich eine bessere Existenz rausgesucht? Und der, der ihm jetzt auf der Bettkante gegenübersaß, war dann...?
Nikita strich sich angestrengt durch die Haare. Das war einfach alles zu viel für sein kleines, überfordertes Hirn… und irgendwie hatte er nicht das Gefühl, dass ihm der Yaominh dieser Welt eine sinnvolle Erklärung für dieses ganze Chaos abliefern konnte.
„Sag mal... kannst du dir vorstellen, dass es uns mehrmals gibt?“, wagte Nikita mangels besserer Ideen schließlich trotzdem einen Versuch. „Vielleicht sogar viele Billiarden Mal? Dass wir zur selben Zeit in ganz unterschiedlichen Dimensionen parallel existieren?“
Yaominh stutzte erst, dann zuckte er ratlos mit den Achseln.
„Ich glaube nicht. Zu was soll das gut sein?“

„Ja...“, erwiderte Nikita nachdenklich. „Das ist die richtige Frage, Yao. Wozu sollte es gut sein... und wie könnte es überhaupt funktionieren?“
„Weißt du... Star Trek...“, überlegte Yaominh. „Captain Picard und so weiter. Das fällt mir gerade wieder ein. Eine Folge, als sie die bösen Versionen von sich selbst getroffen haben. War das nicht so etwas, wie du meinst?“
Nikita wurde hellhörig.
„Ohje, das ist schon eine ganze Weile her. Weißt du vielleicht noch, wie die Erklärung dafür gelautet hat? Ein Wurmloch? Das Q-Kontinuum?“
„Ein Unfall beim Beamen vielleicht?“, erwiderte Yaominh unsicher. „Aber ist doch egal. Das ist alles frei erfunden! Niemand ballert da oben mit Photonentorpedos rum. Das hast du selbst gesagt.“
„Nur angenommen...“, ließ Nikita nicht locker. „Nur mal angenommen, es wäre möglich, und ich wäre irgendwie aus einer anderen Dimension in diese hier gerutscht, oder gebeamt worden, was weiß ich...“
„War es dort, wo du herkamst, denn schöner als hier? Willst du dahin zurück?“, fragte Yaominh mit dem treuherzigen Blick eines Waisenknaben, der Angst hatte, dass ihn seine Gastfamilie wieder zurück ins Heim schicken würde.
„Nein... nein, überhaupt nicht!“, versicherte ihm Nikita aufrichtig. „Ich meine, ich will einfach nur wissen, ob das alles nur ein Traum war... oder ob ich wirklich dort gewesen bin.“
„Wozu? Wo ist der Unterschied, wenn du gar nicht zurück willst?“
„Der Unterschied...“, grübelte Nikita. „Der Unterschied ist, wenn es Wirklichkeit gewesen wäre, dann... dann wärst du nicht mehr du, und ich wäre nicht mehr wirklich ich. Wir wären beide nur eine Momentaufnahme unserer selbst. Wie bei einem Foto, verstehst du? Auf dem einen bist du traurig, auf dem anderen lächelst du... aber es bist nie wirklich du. Es zeigt immer nur den Teil von dir, der du in dem Augenblick warst, als der Fotograf auf den Auslöser gedrückt hat. Es ist nicht repräsentativ für dich!
Repräsentativ wird es erst, wenn du all diese Fotos übereinanderlegst und einen Film daraus machst.
Alle unsere gelebten Leben zusammengenommen ergeben irgendwann vielleicht erst unser wahres Ich. Aber jedes einzelne für sich betrachtet sagt kaum etwas darüber aus, wer wir wirklich sind...“
Nikita konnte deutlich erkennen, dass sich Yaominh vergeblich darum bemühte, seinen wirren Gedanken zu folgen, denn er schüttelte nur noch grinsend den Kopf und meinte: „Du redest so anders als sonst. Das ist verrückt. Aber ich glaube dir!“
„Du glaubst mir? Wow!“, freute sich Nikita, auch wenn er ganz genau wusste, dass ihm Yaominh selbst dann glauben würde, wenn er ihm erzählt hätte, gestern Nacht auf der Brücke der Enterprise gewesen zu sein.
Aber umgekehrt war es nicht viel anders... er hätte Yaominh auch alles geglaubt, denn sie waren Waffenbrüder und standen Rücken an Rücken im Kampf gegen eine verständnislose Welt. Da musste man einfach Prioritäten setzen.

Nikita ging eigenartig vergnügt zum Fenster. Vorbei an dem kleinen Beistelltisch, auf dem sich mehrere ungezahlte Rechnungen und Mahnbriefe von irgendwelchen Ämtern stapelten. Er schaute nach draußen, auf den in der Ferne vorbeirauschenden Verkehr. Menschen eilten geschäftig durch die Stadt, erledigten ihre Einkäufe, verkauften, arbeiteten, hetzten... und fütterten mit ihrem geschäftigen Fleiß gleichzeitig auch all jene Bürokraten-Pisser durch, die einem das Leben manchmal so verdammt kompliziert machen konnten, und in deren Augen Nikita und Yaominh nicht viel mehr waren als zwei weitere lästige Problemfälle in ihren Statistiken.
Doch für die hatte Nikita in diesem Moment nur ein mildes Lächeln übrig.

Überhaupt fühlte er sich mit einem Male unglaublich frei, allen Widerständen und menschlichen Dummheiten zum Trotz, die ihn und Yaominh schon so oft an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten.
Denn ganz egal, ob er sein früheres Leben und die Begegnung mit den Gegenweltlern nur geträumt hatte oder nicht... es würde im Grunde nicht das Geringste daran ändern, dass die Gegenwelt längst existierte.
Sie existierte, wann immer jemand sehnsuchtsvoll seine Hand danach ausstreckte. In den Herzen aller Deserteure, die sich der großen, stinkenden Maschine entzogen und ihren eigenen, stolzeren Weg einschlugen.
Vielleicht völlig unspektakulär, ganz ohne dass sie ihrer Idee einen speziellen Namen gaben und auf Flugblättern dafür Werbung machten... einfach nur ganz privat, für sich selbst und die wenigen Menschen, die ihnen wirklich etwas bedeuteten.
So, wie Nikita und Yaominh es taten.
Und Nikita wusste: Auch, wenn ihre kleine, persönliche Gegenwelt nur zwei Personen umfasste und sie weder über Waffen noch über das Vermögen von Cyrus van Ganten verfügten... sie war es mindestens ebenso wert, dafür zu sterben, wie die große. Doch was Nikita in diesem Augenblick ungleich bedeutsamer erschien: Sie war es sogar wert, für sie zu leben. Zu leben, zu lachen, und manchmal auch zu weinen.
Zumindest lachen konnte Nikita schon wieder.
Vielleicht zum ersten Mal überhaupt fand er Gottes kranken Humor wirklich witzig... und das, obwohl er die Pointe noch nicht einmal ansatzweise verstanden hatte.
Aber eine Sache war ihm durch alles, was in der letzten Nacht geschehen war, unweigerlich klar geworden:
Leben ist anders. Ganz anders, als sie es einem in der Schule beizubringen versuchen... und auch anders, als es in der Bibel oder anderer Trivialliteratur behauptet wird.
Leben ist der Versuch des Schicksals, dich deiner wertvollsten Träume zu berauben. Wenn du widerstehst, darfst du dich irgendwann vollständig fühlen. Gibst du dagegen nach und lässt es geschehen, wirst du am Ende deines Lebens einen wichtigen Teil von dir vermissen.
Und dann werden die Karten neu gemischt, und alles geht wieder von vorne los...

Epilog 2

Januar 2135, in einer völlig anderen Dimension.
Der junge Bioethik-Student Olaf Berger trottete gedankenversunken den schneebedeckten Gehweg seiner Heimatstadt Dessau entlang... vorbei an den zahllosen, hell leuchtenden Hologrammtafeln, die auf die große Parade hinwiesen, welche Ende des Monats in Berlin abgehalten werden sollte.
Fünfzig Jahre Vereinigte Staaten von Europa.
„Wen interessiert's...“, dachte Olaf kopfschüttelnd, denn er hatte momentan wahrlich andere Sorgen.
Seit nämlich bei einer unangekündigten Blutuntersuchung herausgekommen war, dass er über einen längeren Zeitraum hinweg illegale Drogen konsumiert hatte und er deshalb um ein Haar von der Uni geflogen wäre, musste er einmal die Woche zu einem dieser dämlichen Resozialisierungsseminare gehen.
„Auch, wenn es sich nur um Tabak gehandelt hat.“, hatte ihm der Rektor damals mahnend erklärt. „Wir dulden hier keine Regelverstöße. Glauben sie mir, Herr Berger, es ist nur zu ihrem Besten! Davon abgesehen: Wenn wir bei jedem angeblich harmlosen Verstoß unserer Studenten ein Auge zudrücken würden, dann hätten wir hier bald asiatische Verhältnisse. Chaos und Anarchie. Die Straßen fest in den Händen der Yakuza. Polizisten und gewählte Volksvertreter nur noch Statisten, über die man sich lustig macht... Und eine solche Welt wollen sie ja wohl nicht wirklich, Herr Berger, oder?“

„Natürlich nicht!“, hatte Olaf beschämt erwidert.
Er wusste ja selbst, dass es einfach nur dumm von ihm gewesen war, wegen einem kurzen Kick sein hochwertiges Erbgut aufs Spiel zu setzen. Schließlich wollte er später einmal gesunde Kinder haben und mindestens hundertfünfundzwanzig Jahre alt werden, genau wie sein Opa.
Trotzdem... dass er jetzt deswegen ein halbes Jahr lang zu diesem dämlichen Kurs musste, zusammen mit Alkoholtrinkern, Schulschwänzern und anderem hochkriminellen Gesindel, wurmte ihn schon ganz gewaltig.
Zum Glück war jetzt erst einmal Wochenende.
Er war am nächsten Abend bei Jenny eingeladen, seiner neuen Liebe. Und mit seinem Bandkollegen Carsten wollte er zuvor unbedingt noch einen neuen Songtext durchgehen. Die Sterne standen günstig dafür... jetzt, wo ihre ehemalige Schülerband gerade in einem lokalen Wettbewerb abgeräumt hatte und sogar in der örtlichen Internet-Zeitung eine kleine Reportage über sie veröffentlicht worden war.
Vielleicht würden sie ja dieses Mal endlich den Durchbruch schaffen. Verdient hatten sie es seiner Meinung nach längst... schließlich hatten sie neben zahllosen Neo-Christ-Rock-Klassikern auch eigene Lieder im Repertoire, die sich kritisch mit aktuellen Themen wie der geplanten Indizierung des Alten Testaments und der Wahlbetrugsaffäre bei der regierenden „Scientologisch Demokratischen Union“ auseinandersetzten.

Wie immer nahm er die Abkürzung durch den verschneiten Park. Überhaupt war Olaf ein ziemliches Gewohnheitstier. Seine Freunde sagten immer, dass man nach ihm die Uhr stellen könne.
Olaf vermutete ja, dass er dies nicht zuletzt seiner disziplinierten Kindheit zu verdanken hatte… schließlich war seine Mutter, eine hochrangige Managerin, überaus ehrgeizig in den Bemühungen, aus ihm trotz seiner Vorliebe für rebellische christliche Rockmusik einen anständigen, vernünftig denkenden Erwachsenen zu machen.
Und abgesehen von der Sache mit den Zigaretten war ihr das ja auch weitestgehend geglückt... auch wenn sich Olaf manchmal selbst nicht so ganz sicher war, ob er sie dafür nun eher lieben oder hassen sollte.
„Hallo Olaf! Oder sollte ich besser sagen: Hallo, Nikita?“, tönte auf einmal eine geheimnisvoll klingende Stimme vom Wegrand her.
Olaf blieb überrascht stehen und schaute auf die fremde Gestalt, die dort im Schatten einer Laterne lehnte, als ob sie extra nur auf ihn gewartet hätte.
„Nikita?“, erwiderte Olaf verwirrt. „Kenne ich nicht. Ich glaube, du verwechselst mich mit jemandem...“
Jetzt löste sich die Gestalt aus der Dunkelheit und machte zwei große Schritte auf ihn zu. Olaf bemerkte, dass es sich um einen gepflegt aussehenden Asiaten handelte... ungefähr in seinem Alter, in einen edlen weißen Ledermantel gehüllt, und mit so einer wasserstoffblonden Dreadlock-Frisur, wie sie in den zwanziger Jahren vor allem bei jungen J-Rave-Hörern populär gewesen war.
„Glaub mir, ich verwechsle dich nicht!“, versicherte der Typ, an den sich Olaf allerdings beim besten Willen nicht erinnern konnte. „Ich habe überall nach dir suchen lassen... auf der ganzen Welt, um ehrlich zu sein. Aber dann kam mir der Bericht im Internet über eure komische Band zu Hilfe...“
Olaf verstand noch immer nicht, was das alles zu bedeuten hatte.
„Kommst du etwa von einer Plattenfirma? Bist du ein Talent-Scout? Hat dir unser Auftritt gefallen?“
Doch sein Gegenüber grinste nur.
„Ich bin Dragon Yao!“, erklärte er, und streckte Olaf wie zur Erklärung seine beiden Unterarme entgegen, auf deren Innenseiten zwei fernöstliche Drachen tätowiert waren. „Aber

du darfst natürlich Yao zu mir sagen. Und um ehrlich zu sein, ich fand euren Auftritt etwas lahmarschig. Wenn du mal eine Band wie Iron Maiden oder Metallica live erlebt hättest, wüsstest du vermutlich, was ich meine…
Naja, mit etwas mehr Lautstärke könnte es vielleicht funktionieren. Aber ich weiß ja, eure Gesundheitsrichtlinien lassen einfach nicht mehr als fünfundsiebzig Dezibel zu..."
„Schön.", murrte Olaf leicht gekränkt. „Du kannst mit unserer Musik nichts anfangen. Also wer bist du dann? Was tust du hier, und was hat das alles mit mir zu tun?"
„Mein Vater ist Geschäftsmann.", antwortete Dragon Yao gelassen. „Er gehört zu den einflussreichsten Persönlichkeiten in Seoul. Inofiziell, wenn du verstehst...
Jedenfalls arbeiten viele Leute für ihn, und damit auch für mich. Und einer von denen hat mir den Tipp gegeben, dass du der Junge sein könntest, den ich schon so lange suche."
Er lief elegant um Olaf herum, begutachtete ihn von allen Seiten, roch sogar kurz an dessen Haaren.
„Doch... kein Zweifel! Wenn es irgendjemand sein kann, dann du!", stellte er zufrieden fest, bevor er in seine Manteltasche griff und eine detaillierte Schwarz-Weiß-Zeichnung hervorholte, die ganz eindeutig eine gewisse Ähnlichkeit mit Olaf aufwies.
„Na, was ist... glaubst du mir jetzt?"
„Was soll ich glauben?", wollte Olaf leicht genervt wissen.
Ihm war kalt, er wollte pünktlich zum Abendbrot zu Hause sein... und irgendwie machte ihn der Fremde und dessen exotisches Auftreten auch ein wenig nervös.
„Wie gesagt, du musst mich mit jemandem verwechseln. Ich kenne niemanden in Korea."
Olaf wandte sich von ihm ab, um zu gehen, doch Dragon Yao hielt ihn mit einem entschlossenen Griff an die Jacke zurück.
„Warte!", sagte er, bevor er ihn wieder losließ und einen Schritt nach hinten machte, um seinem Gegenüber zu signalisieren, dass er von ihm nicht das Geringste zu befürchten hatte.
„Ich habe alles so gemacht, wie du gesagt hast. Ok? Ich habe mir ein gutes Leben ausgesucht! Eines, in dem ich ein Held bin... wo selbst die Ältesten zu mir aufsehen, weil sie mich aufgrund meiner Ideen und meiner Kenntnisse von der Vergangenheit für eine Art reinkarnierten Buddha halten.
Und Geld, Niki... meine Familie hat so viel Geld...
Ich kann endlich den Kindern auf der Straße helfen! Genau so, wie es Cyrus van Ganten einst getan hat. Wir haben auch eine neue Gegenwelt gegründet. Größer und vor allem ganz öffentlich, denn wir stehen jetzt unter dem Schutz der Yakuza. Niemand kann uns was! Kein Nazi und kein Bewahrer wird uns diesen Traum jemals wieder kaputtmachen können!"
Er blickte Olaf begeistert in die Augen... aber dort schien weder Interesse noch das geringste freundschaftliche Gefühl vorhanden zu sein.
„Alles, was jetzt noch fehlt, bist du!", fuhr Yao fast beschwörend fort. „Ohne dich ist es einfach nicht das selbe. Gib mir ein paar Tage deiner Zeit. Bitte! Nur ein paar Tage. Ich zeige dir meine Stadt, meine Brüder und Schwestern... dann wirst du schon alles verstehen. Ich kann es dir nur leider nicht in zwei Minuten erklären."
„Es sind schon mindestens drei Minuten.", ermahnte ihn Olaf ungeduldig.

Yao hatte sichtlich Mühe, beherrscht zu bleiben. Er war es nicht mehr gewohnt, andere Menschen in diesem flehenden Ton um etwas zu bitten. Erst recht nicht, wenn ihn diese so argwöhnisch und arrogant anstarrten, wie Olaf es tat... ohne Respekt, und ohne die geringste Ahnung, wen er da eigentlich vor sich hatte.
„Verdammt!", fluchte er, um eine halbwegs gesittete Lautstärke bemüht. „Ich hätte dich auch einfach in einen Koffer packen und mit der Luftpost nach Korea schicken lassen können! Dafür hätte ich nur kurz mit dem Finger zu schnippen brauchen. Aber weil ich weiß, wie wichtig dir Ehrlichkeit ist... und aus Respekt... habe ich mich stattdessen für diesen Weg hier entschieden.

Komm schon, lass mich dich wenigstens zum Essen einladen. Gleich hier um die Ecke..."
„Du verwechselst mich!", wiederholte Olaf, diesmal deutlich energischer. „Du faselst komisches Zeug und tust so, als würdest du mich kennen. Aber das kannst du überhaupt nicht... auch wenn mir Ehrlichkeit tatsächlich wichtig ist. Aber welchem vernunftbegabten Menschen ist das nicht wichtig, hä? Was sagt das schon aus über dich und mich?"
Dragon Yao raufte sich ratlos die Haare, überlegte einen Moment, und trat dann ganz dicht an Olaf heran, so dass er dessen Atem in seinem Gesicht spüren konnte.
„Ja... du hast Recht. Du kannst mich überhaupt nicht kennen. Und so, wie es aussieht, kenne ich dich genauso wenig!
Aber ich kannte einmal eine Welt, da warst du der beste Freund, den sich ein Junge von der Straße wünschen konnte."
Er hielt Olaf auffordernd eine goldene Visitenkarte unter die Nase.
„Hier.", erklärte er. „Nimm sie! Das ist der Sekretär meines Vaters. Falls du mal dringend Geld brauchst, oder einfach nur einen Bruder..."
Doch Olaf ignorierte die Karte völlig und schimpfte:
„Du bist doch komplett verrückt! Du hast wohl zu viele von euren Anarcho-Comics gelesen, was? Aber jetzt entschuldige mich, ich muss essen und noch was für die Schule tun. Und ach ja... wenn ich Kapital benötige, dann arbeite ich dafür oder beantrage Hilfe vom Lebens-Amt. Dafür brauche ich keinen koreanischen Gangsterboss und dessen schmutziges Geld.
Ich bin nämlich keiner von denen, die immer nur ans schnelle Geld denken, weißt du? Ich glaube an einen Gott, und daran, dass es irgendwann eine Welt ohne Habgier und Kriminalität geben wird!"
Mit diesen Worten wandte sich Olaf endgültig von ihm ab und eilte mit schnellen Schritten davon… fest entschlossen, in Zukunft den Park zu meiden und beim nächsten Mal wieder den längeren, aber dafür übersichtlicheren Weg an der Straße entlang zu nehmen, denn er hatte ganz sicher keine Lust, noch einmal einem solchen Spinner zu begegnen.

Yao blieb mit geballter Faust allein in der Kälte zurück.
Wieder einmal... genau wie bei den letzten fünf, die er für Nikita gehalten hatte.
Er war sich sicher:
Den Nächsten würde er wirklich erstmal entführen lassen und ihm dann hinterher alles erklären... auch wenn es natürlich keinerlei Garantie dafür gab, dass sein alter Freund in dieser Dimension überhaupt existierte, oder dass er auch nur ein kleines bisschen Ähnlichkeit mit dem Jungen von damals aufwies.
Aber Dragon Yao wusste einfach nicht, was er sonst tun sollte.
Etwa Nikita vergessen... und es einfach akzeptieren?
Akzeptieren, dass es unter den Menschen, die sich für zivilisiert hielten, augenscheinlich weitaus schwieriger war, neue Freundschaftsbande zu knüpfen, als unter den Ausgestoßenen, den Ungebildeten und Straßenkindern?
„Scheiß doch drauf!", flüsterte er wütend zu sich selbst. „Scheiß auf eure reiche, entartete Welt!"
Wenn es tatsächlich Symptom einer sorglosen Gesellschaft war, dass die selben Menschen, die sich in einem anderen Leben eng miteinander verbunden fühlten, auf einmal nicht mehr zusammenfinden konnten... dann wünschte ihnen Dragon Yao von ganzem Herzen die selbe Verzweiflung, die ihn und Nikita damals zu so einem verdammt guten Team gemacht hatte.

Frustriert nahm er den Zettel mit dem selbstgeschriebenen Gedicht zur Hand, den er dem vermeintlichen Nikita doch eigentlich zum Lesen mitgeben wollte, und nagelte ihn mitsamt seinem teuren Katana-Schwert angewidert an den Stamm des nächsten Baumes… ganz ähnlich, wie es Cyrus und seine Getreuen einst getan hatten.

Eine nette, altmodische Propaganda-Methode. Gut sichtbar für jedermann… zumindest so lange, bis die Müllabfuhr kam oder ein Muster-Bürger mit Zivilcourage die Polizei verständigte.
Dragon Yao ließ seinen wehmütigen Blick noch ein letztes Mal über den menschenleeren, schneeweißen Park schweifen. Dann zog er sich seine Kapuze über und rannte davon... so schnell, als ob er ernsthaft glaubte, dadurch die Grenzen der Dimensionen einreißen und zu dem wichtigen Teil seiner selbst durchbrechen zu können, den er einst in einer anderen Welt zurückgelassen hatte.
Die Straßen, die Lichter, die in der Luft schwebenden Verbotsschilder... Schemen eines kalten Landes, in dem er zum Glück nur ein reicher ausländischer Tourist war... alles zog wie im Zeitraffer an ihm vorbei.
Bald hatte er die Grenzen der Stadt hinter sich gelassen und die verkehrsberuhigten Wohngebiete der Besserverdienenden erreicht. Doch er hörte nicht auf zu rennen... immer weiter zu rennen, wie ein entflohener Sträfling auf der Flucht vor seinen besessenen Verfolgern.
Am liebsten wäre er auf diese Weise den ganzen Weg zurück nach Korea gelaufen, anstatt sich am nächsten Morgen wieder zu den schicksalsergebenen Business-Sklaven in den engen Flieger zwängen zu müssen.
Aber ihm war klar, dass er tausende Kilometer von hier dringend gebraucht wurde… von seinen Freunden, seiner Familie, und den vielen, die ihre letzte Hoffnung in die Idee der Gegenwelt gesteckt hatten.
Sie hielten so viel von ihm und seinen Idealen...
Er durfte sie nicht enttäuschen! Er musste ihnen Mut machen und ein Vorbild sein... auch, wenn er nicht die geringste Ahnung hatte, wie er dieser drückenden Verantwortung ohne seine großen Brüder aus der anderen Welt jemals gerecht werden sollte. Denn so ganz ohne Markus' kluge Ratschläge, Nikitas Verständnis und Demiros Rückendeckung fühlte er sich manchmal wieder so unsicher und hilflos wie ein kleines Kind.

Wessen krankem Geist war dieses sinnlose Universum eigentlich entsprungen?
Ständig galt es, wichtige Entscheidungen zu fällen. Entscheidungen, die alles verändern konnten...
Jeder legte sich so seine eigene Strategie zurecht, um mit dieser Last klarzukommen.
Die einen passten sich an oder wurden Täter, andere leisteten Widerstand, versuchten, sich zu vereinen und die Mauer der Dummheit zu durchbrechen.
Irgendwann starben sie alle, wachten in einem anderen Leben auf... und der ganze Wahnsinn ging wieder von vorne los.
Das erschien Dragon Yao so unglaublich absurd.
Wer außer der leibhaftigen Heiligen Scheiße hätte sich sowas denn ausdenken können?
Doch ganz sicher kein seiner Schöpfung wohlgesonnener Gott. Eher ein Sadist, wie es Nikita immer vermutet hatte.
Es sei denn, überlegte Yao... es sei denn, Gott war so eine Art Schriftsteller, der sich nicht für ein vernünftiges Ende seines Buches entscheiden konnte, und daher einfach unbemerkt auf Endlosschleife geschaltet hat.
So lange das Gedächtnis der Charaktere nach jedem Kapitel gelöscht wurde, konnte das schließlich bis in alle Ewigkeit funktionieren. Und immerhin konnte sich auf diese Weise keine Seele beschweren, dass das Ende nicht nach ihrem Geschmack gewesen wäre.
Ein jeder durfte mal Opfer sein, mal Täter, tragischer Sieger und glücklicher Verlierer, Führer und Mitläufer… alles war in millionenfacher Ausführung vorhanden.
Und wenn Gott wirklich über etwas lachen würde, dann wahrscheinlich über diejenigen, die das alles nicht erkennen wollten und sich stattdessen in jedem Leben aufs Neue abstrampelten, als ginge es ausgerechnet diesmal um Alles oder Nichts.

Aber was war die Alternative dazu? Das ganze Leben nur als ein witziges Spiel zu betrachten? Das Leid gar nicht mehr an sich ran zu lassen? Die Gefühle zu überwinden und aufzuhören, ein Mensch zu sein... so, wie es die Engelskinder taten?
Dragon Yao hatte den Eindruck, die Antwort auf alles lag direkt vor ihm in der kalten Nachtluft, beinahe zum Greifen nahe.
Nur noch wenige Schritte entfernt... aber nach Stunden des ziellosen Umherirrens war er längst am Ende seiner Kräfte angelangt.
Obwohl er sich noch bemühte, seinen Beinen den Befehl zu geben, weiter zu laufen, wurde sein Tempo unvermeidlich langsamer, bis er schließlich völlig entkräftet zum Stehen kam… irgendwo im Niemandsland, zwischen den am Horizont leuchtenden Städten der Menschen.
Er ließ sich atemlos auf den hartgefrorenen Schnee fallen, breitete seine Arme aus und schloss die Augen.

„Na? Gefunden, wonach du gesucht hast?“, tönte auf einmal eine Stimme aus der Dunkelheit, die Dragon Yao verdammt an den alten Markus erinnerte.
„Nein...“, keuchte Yao ohne nachzusehen, denn er wusste sofort, dass da im Umkreis von einem Kilometer niemand war, der zu ihm auf diese Weise hätte sprechen können. „Wenn ich mir vorstelle, was da draußen abgeht... wie die Menschen in Käfigen leben und es auch noch toll finden... wie Kinder in dieser Welt aufwachsen müssen und überhaupt keine Chance haben, sich ein anderes Bild vom Menschsein zu machen als das, was man ihnen täglich vorlebt... dann blutet mein Herz, Markus. Ich fühle mich irgendwie dafür verantwortlich, weil ich es besser weiß... weil ich gecheckt habe, dass so viel mehr möglich wäre.
Hast du vorhin den Jungen gesehen? Er sah aus wie Nikita, er hätte wie Nikita sein können... aber er hatte überhaupt kein Bedürfnis danach, einen richtigen Freund wie mich zu haben oder den wahren Rock’n Roll zu leben. Er spielt doch nur Rocker und Freund, wie es in seiner Welt so viele tun. Das genügt ihm anscheinend...“
„Und du denkst ernsthaft, Nikita hätte an seiner Stelle anders reagiert, wenn plötzlich ein Fremder auf ihn zugekommen wäre und ihn einfach so nach Korea eingeladen hätte?“, antwortete die Stimme hörbar amüsiert. „Nikita war damals, als ihr euch kennengelernt habt, einfach in einer höchst beschissenen Situation. Er hatte keine Freunde, sein Vater hat sich die Birne weggesoffen, seine Mutter nur ständig rumgemeckert. Glaub mir, ohne all das, wenn er so wohlbehütet und beliebt gewesen wäre wie dieser Junge aus dem Park... er hätte sich wahrscheinlich einen Scheiß um dich kleinen Krüppel geschert! Er wäre auf der Straße hastig an dir vorbeigelaufen und hätte sich nie getraut, dir auch nur einmal in die Augen zu blicken. Genau wie all die anderen.
Und du, Yao...wenn du nicht das Leben gehabt hättest, das du hattest... wenn du nicht am eigenen Leib erfahren hättest, wie es ist, betteln zu müssen, Angst um sein Leben zu haben, für die anderen nur ein lästiger Klotz am Bein zu sein... denkst du, dir hätte Nikitas Freundschaft ebenfalls so viel bedeutet? Glaubst du wirklich, du wärst einfach so zu einem fremden alten Mann wie mir mit nach Hause gegangen und hättest dich in dessen merkwürdigen Geschichten verloren, wenn dein Verlangen nach einer richtigen Familie und einer besseren Welt nicht so stark gewesen wäre, wie es aufgrund deiner Vorgeschichte eben war?“

Yaominh wusste, dass die Stimme in seinem Kopf Recht hatte. Er wusste, dass alles nur an den Umständen lag. Aber er wollte es nicht akzeptieren.
„Ich wäre also genau wie die anderen?“, fasste er frustriert zusammen. „Und lass mich raten: Im nächsten Leben werde ich alles vergessen haben, was mich mein Schicksal in diesem Leben über Freundschaft und Freiheit gelehrt hat?

Ich werde wieder bei Null anfangen müssen... werde vielleicht auch so ein arroganter Student werden, der ein bisschen Rebell spielt, weil da in seinem Unterbewusstsein noch ein paar Rest-Erinnerungen an früher gespeichert sind, als er noch ein stolzer Krieger war.
Also hat Vogt letztlich doch Recht behalten.
Wir Gegenweltler gehören zu einer aussterbenden Art… zu Dinosauriern, die von der Evolution hinweggefegt werden, weil sie nicht in der Lage sind, sich den neuen Begebenheiten anzupassen.
Die Menschen der Zukunft leben in einer heilen, geordneten Welt, und wenn sie doch einmal das Bedürfnis verspüren, sich gegen irgendetwas aufzulehnen, dann schlüpfen sie in ihren Cyberanzug und ballern sich in so einer Gangstersimulation den Frust von der Seele.
Sie werden mit Raumschiffen zu neuen Planeten fliegen, und werden vor lauter Ablenkungsmöglichkeiten und Diensteifer gar nicht mehr mitbekommen, dass sie längst nur noch eigens herangezüchtete Ersatzteile einer völlig außer Kontrolle geratenen Maschine sind.
Niemand wird mehr das geringste Verständnis für Verweigerer wie uns aufbringen. Und kein Heranwachsender wird sich mehr so verzweifelt fühlen, dass er auch nur auf die Idee käme, es uns Gegenweltlern gleich zu tun und aus allem auszubrechen.
Nein... denn die Welt der Zukunft wird genau so sein, wie es Gene Roddenberry in Star Trek immer vorhergesehen hat:
Keiner nimmt mehr irgendwelche Drogen, niemand ist unmotiviert, und in jeder Folge krepieren zwei von diesen namenlosen Uniformierten, ohne dass es irgendjemandem auffällt, weil abgesehen vom Captain und seinen Offizieren jeder an Bord der Enterprise beliebig austauschbar ist.“
Dragon Yao schlug wütend mit seinem Kopf gegen die harte Schneefläche.
Wenn er sein Schwert noch bei sich gehabt hätte, er hätte am liebsten irgendetwas Wertvolles kaputtgehauen... etwas von diesem europäischen Wohlstandsmist, wie holographische Fernsehgeräte oder ihre direkt in den Gehörgang implantierten Telefonchips... all die hochentwickelten Kostbarkeiten, die die Menschen daran hinderten, zu erkennen, dass das Kostbarste von allem seit Jahrhunderten fast vergessen in ihren Seelen schlummerte.

„Was willst du denn jetzt von mir hören?“, versuchte ihn die Stimme wieder aufzurichten.
„Eine Garantie, dass unsere Bemühungen nicht vergebens sind? Dass die Menschen irgendwann die Notwendigkeit begreifen werden, statt ihrer Systeme und Technologien zunächst einmal ihr eigenes Wesen zu optimieren?
Wer weiß schon, was die Zukunft bringt, Yao... oder in welchem Leben wir uns als nächstes zu bewähren haben.
Lass es doch einfach geschehen. Und wenn du dann in einem nächsten Leben so ein oberflächlicher Zivilisationszombie bist, und dir partout nicht die Idee kommen will, eine neue Gegenwelt zu gründen... mein Gott, dann ist es halt so! Dann kann dein neues Leben aber auch nicht so ganz schlecht sein, nicht wahr?“
„Heißt das, dass ich mich jetzt abstrample, um ein Leben in Freiheit und Würde zu führen, auf das vielleicht später tausend Leben in Knechtschaft und Verblödung folgen?“, fragte Dragon Yao wenig begeistert. „Einfach, weil ich es dann nicht mehr besser wissen werde?
Ehrlich gesagt, diese Ungewissheit macht mich ganz verrückt! Wie kann ich stark sein und für meine Ideale kämpfen, wenn ich nichtmal weiß, ob es überhaupt Sinn macht, diesen Kampf fortzuführen?“
„Ob es Sinn macht?“, überlegte die Stimme. „Stell dir doch einmal vor, du und ein paar deiner Freunde seid umzingelt von einem Dutzend gefährlicher Schurken. Sie stürmen mit gezückten Klingen auf euch zu, voller Mordlust in ihren Augen... und hinter der ersten Reihe bringt sich schon die nächste Welle in Angriffsformation.

Würdest du in so einer Situation auch erst nach dem Sinn fragen, oder danach, wie Gott zu der ganzen Sache steht? Ob er dich möglicherweise auslacht, wenn du dich zur Wehr setzst und entgegen aller Wahrscheinlichkeit versuchst, dein Leben und das deiner Freunde zu retten?
Ich glaube nicht, Yao. Ich glaube, du würdest einfach dein Schwert ziehen und für das einstehen, was dir wichtig ist! Ist es nicht so?
Und du würdest das verflucht gut machen.
Ein Krieger, der von vornherein weiß, dass er die Schlacht gewinnen wird, wird sich doch nie so ins Zeug legen wie einer, der um alles, was ihm etwas bedeutet, bis zum letzten Moment zittern und bangen muss.
Und vielleicht lässt man uns ja genau deshalb in dieser Ungewissheit... damit wir einen guten Kampf abliefern und nicht nur halbherzig bei der Sache sind.
Denn die Sache ist wichtig, Yao. Es geht um die Zukunft der Schöpfung.
Nicht Gottes Schöpfung... sondern unsere!
Ein jeder von uns ist ein Gott und bestimmt über einen winzigen Teil des Universums.
Was die anderen daraus machen, kannst du kaum beeinflussen... aber was aus dem Teil wird, für den du die Verantwortung trägst, das liegt allein bei dir. Bei niemandem sonst."

„Verdammt, ich will ja kämpfen!", rief Dragon Yao wütend in die Nacht hinaus. „Ich will meinen Teil des Universums gestalten. Aber ich will das an eurer Seite tun! Alles, was ich heute bin, habe ich doch nur euch zu verdanken. Nikita, Demiro und dir...
Manchmal wächst mir alles über den Kopf. Die Verantwortung, die ich jetzt habe, die Erwartungen all der Menschen, die von mir abhängig sind...
Das macht mir einfach Angst, Markus. Ich kann nicht ständig für alle der große Bruder sein. Ich bräuchte doch selber einen. Aber wenn ich die Augen öffne und nachsehe, dann ist keiner da..."
„Glaub mir, da draußen gibt es Millionen, die einen großen Bruder in diesem Moment weitaus dringender benötigen als du.", erwiderte die Stimme ruhig und gelassen. „Millionen, die sich ängstlich wie Kinder durch die Dunkelheit tasten… ohne Ideale, ohne Plan… ja, oft sogar ohne die geringste Ahnung davon zu haben, wer sie eigentlich sind.
Du hingegen weißt doch längst, wer du bist. Du hast einen Plan.
Du hast hinter die Kulissen der Welt geblick. Was, denkst du, kann dir diese Welt jetzt noch anhaben?
Ok, ich versteh schon… du willst eine Schulter, um dich anzulehnen… jemanden, der dich in den Arm nimmt und tröstet, wenn es dir schlecht geht. Jemand, der versteht, was in deinem Kopf vorgeht. Und ich verspreche dir auch, solche Menschen wirst du noch zu Genüge finden.
Aber du wirst nie wieder jemanden finden wie uns.
Es ist wie mit dem Saufen… der erste Rausch ist immer der Beste. Du kannst in den Jahren danach noch so viel in dich reinkippen… aber dieses Gefühl, fliegen zu können und eins mit der gesamten Welt zu sein, wird niemals wieder das selbe sein.
Vielleicht ist es deshalb gar nicht so schlecht, wenn unser Gedächtnis nach jedem gelebten Leben neu formatiert wird… denn sonst würde es allen so gehen wie dir jetzt… wir würden ständig die Erinnerung an die Vergangenheit mit uns herumtragen, die Sehnsucht nach alten Freunden, der ersten Liebe, und allem Schönen, was einmal war.
Aber jetzt sei ein Mann, krieg dich wieder ein… und hör endlich auf rumzujammern!
Schließlich hast du dir das genaugenommen alles selbst eingebrockt.
Hätte dein bescheuerter Freund damals am Staudamm nicht die Fernbedienung betätigt, hättest du dieses Problem jetzt überhaupt nicht. Und er… er hätte es garantiert auch nicht, da, wo er jetzt ist."
Yaominhs horchte gespannt auf.
„Du weißt also, wo Niki ist? Wo ist er? Sag schon, geht es ihm gut?"

„Nikita ist nicht halb so weit von dir weg, wie du glaubst…“, erwiderte die Stimme geheimnisvoll. „Wir alle sind ziemlich dicht an dir dran, um genau zu sein. Aber du weißt ja, wir stehen Rücken an Rücken im Kampf gegen die Welt… und das heißt nunmal auch, dass wir uns nicht die ganze Zeit in die Augen schauen können, sonst verlieren wir unser Ziel aus dem Blickfeld.
Also sieh wieder nach vorne, Yao! Lass die Zukunft in dein Herz.
Der Krieg, der da draußen tobt, ist noch lange nicht vorbei. Und er ist auch nicht auf drei Dimensionen beschränkt.
Wir müssen stark sein… stark in unserem Glauben an die Dinge, für die es sich zu kämpfen lohnt… unsere Freiheit, unsere Freunde… und ja, auch jene Freunde, die gerade nicht anwesend sind, von denen wir aber ganz genau wissen, dass es sie irgendwo da draußen einfach geben muss…“
Als die Stimme bemerkte, dass Dragon Yao noch immer nicht überzeugt war, sank sie ganz dicht auf ihn herab und flüsterte einfühlsam in sein Ohr:
„Aber wenn es dir hilft, sieh es doch einfach als Herausforderung an! Als eine Art mentaler Ausdauer-Test, in dem du unter Beweis stellen kannst, wie stark deine Verbundenheit zu uns wirklich ist.
Dass du jederzeit für deine Freunde eine Kugel abfangen würdest, wissen wir glaube ich beide. Aber wärst du denn auch bereit, ein Leben, oder vielleicht sogar mehrere, ohne uns auszukommen, und dennoch nie den Glauben daran zu verlieren, dass es uns irgendwo da draußen tatsächlich gibt?
Wenn deine Freundschaft so stark wäre, würdest du uns mächtig stolz machen, Yao. Wirklich... unglaublich stolz. Auch, wenn du eigentlich keinem von uns noch irgendwas zu beweisen brauchst…
Also was ist, traust du dich? Nimmst du die Herausforderung an?“
Dragon Yao öffnete freudig die Augen, da er für einen Moment tatsächlich glaubte, seinen alten Freund und Lehrmeister an seiner Seite zu haben... doch wie erwartet war da nichts außer der weißen Schneedecke, einigen knorrigen Baumstämmen und den entfernten Lichtern am Horizont.
„Ja...“, murmelte er leise, bevor er sich eine einzelne Träne der Erkenntnis von der Wange strich. „Ja, verflucht noch mal, ich nehme an! Und ja, natürlich will euch stolz machen… das ist das Mindeste, was ich für euch tun kann. Wo immer ihr jetzt auch sein mögt...“
Er rappelte sich langsam auf, klopfte den eisigen Schnee von seinem Mantel und steckte sich den eigentlich für zwei Personen bestimmt gewesenen Joint in den Mund, den er heimlich im Diplomatengepäck mit in den Westen geschmuggelt hatte.
Dann entzündete er mit klammen Fingern ein Streichholz... beobachtete die Flamme, wie sie gierig daran emporkletterte, als hätte sie auch nur die geringste Aussicht darauf, diese kalte europäische Winternacht zu überleben. Aber darüber machte sich Feuer glücklicherweise keine Gedanken. Es brannte einfach so lange, wie es brennen konnte… weil es brennen musste.

Während Dragon Yao den Joint ansteckte und einen tiefen, entspannenden Zug inhalierte, ahnte er, dass er sich im Grunde keinerlei Sorgen um seine zukünftigen Existenzen zu machen brauchte... denn er war keiner von diesen vergänglichen, brennbaren Gegenständen, die in dem einen Moment in all ihrer menschgefertigten Herrlichkeit erstrahlten, um im nächsten zu einem unbedeutsamen Häufchen Asche zu verfallen.
Er war wie das Feuer ein Element. Und auch, wenn sich die Zeiten noch so sehr ändern sollten und die Menschen ihre Welt mit noch so vielen Feuerlöschern und Sprinkleranlagen ausstatteten, würde dieses Element doch nie etwas anderes tun als das, was in seiner Natur lag: Leuchten, wärmen, brennen... und manchmal auch einfach nur zerstören.

Dragon Yao schaute noch einmal anerkennend auf die allmählich schwächer werdende Flamme, die inzwischen fast das untere Ende des Streichholzes erreicht hatte. Dann blies er sie in der Gewissheit eines baldigen Wiedersehens gnadenvoll aus.

Requiem

Ist das die Welt, die ihr wolltet?
Ist das eure Ahnung vom Glück?
Ihr sagt mir, hier sei es am Besten
doch ich möchte wieder zurück

Dorthin, wo die Menschen noch atmen
wo die Flüsse nicht kanalisiert
wo Gerechtigkeit noch der Gerechte
und kein steifer Jurist definiert

Eure Welt ist mir manchmal so fremd
wie nem Wolfskind die lärmende Stadt
in der Konventionen verfügen
wie man zu reden und auszusehn hat

Ihr habt euch bemüht mich zu heilen
von meiner wilden und wahren Natur
Ich tat so, als könnte ich lernen,
doch tief in mir drin blieb ich stur

Eure Schulen sind mir zuwider
ihr biegt euren Nachwuchs zurecht
den Biegsamen schenkt ihr die Zukunft
die anderen redet ihr schlecht

Ihr habt ein Idealbild vom Menschen
friedlich, gehorsam und weich
denn ihr wollt ein gewaltloses Leben
in eurem gewaltigen Reich

So erzieht ihr die Kinder wie Sklaven
Schule, wenn's geht schon mit Drei
damit sie nicht später mal sagen
„Als Kind, ja, da war ich noch frei!"

Ihr zeigt ihnen früh eure Grenzen
damit sie so werden wie ihr
begrenzte, gezähmte Geschöpfe
getrieben von Ängsten und Gier

Und Sehnsucht nach besseren Zeiten
die sie in der Arbeit dann suchen
am Tag sieht man sie fleißig schuften
am Abend den Morgen verfluchen

Und doch geht's am nächsten Tag weiter
denn euer Leben ist teuer
man fliegt in die Südsee zum Baden
und hätt' alles gern etwas neuer

Als die Menschen im Haus nebenan
man wird schon vor Neid immer gelber
und würd' sie gern stutzen bis diese
so unwichtig sind wie man selber

Da bleibt nicht mehr viel Zeit für Freunde
und die Zeit, die bleibt, wird gelacht
denn Freundschaft ist euch super-wichtig
zumindest manchmal, Samstag Nacht

Dann tanzt ihr und wünscht, dass das Leben
nur immer so unbeschwert wär
doch dem, der sein Leben lang tanzt
dem ruft ihr empört hinterher

Er möge gefälligst was leisten
und Opfer erbringen wie jeder
An der Heimatfront gilt es zu kämpfen
wer ausbüchst, der gilt als Verräter

Des Fortschritts, des einzigen Heilands
der euch noch Erlösung verspricht
aus der selbstauferlegten Hölle
aus Abhängigkeiten und Pflicht

In die ihr geflüchtet seid
um den drohenden Kampf zu vermeiden
der entbrennt, wenn zu viel' einer Art
am selben Ort leben und weiden

Ihr habt euch die Zähne gezogen
um nicht mehr gebissen zu werden
und lebt nun beengend und zahlreich
in ängstlichen Zahnlosen-Herden

Millionen auf so kleinem Raume
Psychosen sind vorprogrammiert
entartetes Leben in Kästchen
wer's nicht leben mag, wird therapiert

Um sich wieder zuhause zu fühlen
im System der Verdummten und Frommen
und noch engere Kästchen zu bauen
für die Kinder, die nach einem kommen

So macht ihr die grüne Welt grauer
schafft Zwänge, wo noch keine waren
Ein Tumor weiß nicht, dass er tötet
doch ihr werdet es noch erfahren

Wenn die Dämme irgendwann brechen
weil zu viele sich eingesperrt fühlen
dann wird diese Flut eure Welt
mit all ihren Regeln wegspülen

Und während das Chaos dann tobt
werde ich im Verborgenen lauern
denn mein Gott ist die Freiheit und wird
euren weltlichen Knast überdauern

ENDE.